

Jakob Wassermann: Das Gänsemännchen Roman



dtv

Das Buch

Der musikbesessene Daniel Nothafft soll nach den Wünschen seiner Familie Kaufmann werden und seine häßliche, hinterlistige Cousine Philippine heiraten. Er widersetzt sich jedoch diesem Plan, verläßt sein Elternhaus und wirft sich vollständig auf die Musik, der fortan sein ganzes Leben gilt. Hartnäckig und zum Teil unter größten Entbehrungen arbeitet er an seiner Ausbildung zum Komponisten. Nachdem ein Freund und Förderer ihm Zugang zur Musikwelt und damit zu gewisser Anerkennung und einem bescheidenen Einkommen verholfen hat, lernt Daniel die Schwestern Jordan kennen: Er heiratet die zurückhaltende, in sich gekehrte Gertrud, obwohl er schon bei der Hochzeit erkennen muß, daß seine eigentliche Liebe der heiteren, lebenslustigen Lenore gilt. Das unglückselige Dreiecksverhältnis wird zum Skandal und mündet in eine Katastrophe... Mit feinfühligster Psychologie schildert Jakob Wassermann in diesem 1914 vollendeten Roman das ihm aus eigenen Anschauungen nur allzu vertraute Spannungsverhältnis zwischen genialischer Künstlernatur und (klein-)bürgerlicher Gesellschaft und vermittelt zugleich ein charakteristisches Stück deutscher Zustände um 1900. Das Buch wurde sowohl vom Publikum als auch von der Literaturkritik enthusiastisch aufgenommen: Ein Werk, das sich »turmhoch über so ziemlich die ganze Romanliteratur der letzten Jahre hinaushebt« (Lion Feuchtwanger in der »Schaubühne«).

Der Autor

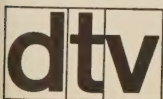
Jakob Wassermann wurde am 10. März 1873 in Fürth als Sohn eines Gemischtwarenhändlers geboren und starb am 1. Januar 1934 in Altaussee in der Steiermark. Der gelernte Kaufmann wurde später freier Schriftsteller und arbeitete auch als Redakteur beim »Simplicissimus«. Mit seinen spannenden, psychologisch-realistischen Romanen und Novellen hatte er eine breite internationale Wirkung. Werke u. a.: »Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens« (1908), »Laudin und die Seinen« (1925), »Der Fall Maurizius« (1928), »Etzel Andergast« (1931), »Joseph Kerkhovens dritte Existenz« (1934), Romane.

Digitized by the Internet Archive
in 2024

Jakob Wassermann:
Das Gänsemännchen
Roman

Mit einem Nachwort
von Fritz Martini

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Von Jakob Wassermann

sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens (10192)

Laudin und die Seinen (10767)

Der Fall Maurizius (10839)

Etzel Andergast (10945)

Joseph Kerkhovens dritte Existenz (10995)

Christian Wahnschaffe (11104)

Ungekürzte Ausgabe

August 1990

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

© Albert Langen · Georg Müller Verlag GmbH,

München · Wien

Erstveröffentlichung: Berlin 1915

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti unter Verwendung

des Gemäldes ›Der Künstler‹ von Edouard Manet

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,

Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 3-423-11240-9

Ich widme dieses Werk
 Moritz Heimann,
 dem brüderlichen Freund

Die Kunst, sich zu freuen	1
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	2
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	3
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	4
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	5
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	6

Die Kunst, sich zu freuen	7
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	8
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	9
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	10
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	11

Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	12
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	13
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	14
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	15
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	16
Die Kunst, sich zu freuen und zu lieben	17

Begonnen Juli 1912, beendet Juli 1914

INHALT

ERSTER THEIL

Die Mutter sucht ihren Sohn	11
Feinde, Brüder, Freund und Maske	37
Der Nero unserer Zeit	58
Inspektor Jordan und seine Kinder	81
Stimmen von außen und Stimmen von innen	117
Erinnerung an eine Traumgestalt	146

ZWEITER THEIL

Daniel und Gertrud	181
Die gläserne Kugel zerbricht	208
Tres faciunt collegium	236
Philippine zündet ein Feuer an	274
Lenore	315

DRITTER THEIL

Das Zimmer mit den verwelkten Blumen	367
Prometheische Symphonie	398
Dorothea	456
Der Teufel fährt in Flammen aus dem Haus	488
Aber abseits, wer ist's	509
Nachwort von Fritz Martini	529

ERSTER THEIL

Die Mutter sucht ihren Sohn

1

Die Landschaft hat vielfaches Grün; vom Rednitztal bis zum Taubertal hinüber ziehen sich tiefe Wälder, meist Nadelholz. Doch um die Dörfer ist in weitem Bogen alles bebaut, denn es ist uralter Kulturboden. An den zahlreichen Weihern steht das Gras höher, so hoch oft, daß man von den Gänseherden nur die Schnäbel gewahrt, und wäre das Geschnatter nicht, man könnte sie für wunderbarlich bewegte Blumen halten, diese Schnäbel.

Das Städtchen Eschenbach liegt ganz flach in der Ebene. Es ist ein übriggebliebenes Stück Mittelalter, aber die Fremden kennen es nicht, es ist stundenweit von jeder Bahnlinie entfernt. Ansbach ist die nächste Stadt im großen Ring des Verkehrs; um sie zu erreichen, bedient man sich der Postkutsche. So heute wie damals, als Gottfried Nothafft, der Weber, dort lebte.

Die Stadtmauern sind mit Moos und Efeu bewachsen; über den Graben führen noch die alten Zugbrücken durch auffällige runde Tore in die Straßen. Die Häuser haben Erker und weitvorspringende Firste, und ihr gekreuztes Balkenwerk sieht aus wie Muskelgeflecht.

Von dem Dichter, der einst hier geboren wurde und der das Lied vom Parzival sang, wissen die Leute nichts mehr. Vielleicht rauen in der Nacht die Brunnen von ihm, vielleicht wandelt sein Schatten manchmal im Mondschein um Kirche und Rathaus. Die Menschen wissen nichts mehr von ihm.

Das kleine Häuschen des Webers stand unweit vom Gasthaus zum Ochsen, ein wenig abgerückt von der Straße. Drei vertretene Stufen führten zum Tor, und sechs Fenster blickten auf den stillen Platz. Wer hätte denken sollen, daß der Geist der großen Industriewelt sich bis zu diesem verlorenen Winkel zerstörerisch eine Bahn schaffen würde!

Als Gottfried Nothafft im Jahre 1849 geheiratet hatte, seine Frau Marianne war eine von zwei Schwestern Höllriegel aus Nürnberg, hatte er sich noch auskömmlich zu ernähren vermocht. Sie wünsch-

ten sich beide ein Kind und jahrelang vergebens. Oft sagte Gottfried am Feierabend, wenn er auf der Bank vor dem Haus die Pfeife rauchte: »Wie schön, wenn wir einen Sohn hätten.« Da schwieg Marianne und senkte die Augen. Später sagte er nichts mehr, weil er die Frau nicht beschämen wollte. Aber seine Miene verriet den Wunsch nur um so deutlicher.

2

Eines Tages machte sich ein Stocken des Gewerbes bemerkbar. Die Weber im ganzen Lande klagten; sie konnten nicht mehr mitkommen, es war eine lähmende Krankheit, von der sie betroffen wurden. Der Markt hatte plötzlich niedrigere Preise, die Beschaffenheit der Ware hatte sich verändert.

Dies geschah gegen das Ende der fünfziger Jahre, als von Amerika aus die neuen Maschinenwebstühle eingeführt wurden. Da fruchtete kein Fleiß mehr, das billige Produkt, das die Maschine zu liefern vermochte, raubte der Handarbeit den Absatz.

Gottfried Nothafft ließ sich's zuerst nicht verdrießen; so läuft ein Rad noch, wenn der Antrieb gehemmt wird. Aber nach und nach verging ihm die Lust. In einem einzigen Winter wurde sein Haar grau, und mit fünfundvierzig Jahren war er ein gebrochener Mann.

Und da, als die Armut drohend vor der Türe stand und Mariannes Gemüt durch Haß befleckt war, erfüllte sich die Sehnsucht des Ehepaares, und die Frau wurde, im zehnten Jahr der Ehe, schwanger.

Der Haß, den sie hegte, galt der Maschine. In ihren Träumen wurde die Maschine zu einem Ungeheuer mit stählernen Schenkeln, das tückisch kreischend Menschenherzen verschlang. Es erbitterte sie die Ungerechtigkeit eines Vorgangs, bei dem in frecher Mühelosigkeit gedieh, was ehemals unter den bedächtigen Fingern des Webers sinnvoll und natürlich erstanden war.

Die Gesellen mußten einer nach dem andern entlassen werden, und ein Webstuhl nach dem andern kam auf den Dachboden.

Tag für Tag schlich Marianne hinauf und kauerte stundenlang vor den Geräten, die einst eine wohlthätig bestimmbare Kraft in Bewegung gesetzt hatte und die jetzt Leichnamen glichen.

Gottfried ging mit seinen Lagervorräten hausierend über Land. Einmal kehrte er zurück und brachte ein Stück Maschinengewebe mit, das ihm ein Kaufmann in Nördlingen geschenkt hatte. »Sieh doch, Marianne, was das für ein Ding ist«, sagte er und reichte ihr den Stoff. Aber Marianne zog schaudernd die Hand davon weg, als hätte sie den Raub eines Mörders erblickt.

Nach der Geburt des Knaben verloren sich die krankhaften Empfindungen, dafür verfiel Gottfried von Monat zu Monat mehr. Und wenn er auch die Jahre überstand, er hatte aufgehört, ein heiterer Mensch zu sein, und freute sich nicht einmal des heranwachsenden Knaben. Als er seine eigenen Waren verkauft hatte, übernahm er fremde und schleppte sich mühsam von Dorf zu Dorf, Sommer und Winter hindurch.

Trotz der Knappheit, die im Hause herrschte, war Marianne überzeugt, daß Gottfried erspartes Geld zurückgelegt habe, und gewisse Andeutungen des Mannes hatten diese Hoffnung befestigt. Es gehörte zu seinen eigentümlichen Lebensansichten, die Frau über den wahren Stand seines Vermögens im unklaren zu lassen. Als die Läufe immer schlechter wurden, schwieg er über diesen Punkt völlig.

3

Auf dem Kornmarkt in Nürnberg betrieb Jason Philipp Schimmelweis, der Mann von Mariannes Schwester, eine Buchbinderei.

Schimmelweis war ein Westfale. Er war aus Haß gegen Junker und Pfaffen in die protestantische Stadt im Süden gekommen und hatte von Anfang an allen Leuten durch seine Mundfertigkeit große Achtung abgenötigt. In dem Haus, wo er sein Geschäft errichtet, hatte auch Therese Höllriegel gewohnt und sich durch Schneidern ihr Brot verdient. Er hatte geglaubt, sie besitze einiges Geld, aber es hatte sich erwiesen, daß es für seinen Ehrgeiz zu

wenig war. Da benahm er sich gegen Therese so, als ob sie ihn betrogen hätte.

Er verachtete sein Handwerk und wollte höher hinaus. Er fühlte den Beruf zum Buchhändler in sich. Aber um diesen Plan zu verwirklichen, mangelte es ihm an Kapital. So hockte er denn mißvergnügt in dem unterirdischen Gewölbe und leimte und falzte und zürnte seinem Geschick und las in seinen Mußestunden sozialistische und freigeistige Schriften.

Es war der Herbst, in dem der Krieg gegen Frankreich wütete. Am Vormittag war die Kunde von der Schlacht bei Sedan eingetroffen. Von allen Kirchen läuteten die Glocken.

Da trat zu Jason Philipps Verwunderung Gottfried Nothafft in die Werkstatt. Sein langer Patriarchenbart und die hohe Gestalt machten ihn zu einer ehrwürdigen Erscheinung, obwohl sein Gesicht müde aussah und die Augen erloschen waren.

»Grüß Gott, Schwager«, sagte er und bot die Hand, »dem Vaterland geht's besser als seinen Bürgern.«

Schimmelweis, der Verwandtenbesuche nicht liebte, erwiderte den Gruß mit vorsichtiger Kälte. Erst als er erfuhr, daß Gottfried im »roten Hahn« Logis genommen, hellten sich seine Züge auf. Er fragte, was den Schwager in die Stadt geführt.

»Ich habe mit dir zu sprechen«, antwortete Gottfried Nothafft.

Sie gingen in einen Raum hinter der Werkstatt und setzten sich nieder. In Jason Philipps Augen lag ein abschlägiger Bescheid schon jetzt für jedes Ansinnen, das ihn Mühe oder Geld kosten würde. Aber er fand sich angenehm enttäuscht.

»Du sollst wissen, Schwager«, begann Gottfried Nothafft, »daß ich mir in den neunzehn Jahren, die ich mit meinem Weib zusammengelebt, dreitausend Taler erspart habe. Und weil mir zumut ist, als könnte mir bald was Menschliches zustoßen, komm ich zu dir mit der Bitte, das Geld in Verwahrung zu nehmen für Marianne und den Buben. Hab Sorge genug gehabt, es beiseite zu halten in der letzten schlimmen Zeit. Marianne weiß nichts davon und soll nichts davon erfahren. Sie ist ein schwaches Weib, die Weiber verstehen nichts vom Gelde und was für eine Würde es hat, wenn es mit so saurem Schweiß erworben ist. In einer Stunde der Not greift sie danach, und eh sie sich besinnt, ist's

weg. Ich will aber meinem Daniel den Eintritt ins Leben erleichtern, wenn er die Lern- und Lehrjahre hinter sich hat. Er ist jetzt zwölf, also noch einmal zwölf, so Gott will, und er ist ein Mann. Marianne kannst du mit den Zinsen aushelfen, und ich verlange nichts anderes von dir, als daß du schweigst und an dem Jungen väterlich handelst, wenn ich nicht mehr bin.«

Jason Philipp Schimmelweis erhob sich und drückte Gottfried Nothafft die Hand. »Du kannst dich auf mich verlassen wie auf die Bank von England«, sagte er.

»Das hab ich mir wohl gedacht, Schwager, und darum der Weg.« Er zählte dreitausend Taler in Reichsscheinen auf den Tisch, und Jason Philipp stellte ihm eine Quittung aus. Dann drängte er in ihn, er möge doch die Nacht über im Hause bleiben, allein Gottfried Nothafft sagte, er müsse wieder heim zu Weib und Kind und habe von der verflossenen Nacht genug, die er in der lärmenden Stadt zugebracht.

Als sie in die Werkstatt zurückkehrten, saß Therese dort und hielt ihr Erstgeborenes, die dreijährige Philippine, auf dem Schoß. Das Mädchen hatte einen großen Kopf und häßliche Züge. Gottfried vergönnte sich kaum Zeit, der Schwägerin Rede zu stehen. Später erkundigte sich Therese bei ihrem Mann, was Nothafft gewollt habe. Kurzangebunden versetzte Jason Philipp: »Mannsgeschäfte.«

Drei Tage darauf schickte Gottfried die Quittung wieder; auf ihre Rückseite hatte er geschrieben: »Was soll mir der Wisch, er könnt mich nur verraten. Ich habe Wort und Handschlag von dir, selbes genügt. Mit Dank für deinen Freundschaftsdienst dein treueingeweihter Gottfried Nothafft.«

4

Eh noch der Friede geschlossen wurde, legte sich Gottfried zum Sterben hin. Er wurde in dem kleinen Kirchhof an der Mauer begraben, und ein Kreuz wurde aufgerichtet.

Jason Philipp und Therese waren zur Beerdigung gekommen und blieben drei Tage bei Marianne wohnen. Die Hinterlassenschafts-

prüfung ergab zu Mariannes Schrecken, daß keine zwanzig Taler im Hause waren, und was sie vor sich sah, war ein Leben der Not und des Kammers. Da waren Jason Philipps Ratschläge und Anordnungen ein rechter Trost, und seine Erklärung, daß er ihr nach Kräften beistehen wolle, beruhigte ihr Herz.

Es wurde beschlossen, daß sie einen Kramladen einrichten solle, und Jason Philipp schoß hundert Taler vor. Es hatte den Anschein, als sei Jason Philipp ein gemachter Mann. Er trug den Kopf hoch, und seine runden Bäckchen zeugten von Wohlgenährtheit. Er trommelte gern an die Fensterscheiben und piffte dabei. Es war die Marseillaise, die er piffte, aber in Eschenbach wußte man das nicht.

Daniel blickte aufmerksam auf seine Lippen und piffte die Weise nach. Da lachte Jason Philipp, daß sein Bäcklein erbebt, dann sagte er, sich der Trauerstimmung erinnernd: »So ein Bengel.« Der Knabe mißfiel ihm jedoch. »Der selige Gottfried scheint sich zu wenig um ihn gekümmert zu haben«, sagte er, als er einmal Zeuge einer Widerspenstigkeit Daniels war, »der Bursch braucht eine starke Hand.«

Daniel hörte diese Worte und sah dem Onkel höhnisch ins Gesicht.

Am Sonntag nach der Vesper nahm das Ehepaar Schimmelweis Abschied, und Daniel war nicht da. Die Frau des Ochsenwirts rief herüber, sie habe ihn mit dem Organisten in die Kirche gehen sehen. Marianne lief zur Kirche, um ihn zu holen. Nach einer Weile kam sie zurück und sagte zu dem wartenden Jason Philipp: »Er sitzt bei der Orgel und ist nicht wegzubringen.«

»Er ist nicht wegzubringen?« fuhr Jason Philipp auf, und seine runden Bäckchen glühten vor Zorn, »was heißt denn das? Das läßt du dir gefallen?« Und er ging selbst in die Kirche, um den Ungehorsamen zur Stelle zu schaffen.

Als er in den Chor hinaufstieg, begegnete ihm der Organist und lachte. »Sie suchen wohl den Daniel?« fragte er; »der stiert noch immer die Orgel an und ist wie verzaubert von dem bißchen Spiel.«

»Will ihm den Zauber schon austreiben«, knurrte Jason Philipp. Daniel kauerte hinter der Orgel auf dem Boden und blieb beim

Anruf seines Onkels unbeweglich. Er war so versunken, daß seine Augen einen Ausdruck hatten, der Jason Philipp auf den Gedanken brachte, der Knabe sei vielleicht nicht recht bei Verstand. Er packte Daniel bei der Schulter und herrschte ihn an: »Komm mal sofort mit mir nach Hause.«

Die Augen aufschlagend und erwachend und das entrüstete Fauchen der fremden Stimme vernehmend, riß sich Daniel los und erklärte frech, bleiben zu wollen, wo er war. Jason Philipp geriet in Wut und suchte sich des Knaben neuerdings zu bemächtigen, um ihn mit Gewalt hinunterzuschleppen. Da sprang Daniel zurück und rief mit zitternden Lippen: »Rühr mich nicht an!«

Ob es nun die Stille des Kirchenraums war, die mahnend und erschreckend auf Jason Philipp wirkte, oder ob die außerordentliche Bosheit und Leidenschaft in den Zügen des Knirpses ihn veranlaßten, von seinem Vorhaben abzustehen, genug, er drehte sich um und ging wortlos davon.

»Es ist höchste Zeit, die Post wartet schon«, rief ihm seine Frau entgegen.

»Ein hübsches Fröchtchen ziehst du dir auf«, sagte er mit finsternem Gesicht zu Marianne; »an dem wirst du noch was erleben.«

Marianne blickte zu Boden. Die Worte trafen sie vorbereitet. Die Wildheit und Verstocktheit des Knaben, das selbstsüchtige Beharren auf seinen Einbildungen, seine Härte, seine Ungeduld und die Verachtung jeder Regel, dies alles ängstigte sie sehr. Es wollte ihr scheinen, als ob das Schicksal etwas von dem törichten und quälenden Haß, den sie während der Schwangerschaft genährt, in das Gemüt des Kindes habe fließen lassen.

5

Jason Philipp Schimmelweis verließ das düstere Kellerloch am Kornmarkt, mietete einen Laden an der Museumsbrücke und eröffnete eine Buchhandlung. Das Ziel jahrelanger Wünsche war erreicht.

Es wurde ein Gehilfe aufgenommen, und Therese saß den Tag über an der Ladenkasse und lernte Geschäftsbücher zu führen.

Als sie ihren Mann gefragt hatte, woher er das Betriebskapital genommen, hatte er erwidert, ein Freund, der zu seiner Tüchtigkeit Vertrauen geschöpft, habe es ihm gegen mäßige Verzinsung geliehen. Den Namen des Freundes zu verschweigen, sei ihm zur Pflicht gemacht worden.

Therese glaubte ihm nicht. Ihr Geist war voll dunkler Befürchtungen. Sie grübelte unablässig und wurde wachsam und mißtrauisch. Sie forschte insgeheim nach dem namenlosen Helfer und fand keine Spur von ihm. Wenn sie hin und wieder Jason Philipp zur Rede stellte, schnauzte er sie böse an. Von einer Zurückerstattung des Geldes und von Zinsenzahlung wurde nicht gesprochen, auch wiesen die Geschäftsbücher keine Eintragung der Art auf. Sie hätte an Wichtelmännchen glauben müssen, um sich ihrer die Jahre überdauernden Besorgnisse ent schlagen zu können. Aber sie glaubte nicht an Wichtelmännchen.

Die Natur hatte sie weder mit Fröhlichkeit noch mit Sanftmut begabt; unter dem Druck des unlösbaren Rätsels wurde sie eine verdrossene Gattin und eine launen hafte Mutter.

Wenn Ruhe im Laden war, nahm sie bald dies, bald jenes Buch zur Hand und las. Einen Mörderroman etwa; oder einen schwatzhaften Traktat über geheime Laster. Womit sollte ein Publikum angelockt werden, dem das Bücherkaufen als eine sündhafte Verschwendung galt? Sie las ohne sonderliche Lust, nur mit einer mürrischen Art von Wißbegierde Enthüllungen über das Leben an Fürstenhöfen und gedruckte Verrätereien aller möglichen Spione, Abenteurer und Halunken. Unbewußt gewöhnte sie sich daran, die Welt, in die ihr Blick nicht gelangen konnte, nach Büchern zu beurteilen, in denen sich die Ausgeburten verpesteter Gehirne Wahrheit anmaßten.

Aber als sich mit den Jahren der Wohlstand im Bürgertum hob, verließ Jason Philipp Schimmelweis die lichtscheue Sphäre seines Gewerbes. Er war ein Mann, der die Zeit verstand, und er hißte die Segel, wenn er sicher war, daß günstiger Wind sie schwellen würde. Er vertraute sein Boot der immer mächtiger werdenden Strömung der proletarischen Parteien an und hoffte dort Profit zu machen, wo halb und halb sein Herz war. Er zeigte dem Bürger die Rebellenstirn und bot dem Arbeiter die biedere Rechte

Man mußte nur einen Weg nach oben finden. Mancher unbedeutende Krämer konnte jetzt seine muffigen Stuben mit einer Villa in der Vorstadt vertauschen, die er mit pomphaften Möbeln ausstattete, und seine Söhne ins Ausland schicken.

Da erwachte auch die alte Reichsstadt aus ihrem romantischen Schlummer. Hatten die erhabenen Kirchen, die schöngeschwungenen Brücken und verwinkelten Häuser ehemals ein sinnreich Lebendiges gebildet, so waren sie jetzt nur noch Überbleibsel, und Burg und Wälle und die gewaltigen Rundtürme wurden zu Ruinen einer glücklich überstandenen Zeit der Träume. Schienen wurden durch die Straßen gelegt und verrostete Ketten, an denen unförmige Laternen aufgehängt waren, vom Eingang enger Gäßchen entfernt. Fabriken und Schloten umgaben das ehrwürdige und pittoreske Weichbild wie ein eiserner Rahmen das Gemälde eines alten Meisters.

»Der moderne Mensch muß Luft und Licht haben«, sagte Jason Philipp Schimmelweis und klimperte mit dem Geld in seiner Hosentasche.

6

Daniel besuchte das Gymnasium in Ansbach. Er sollte nur die Berechtigung zum einjährigen Heeresdienst erwerben und dann in eine kaufmännische Stellung eintreten. So hatte es Jason Philipp mit Marianne ausgemacht.

Er zeigte nur geringen Eifer. Die Lehrer schüttelten die Köpfe über ihn. Ein so beschaffenes Wesen hatten sie trotz ansehnlicher Welterfahrung noch nicht kennengelernt. Das Brüllen einer Kuhherde und der Lärm des Spatzenvolkes fanden ihn williger lauschend als die bewährtesten Leitsätze der Grammatik. Viele hielten ihn für dumm, einige andere für tückisch. Seinen Weg durch die Klassen machte er, obgleich mit Not, durch eine wunderbare Fähigkeit des Erratens und in besonders kritischen Momenten durch die Hilfe und den Fürspruch des Kantors Spindler.

Die Familien, bei denen er die Wohltat des Freitisches genoß, beklagten sich über seine schlechten Manieren. Die Gerichtsrätin

Hahn hatte ihm wegen einer flegelhaften Antwort das Haus verboten. »Habenichtse müssen demütig sein«, rief sie ihm zu.

Kantor Spindler war ein Mann, der mit Fug von sich behauptete, daß er zu Größerem bestimmt gewesen, als in einer Kreisstadt zu versauern; seine weißen Locken umrahmten ein Gesicht, welches durch die Melancholie um den Untergang von Idealen und Illusionen geadelt wurde.

An einem Sommermorgen hatte er sich mit der frühen Sonne erhoben und war über Land gegangen. Wie er nun beim Dorf Dautenwinden an die erste Scheune kam, sah er eine Musikantengesellschaft, die am Abend vorher und bis in die Nacht zum Tanz aufgespielt hatte und nun, aus dem Heu sich erhebend, die Fasern von Kleidern und Haaren strich. Und droben, unter dem offenen Giebel der Scheune, lag Daniel Nothafft im Stroh und versuchte der Flöte, um die er einen der Musikanten gebeten hatte, mit vertiefter und hingebener Miene eine Melodie abzulocken.

Der Kantor blieb stehen und schaute hinauf. Die Musikanten lachten, aber er nahm an ihrer Heiterkeit keinen Teil. Es dauerte lange, bis der ungeschickte Flötenbläser ihn gewahrte, dann kletterte er herunter und wollte sich mit einem scheuen Gruß davonestehlen. Der Kantor trat ihm in den Weg. Sie gingen zusammen, und Daniel erzählte, daß er sich seit dem gestrigen Nachmittag von den Musikanten nicht habe trennen können. Der Vierzehnjährige vermochte es nicht auszudrücken, aber es war, als habe ihn eine höhere Macht gezwungen, dieselbe Luft mit Menschen zu atmen, die Musik machten.

Von dem Tag an, drei Jahre lang, kam Daniel in jeder Woche zweimal zum Kantor, der ihn aufs gründlichste in der Lehre von Kontrapunkt und Harmonik unterrichtete. Diese Stunden hatten Beflügelung und Weihe. Der Kantor fand ein eigenes Glück darin, eine Neigung zu nähren, deren Entfaltung ihm wie Lohn für viele Jahre echoloser Einsamkeit erschien. Die verzweifelte Leidenschaft, das Aufbäumen und dumpfwilde Rasen, die ihm sowohl aus dem Wesen wie auch aus den ersten Kompositionsversuchen seines jungen Schülers entgegenschlugen, gaben sie ihm gleich Anlaß zur Sorge, wollte er immer wieder durch den

Hinweis auf die hochruhenden Muster und Meister der Kunst beschwichtigen.

Und so kam die Zeit, wo Daniel sein Brot verdienen sollte.

7

Da fuhr der Kantor nach Eschenbach, um mit Marianne Nothafft zu reden.

Marianne begriff nicht. Beinahe hätte sie gelacht.

Sie hatte bisher unter Musik nichts anderes verstanden als das Gedudel eines Leierkastens, den Gesang des Turnvereins oder den Marsch einer Militärkapelle. Wollte er herumziehen und vor den Haustüren fiedeln? Er war ein Verrückter in ihren Augen. Sie preßte die Hände gegeneinander und hörte dem Kantor zu wie einem Menschen, der nichtige Worte an ein großes Unglück verschwendet. Der Kantor sah, daß seine Macht so klein war wie seine Welt, und mußte unverrichteter Dinge wieder gehen.

Marianne schrieb an Jason Philipp Schimmelweis.

Man sah es fast, wie Jason Philipp den rotbraunen Vollbart mit beweglichen Fingern durchpflügte und spöttisch mit den Augen zwinkerte; man hörte die ganze Schärfe seiner norddeutschen Zunge, als er an Daniel schrieb: »Hab nichts anderes von dir erwartet, als daß es dein innigster Wunsch ist, ein Tagdieb zu werden. Mein lieber Junge! Entweder du parierst und entschließest dich, ein anständiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, oder ich ziehe meine Hand von euch ab. Was dann das Los deiner Mutter sein wird, male dir gefälligst selber aus, denn vom Hering- und Pfefferverkaufen kann sie nicht leben, wenn der Herr Sohn mitschmarotzt.«

Daniel zerriß den Brief in unzählige Teile und ließ sie vom Fenster aus mit dem Wind fortfliegen, indes seine Mutter weinte.

Hierauf ging er in den Wald, irrte bis zum Abend herum und nächtigte in der Höhlung eines Baumes.

Es wäre zu erzählen von fortgesetzter Auflehnung, von lieblosen Worten hüben und drüben, von Bitten und Klagen und fruchtlosen Vorstellungen und erbitterter Wechselrede und erbittertem Schweigen. Und wie er flieht und zurückkehrt und wie träg er die Tage hingehen läßt und wie er durch die Landschaft stürmt und an den Wassertümpeln liegt, wo das Gras hochsteht, und wie er sich des Nachts aus dem Schlaf erhebt und die Fenster öffnet und der Ruhe flucht und den Wolken ihre Bewegung neidet.

Und wie die Mutter ihm folgt, wenn er in die Kammer schleicht und das Ohr an die Tür preßt und hineintritt und die Kerze brennen sieht und zu ihm geht, an sein Bett geht und vor seinen glänzenden Augen erschrickt, die sich bei ihrem Nahen verfinstern. Und wie sie voll Erinnerung an ihre ersten Sorgen um ihn, erwartend, daß der Abend und der Anblick ihrer Schwäche ihn willfährig machen wird, noch einmal bittet und fleht. Und wie er sie dann anschaut und gleichsam innerlich zusammenstürzt und zu tun verspricht, was sie fordert.

Wie er dann in Ansbach beim Lederhändler Hamecher auf den Warenballen sitzt, im langen öden Tor, oder auf den Stufen einer Kellertreppe, oder auf dem Speicher und träumt, träumt, träumt. Und wie sich Herrn Hamechers nachsichtige Verwunderung in Befremdung und dann in Entrüstung verwandelt und er dem Unbrauchbaren nach einem halben Jahr den Laufpaß gibt.

Wie dann Jason Philipp noch einmal Gnade für Recht ergehen läßt und einen neuen Schauplatz mit neuen Menschen für pädagogisch ersprießlich hält, schon um Kantor Spindlers verhängnisvollen Einfluß zu mindern. Wie von Bayreuth gesprochen wird und wie niemand Daniels feuriges Erschauern bemerkt, weil ihnen der Name Richard Wagners fremd ist und der Name des dortigen Weinhändlers Maier vertraut. Wie er nach Bayreuth kommt, dem Jerusalem seiner Sehnsucht, und sich zum Scheinflleiß zwingt, um nur bleiben zu dürfen, wo Sonne, Luft und Erde, die Tiere, der Kehricht und die Steine jene Musik aushauchen, von der Kantor Spindler gesagt, daß er sie wohl ahne, aber zu alt sei, um sie zu fassen oder zu lieben.

Und wie er ungeachtet seiner Bemühung, den Nützlichen zu spielen, Notenköpfe unter die Fakturen malt und in verlassenen Gewölben sonderbare Gesänge vor sich hinbrüllt und ein ganzes Faß Wein auslaufen läßt, weil auf seinen Knien aufgeschlagen die englischen Suiten liegen.

Und wie er sich ins Festspielhaus zu einer Probe stiehlt, durch einen beflissenen Wächter hinausgewiesen wird und dabei die Bekanntschaft von Andreas Döderlein macht, der Professor an der Musikschule in Nürnberg ist und unermüdlicher Apostel des neuen Heilands. Und wie Döderlein zu verstehen und zu helfen nicht ungewillt scheint und viel Vergnügen über den urwüchsigen Enthusiasmus und die flammende Hingabe seines Schützlings äußert. Und wie Daniel, berauscht von der allgemeinen und unverbindlichen Verheißung einer Freistelle an der Schule des Professors bei Nacht und Nebel der Stadt den Rücken kehrt und sich aufmacht, um zu Fuß nach Eschenbach zu wandern; vor die Mutter hinstürzt; sich förmlich hinwühlt vor ihr; bettelt; beschwört; fast irre redet; sie zu bewegen sucht, Jason Philipps Sinn zu ändern, ihr zu erklären sucht, daß sein Leben, seine Seligkeit, sein Blut und Herz an diesem einen Einzigen hängt, und wie sie nun hart wird, die ehemals Gütige, steinhart und eiskalt, und nichts versteht, nichts spürt, nichts glaubt, nur das Schreckliche seiner unheilbaren Verstörung, so nennt sie es, empfindet.

Von alledem wäre zu erzählen, aber es sind Ereignisse, so selbstverständlich in ihrer Folge, wie daß Funken und Rauch Produkte des Feuers sind; bestimmbar jedenfalls, oft dagewesen und immer wieder in gleicher Weise wirkend.

Es sind althergebrachte Vorurteile von Zigeunerhaftigkeit und Vagabundentum, die in Mariannes Seele nisten, denn alle ihre Vorfahren und ihres Mannes Vorfahren haben sich im Handwerk redlich ihr Brot verdient. Sie sieht nicht ein, was durch die Freistelle an Döderleins Anstalt gewonnen sein soll, da Daniel ja nichts besitzt, um sein Leben zu fristen. Er hat beim Kantor Klavierspielen gelernt, will sich auf dem Instrument vervollkommen und mit dieser Fertigkeit seinen Unterhalt erwerben. Sie schüttelt den Kopf. Er spricht von der Größe der Kunst, von der Beglückung, die ein Künstler geben, der Unsterblichkeit, die er

erringen könne, und daß es ihm vielleicht vergönnt sei, etwas zu machen, was nur Einer einmal zu machen imstande sei. Sie hält es für anmaßenden Wahn und lächelt verächtlich. Da wendet er sich in seinem Innern von ihr ab, und sie ist ihm keine Mutter mehr.

Als Jason Philipp Schimmelweis vernahm, was im Werke war, scheute er die umständliche Reise nicht und erschien in Mariannes Laden wie ein Racheengel. Daniel fürchtete ihn nicht mehr, weil er nichts mehr von ihm hoffte. Insgeheim mußte er lachen, als er den kurzen und kurzhalsigen Mann in seinem Grimm sah. Dabei flackerten immer noch listige und spöttische Lichter über Jason Philipps rotwangiges Gesicht, denn er hatte eine zu hohe Meinung von sich, um den nichtswürdigen Schwärmereien eines Neunzehnjährigen mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit entgegenzutreten.

Während er mit funkelnden Äuglein sprach und das rote Zünglein einige widerspenstige Schnurrbarthaare von den beredten Lippen wischte, stand Daniel an den Türpfosten gelehnt, hatte die Arme über der Brust verschränkt und betrachtete bald seine Mutter, die stumm und altgeworden in der Sofaecke saß, bald das Ölporträt seines Vaters, das ihm gegenüber an der Wand hing. Ein Jugendfreund Gottfried Nothafft, ein Maler, der verschollen war wie seine übrigen Bilder, hatte es verfertigt; es zeigte einen Mann von ernster Haltung und erinnerte an einen der fürstlich aussehenden Zunftmeister des Mittelalters. Da erkannte Daniel den Weg, der ihn durch die Geschlechterreihe dorthin geführt hatte, wo er war.

Und als er nun in Jason Philipps Gesicht schaute, glaubte er die Unruhe des schlechten Gewissens darin wahrzunehmen. Der Mann handelte nicht aus einer Überzeugung, so schien es ihm, der Mann war von vornherein entschlossen, nicht zu wollen. Und ferner schien es ihm, daß nicht bloß der eine Mann und sein zufällig begründeter Zorn, sondern daß eine ganze Welt gegen ihn in Waffen stand und zu seiner Verfolgung verschworen war. Er hatte keine Lust mehr, das Ende von Jason Philipps oratorischer Leistung abzuwarten, und verließ die Stube.

Jason Philipp erblaßte. »Täuschen wir uns nicht, Marianne, du hast eine Schlange an deinem Busen genährt«, sagte er.

Daniel stand vor dem Wolframs-Brunnen auf dem Platz und ließ sich vom Purpur der untergehenden Sonne bestrahlen. Ringsum glühten die Steine sowie die gekreuzten Balken in den Häusermauern, und die Mägde, die mit Wassereimern kamen, blickten verwundert in die Lichtfülle des Himmels. In dieser Stunde wurde ihm die Heimat teuer. Als Jason Philipp den Platz betrat, an dessen Ecke die Postkutsche harrte, war er bestrebt, von Daniel nicht gesehen zu werden, und machte hinter ihm einen Bogen. Aber Daniel drehte sich um und heftete seine Augen fest auf den eilig schreitenden und verbissen zur Seite schauenden Mann.

So begibt es sich immer wieder. Und daran, daß der Flüchtling sich wendet und dem Verfolger Schrecken einjagt, ist auch nicht viel Wunderbares.

9

Daniel sah, daß seines Bleibens bei der Mutter nicht war. Er konnte der Mutter nicht auf der Tasche liegen. Sie war arm und vom Gutdünken eines tyrannischen Verwandten abhängig. Den ungestümen Drang niederhaltend, zwang er sich zu kühlem Bedacht und setzte sich einen Plan. Es war notwendig zu arbeiten und so viel zu verdienen, daß er über Jahr und Tag zu Andreas Döderlein gehen und ihn an sein großmütiges Anerbieten mahnen konnte. Er studierte Zeitungsinserate und schrieb Briefe. Eine Druckerei in Mannheim suchte eine Hilfskraft für Korrespondenzen. Da er sich mit dem niedrigen Lohn einverstanden erklärte, forderte man ihn auf, zu kommen. Marianne gab ihm das Reise-geld.

Drei Monate hielt er es dort aus, dann wurde ihm der Plage zu viel. Dann schuftete er sieben Monate lang bei einem Baumeister in Stuttgart, dann vier Monate bei der Kurverwaltung in Baden-Baden, dann sechs Wochen in einer Zigarettenfabrik bei Kaiserslautern.

Er lebte wie ein Hund. Aus Furcht vor Geldausgaben mied er jeglichen Verkehr. Er war grenzenlos einsam. Vor Darben und Hungern wurde er mager wie ein Strick. Die Wangen fielen ihm ein, und die Glieder schlotterten in den Gelenken. Er nähte und

flickte seine Kleider selbst, und um die Stiefel zu schonen, nagelte er Hufeisen an die Absätze und breite Stifte in die Sohlen. Das Ziel hielt ihn aufrecht; Andreas Döderlein winkte in der Ferne. Jeden Abend zählte er die Summe, die er erspart hatte. Und als er endlich, nach sechzehn Monaten der Entbehrungen, zweihundert Mark im Vermögen hatte, glaubte er den großen Schritt wagen zu dürfen. Nach seinen Berechnungen und dem Maßstab, den ihm sein bisheriges Leben geliefert hatte, meinte er von dem Gelde fünf Monate zehren zu können, und im Verlauf dieser Zeit konnten sich ja neue Quellen erschließen. Er hatte viele Menschen kennengelernt und viele Verhältnisse erfahren, aber in Wirklichkeit hatte er nichts kennengelernt und nichts erfahren, denn er hatte in der Welt gestanden wie eine Laterne mit verdecktem Licht. Da er, um zur Erwerbsarbeit tauglich zu bleiben, mit ungeheurer Energie seinem Geist die angeborene Betätigung mit dem Hinweis auf die Zukunft verwehrt hatte, befand sich nun sein Inneres in der Glut eines Hochofens.

Auf der Wanderschaft nährte er sich von trockenem Brot und Käse, wie er es gewohnt war. Aus den Büchern und Notenheften, die er besaß, hatte er ein Paket gemacht und es an das Nürnberger Bahnamt geschickt. Es waren Vorfrühlingsstage, und wenn das Wetter schön war, schlief er im Freien, wenn es regnete, kroch er in einen Schuppen. Sein Bündel benutzte er als Kopfkissen, der verschlissene Mantel schützte ihn vor dem Nachtfrost. Nicht selten fand er freundliche Aufnahme und eine Mahlzeit bei Bauersleuten; bisweilen auch schloß sich ihm ein walzender Handwerksbursche an, aber seine Schweigsamkeit verscheuchte den Weggenossen bald.

Einmal kam er in der Nähe von Kitzingen zu einem vergitterten Park. Unter einem Ahornbaum saß ein junges Mädchen in weißem Gewand und las in einem Buch. Eine Stimme rief: »Sylvia!«, worauf sich das Mädchen erhob und mit unvergeßlicher Anmut der Tiefe des Gartens zuschritt.

Sylvia, dachte Daniel, es klingt wie aus einer besseren Welt. Ihm graute vor dem Los, draußen stehen zu müssen vor dem Gitter, das den Augen alles gab und den Händen alles versagte.

Sein erster Gang war zu Andreas Döderlein. Es wurde ihm mitgeteilt, der Herr Professor sei verreist. Zwei Wochen später stand er wieder in dem alten Haus auf der Füll. Nun hieß es, der Herr Professor sei heute nicht zu sprechen. Sehr entmutigt, doch um seiner Sache nichts schuldig zu bleiben, kam er nach drei Tagen zum drittenmal und wurde empfangen.

Er trat in ein überhitztes Zimmer, in welchem der Professor in einem Lehnstuhl saß, sein Töchterchen, ein Kind von etwa acht Jahren auf den Knien, und eine stattliche Puppe im rechten Arm hielt. Die weißen Ofenkacheln waren mit bildlichen Darstellungen aus der Nibelungensage geschmückt, auf Tisch und Stühlen lagen Notenhefte, die Fenster hatten Butzenscheiben, und in einer Ecke befand sich allerlei Gestrüpp, mit Pfauenfedern, farbigen Tüchern und chinesischen Fächern künstlich gruppiert, eine Zusammensetzung, die den Namen Makartbukett trug und in der Mode war.

Döderlein stellte das Mädchen auf die Erde, gab ihm die Puppe und richtete sich zu seiner Riesengröße auf, was ihm offensichtlichen Genuß verschaffte. Sein Hals war so dick, daß das Kinn wie auf einer weißen Gallertmasse ruhte.

Er schien sich Daniels nicht zu erinnern. Stichworte mußten die Fülle seiner Gesichte zerteilen, dann schlenkerte er mit einem Knallgeräusch zwei Finger, zum Zeichen, daß sein Geist die gewünschte Haltestation erreicht hatte. »Ja, ja! Ja freilich; gewiß, gewiß, mein lieber junger Mann; aber wie denken Sie sich das eigentlich? Gerade jetzt, wo alle Plätze so dicht besetzt sind wie eine krumenbestreute Straße von Spatzen. Möglich, daß man im Herbst darüber sprechen könnte. Ja, im Herbst, da ließe sich die Angelegenheit erwägen.«

Eine Pause, die durch ein halbes Dutzend Hms den Charakter tiefsinnigen Bedauerns enthielt. Und sei man denn echter Begabung so sicher? Habe man auch in Betracht gezogen, daß die Kunst mehr und mehr zum Tummelfeld für die Unreifen und Gescheiterten werde? Gar zu schwer seien die Schafe von den Böcken zu scheiden. Und schließlich, die Begabung vorausgesetzt, wie ver-

halte es sich denn mit der moralischen Kraft? Es sei doch unbestreitbar, daß darin der Kernpunkt der Frage zu suchen sei; oder nicht? Habe man eine andere Meinung darüber?

Wie im Nebel gewahrte Daniel, daß das kleine Mädchen an ihn herantrat und ihn mit einem seltsam prüfenden, seltsam ungerührten Blick betrachtete. Beinahe hätte er die Hand ausgestreckt, um die Augen des Kindes zuzudecken, dessen Art ihm in einer geisterhaften Vorahnung unheimlich war.

»Es tut mir herzlich leid, daß ich Ihnen keine tröstlicheren Ausichten eröffnen kann«, tönte wieder die ölige und von ihrem eigenen Klang freudig gehobene Stimme Andreas Döderleins an sein Ohr, »aber wie gesagt, vor dem Herbst ist nichts zu hoffen. Lassen Sie mir jedenfalls Ihre Adresse hier. Schreiben Sie Ihre Adresse auf diesen Zettel. Oder nicht? Wie Sie wollen. Adieu, junger Mann; adieu.«

Döderlein geleitete ihn bis zur Türe, kehrte hierauf zu seiner Tochter zurück, nahm sie wieder auf die Knie, die Puppe wieder auf den Arm und sagte: »Die Menschen, meine liebe Dorothea, sind ein armseliges Geschlecht. Vergleiche ich sie mit den Spatzen auf der Landstraße, so tue ich, scheint mir, den Spatzen wenig Ehre an. Hach, du lieber Gott! Schreibt nicht einmal seinen Namen auf den Zettel. Gekränkt! Ei, ei, ei! Ihr komischen Menschen, ihr! Schreibt seinen Namen nicht; ei, ei, ei!«

Er sumnte das Walhalla-Motiv, und Dorothea beugte sich über die Puppe und küßte kokett lachend deren Wachsgesicht.

Daniel, vor dem Hause stehend, biß die Lippen zusammen wie ein Fiebernder, der seine Zähne am Klappern verhindern will. Warum, fragte ihn die tiefe Seele, warum bist du in ihren Schreibstuben gesessen und hast die Zeit vertan? Warum hast du für jene deinen Leib gemartert und mir die Flügel gebunden? Warum warst du taub gegen mich und wolltest Früchte sammeln, wo nur Steine sind? Warum bist du feig vor deinem Schicksal geflohen in ihre Schreibstuben, zu ihren Warenhäusern, zu ihren Geldschränken, zu ihrer traurigen Geschäftigkeit? Nur um dieser Stunde willen? Armer Narr!

Nie mehr, Seele, antwortete er, nie mehr.

Anfangs hatte Marianne hie und da eine kurze Nachricht von Daniel erhalten. Dies geschah immer spärlicher; im zweiten Jahr schickte er ihr bloß zu Weihnachten ein paar Zeilen.

Um die Zeit, als er seine letzte Arbeitsstelle verließ, schrieb er auf einer Postkarte, daß er seinen Aufenthaltsort wieder einmal verändere, aber daß er nach Nürnberg ging, unterließ er ihr mitzuteilen. Frühling und Sommer verflossen, da wurde ihr zwischen Furcht und Hoffnung schwankendes Gemüt durch einen Brief Jason Philipps grausam aus der Unentschiedenheit gescheucht.

Er schrieb, Daniel treibe sich in Nürnberg herum; er habe ihn vor einigen Tagen zufälligerweise unter den Meßbuden auf der Insel Schütt gesehen, in einem Aufzug, den zu schildern die Feder sich sträube. Als er ihn stellen gewollt, sei er verschwunden gewesen. Was ihn in die Stadt geführt, darüber könne er, Jason Philipp, keine Auskunft geben, aber es sei zehn gegen eins zu wetten, daß wieder ein ganz niederträchtiger Streich zugrunde liege, denn der Bursche habe nicht ausgesehen wie einer, der sich anständig durchbringt. Er schlage Marianne vor, zu kommen und bei der Razzia auf den Strolch zu helfen, man müsse, ehe es zu spät sei, verhindern, daß der unbescholtene Name, den er trage, dauernd verunglimpft werde. Als Reisebeitrag sende er fünf Mark in Briefmarken. Mittags hatte Marianne den Brief erhalten, hatte Laden und Haus verschlossen, um zwei Uhr befand sie sich auf dem Ansbacher Bahnhof, und um vier Uhr kam sie in Nürnberg an. Ihr Kofferchen in der Hand tragend, fragte sie sich von Straßenecke zu Straßenecke nach der Plobenhofgasse durch.

Therese saß hinter der Ladenkasse. Das braune Haar auf ihrem viereckigen Bauernkopf war glatt frisiert. Zwanziger, der sommersprossige Gehilfe, war mit dem Auspacken von Büchern beschäftigt. Therese begrüßte die Schwester scheinbar freundlich, verließ aber ihren Platz nicht, sondern reichte bloß die Hand über das Tintenfaß hinüber und musterte Mariannes armselige Erscheinung, die verschossene Mantille und das altmodische Stoffhütchen, dessen schwarze Sammetbänder unter dem Kinn zur Masche geknüpft waren.

»Geh einstweilen hinauf«, sagte sie, »unterhalte dich mit den Kindern, Rieke soll deinen Koffer holen.«

»Wo ist dein Mann?« fragte Marianne.

»Bei einer Wählerversammlung«, antwortete Therese mürrisch;

»sie können sich ja nicht versammeln, wenn er fehlt.«

Jetzt trat ein Mann im Arbeitskittel in den Laden und fing an, mit leiser, aber erregter Stimme auf Therese einzusprechen. »Ich habe das Werk gekauft, das Werk ist mein Eigentum«, sagte der Mann, »und wenn man mit der Rate mal aussetzt, so ist das kein Grund, daß man sein Eigentum verliert. Das sind Praktiken, Frau Schimmelweis, Praktiken sind das.«

»Was hat denn Herr Wachsmuth von uns bezogen?« wandte sich Therese an den Gehilfen Zwanziger.

»Schlossers Weltgeschichte«, war die prompte Erwiderung.

»Da müssen Sie halt Ihren Vertrag lesen«, sagte Therese zu dem Arbeiter, »im Vertrag ist alles festgesetzt.«

»Das sind Praktiken, Frau Schimmelweis, Praktiken sind das«, wiederholte der Mann, als ob in diesem Ausdruck alles enthalten sei, was ihm an vernichtendem Urteil zu Gebote stand; »unser-einer will sich fortbringen, unsereiner will was lernen; gut, denkt man, kaufst dir ein Buch, rückst um eine Charge hinauf in deinen Kenntnissen. Gut, man geht zu einem Parteifreund, man geht zum Buchhändler Schimmelweis, da ist man geborgen, denkt man. Für schwere sechzig Mark schafft man sich eine Weltgeschichte an, rackert sich die Raten vom Lohn ab, und auf einmal, mir nichts, dir nichts, wenn man schon die Hälfte gezahlt hat, soll man sein Eigentum wieder verlieren, weil man zweimal im Rückstand geblieben ist. Das sind Praktiken, Frau Schimmelweis, Praktiken sind das.«

»Lesen Sie Ihren Vertrag«, sagte Therese, »da ist jeder Punkt festgesetzt.«

»Kein Wunder, daß man dabei reich wird«, fuhr der Arbeiter mit immer lauter werdender Stimme fort und blickte zornig auf Jason Philipp, der mit eingedrücktem Hut und kotbespritzter Hose eben zur Ladentür hereinschoß, »kein Wunder, daß man sich Häuser kaufen kann und in Grundstücken spekulieren kann. Jawohl, Schimmelweis, das sind Praktiken, und ich pfeif auf Ihren Ver-

trag. Von allen Seiten hört man's ja, wie Sie's treiben, was für eine Fuchsfalle das ist mit den Ratenzahlungen und wie Sie den Arbeiter bewuchern. Erst wird ihm die Bildung angepriesen, und dann wird er geschröpft damit. Pfui Teufel!«

»Nehmen Sie sich zusammen, Wachsmuth!« rief Jason Philipp streng.

Wachsmuth ergriff seine Kappe und schlug die Ladentüre hinter sich zu.

Marianne Nothaffts Augen liefen mechanisch über die Titel einer Reihe feuerfarbener Broschüren, die auf dem Tisch ausgebreitet waren. Sie las: »Auf zur Entscheidungsschlacht«; »Moderne Sklavenhalter«; »Dem Armen sein Recht«; »Christentum und Kapitalismus«; »Die Verbrechen der Bourgeoisie«. Obwohl ihr diese Schlagworte nichts bedeuteten und nichts sagten, spürte sie in ihrer Brust auf einmal wieder jenen alten, schon vergessenen Haß gegen die Maschine.

12

»Laß mir ein Butterbrot schneiden, Therese«, befahl Jason Philipp, »der Magen kracht mir.«

»Hast du denn im Wirtshaus nichts gegessen?« fragte Therese mißtrauisch.

»Ich war nicht im Wirtshaus.« Jason Philipps Augen blitzten, und er schüttelte den Kopf wie ein Löwe.

Da ging Therese, um das Butterbrot zu holen, und es war eigentümlich, wieviel Argwohn und Widerspruch sie in die Langsamkeit ihres Schrittes zu legen vermochte. Ihre Tochter Philippine kam aber schon mit dem Butterbrot über die Stiege herunter.

Jetzt erst gewahrte Jason Philipp seine Schwägerin. »Da bist du ja, wie klein du dich machst«, sagte er flüchtig überrascht und reichte ihr die rundliche Hand. »Therese soll dir die Kammer unterm Speicher geben, da hast du eine hübsche Aussicht auf die Pegnitz.«

Therese reichte ihm das Butterbrot. Er beroch es und runzelte die Stirn, weil es so dünn bestrichen war, hatte aber nicht den Mut, sich tadelnd darüber zu äußern. Er biß hinein, und mit vollen

Backen wandte er sich neuerdings an die schweigende Marianne.

»Na, dein Filius ist also wieder abgängig. Schöne Geschichte das. Wird noch im Zuchthaus enden, der saubere Herr. Das beste wäre, ihn nach Amerika zu spedieren, aber wie wir seiner habhaft werden sollen, ist mir noch unklar. Polizeilich gemeldet ist er nicht, und ich weiß eigentlich gar nicht, wozu du da bist. War eine Übereilung von mir, dich kommen zu lassen.«

»Wenn ich nur wüßte, wovon er lebt«, flüsterte Marianne beklommen.

»Neulich hab ich irgendwo gelesen«, fuhr Jason Philipp erzählerbehaftet fort, »daß aus einem zoologischen Garten eine Giraffe durchgebrannt war. Von Giraffen hast du doch gehört? Es sind langhalsige Vierfüßler, die sehr albern und bockig sind. Das dumme Vieh war in einen Wald gelaufen, und die Leute wußten nicht, wie sie es fangen sollten. Da hing ein Wärter die Stalllaterne vor seine Brust und ein Bündel Heu auf den Rücken, und mit sinkender Nacht begab er sich in den Wald. Die Giraffe erblickt kaum den Laternenschein, als sie neugierig herzurennt. Der Mann dreht sich um, sie riecht das Heu, sie zupft und frißt, der Mann geht weiter, sie zupft und frißt weiter, und so bringt er die Bestie wieder in den Käfig. Was meinst du, könntest du nicht deinen Daniel, wenn ihn der Hunger piesackt, auch mit ein bißchen Heu wieder kirre machen? Denk mal drüber nach.«

Jason Philipp lachte vergnügt, und Zwanziger grinste. Dieser besaß in seinem Prinzipal eine Quelle des Witzes, und wenn er am Abend im »Bärleinhuter« oder im »gläsernen Himmel« beim Bier saß, ergötzte er die Zechgenossen mit Schimmelweis'schen Geistesblüten und fand vielen Beifall.

Ein magerer Greis, der Glacéhandschuhe und einen Zylinderhut trug, betrat den Laden. Es dämmerte, er hatte sich draußen vorsichtig umgesehen, nun ging er eilig auf Jason Philipp zu und sagte mit einer gebrochenen Fistelstimme: »Also, was ist's mit den Neuigkeiten? Was haben wir Schönes?« Er rieb sich die Hände und stierte unter dünnen, roten Lidern blöde vor sich hin. Es war der Graf Schlemm-Nottheim, ein Vetter des liberalen Parteihauptes, des Freiherrn von Auffenberg.

»Stehe ganz zu Diensten, Herr Graf«, sagte Jason Philipp, stramm

wie ein Unteroffizier, der vom Hauptmann angesprochen wird. Er führte den Grafen in eine Ecke des Raums und sperrte einen schweren Eichenschrank auf. In diesem lagen die vom Staatsanwalt verbotenen erotischen Druckwerke, die nur unter der Hand und an verlässliche Personen verkauft werden konnten. Jason Philipp tuschelte, und der alte Graf wühlte mit gierigen Fingern in einem Bücherhaufen.

13

Im finstern Treppenhaus erklimm Marianne die steile Stiege und läutete vor einem Gitter. Sie mußte der Magd sagen, wer sie war, auch den Kindern mußte sie ihren Namen nennen. Ihre stadtfremde Höflichkeit erweckte bei den Kindern ein Gelächter. Die zwölfjährige Philippine tat hochmütig und wackelte beim Gehen mit den Hüften. Alle drei hatten den viereckigen Kopf der Mutter und eine käsiges Gesichtsfarbe.

Die Magd brachte das Köffchen, dann kam auch Therese und half der Schwester beim Auspacken. Mit ihrer spitzen und lieblosen Stimme stellte sie viele Fragen, wartete aber nicht die Antwort ab, sondern berichtete von Heiraten, Entbindungen und Todesfällen, die sich in der Stadt ereignet hatten. Sie vermied es, dem Blick Mariannes zu begegnen, da sie sich Gedanken darüber machte, wie lange der Besuch der Schwester wohl dauern und welche Unkosten daraus entstehen würden.

Von Daniel sprach sie nicht. Ihr Schweigen verurteilte ihn mehr als ihres Mannes bissige Reden es taten. Sie hielt unerschütterlich an beinahe religiösen Vorstellungen der Gehorsamspflicht der Kinder gegen die Eltern fest und traute Marianne nicht die Kraft zu, das Verbrechen an diesem heiligen Gebot zu ahnden.

Als Marianne wieder allein war, setzte sie sich ans Fenster der Kammer und sah traurig auf den Fluß hinunter. Das gelbe Wasser glitt wellenlos dahin und umspülte die Mauern der gegenüberliegenden Häuser. Sie konnte die Museumsbrücke und die Fleischbrücke überschauen, und das Menschengewühl auf den Brücken beunruhigte sie.

Sie ging auf die Straße und blieb am Kopf der Museumsbrücke stehen. Sie war der Meinung, jeder in der Stadt wohnende Mensch müsse einmal hier vorüberkommen. Ihr aufmerksamer Blick durchforschte alle Gesichter, und wo ihm eins entschlüpfte, verfolgte er die in den Abend schwindende Gestalt. Es kamen immer weniger Menschen, je später es wurde.

Des Nachts lag sie wach und lauschte den dumpf klingenden Schritten der Spätlinge, und am anderen Tag wanderte sie vom frühen Morgen bis in die Dämmerung straßauf, straßab. Was sie sah, machte ihr das Herz schwer, die Menschen erschienen ihr wie stumme Tiere, geplagt und böse, die engen Gassen raubten ihr den Atem, und der Lärm benahm ihr die Sinne.

Aber sie wurde nicht müde, zu suchen.

Am fünften Tag kam sie erst gegen zehn Uhr abends nach Hause, und Therese, die schon zu Bett gegangen war, schickte ihr einen Teller Linsensuppe. Während sie ihn hungrig auslöffelte, vernahm sie Schritte auf dem Flur, ein Klopfen an der Türe, und Jason Philipp trat ein. »Komm mal gleich mit mir«, war alles, was er sagte, aber sie begriff. Mit zitternden Händen warf sie ein Tuch um die Schultern, denn die Oktoberabende waren schon kalt, und folgte ihm schweigend.

Sie gingen zur Adlergasse bergan, bogen in diese hinein, dann nach wenigen Schritten in ein schmales und finsternes Gäßchen zur Rechten. Über einem Tor hing eine Laterne, auf deren grünen Scheiben die Worte standen: »Zum Jammertal«. Grün beleuchtet war auch die steinerne Treppe, die in den Keller führte, die Fässer unten und der mit Bänken und Tischen versehene öde Gastraum. Eine sauer schmeckende Weinluft drang empor.

Neben dem Eingang befand sich ein vergittertes Fenster. Dort machte Jason Philipp halt und winkte Marianne zu sich hin.

An den langen Tischen drunten saß eine wunderliche Gesellschaft, junge Leute, wie man sie nirgends sonst in Häusern und nur selten auf den Straßen sieht. Die Not schien sie zusammengeworfen, die Nacht aus ihren Schlupfwinkeln gelockt zu haben; Schiffbrüchige, die an verlassener Küste in eine Höhle geflohen sind. Sie hatten lächerlich bunte Krawatten und traurig fahle Mienen, und das grüne Licht ließ sie noch leichenhafter aussehen. Seit lan-

gem hatte kein Haarkünstler eines ihrer Häupter berührt, seit langem kein Schneider Hand an sie gelegt. So schienen sie in mehr als einem Betracht Verächter des Handwerks zu sein.

Zwei alte Kerle saßen abseits, zwei Säufer, nicht in guten Umständen, aber einigermaßen erstaunt über die acherontische Sippe. Denn sie empfingen schließlich doch am Samstag ihren Wochenlohn, und jene lebten sichtlich ohne Lohn dahin, seit Jahren.

In einer halbdunklen Ecke vor dem Klavier aber saß einer und hämmerte gewaltig auf die Tasten. Er hatte keine Notenblätter vor sich, er spielte aus dem Gedächtnis. Das Instrument röchelte; die Saiten schepperten kläglich; die Pedale ächzten; doch der Spieler war so behext von seiner Produktion, daß ihn die Mängel der Materie wenig kümmerten. Wie sinnlos auch das Getöse klang, die schrill tobenden Akkorde, die wüsten Aufschreie des Diskants, die gejagten Triolen und brodelnden Tremolos im Baß, so gab doch die Ergriffenheit des Spielers, die Ekstase und der erdferne Rausch, worin er sich befand, der Szene eine Melancholie und eine Feierlichkeit, die des grünen Kellers und der troglodytisch fahlen Zuhörerschaft nicht bedurft hätte, um so zu wirken, wie sie wirkte.

Marianne hatte in dem Spieler sogleich Daniel erkannt. Sie mußte sich am Fenstergitter festhalten und die Knie gegen das Gesimse stemmen. Jason Philipp galt nicht umsonst für einen Mann von humoristischer Anlage; das Bild von Daniel in der Löwengrube war zu verführerisch, und er raunte die Worte in Mariannes Ohr. Aber das Fenster war offen und da sich das Musikstück eben zu einer Fermate gesteigert hatte, drang seine Stimme bis hinunter und einige an der Tafelrunde schauten hinauf. Marianne war unbesonnen; sie glaubte, der Vortrag sei zu Ende und rief, matt und furchtsam: »Daniel!«

Daniel sprang empor, starrte nach der Ruferin, sah Jason Philipps höhnisches Gesicht, stürzte zur Tür, zur Treppe und in drei Sätzen die Treppe hinan.

Er stand in der Torwölbung, und seine Lippen wollten Worte rufen. Der unselige Mensch, dachte Marianne, und ihr war, als könne sie das Wort, vor dem sie zitterte, zurückzwingen in die Brust, in der es geboren wurde.

Vergebens, das Wort wurde ausgesprochen. Er wolle die Mutter nicht mehr sehen; er wolle mit sich selber und für sich selber leben, er wolle frei sein, er brauche niemand, er wolle frei sein.

Jason Philipp schleuderte dem Frevler einen Blick der Verachtung zu und zog Marianne mit sich fort. Noch an der Ecke des Gäßchens vernahmen sie die aufgeregten Stimmen der Leute vom Jammerthal.

Am andern Morgen kehrte Marianne nach Eschenbach zurück.

Feinde, Brüder, Freund und Maske

1

Daniel hatte sich bei dem Bürstenmachersehepaar Hadebusch eingemietet, auf dem Jakobsplatz hinter der Kirche.

Damals im März war es noch recht kalt geworden, und Frau Hadebusch hatte eine abergläubische Furcht vor Kohlen, die sie als Teufelsdreck bezeichnete. Hinten im Hof war das Holzlager, davon nahm sie die Scheite, mit denen die Öfen geheizt wurden. Aber diese Scheite waren teuer; hätte Daniel das eiserne Öfchen in seiner Mansardenstube mit so kostbarer Nahrung gespeist, so hätte die Monatsrechnung eine unerschwingliche Höhe erreicht. Er zahlte sieben Mark für die Stube und rechnete immer wieder, um seine Freiheit durch keinen vergeudeten Groschen zu verkürzen.

So saß er frierend bei seinen Büchern und Heften, bis endlich Frühjahrswärme durch die offenen Fensterluken zog. Die Bücher holte er sich gegen Entrichtung von sechs Pfennigen für den Band von einer Leihbibliothek am Königstor. Achim von Arnim und Jean Paul waren in jener Zeit seine Dichter; bei dem einen fand er die Welt außen wunderbar geschmückt, bei dem andern innen. Mit dem Meldezettel Daniels, auf welchem er sich Musiker nannte, kam Frau Hadebusch in die Wohnstube, die, wie alle Räume im Haus, wie für Zwerge gebaut war und, wie gleichfalls alle Räume, nach Leim und Laugenwasser duftete. Es hatten sich dort, da es Feierabend war, Herr Francke und Herr Benjamin Dorn niedergelassen, die Mieter des Mittelstocks, ferner der Sohn der Frau Hadebusch, der schwachsinnig war und grinsend auf der Ofenbank hockte.

Herr Francke war Stadtreisender für ein Zigarrengeschäft und galt bei den weiblichen Dienstboten der Umgebung als ein gefährlicher Herzensdieb; Benjamin Dorn war Schreiber bei der Versicherungsgesellschaft Prudentia, gehörte einer Methodistengemeinde an und stand wegen seiner gottgefälligen Lebensführung bei allen respektablen Leuten in Respekt.

Das Schriftstück wurde von den Herren eingehend und mit gerunzelten Stirnen geprüft, und Herr Francke äußerte sich dahin, daß ein Musiker, von dem man keine Musik vernehme, mitnichten als Musiker zu betrachten sei.

»Wird die Baßgeige oder das Flügelhorn, oder was er sonst gelernt hat, ins Pfandhaus getragen haben«, sagte er geringschätzig; »vielleicht kann er nur trommeln, und das kann ich auch, wenn man mir eine Trommel gibt.«

»Ja, eine Trommel muß man haben, um trommeln zu können«, bemerkte Benjamin Dorn; »es ist jedoch die Frage, ob sich so ein Gewerbe mit den Grundsätzen christlicher Bescheidenheit verträgt.« Er legte den Finger an die Nase und fügte hinzu: »Es ist eine Frage, die ich, in aller Demut versteht sich, in aller Demut verneinen möchte.«

»Er hat gar keine Verwandten, sagt er, und gar keine Bekannten«, jammerte Frau Hadebusch mit einer Stimme, die klang, wie wenn man Rüben auf einem Reibeisen schabt, »und gar keine Stellung und gar keine Aussichten und von Stiefeln und Kleidern nichts, als was er auf dem Leibe trägt. Mein Lebtage hab ich keinen solchen Zimmerherrn gehabt.«

Der Meldezettel flatterte auf den Boden, von wo ihn der schwachsinnige Hadebusch junior aufhob, eine Tüte daraus drehte und diese in den Mund steckte, um Trompete zu blasen, eine Prozedur, bei welcher das wichtige Dokument allmählich aufgeweicht und so seiner Bestimmung entzogen wurde. Frau Hadebusch hielt zu wenig von den polizeilichen Vorschriften, um sich in der Folge noch einmal um ihre Vermieterinnenpflicht zu kümmern.

Herr Francke nahm ein Paket schmieriger Karten aus der Tasche und begann zu mischen. Frau Hadebusch kicherte gleich einer Hexe, wenn es im Kamin raschelt, der Methodist bezwang seine frommen Skrupel und zählte Pfennige auf das Tischbrett, und der Stadtreisende stülpte die Rockärmel hoch, als sei er im Begriff, einem Huhn den Hals abzuschneiden.

Es dauerte nicht lange, so erhob sich ein mißtönendes Gezänke, da Herr Francke zur Göttin Fortuna in einem etwas gewalttätigen Verhältnis stand. Der alte Bürstenmacher steckte den Kopf in die Tür und fluchte, der Schwachsinnige blies träumerisch die papie-

rene Trompete, und die vorhin so friedfertig gewesene Gesellschaft stob wutschnaubend auseinander.

2

Daniel wanderte zur Burg hinauf, an den Wällen entlang, über die Brücken und die Stege.

Es war seine Jugend, die ihn die Nacht so lieben ließ, daß er die Menschheit vergaß und sich wie allein auf der Erde erschien; die Jugend, die ihn den Dingen mit Inbrunst überlieferte und ihn fähig machte, Melodien wie Geisterblumen um alles zu flechten, was sichtbar war; Melodien, die so zärtlich, so beredt, so schwebend keine Feder jemals zu Papier gebracht hat und die dahin-starben, wenn die Hand sich ihrer bemächtigen wollte.

Aber es war auch die Jugend, die beim Blick auf gemütlich erleuchtete Fenster sein Auge gehässig entzündete und mit Bitterkeit gegen die Zufriedenen, die Gleichgültigen, die Fremden, ewig Fremden, nichts von ihm Wissenden seine Brust erfüllte.

Er war klein und groß; klein vor der Welt, groß vor sich selbst. Er war ein Gott, wenn die Töne aus ihm sprühten, wie Funken von einem Amboß, und ein Ausgestoßener, wenn er im finstern Hof hinterm Stadttheater wartete, bis der Schlußchor der Oper Fidelio durch die Mauern zu ihm drang.

Von überall her rauschten die Quellen, aus Kinderaugen und von den Sternen. Es gab keine Grenze mehr, sein Tag war eine Wildnis, sein Hirn ein durstiges Ackerfeld im Regen, seine Gedanken Sturmvögel, seine Träume Leben über dem Leben.

Er nährte sich von Brot und Obst, nur jeden dritten Tag erlaubte er sich ein warmes Nachtessen in der Wirtschaft zum weißen Turm. Da lauschte er manchmal verstohlen der ungewöhnlich klingenden Unterhaltung einiger junger Leute, und brennend erwachte in ihm das Verlangen nach Aussprache mit Gleichgesinn-ten. Aber als ihn die Brüder vom Jammertal in ihre Mitte nahmen, glich er doch einem Robinson oder Selkirk, den man von seiner Insel entführt.

Benjamin Dorn hatte ein mitleidiges Gemüt, und die Begierde, eine verlorene Seele zu retten, verlieh ihm den Mut, Daniel Not-haft einen Besuch abzustatten. Er humpelte mit seinem Klumpfuß die krachende Stiege hinauf und klopfte schüchtern an die Tür.

»Kann ich Ihnen, mein Herr, vielleicht in christlicher Weise mit etwas dienen?« fragte er, nachdem er sich geschneuzt hatte.

Daniel starrte ihn verwundert an.

»Ich könnte Ihnen, mein Herr, natürlich ganz uneigennützig, in christlicher Weise, zu einer Anstellung verhelfen. Bei der Prudentia gibt es mancherlei zu arbeiten. Ich würde sicher keine Fehlbitte bei Herrn Zittel tun. Herr Zittel ist Bürochef, mein Herr. Auch beim Herrn Generalagenten Diruf stehe ich in Gunst. Und mit Herrn Inspektor Jordan verkehre ich fast täglich. Herr Inspektor Jordan ist ein äußerst gebildeter Mann. Seine Tochter Gertrud ist von mir in christlicher Weise erleuchtet worden. Sie hat Anteil an der Gnade erlangt, mein Herr. Wenn Sie sich mir anvertrauen wollen, betreten Sie einen heilsamen Weg. Ich bin immer bemüht. Ohne unbescheiden zu sein, darf ich sagen, daß ich mit der Bemühung geboren bin.«

Er sah aus wie ein Flickwerk aus Übelkeit, Trübsal und Gottgefälligkeit, und sein Rockkragen war zerfranst.

»Lassen Sie's nur gut sein«, entgegnete Daniel, »Sie sehen ja, es geht mir ganz erträglich.«

Der fromme Versicherungsschreiber seufzte und wischte mit dem Handrücken ein Tröpfchen von seiner Nase. »Beherzigen Sie, mein Herr, das Wort Salomonis: Hochmut erniedrigt den Menschen, wer aber demütig ist im Geiste, erlangt Ehre.«

»Ich will's beherzigen«, sagte Daniel trocken und beugte sich wieder über das Notenblatt, an dem er schrieb.

Benjamin Dorn seufzte abermals und humpelte wieder hinaus. Zu Frau Hadebusch sagte er, mit dem Daumen emporweisend: »Mutter Hadebusch, ich kann nicht anders, ich muß mir in christlicher Weise das Herz erleichtern, – denken Sie sich –«

»Jesus Maria, was tut er? Was treibt er?« keuchte die Alte, ihren Besen unter die Achsel schiebend.

»Der Tisch ist voller Papier, und das Papier ist mit lauter Geheimzeichen bedeckt, so wahr ich hier stehe.«

Da schickte Frau Hadebusch, in Angst vor der Schwarzkunst des Mansardenbewohners, ihren Gatten zum Revierkommissär. Dieser aufgeklärte Beamte hieß den Bürstenmacher einen alten Schwätzer. Aus Verdruß hierüber begab sich der Bürstenmacher ins Gasthaus zum Roß und betrank sich und mußte, es war eine schöne Mondnacht, von Benjamin Dorn heimgeführt werden.

4

Am Plärrer stand ein kleines Caféhaus, das Paradieschen mit Namen; darin war alles winzig klein: der Wirt, die Kellnerin, die Tische, die Stühle und die Portionen. Dort versammelten sich die Brüder vom Jammertal, um die Götter in den Staub zu schleifen und den Weltbau zu zerstören.

Dorthin lenkte Daniel seine Schritte.

Er kannte den liliputanischen Raum, er kannte die verhungerten Gesichter. Er kannte den Maler, der nie malte, den Schriftsteller, der nie schrieb, den Studenten, der nicht studierte, den Erfinder, der nichts erfand, den Bildhauer, der seine Kunst in einer Gipsgießerei verschwendete, den Schauspieler, der seit vielen Jahren auf Urlaub war, und das halbe Dutzend armselige Philister, die hierherkamen, um sich gruselnd zu ergötzen. Er kannte den jungen Freiherrn von Auffenberg, der aus Gründen, welche niemand wußte, mit seiner Familie zerworfen war, und Herrn Carovius kannte er, der stets den Beobachter zu spielen schien, geheimnisvoll dasaß, schmachkend und ironisch vor sich hinlächelte und mit der Hand über das lange Haar strich, das über dem Nacken in künstlichem Gleichschnitt endigte.

Er kannte die von den Schultern abgeriebenen Stellen an den Wänden, die eingetrockneten Flecken auf der Politur der Tische, die Hirschhornknöpfe auf der Weste des Wirts und die rauchgeschwärzten Vorhänge an den winzigen Fenstern. Er kannte das Geschrei, die täglich sich wiederholenden Worte, die anarchistischen Windbeuteleien des Malers, den sie Krapotkin nannten,

die philosophischen Zynismen des Studenten, der sich als Sokrates des neunzehnten Jahrhunderts fühlte und auf fünfundzwanzig verbummelte Semester wie auf ebensoviele siegreiche Schlachten zurückblickte.

Die interessanteste Erscheinung war Herr Carovius.

Er war ein belesener Mann; auch auf die Musik verstand er sich gründlich, viele seiner Bemerkungen verrieten es. Er war ein Schwager von Andreas Döderlein, doch schien er diese Verwandtschaft nicht mit freundlichen Augen zu betrachten, denn sobald irgendwer von Andreas Döderlein sprach, verzerrte sich seine Miene, und er rückte zapplig auf seinem Stuhl herum. Er war eine undurchschaubare Persönlichkeit, und hätten ihm nicht schon seine Jahre eine gewisse Achtung verschafft, er war fünfundvierzig, so hätte es der boshafte Hohn getan, mit dem er die Menschen betrachtete. Die Leute sagten, er besitze viel Geld; wurde ihm dies hinterbracht, so beteuerte er mit gräßlichen Eiden seine Armut. Aber da er keinen Beruf hatte und sich einem Müßiggang hingab, der geheimnisvoll wirkte wie alles an ihm, hielt man ihn in diesem Punkt, trotz der Eide, für unzuverlässig.

»Wer ist denn der spindeldürre Quack dort?« fragte Herr Carovius, auf Daniel deutend, den Bildhauer Schwalbe. Er kannte Daniel längst, doch behagte es ihm bisweilen, den Neuling zu spielen.

Der Bildhauer sah ihn unwillig an.

»Einer, der noch an sich glaubt«, erwiderte er finster. »Einer, der im Drachenblut der Illusionen gebadet hat und unverletzlich ist wie Jung-Siegfried. Er ist überzeugt, daß alle, die da ringsum in ihren Häusern schlafen, von seiner künftigen Größe träumen und den Lorbeer für ihn schon beim Grünzeughändler bestellt haben. Er weiß nicht, daß ihnen nur ihr Mittagessen heilig ist, daß sie Bier trinken, wenn die Schalmeyen erklingen, und gähnen, wenn der Sinai flammt. Er ist erfüllt von sich, das genügt ihm, und er sammelt Honig. Die Biene will nur Honig, und findet sie keine Blüten, so schwirrt sie um den Mist. Wie Figura zeigt. Prosit, Nothafft«, schloß er und erhob sein Glas gegen Daniel.

Herr Carovius lächelte schmachkend. »Nothafft«, meckerte er, »Nothafft! Hübscher Name, aber nicht für Walhall, eher für das

Firmenschild eines Schneiders. Hach, du lieber Gott! Der Knochen, an dem jetzt die jungen Leute kiefen, ist zu meiner Zeit noch voll Fleisch gewesen.«

Dann heftete er, den Zwicker fester auf die Nase setzend, seine Augen ehrfürchtig blinzeln gegen die Tür, durch welche, elegant, schlank und mißvergnügt, der junge Eberhard von Auffenberg eintrat, der das Leben hier suchte, wo andere es wegwarfen.

In später Nacht zogen die Brüder durch die Straßen und brüllten die stillen Häuser an.

Während das Gelächter und sinnlose Streiten an sein Ohr drang, vernahm Daniel eine sanfte Stimme in Es-Moll, darunter schritten in gewaltiger Wucht unerbittlich die Achtel einher; dann löste sich die Stimme in einen feierlichen Akkord in Es-Dur auf, und dann war alles wie in die Tiefe des Meeres versunken.

5

Gegen Ende des Sommers ereignete es sich, daß Philippine, Jason Philipps Tochter, ihrem siebenjährigen Brüderchen mit einem sogenannten Schnepfer ein Auge ausschloß.

Die Geschwister spielten im Hof, Willibald, der ältere Knabe wollte den Schnepfer haben, Philippine, die keinen Spaß verstand, riß ihn roh aus seinen Händen, drückte den Stein auf das elastische Band, schnellte ihn mit ziemlicher Kraft ab, der kleine Markus rannte dazwischen, ein Schrei ließ die ahnungsvolle Mutter von ihrem Zahltisch in den Hof stürzen, sie sah, wie sich das Kind auf der Erde wälzte, Jason Philipp lief, während Therese den Knaben in die Wohnung hinauftrug, zum Arzt, aber es nützte kein Eingriff mehr, das Auge war verloren.

Philippine hatte sich versteckt. Ihr Vater fand sie endlich unter der Kellerstiege. Er schlug sie so erbarmungslos, daß die Hausgenossen herbeieilten und ihm in die Arme fielen.

Der kleine Markus war Thereses Lieblingskind. Sie konnte das Unglück nicht verwinden. Was in ihrem Gemüt schon lang geschlummert, wurde nun beharrlicher Wahn; sie grübelte nach der Schuld.

Bisweilen erhob sie sich des Nachts aus dem Bett, zündete die Kerze an und schlurfte in ihren Pantoffeln durch die Zimmer. Sie leuchtete hinter die Öfen und unter die Schränke und drückte das Ohr lauschend an die Kammertür der Magd. Sie sah in den Mausfallen nach, und wenn sich eine Maus gefangen hatte, konnte sie sich vom Anblick der unruhigen Angst des Tierchens nicht trennen. Eines Tages wurde Jason Philipp von einem ihm bekannten Schreinermeister auf der Straße angehalten und gefragt, ob er keine alten Möbel zu verkaufen habe. Jason Philipp erwiderte, er wisse nichts von dergleichen ausgedientem Hausrat, schickte ihn aber gleichwohl zu Therese. Diese entsann sich, daß auf dem Dachboden seit vielen Jahren ein alter Sekretär stehe, für den man vielleicht ein paar Taler lösen könne, und ging mit dem Mann hinauf.

Sie stieß das kleine Holzfenster auf, und der Schreiner besah den Sekretär, der nur drei Füße hatte und morsch und verfallen war. »Dafür kann man nichts geben«, sagte der Schreiner und klopfte an dem Möbel herum wie ein Doktor an einer Leiche; »zwölf Groschen höchstens.«

Sie feilschten eine Weile und einigten sich schließlich auf sechzehn Groschen. Der Schreiner ging fort, nachdem er versprochen hatte, am Nachmittag einen Gesellen zu schicken. Therese war schon auf der Treppe, da fiel ihr ein, man müsse in den Schubfächern des alten Sekretärs nachsehen, ob nicht etwelche vergessene Schriftstücke darin seien, und sie ging wieder hinauf.

Im Staub einer Lade fand sie wirklich Papiere, und unter diesen Papieren lag die Quittung, die Gottfried Nothafft vor zehn Jahren Jason Philipp zurückgeschickt hatte. Und sie las im undeutlichen Licht die vertrauensvollen Worte des Verstorbenen, und sie sah, daß Jason Philipp dreitausend Taler bekommen hatte.

Sie las und sah und zerknitterte das Blatt. Sie schob es in die Schürzentasche und schrie auf einmal mit gellender Stimme: »Geh fort, Gottfried, geh fort!«

Sie ging hinunter und kam in die Küche, und bei der Anrichte stehend, rührte sie mit dem Kochlöffel geistesabwesend in einer Schüssel, in der Eier auf Mehl geschlagen waren. Rieke, die Magd, erschrak vor ihr und bekreuzigte sich.

Als das Mittagessen vorüber war, standen die Kinder auf, um sich zum Schulgang zu bereiten. Jason Philipp zündete eine Zigarre an und zog die Zeitung aus der Rocktasche.

»Hast du was gefunden für den Schreiner?« fragte er paffend.

»Für den Schreiner was und für mich was«, lautete die Antwort.

»Wieso für dich was? Was soll das heißen?«

»Es soll heißen, was es heißt. Ich hab ja immer gewußt, das mit dem Gelde damals ist nicht mit rechten Dingen zugegangen.«

»Mit was für einem Geld, Frau? Sprich nicht in Rätseln mit mir.«

»Mit Gottfried Nothaffts Geld, Jason Philipp«, flüsterte Therese.

Jason Philipp beugte sich über den Tisch. »Hast du am Ende gar die alte Quittung gefunden?« fragte er mit weitaufgerissenen Augen, »die alte Quittung, nach der ich jahrelang gesucht –?«

Therese nickte. Sie nahm eine Haarnadel vom Kopf und stach sie in eine Brotrinde. Jason Philipp erhob sich und ging, die Hände auf dem Rücken, hin und her. Inzwischen kam Rieke, die Magd, um den Tisch abzuräumen. Sie verrichtete ihr Geschäft mit vielem Lärm und wenig Eile, und als sie fertig war, pflanzte sich Jason Philipp vor Therese auf und stemmte die Arme in die Hüften.

»Du denkst wohl, ich soll mich von dir ins Bockshorn jagen lassen«, begann er; »da irrst du dich, meine Liebe. Verübelst du mir's vielleicht, daß ich dir und deinen Kindern eine menschenwürdige Existenz gegründet habe? Und daß ich deine Schwester vor dem Armenhaus bewahrt habe? Du tust ja, als hätt' ich das Geld auf der Kirmes verjuxt. Gottfried Nothafft hat mir dreitausend Taler anvertraut, jawohl, das hat er. Sein Wille war, daß die Sache nicht in die weiblichen Mäuler kommt. Sein Wille war, daß das sauer erworbene Kapital Früchte bringt, und nicht, daß ich es dem Schandbuben zum Verludern gebe.«

»Unrecht Gut gedeihet nicht«, versetzte Therese, ohne den Blick zu erheben. »Mag's zehn Jahre lang so scheinen, im elften kommt die Rache des Himmels, wie sich an unserm Markus zeigt.«

»Du redest im Wahnsinn, Frau«, schrie Jason Philipp, packte einen Stuhl und stieß ihn so heftig auf den Boden, daß alles Geschirr im Zimmer klapperte.

Thereses trotzige Bauernstirn wendete sich ihm furchtlos zu, und er hatte ein wenig Angst. »Was uns an Unglück ferner noch heimsuchen wird, verantworte du, wenn du kannst«, sagte sie mit tiefer Stimme.

»Hältst du mich für einen Banditen, Frau?« erwiderte Jason Philipp; »meinst du, ich will das Geld in die Tasche stecken? Kannst du dir nicht denken, daß ich höhere Zwecke verfolgen könnte? Solches geht wohl über dein Begriffsvermögen.«

»Was wären denn das für Zwecke?« fragte Therese mürrisch und mit zwinkernden Augen.

»Hör mich an«, fuhr Jason Philipp fort und setzte sich in lehrhafter Haltung auf den zuvor mißhandelten Stuhl; »der Schandbube soll klein begeben. Auf den Knien soll er vor mir rutschen. Es ist nicht mehr so weit bis dahin. Ich habe mich erkundigt, ich bin auf seiner Fährte, ich weiß, daß er auf dem letzten Loch pfeift. Er wird kommen, verlaß dich darauf, er wird kommen und winseln. Dann, siehst du,nehm ich ihn zu mir ins Geschäft. Und dann kommt es darauf an, ob endlich ein brauchbarer Mensch aus ihm wird. Ist es der Fall, und bewährt er sich dauernd, na, so setz ich ihm eines Tages die ganze Geschichte auseinander und biete ihm an, als Teilhaber in die Firma einzutreten. Du wirst zugeben, daß er damit ein gemachter Mann ist und daß er das ohne weiteres einsehen und mir die Hand küssen wird. Und später dann, um die Beziehung noch fester zu knüpfen, werde ich ihn mit unserer Philippine verheiraten.«

Ein schiefes Lächeln glitt über Thereses Gesicht. »Mit Philippine, so so«, sagte sie eigentümlich singend, »mit Philippine; die wird schwer unter die Haube zu bringen sein, meinst du, und wer sie kriegt, hat an ihr genug. Das ist eine gute Idee.«

»Auf diese Art wird die Rechnung zwischen ihm und mir glatt«, schloß Jason Philipp, ohne den Hohn in Thereses Worten zu beachten, seine Ausführungen; »der Schandbube wird ein anständiger Mensch, das Geld bleibt in der Familie, und Philippine ist versorgt.«

»Und wenn er nicht kommt, wenn er nicht auf den Knien rutscht, wenn du dich verspekuliert hast, was dann?« Ob Jason Philipp an das, was er sagte, selbst glaubte, das wußte Therese nicht. Sie

hatte keine Lust, darüber nachzudenken, und sie blickte nicht in sein Gesicht, sondern bloß auf seine Hände.

»Dann ist immer noch Zeit, den Plan zu ändern«, gab Jason Philipp ärgerlich zurück. »Verlaß dich nur auf mich. Ich seh mir alles an, ich zähl mir alles aus, ich kenne die Menschen, und ich irre mich nie. Mahlzeit.«

Damit ging er.

Therese blieb noch eine Weile sitzen, die Arme über der flachen Brust verschränkt. Als sie aufgestanden war und die Tür zu dem hofwärts gelegenen Zimmer geöffnet hatte, stockte sie auf der Schwelle, denn sie erblickte Philippine, die am Fenster saß und mit einer Miene von verdachterweckender Harmlosigkeit einen zerrissenen Strumpf stopfte.

»Was ist mit dir?« fragte Therese betroffen, »warum bist du nicht in die Schule gegangen?«

»Hab nicht können, hab Kopfweh«, antwortete das Mädchen und zog an der Nadel, daß der Wollfaden riß. Struppig über die Stirn hängende Haare verdeckten das herabgebeugte Gesicht.

Therese schwieg. Finster ruhte ihr Auge auf den geschäftigen Fingern Philippons. Es war zu vermuten, daß das Mädchen alles gehört hatte, was Jason Philipp mit seiner lauten Stimme gesprochen; sie mußte nicht einmal an der Tür gehorcht haben. Am liebsten hätte sie das hinterhältige Geschöpf gezüchtigt, aber sie beherrschte sich und ging still hinaus.

Philippine sandte ihr einen stechenden Blick nach, unterbrach jedoch ihre Arbeit nicht und begann leise und wie herausfordernd vor sich hin zu trällern.

7

Daniels Geldvorrat ging zu Ende. Die neuen Quellen, auf die er gehofft, waren nicht zu entdecken. Er verschloß sich trotz der Sorge, und wenn Furcht sich melden wollte, fand er bei den Brüdern Vergessen.

Der Bildhauer Schwalbe hatte die Bekanntschaft der Zingarella gemacht, die in den Reichshallen schlüpfrige Couplets sang. Er lud die Bruderschaft ein, ihn zu begleiten.

Die Reichshallen waren ein Rauchtheater niedrigster Sorte. Als sie hinkamen, war die Vorstellung schon zu Ende. An vielen Tischen saßen noch Leute. Der von abgestandenem Bierdunst erfüllte Raum glich einem düsteren Schacht.

Mit einer Gleichgültigkeit, als ob Menschen in ihren Augen um nichts besser als Stühle seien, nahm die Zingarella zwischen dem Bildhauer und dem Schriftsteller Platz. Sie lachte, und es war kein Lachen; sie redete, und die Worte waren leer; sie streckte die Hand aus, und die Gebärde war tot. Sie schaute keinen an, ihr Blick streifte nur. Sie hatte eine Art, mit dem Armband zu rascheln, die Mitleid erweckte, und eine andere, nach platten Roheiten, die sie geäußert, den Kopf wegzuwenden, die den Rohesten stutzig machte. Ihr Gesicht war von der Schminke verdorben, aber unter der Haut schimmerte etwas wie Wasser unter dünnem Eise.

Den verwüsteten Mund hielt gewesene Anmut noch in wehem Bogen.

Bisweilen war ihr ruheloses Auge böse spähend auf Daniel gerichtet, der einsam an der unteren Schmalseite des Tisches saß. Um das Grauensvolle seiner hochmütigen Fremdheit nicht spüren zu müssen, hätte sie viel darum gegeben, wenn ihn einer vor ihre Füße geworfen hätte. Sie sah, daß er kein Weib kannte. Dieses quälte sie so, daß sie mit den Zähnen knirschte.

Daniel fühlte den Haß der Zingarella nicht. Während er beklommen in ihr Gesicht starrte, welches vom Laster und vom Schicksal gezeichnet war, baute er innerlich ein Gebilde von unnennbarer Keuschheit, Gespielin eines Gottes. Der Vorhang mit der gemalten Harlekinsfratze, der Akrobat und der Hundedresseur am Nebentisch, die über Gagen stritten, vier halbwüchsige Kartenspieler hinter ihm, ein dickes Weib, das auf einer Bank lag und mit einem roten Taschentuch über den Augen sch'ummerte, der Schriftsteller, der über andere Schriftsteller schimpfte, der Erfinder, der vom Perpetuum mobile erzählte, das alles war plötzlich versunken wie in die Tiefe des Meeres. Er stand auf und ging fort.

Aber als er die schneebedeckte Straße vor sich sah und nicht wußte, ob er sich nach Hause wenden sollte, trat die Zingarella an seine Seite. »Rasch«, flüsterte sie, »eh sie merken, daß wir

beisammen sind.« Und so gingen sie wie zwei Flüchtlinge, die nichts voneinander wissen, als daß sie beide arm und elend sind, durch das nächtliche Schneegestöber.

»Wie heißen Sie?« fragte Daniel.

»Anna Siebert heiß ich.«

Vom Turm der Lorenzerkirche schlug es drei Uhr. Der Sebalder-turm bestätigte es mit tieferem Schlag.

Sie kamen an ein altes Haus und gelangten über einen modrig riechenden, finstern Gang in einen kellerartigen Raum. Anna Siebert zündete eine Ampel an, die rote Scheiben hatte. An einigen Nägeln hingen bunte Gewänder der Soubrette, auf der Tischdecke lag eine graue Katze und spann. Das Mädchen nahm sie auf den Arm und liebte sie. Die Katze hieß Zephir. Sie begleitete Anna Siebert überallhin.

Daniel warf sich auf einen Sessel und blickte in die Ampel. Die Katze Zephir streichelnd, stand die Zingarella vor dem Spiegel an der Wand, und ohne sich selbst zu gewahren, nur ins Öde des Spiegels schauend, erzählte sie, der Direktor habe ihr heute gekündigt, weil das Publikum mit ihren Leistungen unzufrieden sei.

»Nennt man das Publikum«, fragte Daniel, der seine Augen nicht von der Ampel wandte, so wie sie die ihren nicht von der Öde des Spiegels, »diese Familienväter, die Seitensprünge machen, die Ladenschwengel, deren Blicke euch die Kleider vom Leib reißen, diesen Menschen-Unflat, vor dem Gott sein Angesicht verhüllt, nennt man das so?«

»Der Direktor kommt in meine Garderobe«, fuhr Anna Siebert tonlos fort, »wirft mir den Kontrakt hin und schreit, ich hätte ihn beschwindelt. Wie soll ich ihn denn beschwindelt haben? Ich bin ja keine erste Kraft mehr, der Agent hat's ihm ja gesagt. Für zwanzig Mark wöchentlich kann man nicht wie die Patti singen. In Elberfeld hab ich fünfundzwanzig gehabt, vor einem Jahr, in Zürich, noch sechzig. Jetzt behauptet er, er braucht mir gar nichts zu zahlen. Wovon soll ich aber leben? Man muß doch leben. Was, Zephir?« flüsterte sie der Katze schmeichelnd zu und drückte die Wange auf das Fell, »man muß doch leben.«

Sie ließ die Arme fallen, das Tier sprang auf die Erde und buk-

kelte. Das Mädchen trat zu Daniel, sank auf die Knie und legte die Stirn auf seinen Schenkel. »Ich bin am Ende«, murmelte sie kaum hörbar, »am Ende von allem.«

Der Schnee prasselte an die Fensterscheiben. Mit einem Ausdruck, als ob seine Gedanken einander mordeten, blickte Daniel in die Ecke, aus welcher die Katze Zephir mit gelbglühenden Augen herüberblinzelte. In seinem Gesicht bebten die Muskeln, wie Fische beben, wenn man sie von der Angel reißt.

Und als er so kauerte, die Arme an den Leib gepreßt, die Schultern geduckt, kam es wieder empor aus der Tiefe des Meeres: Zuerst ein hinstürmendes Arpeggio in As-Dur, und darüber, Ruhe gebietend, ein majestätisches Thema in Sechzehntel-Dreiklängen. Mit einem Septakkord in Forte stürzten sie zusammen. Ein Ringen, ein Scheiden, ein Weiterwandern, und aus dem gedämpften Pianissimo schwebte die sanfte Stimme in Es-Moll auf. O Stimme! O Menschheit! Die Achtel, in ihrer unerbittlichen Wucht, schritten tiefer, wühlender in den Baß, hoheitsvoller trug es die gelöste Stimme in den Es-Durakkord, und nun wurde alles wahr! Was Schatten und Traum und Sehnen und Wollen gewesen, wurde wahr. Er selbst wurde wahr.

Auf dem Heimweg deckte er die Hand über das Gesicht, denn die Fenster der Häuser blickten ihn an wie die leeren Augen einer Dirne.

8

Die Zingarella wußte nicht, warum der fremde Mensch fortgegangen war. Es war ihr gleichgültig. In ihr war jeder Schlag des Herzens ohne Kraft. Das einzige Geschöpf, durch welches sie sich an die Welt gebunden fand, war die Katze Zephir.

Eine Nacht und noch eine Nacht; ein Tag und noch ein Tag. Sprechen, wenn die Menschen sich die Mühe gaben, zu fragen, lachen, wenn sie die unbegreifliche Lust hatten, Gelächter zu hören; dies Kleid über den frierenden Körper ziehen und dann jenes; die Stunde abwarten, in der sie etwas Bestimmtes tun sollte; im Bett liegen und sich vor der Finsternis fürchten; des Unrechts gedenken, der Schande und der Not; es war zuviel.

Es kam ein Mann, und beim Morgengrauen ging er wieder fort, mischte sich unter die übrigen, und wenn sie erwachte, wußte sie nicht mehr, wie er ausgesehen hatte. Die Wirtin brachte Suppe und Fleisch, später klopfte jemand an die Tür, aber sie riegelte nicht auf. Sie war nicht neugierig, zu sehen, wer es war; vielleicht der von der gestrigen Nacht, vielleicht ein anderer.

Sie hatte keine Neugier und keine Hoffnung mehr. Ihre Seele war zergangen wie ein Stück Salz im Wasser. Als sie am dritten Tage nach Hause kam, fand sie die Katze Zephir tot neben dem Kohleneimer. Sie kniete nieder, betastete das kalte Fell, zog die Stirne kraus, raschelte mit dem Armband und ging wieder fort.

Es war gegen Abend und die Luft voll Nebel. Sie ging durch beleuchtete Straßen und nachher durch unbeleuchtete. Sie ging durch Alleen kahler Bäume und über stille Plätze. Der Schnee dämpfte ihren Schritt, und wenn er aufstäubte, blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen.

Da gelangte sie zum Fluß an einer Stelle, wo das Ufer flach war. Ohne zu denken, ohne zu zaudern, als ob sie blind wäre, als ob sie eine Brücke sähe, wo keine war, ging sie ins Wasser.

Sie spürte, wie das Wasser in ihre Schuhe eindrang, wie es die Beine näßte, wie die Kleider sich weich und eiskalt an den Leib preßten, sie ging weiter. Die Brust tauchte ein, der Hals tauchte ein, sie ließ sich sinken, sie glitt hin, seufzte schwer, lächelte, und lächelnd verlor sie das Bewußtsein.

Die Leiche wurde am anderen Tag ans Land gespült, etwas außerhalb der Stadt, und man brachte sie ins Schauhaus auf dem Rochuskirchhof.

9

Der Bildhauer Schwalbe ging in einem Totenzug. Sein Bruderskind war gestorben, und es wurde auf jenem Kirchhof begraben.

Als er mit den andern am Schauhaus vorüberging, gewahrte er durchs Fenster eine Mädchenleiche. Nachdem das Kind zur Erde bestattet war, trat er dort ein. Es standen ein paar Leute an der Leiche, und einer sagte: »Es ist eine Sängerin von den Reichshallen.«

Dem Bildhauer fiel der reine und schöne Ausdruck im Gesicht der Ertrunkenen auf. Er blieb lange Zeit ergriffen bei der Toten, dann ging er zum Verwalter und bat um die Erlaubnis, eine Gipsmaske abnehmen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und ein paar Stunden später kam er mit dem Handwerkszeug.

Als er aber die Maske abgenommen hatte, da hielt er etwas Wunderbares in der Hand. Es waren die Züge eines sechzehnjährigen Mädchens, ein Antlitz voll Süßigkeit und bittersüßer Schwermut, und das Bezauberndste darin war das selige Engelslächeln um den wehen Mundbogen. Es glich dem Werk eines großen Künstlers, und den Bildhauer erfüllte plötzlich die Sehnsucht nach seiner verlorenen Kunst.

Trotzdem zwang ihn eine Woche später die Not, die Maske an den Gießer in der Pfannenschmiedsgasse zu verkaufen, bei dem er arbeitete, und der hing sie an den Türpfosten seines Ladens.

10

Im Dezember hatte Daniel kein Geld mehr, und er mußte die Partitur der Bachschen h-moll-Messe verkaufen, die einzige Kostbarkeit, die er besaß. Der Kantor Spindler hatte sie ihm beim Abschied geschenkt, und jetzt mußte er sie zum Antiquar tragen und für ein Bettelgeld dahingeben.

Wenn er nicht den ganzen Tag im Bett liegen wollte, mußte er, um sich warm zu halten, durch die Straßen laufen. In eine Wirtschaft zu gehen, verwehrte ihm seine Armut, und deshalb kam er auch nicht mehr mit den Brüdern vom Jammertal zusammen. Deshalb und auch, weil ihm vor den Leuten ekelte.

Eines Abends stand er vor der Egydienkirche und lauschte der Orgel, die drinnen gespielt wurde. Der eisige Wind blies in seine Rockärmel. Als das Orgelspiel aufhörte, ging er über den Platz und lehnte sich an die Mauer eines Hauses. Er fühlte sich sehr einsam.

Da kamen zwei Männer daher, die in das Haus gehen wollten, an dessen Tor er frierend stand. Der eine der beiden war Benjamin Dorn, der andere war der Inspektor Jordan. Benjamin Dorn redete

ihn an, der Inspektor stand schweigend daneben, während Daniel unfreundliche Antworten gab, und er schien den Zustand des jungen Menschen lebhaft zu erfassen. Er lud Daniel ein, mit hinaufzukommen, und Daniel folgte, bis ins Mark durchkältet und an nichts weiter denkend als an einen warmen Ofen.

So kam er in die Familie des Inspektors. Inspektor Jordan hatte drei Kinder, die neunzehnjährige Gertrud, die siebzehnjährige Lenore und den fünfzehnjährigen Benno, der noch das Gymnasium besuchte. Seine Frau war tot.

Von Gertrud hieß es, daß sie eine Frömmlerin sei. Sie ging täglich in die Kirche und hatte eine heimliche Neigung für die katholische Religion, worüber der Inspektor, als überzeugter Protestant, sehr betrübt war. Tagsüber versorgte sie den Haushalt, und wenn sie damit fertig war, saß sie an ihrem Stickrahmen und stickte Dornenkronen, von Schwertern durchstochene Herzen und schwächliche Engel für eine überseeische Mission. Schweigend und mit immer gesenkten Augen saß sie und stickte.

Als Daniel sie zuerst sah, trug sie ein laubgrünes Kleid, das über den Hüften mit einem geschuppten Gürtel befestigt war, und ihre braunen, stark gewellten Haare lagen offen auf den Schultern. So sah er sie dann stets, wenn er ihrer gedachte, auch nach vielen Jahren so, im laubgrünen Kleid, mit niedergesenkten Blicken, am Stickrahmen arbeitend und seiner Gegenwart feindselig nicht achtend. Sie war wie etwas Finsteres im hellen Raum.

Anders Lenore. Sie war wie eine Lampe, die durch finstere Räume getragen wird.

Seit dem Sommer war sie in der Generalagentur der Prudentia angestellt, denn sie wollte sich ihr Leben verdienen. Ihren Worten nach zu schließen, bereitete ihr die Arbeit dort Spaß. Ihren Worten nach zu schließen, belustigte es sie, Prämienquittungen zu schreiben, Briefmarken aufzukleben, Briefe zu kopieren und viele Leute kommen und gehen zu sehen. Der fette Generalagent Diruf und der magere Bürochef Zittel gaben ihr Stoff zur Verwunderung, und wenn trübe Laune heranschleichen wollte, drehte man sich auf der Schraube des Sessels im Karussell, und alles war wieder gut.

Sie schien ein Kind zu sein und war doch ganz Jungfrau. Auf dem

blonden Kopf trug sie das runde Pelzkäppchen in vergnügter Schiefheit, und wenn sie ins Zimmer trat, war irgend etwas in der Atmosphäre verändert, so daß sie frischer und angenehmer zu atmen war. Die Leute mißbilligten es, daß ihre Augen so strahlend blau waren und daß die erstaunlich geordnete Reihe weißer Zähne beständig hinter den pfirsichhaft weichen Lippen blitzten. Sie sei ein leichtes Blut, sagten die Leute; sie sei ein Schmetterling, sagten sie, und Benjamin Dorn nannte sie eine vom Teufel der Sinnlichkeit besessene Kreatur, die an Putz und irdischem Tand ihr Genügen finde. Es herrschte zwischen ihr und dem jungen Freiherrn von Auffenberg seit kurzem eine Beziehung vertrauter Art; niemand wußte Genaueres darüber; aber als der Schnüffler Benjamin Dorn, der zwei Menschen verschiedenen Geschlechts nicht beisammen sehen konnte, ohne sich mitschuldig zu fühlen an der großen Erbsünde, sie eines Tages in Gesellschaft des Freiherrn erblickte, war sie in seinen Augen eine Verlorene.

Es war mit Lenore so bestellt: das Leben kam ihr niemals ganz nah. Andern kommt es dicht an den Leib, andere würgt es und schleift es hin, ihr blieb es fern, denn sie stand in der Mitte einer gläsernen Kugel. Wenn sie Kummer hatte, wenn schmerzlich unentschiedenes Gefühl an ihr nagte, wenn die Gemeinheit einer niedern und verstörten Welt zu ihr herauflangte, da wurde die gläserne Kugel nur noch weiträumiger, und die Dinge, die an ihrer Peripherie schwirrten, noch ungreifbarer.

Man kann immer lächeln, wenn man in einer gläsernen Kugel steht. Auch die bösen Träume bleiben draußen, sogar die Sehnsucht ist nur wie rosiger Hauch, der das Kristall des Gehäuses von außen umdunkelt.

Die Leute hatten eigentlich recht, wenn sie sagten: der Inspektor Jordan erzieht seine Töchter wie Prinzessinnen. Beide waren der Gewöhnlichkeit des Lebens entrückt, die eine ins Finstere, die andere ins Helle.

Und Daniel sah beide; sie waren ihm fremd wie er ihnen. Er sah auch den Bruder, einen flinken, glatten, hochaufgeschossenen Jüngling. Er sah das alte Haus mit seinen morschen Stiegen und die Stuben mit ihren wuchtigen Bürgermöbeln, und den Wechsel von Ruhe und Unruhe darin, das kleine, ungewisse, hinaus- und

zurückfließende Leben, und wenn er kam, unterhielt er sich nur mit dem Inspektor, da er die Stunde wußte, in der dieser zu Hause war. Sie sprachen unverbindlich und allgemein; Daniel war verschlossen und der Inspektor voll Takt. Und Gertrud saß am Tisch und stickte.

Er kam und wärmte sich am Ofen. Bot man ihm ein Butterbrot an oder eine Schale Kaffee, so schlug er es aus. Drängte man ihn, es doch zu nehmen, so schüttelte er den Kopf und machte ein Gesicht wie ein böser Affe. Daran war sein Bauerntrotz schuld, die ungroßmütige Angst, irgend jemand etwas verdanken zu müssen, und als die Not überwältigend wurde, kam er plötzlich überhaupt nicht mehr.

11

Die Not wuchs empor wie ein purpurner Schein. Es war für ihn etwas Lächerliches in der Tatsache: man schrieb das Jahr 1882, und er hatte nichts zu essen; er war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte nichts zu essen.

Frau Hadebusch zeterte megärenhaft auf den Stiegen. Die Miete war überfällig, und es fanden unheimliche Beratungen in der Wohnstube statt, an denen ein Invalide vom Wespennest und ein Seifensieder aus der Kamerariusstraße teilnahmen.

In seiner Verzweiflung dachte er an den Militärdienst. Er ging in die Kaserne, um sich zu stellen, wurde untersucht und wegen Schmalbrüstigkeit abgewiesen.

Zuerst war der purpurne Schein. Noch als er auf dem Henkersteg stand und ins Wasser schaute, wo kleine Eisschollen trieben. Aber als er den bedrängten Blick erhob, sah er ein riesenhaftes Antlitz. Der ganze Himmel, der sich über ihm wölbte, war ein Antlitz, furchtbar entstellt durch Rache und Hohn. Man konnte nicht entfliehen; im Innern der Brust wurde es dunkel, Bilder und Töne zerslossen in einer schauerlichen Weise, als ob ein nasser Lappen darüber gewischt würde.

Im Weitergehen schien es ihm, wie wenn sich die Gräßlichkeit des Gesichtes verringere, es wurde kleiner und milder; es war nur noch so groß wie die Fassade einer Kirche, und nur noch in der

Stirn verkündete sich Zorn. Da ging eine Frau vorüber, die Äpfel in ihrer Schürze trug; beim Geruch der Früchte zitterte er, aber er langte nicht hin, ihr einen Apfel zu nehmen, einen einzigen bloß, er hatte sich noch in der Gewalt, und da war das Antlitz nur noch so groß wie ein Baumwipfel und hatte Züge des Erbarmens.

Die Sonne stand am Himmel, der Schnee taute, in der Luft zwitscherten Sperlinge. Durch die Pfannenschmiedsgasse wankend, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen. Da war das Gesicht; körperhaft erblickte er es am Türpfosten eines Ladens. Daß es die Maske der Zingarella war, vermochte er nicht zu erkennen, es war ja ein verwandeltes Gesicht, und wie hätte er jetzt eine Wirklichkeit fassen sollen? Er schaute von innen nach innen, das Ding außer ihm war Vision, es verband das Firmament mit der unteren Erde, es war eine Verheißung. Er hätte sich auf das Pflaster hinwerfen und schluchzen mögen, denn ihm war, als sei er gerettet.

Der unvergleichlich hingeebene holde Schmerz im Ausdruck der Maske, die Seligkeit unter den langbewimperten Lidern, das halb erloschene Lächeln um den wehen Mundbogen, und etwas Geisterhaftes noch, ein Dasein fern von Tod und Leben, all dies steigerte sein Gefühl zu abergläubischer Andacht, die ganze Zukunft schien ihm vom Besitz der Maske abzuhängen, und ohne zu überlegen, stürzte er in den Laden.

Drinne stand ein junger Mann, den der Gießer sehr respektvoll als Doktor Benda anredete, und der etwa dreißig Jahre alt sein mochte. Der Gießer zeigte ihm die gelungenen Abgüsse einiger Figuren vom Tugendbrunnen, und es dauerte ziemlich lange, bis er sich nach Daniel umdrehte und nach seinem Begehren fragte. Mit rauher Stimme und einer trunkenen Geste bedeutete ihm Daniel, daß er die Maske haben wolle. Der Gießer nahm die Maske vom Pfosten draußen, legte sie auf den Ladentisch und nannte den Preis. Er musterte den abgerissenen Anzug des Kauf lustigen, dachte, daß ihm die geforderte Summe von zehn Mark zu hoch dünken mochte, und wandte sich, um ihm Zeit zur Überlegung zu geben, wieder an jenen jungen Mann.

Sie hatten eine Weile miteinander gesprochen, da schaute sich

der Gießer um und sah, daß Daniel noch immer am Ladentisch stand. Mit halbgeschlossenen Augen und verzogener Stirne stand er dort und hatte die linke Hand mit ihrer ganzen Fläche auf das Gesicht der Maske gelegt. Der Gießer tauschte einen verwundernten Blick mit Doktor Benda, und der begriff in einer Regung ahnungsvoller Teilnahme die Situation des ihm fremden Menschen, seine Armut, seine Verlassenheit; sogar die Glut des Wunsches in ihm. Das Gefühl gewohnter Zurückhaltung sichtlich bekämpfend, trat er auf Daniel zu und sagte ohne eine Spur von Gönnerhaftigkeit, ernst, ruhig und schonend: »Wenn Sie mir erlauben wollen, das Geld für die Maske auszulegen, bereiten Sie mir eine Freude.«

Daniel knirschte ein wenig mit den Zähnen, und sein Blick funkelte grünlich auf. Aber das geistig erfahrene Gesicht des andern hatte einen Glanz von Menschlichkeit, der ihn weich stimmte und unterwarf. Er ließ es schweigend geschehen, daß Doktor Benda das Geld für die Maske auf den Tisch legte.

Als sie den Laden des Gießers verlassen hatten, Daniel hielt die eingepackte Maske krampfhaft unterm Arm, fiel Benda die körperliche Zerrüttung seines Begleiters auf, und es bedurfte nicht vieler Fragen für ihn, um die Ursache zu erkennen. Er tat, als hätte er noch nicht zu Mittag gegessen, lud Daniel ein, ihm Gesellschaft zu leisten, und ging mit ihm in die nahegelegene Wirtschaft zur blauen Traube.

Wie mit einem Zauberschlüssel fühlte Daniel sein Inneres aufgeschlossen, endlich ein hörendes Ohr, endlich ein sehendes Auge, ihm war, als steige er aus Bergwerksschächten herauf, und als sie sich trennten, besaß er einen Freund.

Der Nero unserer Zeit

1

Der Anblick der Verkommenheit, den die lärmenden, schwärmen-den Sumpfbrüder vom Jammertal boten, erhöhte das Lebensgefühl des Herrn Carovius. Er hatte eine liebenswürdige Neigung für den Verkehr mit Menschen, die am Abgrund des Daseins wandelten. Er trank dann immer viel Likör; am besten mundete ihm die Sorte, die man Knickebein hieß. Nach dem Genuß des Likörs wurde er aufgeräumt und wagte kühne Äußerungen, nicht nur auf erotischem Gebiet, sondern auch gegen die Polizei und gegen die göttliche Vorsehung.

Trippelte er aber in später Nacht heimwärts, so war in seinem Gesicht ein feiges, kleines Schmunzeln, das Anzeichen seiner inneren Rückkehr zur Tugendhaftigkeit. Denn er betrog seinen Tag mit seiner Nacht.

Er lebte von einer ansehnlichen Rente, und das Haus auf der Füll, in dem er wohnte, war sein Eigentum. Es wurde den Fremden als sehenswert genannt und war eines der ältesten und düstersten Gebäude der Stadt. Insonderheit war der zierliche Erker berühmt, und über dem schöngebogenen Tor prangte ein patrizisches Wap-pen in Stein gebildet, zwei gekreuzte Speere mit einem Helm. Im engen Hof befand sich ein Ziehbrunnen mit bemooster Umfas-sung, und die Stockwerke hatten Holzgalerien mit kunstvollen Schnitzereien. Die Treppe war breit, mit flachen Stufen und vier-mal geteilt; in ihrer Bewegung drückte sich das behagliche Ver-weilen vergangener Jahrhunderte aus.

In manchen Nächten erkannte Herr Carovius von fern die gewal-tige Figur seines Schwagers, des Musikprofessors Döderlein; die-sem wünschte er nicht zu begegnen, und er wartete an der Stra-ßenecke, bis der Lampenschein aus Döderleins Fenster herab-leuchtete. In andern Nächten stieß er mit dem Bewohner des zweiten Stockwerks, dem Doktor Friedrich Benda zusammen. Da gab es ein eifriges Hutabziehen und Bekomplimentieren, jeder wollte auf den Vortritt verzichten, und die Artigkeit des jungen

Mannes nötigte Herrn Carovius zu noch größerer Artigkeit, bis er vor lauter Artigkeit plump und verlegen wurde und die Rede verlor.

Kam er aber allein und hatte mit dem riesigen Schlüssel, den er in der Manteltasche trug, das Tor aufgesperrt, so zündete er ein Wachskerzchen an, hielt das Licht über seinen Kopf und spähte vorsichtig in die Winkel des weiten Flurs, ehe er seine erdgeschössige Wohnung betrat.

2

Im Wirtshaus zum Krokodil hatte Herr Carovius seinen Stammisch. An diesem fanden sich zu Mittag regelmäßig ein: der Fiskalrat Korn, der Magistratsadjunkt Hesselberger, der Postassistent Kitzler, der Apotheker Pflaum, der Uhrmacher Gründlich und der Zuckerbäcker Degen. Als Ehrengast erschien von Zeit zu Zeit der Assessor Kleinlein.

Es wurde über die Nachbarn, die Bekannten, die Freunde und die Berufsgenossen geklatscht. Der Klatsch durchlief die ganze Stufenleiter von der harmlosen Anekdote bis zur giftigen Verleumdung. Kein Verhältnis war vor übler Nachrede sicher, kein Ruf vor der Besudelung, an jedem Charakter war etwas auszusetzen, jedes Haus hatte seine vor der Welt verschlossene Kammer.

War das Mahl zu Ende, so entfernten sich die Herren, mit Ausnahme des Herrn Carovius, denn für ihn kam jetzt die wichtige Stunde der Zeitungslektüre, nach dem privaten Ohrenschmaus das Studium der Sünden, der Lächerlichkeiten und der Tragödien, die das Leben der Menschheit ausmachen.

Täglich las er drei Zeitungen, ein heimisches Blatt, ein Berliner und ein Hamburger Blatt. Täglich dieselben drei, und zwar von Anfang bis zu Ende, die politischen Nachrichten, das Feuilleton und sämtliche Inserate. Dadurch wurde er vertraut mit den Fortschritten der Kultur, den Veränderungen im Staatsleben und mit der Existenz der Aristokratie, der Bourgeoisie und des Proletariats.

Es entging ihm nichts; weder die Mordtat in einem pommerschen Dorf noch das auf dem Boulevard des Italiens verlorene Perlen-

halsband; weder der Untergang eines Dampfers in der Südsee noch die vornehme Trauung in Westminster; weder die Glosse über neue Kleidermoden, noch die Niedermetzlung der von den Türken geknechteten Armenier; weder der Tod eines großen Herrn noch die Notiz über einen aufgegriffenen Landstreicher.

Doch ist anzumerken, daß seine eigentliche Teilnahme nur den unglücklichen Ereignissen galt. Denn er betrachtete die Welt bloß im Hinblick auf die Kriege, die Erdbeben, die Hagelschläge, die Orkane, die Überschwemmungen, die öffentlichen und häuslichen Unannehmlichkeiten der Menschen. Freudige Vorfälle, wie Geburten, Ordensauszeichnungen, heldenhafte Handlungen, die Kunde von einem Haupttreffer, einem erfolgreichen Werk, einer gelungenen Spekulation gingen ohne Eindruck an ihm vorüber, wenn sie ihn nicht gar verdrossen, hingegen haftete sein Geist mit Vergnügen an allem Üblen, Jämmerlichen, Traurigen und Beklagenswerten, das auf dem Erdball oder im Sternenraum passiert und zu seiner Kenntnis gelangt war.

Sein Kopf war ein Magazin wüster und schrecklicher Begebenheiten; von Krankheitsgeschichten, Entführungen, Diebstählen, Raubanfällen, Einbrüchen, Attentaten, Elementarkatastrophen, Seuchen, Lustmorden, Selbstmorden, Duellen, Bankrotten und Familienzwistigkeiten.

Hatte er seine Erfahrung um einige besonders kuriose und unerhörte Geschehnisse vermehrt, so zog er sein Taschenbuch, merkte das Datum an und schrieb: in Amberg hat ein Priester während der Predigt den Blutsturz bekommen; oder: in Kotschinchina hat ein Tiger vierzehn Kinder gefressen, ist in den Bungalow eines Ansiedlers gedrungen und hat der an der Seite des Gatten schlafenden Frau den Kopf abgebissen; oder: in Kopenhagen hat eine ehemalige Schauspielerin, eine neunzigjährige Greisin, mitten auf dem Marktplatz den Monolog der Lady Macbeth rezitiert, indem sie auf einen Gemüsekorb stieg; dies erregte solches Aufsehen, daß in dem Gedränge des Volks mehrere Personen zerquetscht wurden.

Dann ging er in froher Laune nach Hause und gab auf der Straße den Türstehern und Fensterguckern ihren Gruß leutselig zurück. Bei jeder Feuersbrunst, die in der Stadt ausbrach, war er zugegen,

und seine in die Flammen gerichteten Augen hatten etwas Ergriffenes und Trunkenes. Er sumnte leise vor sich hin, schaute verstohlen in die besorgten Gesichter der Leute, machte sich bei den geretteten Habseligkeiten zu schaffen und drängte dem Löscheinmeister seine Ratschläge auf.

War irgendein Mann von Bedeutung gestorben, so versäumte er nie, sich dem Leichenbegängnis anzuschließen. Er folgte dem Sarg bis ans Grab und verharrte bei der Rede des Pfarrers mit gesenktem Haupt. Aber um seinen Mund zuckte es sonderbar, als fühlte er sich verstanden und geschmeichelt.

Und in der Tat, es schmeichelte ihm. Der Tod der andern, die Niederlagen der andern, die Not der andern, die begangenen Verätereien, die Übergriffe der Großen, die Bedrückung der Geringen, die Vergewaltigung des Rechts und die Leiden, die täglich Tausende ertragen mußten, alles dies schmeichelte ihm, beschäftigte ihn und wiegte ihn in eine süße Empfindung von Sicherheit.

Aber dann saß er zu Hause an seinem Klavier und spielte mit schwärmerischem Augenaufschlag ein Adagio von Beethoven oder ein Impromptu von Schubert. Wenn in einem Bachschen Oratorium die Chöre erschallten, wurde er vor Entzücken bleich, und er konnte Tränen vergießen beim Anhören eines kunstvoll gesungenen Liedes.

Er liebte die Musik bis zur Abgötterei.

Er war ein Kleinbürger mit entfesselten Instinkten. Er war ein Aufrührer von konservativer Haltung. Er war ein Nero ohne Diener, ohne Macht und ohne Land. Er war ein Musiker aus Verzweiflung und aus Eitelkeit. Er war ein Nero unserer Zeit.

Der Nero unserer Zeit, in drei Stuben hausend; einsamer Hagestolz und Bücherleser; mit dem Krämer Meinungen über das Wetter tauschend; mit dem Nachtwächter über magistratische Verordnungen räsonierend; Wüterich in jeder Faser, heimlicher Henker; dem Schicksal die unwahrscheinlichsten Verknüpfungen, die zerstörendsten Gewaltakte ablauernd; beständig auf dem Pirschgang nach Unheil, Zank und Schändlichkeit; frohlockend über alles Mißlingen und alle Bedrängnis nah und fern; auf den innig ausgedachten Trümmern jedes Zusammenbruchs, der sich ereig-

nete, befriedigt verweilend und neben solcher stillen Grausamkeit und Blutgier von einer quälenden Leidenschaft für die Musik erfüllt, dieses war Herr Carovius, so war sein Leben.

3

Neun Jahre lang hatte ihm seine Schwester Margaret die Wirtschaft geführt, von ihrem fünfzehnten bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahr. Sie hatte sein Frühstück bereitet, sein Bett gemacht, seine Wäsche geflickt, seine Kleider gebürstet, und er hatte nicht viel mehr von ihr gewußt, als daß sie gelbe Haare, eine Haut voll Sommersprossen und eine furchtsame Kinderstimme besaß. Sein Erstaunen war grenzenlos, als eines Tages Andreas Döderlein, der den Sommer zuvor ins Haus gezogen war, um ihre Hand anhielt, denn sie war für ihn immer vierzehn Jahre alt geblieben. Er stellte Margaret zur Rede. Mit einem Mut, den aufzubringen sie lang gerungen hatte, erklärte sie, den Mann heiraten zu wollen. »Du bist eine schamlose Dirne«, sagte Herr Carovius, getraute sich aber nicht, Andreas Döderlein zurückzuweisen, und die Hochzeit fand statt.

Eines Abends saß er bei dem jungen Paar. Andreas Döderlein war in guter Laune, ging zum Klavier und schlug das Motiv des Hirten aus Wagners »Tristan und Isolde« an.

Da fuhr Herr Carovius empor wie gestochen und rief aus: »Laß doch den faulen Zauber, ich glaub ihn dir ja doch nicht.«

»Wie meinst du das, Schwager?« fragte Andreas Döderlein mit schmerzlich geneigtem Kopf.

»Willst du mich vielleicht über diesen Brunnenvergifter belehren?« rief Herr Carovius aus, und sein Gesicht zeigte eine Bosheit wie das eines Buckligen, wenn man auf seinen Buckel deutet; »weiß der Herr Professor vielleicht genauer als ich, wer er ist, dieser Richard Wagner, dieser Komödiant, dieser Jud', der sich als germanischer Messias kostümiert, dieser Kakophoniker, dieser Verballhornist, dieser Höfling, dieser Pulcinell, der sich lustig macht über das ganze genasführte deutsche Reich und Europa? Ja, ja, belehre mich nur, da bin ich, da sitz ich, nur Mut, nur Mut!«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und lachte in asthmatisch keuchenden Stößen, wobei er die Hände auf dem Bauch ruhen ließ.

Andreas Döderlein erhob sich zu seiner Größe, wippte auf den Fußspitzen und blickte auf Carovius herunter wie auf einen Floh, den man zwischen zwei Fingernägeln zerquetschen kann. »Ei, ei«, sagte er, »wie interessant! So wahr ich lebe, du bist eine interessante Erscheinung, Schwager Carovius. Aber wenn man mir alles Gold der Welt böte, ich möchte nicht so . . . interessant sein. Ich nicht. Und du, Margaret, möchtest du so interessant sein?«

Es war etwas Zermalmendes in dieser Überlegenheit, und das Gelächter des Herrn Carovius verlor sich in ein gurgelndes Gekicher. Er riß die Augen hinter den Zwickergläsern auf und ähnelte einem jener fratzenhaften Wasserspeier, die man an alten Brunnen sieht. Margaret aber, die Scheue, die nie sprach, ohne sich kleiner zu machen und die Hände zu verbergen, sah hilflos vom Bruder zum Gatten und schlug die Blicke nieder vor beiden.

War es Haß, was Herr Carovius gegen Andreas Döderlein empfand? Es war mehr als Haß. Es war eine vipernhafte Erbitterung, mit der er an ihn dachte, an seinen Namen, an sein Weib, an sein Kind, an den dicken Trauring an seinem Finger und an die Gallertmasse seines dicken Halses. Seit jenem Abend besuchte er die Schwester nicht mehr, und wenn Margaret sich ein Herz faßte und zu ihm kam, behandelte er sie mit verbissener Geringschätzung. Da ließ sie ihn und ging an seiner Tür vorbei.

Als das Kind geboren wurde und die Magd ihm die Nachricht brachte, schielte er in die Ecke und kicherte. »Ich laß gratulieren«, sagte er, »es ist gut, daß sich die Döderleins fortpflanzen, da stirbt das Pläsier in der Welt nicht aus.«

Mit den Jahren kam es, daß die kleine Dorothea sich manchmal auf der Stiege herumtrieb oder am Ziehbrunnen im Hofe saß. Da schaffte Herr Carovius einen bösen Hund an, der den Namen Cäsar erhielt. Cäsar lag an der Kette, aber sein Geknurr und seine rückischen Augen flößten dem Kinde Furcht ein, und es mied die häuslichen Spielplätze.

An einem Geburtstag des Herrn Carovius erschien, nach Jahren wieder, Margaret mit ihrem vierjährigen Töchterchen, und Doro-

thea sagte ein Gedicht auf, das sie zu diesem Zweck hatte lernen müssen. Carovius schüttelte sich vor Lachen, als er das puppenhaft herausstaffierte und geziert redende Mädchen sah. »Meiner Treu«, rief er, »ich hätte nie geglaubt, daß so eine kleine Kröte schon so wacker quaken kann.«

Obwohl er von Frauen so wenig wußte, daß es schauerlich gewesen wäre, den Umfang dieses Nichtwissens auszumessen, spürte er doch, während Margarets Antlitz strahlte, eine Lebensenttäuschung in ihr, die sich betäuben wollte und die ihn entzückte.

4

Um jene Zeit starb der Oberoffizial Becker, der seit achtundzwanzig Jahren den zweiten Stock bewohnt hatte, und als neue Mietspartei zog Doktor Benda mit seiner Mutter ins Haus.

Carovius erzählte das Ereignis am Stammtisch, und man konnte ihm dort Verschiedenes über die Herkunft und das Leben Bendas berichten. Es wurde gesagt, daß die Familie früher reich gewesen, dieses Reichtums im Jahr des großen Krachs verlustig gegangen und nun auf eine mäßige Wohlhabenheit beschränkt war. Bendas Vater habe sich damals erschossen, wurde gesagt, und seine Mutter habe ihn nach den Hochschulen begleitet, an denen er studiert. Der Fiskalrat Korn wollte gehört haben, daß er trotz seiner Jugend schon bedeutende wissenschaftliche Arbeiten auf biologischem Gebiet geliefert, daß ihn dies aber nicht ans Ziel geführt habe.

An welches Ziel? wurde gefragt. Nun, er habe nach der Professur gestrebt, und dem sei man entgegengetreten. Warum denn entgegengetreten? Nun, man werde doch nicht ohne weiteres einem Juden das Lehramt an einer Universität übertragen, das verstehe sich doch von selbst. Das verstehe sich allerdings von selbst, meinte Herr Carovius, obschon dieser Benda durchaus nicht wie ein Jude aussehe, eher wie ein Holländer, ein ziemlich fetter Holländer. Er sei zwar nicht ganz blond, aber auch nicht ganz schwarz, und seine Nase sei so gerade wie ein Lineal.

Eben, das sei ja der neue jüdische Kniff, antwortete der Assessor

und tat einen gewaltigen Schluck aus seinem Maßkrug; in alten Zeiten hätten sie den gelben Fleck getragen, hätten Geiernasen gehabt und Haare wie die Buschmänner; heute sei kein Christenmensch mehr sicher, daß er nicht dem einen oder dem andern gelegentlich mal aufsitze. Dem wurde zugestimmt.

Herr Carovius legte sich auf die Lauer. Er spähte in den Gesichtern der neuen Mieter und forschte nach ihrem Umgang. Er wußte, wann sie abends das Licht auslöschten und am Morgen die Fenster öffneten. Er wußte, wieviel Teppiche sie besaßen, wieviel Fleisch sie verzehrten, wieviel Kohle sie verbrauchten, wieviel Briefe sie bekamen, welche Spaziergänge sie bevorzugten, welche Personen sie grüßten und von welchen sie begrüßt wurden. Zum Überfluß verschaffte er sich alle Schriften, die von Friedrich Benda im Buchhandel erschienen waren und las im Schweiß seines Angesichts die schwierigen wissenschaftlichen Untersuchungen. Er ärgerte sich, daß ihm das Urteil darüber fehlte, und hätte jeden umarmt, der ihm gesagt hätte, es seien nichtswürdige Machwerke.

Als er einmal im Frühjahr um die Dämmerstunde in den Hof ging, um dem Hunde Cäsar Futter zu reichen, gewahrte er, emporblickend, seine Schwester Margaret oben auf der Galerie. Sie sah ihn nicht, sie blickte ebenfalls empor, denn auf der Galerie im zweiten Stock, schräg ihr gegenüber, stand Friedrich Benda und erwiderte stumm ein stummes Zeichen, das sie ihm gemacht. Dann schauten sie einander bloß an, bis Margaret endlich ihren Bruder bemerkte und lautlos hinter der grünverhangenen Glastür verschwand.

Oho, dachte Herr Carovius, da geht etwas vor. Eine wohltätige Aufregung durchrieselte seine Adern.

Von nun an mied er den Hof. Aber er saß stundenlang jeden Tag in einer Kammer, von wo er durch einen Spalt zwischen den Gardinen die Fenster und Galerien genau beobachten konnte. Er entdeckte, daß vom ersten in den zweiten Stock durch die veränderten Stellungen eines Blumentopfes auf dem Geländer bestimmte Signale gegeben und daß die Signale erwidert wurden, indem oben ein gelbes Tuch bald an einem Längs-, bald an einem Querbalken flatterte.

Bisweilen trat Margaret scheu hervor und sandte einen Blick in die Höhe, bisweilen kam Benda, blieb an der Brüstung stehen und verlor sich in anscheinend trübe Gedanken. Beide zusammen er-
tapse Herr Carovius nur noch ein einziges Mal; er riß den Fensterflügel auf und steckte das Ohr in die Öffnung, aber da wurde in einem Nachbarhof eine Kiste zugehämmert, und infolge des Lärms konnte er nicht verstehen, was sie sagten.

Seit jenem Tag hatten sie einander keine Signale mehr gegeben und sich auf den Galerien nicht mehr gezeigt.

Herr Carovius rieb sich die Hände bei dem Gedanken, daß der majestätische Andreas Döderlein am Ende gar Hörner aufgesetzt bekäme; aber seine Freude verringerte sich durch die Vorstellung, daß zwei andere Personen aus diesem Unternehmen einen Gewinn zogen. Dies durfte nicht sein, dem mußte gesteuert werden.

So stand er manchmal am Abend in dem schmalen Flur vor seinen Stuben, der Schlafrock hing ihm faltenreich um den dünnen Leib, und die brennende Kerze tragend, lauschte er in die Stille des Hauses.

Auch kam es vor, daß er spät in der Nacht mit einer Blendlaterne Schritt um Schritt die Treppen hinaufging und lauschte, gierig lauschte. Es war etwas in der Luft, das ihm Kunde zutrug von geheimen und schändlichen Beziehungen.

Trug es ihm auch Kunde zu von der Verdunkelung in Margarets Geist und Gemüt? Von ihrer Gewissensangst und dem wachsenden Wahn ihres geschreckten und für immer gebrochenen Herzens?

Später erfuhr er von Ausbrüchen törichter Angst um das Leben des Kindes; daß sie das Kind nicht mehr von ihrer Seite lassen wollte; daß ihr die natürliche Körperwärme als eine fieberhafte Verfassung erschienen war und daß sie jeden Morgen an Dorotheas Bett gekniet, das Mädchen auf den Arm gehoben, den Puls befühlt, den Körper in Decken gehüllt hatte und Nacht für Nacht wachend und betend neben der ruhig schlummernden gesessen war. So erzählte später die Magd.

Eines Tages kam Herr Carovius nach Hause und sah einen Krankenwagen und gaffende Menschen vor dem Tor. Da ging er die Stiege hinauf und hörte ein dumpfes Wimmern. Margaret wurde

von zwei Männern aus der Wohnung geschleppt, und Andreas Döderlein schritt mit anklagendem Gesicht hinterher. Die Zimmertür war offen, drinnen lagen Scherben von Gläsern und Geschirr, und mitten in den Scherben saß Dorothea, die Lippen zum Weinen verzogen, die Stirn mit einem Tuch umbunden. Die Magd stand händeringend auf der Schwelle, und auf einer Treppenstufe zum zweiten Stock stand bleich und verstört Friedrich Benda.

Margaret wehrte sich nur noch schwach; ihre Augen flohen zurück und suchten das Kind. Herr Carovius vergrub die Hände in den Taschen seines Mantels und folgte der traurigen Karawane bis auf die Straße. Das arme Weib wurde in die Irrenanstalt nach Erlangen gebracht.

Herr Carovius sagte sich, daß hier Schuldige sein mußten, und schwor, daß er die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen wolle. Nicht aus Schmerz, nicht aus Bruderliebe, sondern aus Haß gegen eine bewegte Welt, in deren Mitte er zur Unbeweglichkeit verdammt war.

7

Von Döderleins Magd war wenig zu erfahren, und die Bemühung, aus der kleinen Dorothea etwas herauszuholen, war ebenfalls fruchtlos. Dorothea war immer mit sich selbst beschäftigt, mit ihrem Putz, mit ihren Spielen, mit ihren kleinen Erlebnissen, und sie hörte kaum zu, wenn er sie auf der Stiege anhielt und seine schlaue ersonnenen Fragen stellte.

Eines Tages fuhr er nach Erlangen, um seine Schwester in der Irrenanstalt zu besuchen. Möglicherweise, dachte er, gibt sie mir irgendeinen Aufschluß über das Geheimnis.

Margaret saß in einem Winkel der Kammer und strahlte unaufhörlich ihr langes, gelbes Haar. Ihr Auge war zu Boden gerichtet, und keine List des Bruders war imstande, ihr nur ein einziges Wort zu entlocken.

Der Arzt sagte: »Sie ist eine sanfte Kranke, aber verschlossen und leidenschaftlich. Sie muß viele Jahre lang unter großem seelischen Druck gelebt haben.«

Als Herr Carovius im Sonnenschein zum Bahnhof wanderte,

wurde er zu seinem Unbehagen gewahr, daß das Bild der schwermütigen Frau von seinem inneren Auge nicht mehr weichen wollte. Er trank in einer Schenke einen starken Bauernschnaps. Während der Rückfahrt saß ihm gegenüber ein Mütterchen, das ihn verständig betrachtete. Beunruhigt vom Menschenblick, setzte er sich auf einen andern Platz.

Ich habe Zeit, sagte er sich, als er die Schwierigkeiten erkannt hatte, auf die er bei seinen Nachforschungen stieß. Es blieb ihm noch übrig, den Doktor Benda irgendwie zu fassen und auszuhorchen. Er war einmal Zeuge, wie Friedrich Benda der kleinen Dorothea auf der Stiege begegnete, und die sonderbare Ängstlichkeit, mit der er dem Kinde auswich, gab ihm zu denken.

Es sollten Gasröhren gelegt werden, und so hatte Carovius als Hausherr einen Anlaß, zu Friedrich Benda zu gehen. Es war die Zeit, wo Benda den letzten Versuch machen wollte, seine Rechte, die Rechte des Menschen und des Gelehrten, gegen eine Verschwörung unangreifbarer Feinde durchzusetzen.

Er war allein zu Hause und führte Herrn Carovius durch den Flurgang in sein Studierzimmer. Die Wände des Ganges waren, wie die des Zimmers, bis oben hinauf von Büchern verdeckt. Benda sagte, er sei im Begriff abzureisen, und die peinliche Artigkeit, mit der er einen Stuhl von Büchern frei machte, der gespannte Blick dann, mit dem er Herrn Carovius ansah, raubten diesem den Mut zu allem Scheingerede, und er sprach von den Gasröhren. Mit zwei Worten hatte Benda die Angelegenheit erledigt und erhob sich.

Herr Carovius stand ebenfalls auf, nahm aber den Zwicker von der Nase und putzte mit seinem blitzblauen Taschentuch die Gläser. »Wohin geht die Reise, wenn man fragen darf?« erkundigte er sich teilnehmend.

Benda erlaubte sich nie, wegen einer bloßen Antipathie einen Menschen nachlässig zu behandeln, und erwiderte höflich, er gehe nach Kiel, um sich an der Universität zu habilitieren.

»Bravo«, rief Herr Carovius, auf einmal in den Ton plumper Vertraulichkeit fallend, »man muß den Kerlen nur zeigen, daß man keine Bange hat. Bravo.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz«, sagte Benda verwundert, und seine

wachsende Abneigung war bloß an dem sich ängstlich zurückziehenden Auge erkennbar.

Herr Carovius warf einen Seitenblick voll Falschheit auf den jungen Mann. »Sie müssen mich nicht für einen ungebildeten Schlüffel halten, mein werter Herr Doktor«, antwortete er, »*anch'io sono pittore*. Ich habe unter anderm Ihre Schrift über die morphogene Leistung der ersten Furchungszellen gelesen. Donnerwetter! Alle Achtung! Noch keine selbständige Arbeit natürlich, gehört ja auch zu Ihren frühesten, wenn ich nicht irre, und schließt sich im Ideengang an die entwicklungsmechanischen Theorien des vielverlästerten Wilhelm Roux an, aber Sie gehen immerhin Ihren eigenen Weg. Jawohl, und Sie stecken einem ein mächtiges Licht auf über die Geheimnisse unseres Herrgotts. Da wird immer von der Freiheit der Wissenschaft gefaselt. Schöne Freiheit; na, ich danke. Ein dünnkelhaftes Gelichter ist's, weiter nichts, eine brotneidische Sippe. Nur mutig in den Kampf, Verehrtester, frisch drauf los!«

Es überraschte Benda, aus dem Mund des Herrn Carovius ein Werk genannt zu hören, das sonst nur Fachgenossen kannten, aber dies steigerte sein Mißtrauen, statt es zu verringern. Er wußte zu vieles von dem Mann, um ohne Bitterkeit vor ihm stehen zu können. Es genügte, sich an den schlichten Bericht jener Frau zu erinnern, deren Jugend er zu einer Einöde und zu einem Kerker gemacht hatte, um es qualvoll zu empfinden, daß er in demselben Raum mit ihm atmen mußte.

Doch war seiner äußeren Haltung nichts anzumerken. Er antwortete ernst: »Es ist nicht einfach, mit den Menschen zu leben. Jeder hat seinen Platz und will ihn behaupten. Ich danke Ihnen für Ihren Besuch und Ihre freundlichen Worte, aber meine Zeit ist beschränkt, ich habe noch zu tun –«

»Gewiß, gewiß«, beeilte sich Herr Carovius einzufallen, und sein Gesicht zeigte ein hämisches Grinsen, »brauchen mich nicht fortzuschicken, ich gehe schon. Soll um fünf Uhr auf dem Amtsgericht sein. Soll ein Dokument unterschreiben, den Aufenthalt meiner Schwester im Irrenhaus betreffend. Vermögensverwaltung oder so; weiß der Teufel. Was haben Sie denn zu dem Unglück gesagt? Sie haben sie doch näher gekannt. Na, na, Doktor, keine Aus-

flüchte! Sitzt in der Zelle und kämmt sich das Haar. Haben Sie eine Vermutung, wer sie so weit gebracht hat? Schließlich von einer simplen Liebelei wird man nicht verrückt. Und der Musikschwindler da unten will auch nicht mit der Farbe heraus. Ach ja, man hat seine Not!«

Um seine unverschämten Deutlichkeiten abzuschwächen, da er bedauerte und es als schädlich erkannte, seine Trümpfe zu früh ausgespielt zu haben, lächelte er skurril, duckte feig den Kopf und heftete die Augen voll banaler Neugier auf Benda.

Aber Bendas Blick war gesenkt. Bendas Blick wurde von den Schnallenschuhen des Herrn Carovius angezogen. Ein eigentümliches Grauen war es, mit dem Benda die melonengelben Streifen der Strümpfe unter den zu hoch gezogenen Hosen wahrte, mit dem er zusah, wie die Schuhe in Bewegung gerieten, wie einer nach dem andern sich vom Fußboden entfernte und mit dem Absatz voran in häßlicher Weise, mit einem häßlichen Geräusch niederstapfte.

6

Bendas Abwesenheit dauerte kaum ein Jahr. Seine Mutter hatte ihn diesmal nicht begleitet. Sie kränkelte ein wenig, und die Sehkraft ihrer Augen war gefährdet.

Nach seiner Rückkehr versank er in ein wochenlanges, trübes Schweigen, und ohne daß zwischen ihm und der Mutter ein Wort über die erlittene Enttäuschung gewechselt wurde, wußte sie alles, was er erlebt hatte, und schonte ihn, indem sie gleichfalls schwieg.

Es bedrückten ihn die Erinnerungen, die das Haus in ihm erweckte. Vergessene Bilder wurden lebendig, die Gestalt einer Hingemordeten huschte abends über die Galerien, ihr Schatten schwebte ins Zimmer und schmiegte sich an ihn, während er an seinem Schreibtisch saß.

Vieles verband ihn noch mit ihr, deren Geist die Erde verlassen hatte, wenn auch ihr Körper noch auf der Erde weilte.

Er vermochte ihren sanften Blick nicht zu vergessen und die Schüchternheit ihrer Hände nicht. Er kannte ihr Schicksal, er

kannte ihre Seele; auch darüber war er zum Schweigen verurteilt. Schauernd zurückzuweichen vor der Berührung der Welt, bis in die tiefste Einsamkeit, das war ihr Los gewesen, und es war auch seines. Stets sah er sie vor sich, wie der Bruder sie geschildert, in der Zelle sitzend und ihr gelbes Haar kämmend.

Er machte niemand verantwortlich, er grollte niemand, er beklagte es nur, daß die Menschen so waren, wie sie waren.

Ein ehemaliger Studienkollege besuchte ihn und munterte ihn auf, an einer großen wissenschaftlichen Arbeit teilzunehmen. Er verweigerte sich. Als er wieder allein war, vergegenwärtigte er sich noch einmal das ganze Gespräch. Trotz des freundlichen Drängens hatte er in dem Wesen des Mannes jene rätselhafte, unterirdische Feindseligkeit verspürt, der er immer begegnete, wenn er mit Personen des andern Glaubens und der andern Rasse nicht nur in geschäftlicher und äußerlicher, sondern auch in einfach menschlicher Art zu verkehren hatte. Das Geringste, was er zu fürchten hatte, war eine vorurteilsvolle Fremdheit, als ob der Betreffende ihm zurief: ich hüben, du drüben, auf die Brücke geh nicht.

Es war ihm dies nur allzu wohlbekannt. Aber dagegen zu kämpfen verwehrte ihm sein Stolz. Das natürliche Recht des Lebens, die allen zugestandene Freiheit des Mit-dasein-Dürfens, die Teilnahme am notwendigen und förderlichen Wettstreit der Kräfte erst erobern, vielleicht gar erbetteln, durch Argumente verteidigen, durch Politik erlisten zu sollen, das ging wider die Vernunft und die Billigkeit, darauf verzichtete er.

Er verzichtete darauf, an einem Tor zu rütteln, das er zuletzt selbst zugesperrt und verbarrikadiert hatte.

Jedoch er litt darunter bis zu einem kaum mehr erträglichen Grad. Es war das Unsinnige und Verlogene dieser Dinge, worunter er litt. Handelten sie so, weil sie so stark im Glauben waren? Nein. Glaubte er an jene Unterschiede der Rasse, welche sie glauben machten? Nein. Er fühlte sich heimatlich auf dem Boden, der ihn nährte, verpflichtet der Not und dem Glück des Volkes, Herz an Herz geschlossen an ihre Besten und geistig geformt durch ihre Sprache, ihre Ideen und ihre Ideale.

Alles andere war Lüge. Sie wußten, daß es Lüge war, aber sie

schmiedeten aus seinem eigenen Stolz eine Waffe gegen ihn. Es war Plan und böser Wille, seine durch Leistung und Enthusiasmus bewiesene Zugehörigkeit zu leugnen und zu übersehen. Bündnisse zu knüpfen, Gleichgesinnte zu suchen und in Verbrüderungen zu wirken, verschmähte er. Er wollte nicht in unfruchtbare und phrasenhafte Gemeinschaftsbestrebungen gerissen werden, und trotzig und einsam erklärte er seinen Fall vor sich selbst für einen einzelnen. Da es seinen schmerzlichen Zustand nicht linderte, sondern verschärfte, wenn er andere, ähnliche Schicksale mit seinem verglich, unterließ er die Vergleiche wie auch alle Erwägungen, die dem Verhalten der ihm gegenüberstehenden Welt wenigstens einen Anschein von Gerechtigkeit geben konnten. Dafür wuchs eine Sehnsucht in seiner Brust, die von Tag zu Tag festere Gestalt annahm und allmählich zu einem bestimmten und unwiderruflichen Entschluß wurde.

Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft Daniels, und durch ihn wurde er wieder zu den Menschen geführt. Vom ersten Augenblick an spürte er das Ungemeine in ihm, ja etwas völlig Neues, das er bis dahin noch nicht erfahren hatte. Schon seine äußere Bedrängnis forderte zur Tätigkeit auf, und seine innere Bewegtheit ließ den Mitfühlenden niemals ruhen.

Ihm zu helfen, war nicht leicht; er stieß jede Gabe zurück, der er keine Leistung entgegensetzen hatte. Man mußte ihn erst von der Pflicht und Schuldigkeit überzeugen, die dem Freund am Geschick des Freundes erwächst, und man mußte ihm erlauben, theoretisch undankbar zu sein.

Es gelang den Anstrengungen Bendas und seiner Mutter, ihm bei einigen Bürgerfamilien Unterrichtsstunden zu verschaffen. Er mußte kleine Knaben und Mädchen das Klavierspiel lehren, und war der Lohn auch nicht groß, so wurde die schlimmste Not doch beseitigt.

Nach der Arbeit des Tages schlossen die Abende und Nächte sie in langem Beisammensein immer fester aneinander.

Eines Abends trat Daniel ins Haus und begegnete Herrn Carovius, war aber so in Gedanken versunken, daß er ihn nicht sah und nicht grüßte. Herr Carovius schaute ihm zornig nach und kehrte bis an die Stiege zurück, um sich zu vergewissern, zu wem der junge Mensch ging. Als er ihn im zweiten Stock läuten hörte, bekam sein Gesicht einen unruhigen Ausdruck, und er rieb sich mit der linken Hand das Kinn.

»An mir vorüber zu gehen wie an einem Klotz«, murmelte er gehässig; »warte nur, das sollst du mir entgelten, Bursche.«

Statt das Haus zu verlassen, wie er gewollt, begab er sich wieder in seine Wohnung, zündete eine Kerze an, trippelte hastig durch drei Zimmer, in denen alte Schränke und Truhen mit vielen Büchern und Notenheften standen, auch ein Klavier, und sperrte mit einem Schlüssel, den er in der Tasche trug, einen vierten Raum auf, der geschlossene Fensterläden und eine seltsame Einrichtung hatte.

Er trat an einen Tisch, der fast die ganze Länge des Raumes einnahm, griff nach einem weißen Zettelchen, setzte sich und schrieb darauf mit roter Tinte: »Daniel Nothafft, Musiker, zwei Monate Zuchthaus.«

Dann bestrich er den Zettel mit Klebegummi, drückte ihn auf eine hölzerne Schachtel, die einem Miniatur-Schilderhäuschen ähnlich sah und nagelte mit kleinen Nägeln einen bereitliegenden Deckel an die Schachtel.

Auf dem langen Tisch standen mindestens fünf Dutzend solcher Schachteln; die meisten hatten einen Namenszettel und waren mit kleinen Nägeln zugenagelt.

Das stets versperrte Zimmer nannte Herr Carovius sein Gerichtszimmer; was er darin trieb, nannte er die Regulierung seines Verhältnisses zur Menschheit, und die Sammlung kleiner Holzzellen nannte er sein Zuchthaus. Jeder Mensch, der ihn beleidigt, gekränkt, gedemütigt oder übervorteilt hatte, bekam ein solches Verlies, in welchem er im Bilde so lange schmachten mußte, bis die Zeit, dem Urteil gemäß, verstrichen war.

Damit nicht genug. Auf dem mittleren Teil des Tisches befanden

sich lauter winzige Sandhügelchen, etwa dreißig an Zahl, deren jedes ein winziges Holzkreuz mit einem winzigen Namenszettel trug. Das war der Kirchhof des Herrn Carovius, und die im Bilde hier Begrabenen waren, obgleich sie ganz gesund und munter auf der Erde wanderten, gestorbene Leute für ihn. Es waren Leute, deren irdische Laufbahn für ihn erledigt war und unter deren Sündenkonto er einen Strich gemacht hatte. Leute wie Richard Wagner und seine Helfershelfer; sodann ein Papierhändler, dem er vor vielen Jahren Geld geliehen hatte und der durchgebrannt war, ferner einige Verfasser von schlechten Büchern, die viel gelesen wurden, oder von Büchern, die er verabscheute, ohne sie selbst gelesen zu haben, wie die des Herrn Zola in Paris.

Aber noch eine dritte Abteilung hatte der Tisch, und das war die sogenannte Akademie. Die Akademie war ein durch ein Drahtgitter umzäuntes Gebiet, innerhalb dessen etwa zwölf bis fünfzehn regelmäßige Felder mit schöner grüner Farbe angestrichen waren. In der Mitte jedes Feldes erhob sich ein zwei Zoll hohes Holzstäbchen, und in der Mitte jedes Stäbchens wieder war eine Namenstafel gefestigt. An der Spitze einiger von diesen Stäbchen hingen kleine, aus Stoff geschnittene grüne Fähnchen.

Herr Carovius besaß nämlich eine Schwäche für den Umgang mit aristokratischen Personen. Er bewunderte insgeheim die Manieren dieser Leute, ihre Art von Gleichgültigkeit und Selbstbewußtsein, ihre unumstößlichen Traditionen, ihre geräuschlose und harmonische Lebensführung. Auf den Stäbchen der Akademie nun waren die Namen der vornehmsten und ausgezeichnetsten Familien der Stadt angebracht, wie die der Tucher, der Haller, der Humbser, der Kramer-Klett, der Auffenberg. Wenn es Herrn Carovius gelungen war, mit einem Mitglied einer dieser Familien bekannt zu werden, so hißte er auf der Spitze des betreffenden Stäbchens die grüne Fahne.

Ungeachtet allen Strebens hatte er im Lauf der Zeiten nur drei Fahnen aufpflanzen können, aber die hierdurch verkündeten Beziehungen waren recht flüchtig und zufällig und ohne ersprießliche Folgen. Ein von dem und jenem bemerkter Gruß auf der Straße oder im Konzert war alles, was erreicht werden konnte, und die Akademie zeigte im Gegensatz zum Zuchthaus und zum

Kirchhof eine klägliche Verödung. Bis eines Tages das Auffenbergsche Fähnlein an die Spitze seines Mastes stieg; da schien es Herrn Carovius, als ob der Akademie eine große Zukunft sicher sei.

8

Der Maler Krapotkin hatte einmal den Auftrag bekommen, ein Holbeinsches Bild für den Freiherrn Siegmund von Auffenberg zu kopieren. Er machte das Bild nicht fertig, seine Fähigkeiten waren zu gering, aber er hatte damals den jungen Baron Eberhard kennengelernt und führte ihn dann, Jahre später, nach einer gelegentlichen Begegnung, zu den Sumpfbrüdern ins Paradieschen. Nicht lange sah man Eberhard dort; so plötzlich, wie er aufgetaucht, verschwand er wieder. Aber die kurze Zeit genügte Herrn Carovius, in vertraute Beziehungen zu ihm zu treten.

Als er zum erstenmal mit ihm an einem Tisch saß, war er den ganzen Abend hindurch erregt und von einer milden geistigen Glut überstrahlt. Seine Stimme klang süß, und seine Behauptungen waren von angenehmer Mäßigung.

Er lenkte das Gespräch auf die Vorzüge der Geburt und rühmte die Distinktion der erb-eingesessenen Geschlechter als ein volkerziehendes Element. Die Sumpfbrüder höhnten, Herr Carovius schlug sie mit einem vernichtenden Witz.

Eberhard von Auffenberg verschanzte sich bei dem Lobgesang hinter einem griesgrämigen Schweigen. Trotzdem Herr Carovius auch fernerhin jeden Anlaß benutzte, um dem jungen Edelmann in pfiffig-feiner Weise zu schmeicheln, kam er zu keinem Ziel. Höchstens, daß Eberhard sein Drosselbartkinn in die Luft steckte und eine sarkastische Bemerkung fallen ließ. Alles Scharwenzeln war umsonst.

Eines Nachts jedoch fügte es sich, daß die beiden den Nachhauseweg gemeinschaftlich antraten, das heißt Herr Carovius ging dem Freiherrn nicht von der Seite. Der bisherigen Taktik überdrüssig, wollte er sein Glück einmal auf eine andere Art versuchen. Er spottete über den Hochmut einer gewissen Kaste, die einen Mann seinesgleichen geringer einzuschätzen wage als irgendeinen Stiesel, dessen Taschentuch eine gestickte Krone aufweise.

»Was sind Sie, was für einen Beruf haben Sie?« fragte Eberhard von Auffenberg.

»Ich tue nichts«, antwortete Herr Carovius.

»Gar nichts? Das ist immerhin sympathisch.«

»Ich treibe ein bißchen Musik«, setzte Herr Carovius hinzu, entzückt von der Wißbegier des Freiherrn.

»Na, sehen Sie, das ist doch etwas«, sagte dieser, »ich meinerseits bin unmusikalisch wie ein Schießgewehr. Aber, wenn Sie sonst nichts treiben als Musik, und, wie es scheint, zu Ihrem Vergnügen, müssen Sie doch eine Menge Moos haben.«

Herr Carovius wand sich. Die Angst, die er davor hatte, für einen reichen Mann gehalten zu werden, kämpfte mit dem eitlen Bestreben, vor dem jungen Freiherrn etwas zu sein und zu gelten. »Es geht an«, bemerkte er kichernd, »es geht an.«

»Schön; wenn Sie mir zehntausend Mark verschaffen können, will ich Ihnen mit Vergnügen die Krone auf meinem Taschentuch verehren«, sagte Eberhard von Auffenberg.

Herr Carovius blieb stehen und riß Mund und Augen auf. »Sie belieben zu scherzen, Herr Baron«, stammelte er. Und als Eberhard den Kopf schüttelte, fuhr er fort, und das Erstaunen trieb seine Stimme in die höchsten Lagen: »Aber Geehrtester! Ihr Herr Vater hat ausgewiesenermaßen ein Einkommen von einer halben Million! Ein Einkommen!«

»Von meinem Vater ist hier nicht die Rede«, antwortete Eberhard kalt und stieß das Drosselbartkinn in die Luft. »Es gehört offenbar zu Ihren heraldischen Vorurteilen, daß Sie das Einkommen meines Vaters in meinen Beutel praktizieren wollen.«

Sie standen unter einer Gaslaterne am Hallertor. Der Regen rieselte vom Himmel, und sie hatten die Schirme aufgespannt. Die Nacht war still, es war auch schon spät; weit und breit war kein Mensch zu sehen. Carovius schaute den gravitatisch verdrossenen jungen Mann an, der junge Mann schaute den verlegen grinsenden Carovius an und keiner wußte, wie er den andern nehmen sollte.

»Sie wundern sich«, begann Eberhard wieder; »Sie wundern sich mit Recht. Ich stecke als ein unzufriedener Gast in meiner Haut, dessen kann ich Sie versichern. Ich bin so mißgeboren wie nur

irgendein Geschöpf, das zu viel Überflüssiges und zu wenig Notwendiges mitbekommen hat. Es sind da Geheimnisse; außen sind Geheimnisse an mir. Innen ist nichts; innen ist abgestandene, tote Luft.«

Er stierte zu Boden und es war, wie wenn er mit sich selbst spräche, wie wenn er vergessen hätte, daß ihm jemand zuhörte, als er fortfuhr: »Haben Sie schon in alten Kirchen alte Ritter, in Stein gemeißelte alte Ritter gesehen? So bin ich. Mir ist, als ob ich der Vater meines Vaters wäre, und als ob er mich lebendig hätte begraben lassen und ein böser Geist hätte mich versteinert und meine Hände lägen auf der Brust gekreuzt und könnten sich nicht rühren. Ich bin aufgewachsen mit einer Schwester, und ich sehe sie, als wär's gestern gewesen«, hier nahm sein Gesicht einen Ausdruck phantastischer Greisenhaftigkeit an, »zierlich und unschuldig und stolz durch einen Saal gehen, mit Rosen in der Hand. Sie ist an einen Rittmeister verheiratet, einen Kerl, der seine Soldaten wie Negersklaven behandelt und den Gruß eines Bürgers nur erwidert, wenn er besoffen ist. Sie mußte ihn heiraten. Ich konnte es nicht hindern. Jemand hat sie gezwungen. Und wenn sie jetzt Rosen trägt, ist es, wie wenn ein Leichnam Lieder singt.«

Herrn Carovius war es nicht geheuer zumute. Solche Worte war er nicht gewohnt zu hören. Dort wo er zu Hause war, nannte man die Dinge deutlicher beim Namen. Er spitzte die Ohren und machte ein unbehagliches Gesicht. Es ist seine Erziehung, die ihn so sprechen heißt, dachte er, die Gemälde, die er beständig vor sich sieht, die goldlehnigen Stühle, auf denen er sitzt.

Ich werde auch auf solchen Stühlen sitzen, frohlockte es in ihm, werde auch die Gemälde sehen. Und er sah sich zwischen Baron und Baronin durch ein Spalier von betretenen Dienern unter die neidische Menge vor dem Portal schreiten. Der junge Freiherr aber ging als heimgekehrter verlorener Sohn reumütig hindreins.

Man müsse eine Sicherheit haben, sagte Carovius; ob der Herr Baron majorenn sei. Er habe vor kurzem das einundzwanzigste Jahr vollendet, antwortete Eberhard; er habe jedoch Gründe, die ihn bestimmten, ohne die Unterstützung seiner Familie zu leben

und auf alle Vermögensrechte bis auf einen gewissen Zeitpunkt zu verzichten. Hauptsächlich sei ihm daran gelegen, dem Verkehr mit berufsmäßigen Geldverleihern auszuweichen.

Ein sehr ernster Fall, äußerte sich Herr Carovius; er verstehe; oh, er verstehe sehr gut; auch sei er zu allem bereit, doch müsse ihm klarer Wein eingeschenkt werden. Er sagte dies in einem Ton, als hielte er ein Glas Johannisberger in den Regen hinaus, und schnüffelte mit seinen Nüstern.

»Ich bin verschwiegen«, sagte er; »ich bin äußerst verschwiegen.« Er sah den Freiherrn zärtlich an.

Der junge Freiherr nickte.

»Wer einen Purpur trägt, wird überall erkannt«, fuhr Herr Carovius sententiös fort, »und wirft man den Purpur ab, so braucht man verschwiegene Freunde. Ich bin verschwiegen.«

Der Freiherr nickte abermals. »Wenn Sie erlauben, werde ich Sie an einem der nächsten Tage aufsuchen«, beendete er das Gespräch.

Er entfernte sich mit steifen, mißvergnügten Schritten gegen die Allee, während Herr Carovius, eine Arie aus dem Barbier von Sevilla summend, die sich verengende Gasse hinuntertrippelte.

9

Herr Carovius wartete Tag um Tag vergebens.

Als die Woche um war, argwöhnte er, er sei zum besten gehalten, und es ergriff ihn eine tückische Wut, die sich Luft verschaffen mußte. Eines Morgens verließ er seine Wohnung, da standen im Hausflur zwei mit Milch gefüllte Kannen, eine für den ersten Stock und eine für den zweiten Stock. Das Milchmädchen hatte sie einstweilen hier niedergestellt und war ins Nachbarhaus gegangen. Herr Carovius holte eine Essigflasche aus der Rumpelkammer, die ihm zugleich als Küche diente, spähte vorsichtig umher und schüttete den Inhalt der Flasche, gleichmäßig verteilt, in die beiden Milchgefäße.

Zwei Tage vergingen, da beschloß er, dem Hunde Cäsar nichts mehr zu fressen zu geben, damit er alle in der Nachbarschaft

wohnenden Leute durch sein Geheul erschrecken sollte. So kam es auch, der Hund heulte die Nächte hindurch zum Steinerweichen, und die Leute konnten nicht schlafen. Andreas Döderlein schickte auf die Polizei, aber es wurde gesagt, man könne dem nicht abhelfen.

Herr Carovius lag in seinem Bett und freute sich, daß die Menschen nicht schlafen konnten. Er verliebte sich in die Vorstellung, daß man vielleicht mittelst einer ingeniosen Erfindung einer ganzen Stadt, einer ganzen Nation den Schlaf zu rauben vermöchte und daß man dann bei Tag unter ihnen herumging als der Austeiler und Entzieher alles auf der Welt vorhandenen Schlafs und sie hinsiechen lassen konnte, wenn man Lust hatte, hinsiechen, verfallen und verdorren.

Wie nun der Hund Cäsar genügend wild geworden schien, da machte sich Herr Carovius daran, ihn von der Kette zu lösen. Es war gegen Abend, er näherte sich dem Tier von hinten, öffnete das Kettenschloß, und der Hund rannte wie toll durch den Hof, durch das Haus und auf die Straße.

Nun geschah es, daß gerade in diesem Augenblick der junge Freiherr von Auffenberg ins Haus treten wollte, um Herrn Carovius den versprochenen Besuch abzustatten. Er prallte vor der Bestie zurück, das Tier sprang ihm aber doch gegen den Leib und der lange Mensch stürzte auf das Pflaster. Cäsar setzte über hin hinweg, raste in die offenstehende Thür eines nahegelegenen Metzgerladens und riß in seinem Heißhunger ein mächtiges Stück Fleisch vom Hackpflock.

Herr Carovius, um zu sehen, was der Hund für Schaden anrichten würde, eilte mit einer Miene heuchlerischen Entsetzens, als ob ihm die Dogge entkommen wäre, ans Tor, und da sah er nun, wie der Baron sich mühsam von der Erde erhob und auf ihn zuhinkte.

Jetzt war sein Entsetzen unverstellt. Mit dem Eifer eines Lakaien bückte er sich nach dem Hut des Freiherrn, rieb den Schmutz ab, stammelte Entschuldigungen, starrte klagend gen Himmel, büstete mit der Hand an Eberhards Hosenbein herum, derweil kam der Hund zurück, den Klumpen Fleisch im Maul, und der Metzger kam vor den Laden und drohte mit der Faust, und der Metzger-

lehrling steckte zwei Finger in die Zähne und tat einen gellenden Pfiff, und die Polizei erschien, und Herr Carovius mußte das Fleisch bezahlen.

Sodann geleitete er den Freiherrn mit sanften Erkundigungen nach dessen Befinden in seine Wohnstube, und da Baron Eberhard etwas betäubt war von dem Fall, begehrte er, sich einige Minuten auf das Kanapee legen zu dürfen, ein Verlangen, das Herr Carovius mit einem großen Aufwand an liebevollen Seufzern und bedauernden Ausrufen billigte.

Während nun der Freiherr auf dem Kanapee lag, um seine Lebensgeister wieder zu sammeln, setzte sich Herr Carovius ans Klavier und spielte mit innigem Augenaufschlag und bedeutender Fingerfertigkeit das Rondo aus der As-Dur-Sonate von Weber.

Darnach erst begannen die Verhandlungen.

Inspektor Jordan und seine Kinder

I

Benno Jordan hatte in der Prima des Gymnasiums schlimme Streiche gemacht, auch hatte er erklärt, die Tyrannei der Schule nicht länger ertragen zu wollen und zum Studieren keine Lust zu haben. Er war ein eigenwilliger Charakter, mit einem starken Hang zur Geselligkeit. Er gab viel auf seine Kleider und war eitel auf sein hübsches Gesicht.

Nach zahlreichen Unterredungen mit dem Siebzehnjährigen entschloß sich der Inspektor, ihn beim inneren Dienst der Prudentia unterzubringen. Er sprach mit dem Generalagenten darüber, und Alfons Diruf willigte ein. Benno trat seinen Posten mit einem Monatsgehalt von fünfzig Mark an.

Wenn der Inspektor abends nach Hause kam, mußte er von Lenore hören, Benno habe sich mit seinen Freunden verabredet, und sie säßen im Alfasgarten; oder in der Wolfsschlucht; oder im Café Merkur, wo an diesem Tag das Orchestrion spielte, eine damals neue Erfindung.

»Was doch jetzt für ein Geschlecht heranwächst«, sagte der Inspektor dann bekümmert; »die ganze Absicht geht aufs Genießen. Du lieber Gott, genießen! Mein Leben lang habe ich nicht genossen.«

In Sorge über Bennos Führung ging er zum Bürochef Zittel. Das wachsbleiche Männchen äußerte sich sehr anerkennend über den Neuling. Zufrieden drückte der Inspektor dem Oberhaupt der Schreiber die Hand. Aber bald erwachte wieder die Unruhe in ihm, denn trotz der lebenswürdigen Außenseite spürte er in seinem Sohn das morsche Fundament.

Alfons Diruf war fett und finster. Er trug Anzüge nach Pariser Schnitt, und am Goldfinger seiner linken Hand befand sich ein feuerstrahlender Solitär.

Seit die Gesellschaft Prudentia die sogenannte Arbeiter-Assekuranz eingeführt hatte, standen fünfundzwanzigtausend Schreiber mehr als früher in ihrem Sold, und Diruf befehligte für seinen Teil sieben Dutzend. Diese sieben Dutzend saßen bleich und schweigsam in drei Sälen eines Hauses in der Fürther Straße, indes er selbst in seinem Privatkabinett weilte, das dem Boudoir einer Modedame glich, blaue Damastvorhänge, eine badende Nymphe von Thumann hatte und nach Moschus roch.

Drei- bis viermal im Verlauf eines Tages verließ er das schöne Retiro und wandelte mit der Miene tiefen Ekels durch die Säle. Da duckten sich alle Köpfe, alle Hände huschten flinker über das Papier, alle Füße hörten auf zu scharren, und jedes Flüstern erstarb.

Es hatte den Anschein, als verachte er sein Amt, aber in Wahrheit liebte er es. Er liebte die Schreiber um ihres sklavischen Gehorsams und ihrer verhungerten Gesichter willen. Er liebte sie dafür, daß sie jeden Morgen pünktlich kamen, jeden Abend müde gingen und Tag um Tag, Jahr um Jahr dasaßen und schrieben, schrieben, schrieben.

Er liebte die Inspektoren dafür, daß sie Tag um Tag und Jahr um Jahr sich einem elenden Lohn zuliebe plagten. Er liebte die Hunderte von Agenten und Unteragenten, die es der Gesellschaft möglich machten, täglich Hunderte von Policen auszustellen. Er liebte ihre schmutzigen Kleider und Stiefel, ihre provisionslüsternden Blicke, ihre doppelzüngigen Reden und ihre traurigen Physiognomien.

Das Lockmittel der Arbeiter-Assekuranz waren kleine Versicherungssummen und kleine Prämien. Dadurch sollte der kleine Mann zur Sparsamkeit erzogen werden; die Regel aber war, daß der kleine Mann zu spät, wenn er sich durch Vertrag gebunden hatte, erfahren mußte, daß der Agent mehr versprochen hatte, als die Gesellschaft halten konnte. Er verlor den Glauben, der karge

Wochenlohn ließ ihm nicht immer so viel übrig, daß er die Prämie regelmäßig zu zahlen vermochte, mit jeder Woche wurde es schwerer, das Versäumnis nachzuholen, und endlich hatte die Police keine Wirkungskraft mehr. Alles Geld, das er gezahlt hatte, war verfallen.

So gelangte die Gesellschaft in den Besitz von Millionen. Es waren die Pfennige der Ärmsten, aus denen sich diese Millionen ansammelten; die Pfennige der Ärmsten, die die Dividenden in die Höhe trieben, das Heer der Schreiber beständig vergrößerten und die Beutel der Agenten füllten.

Die Agenten wurden unter dem Abschaum der bürgerlichen Welt geworben. Da waren Bankrotteure und verbummelte Studenten, Spieler und Trinker, Invaliden und Armenhüsler, vom Unglück Verfolgte und vom Verbrechen Gezeichnete. Keiner war zu gering, keiner zu schlecht.

Weil jedoch Alfons Diruf sah, daß es dem Ruf der Gesellschaft förderlich war, wenn er einige angesehene Bürger neben den Auswürflingen hatte, so ging er hin und warb in eigener Person Werber. Er kam auch zu Jason Philipp Schimmelweis.

»Es ist eine Goldgrube«, sagte er; »Sie arbeiten für einen idealen Zweck und haben einen sehr realen Nutzen. Ideale, die einem nichts eintragen, sind ohnehin blödsinnig.« Und er blies den Rauch seiner Havannazigarre durch die Nüstern.

Jason Philipp begriff. Es war unnötig, dem Volksmann und dem Politiker in ihm noch besonders zu schmeicheln. Er lief sich für die Arbeiter-Assekuranz die Beine müd, und Alfons Diruf liebte nun auch den sozialistischen Buchhändler in seiner Art.

Da sah aber Inspektor Jordan, daß die zahllosen Provisionstiger ihm sein Arbeitsfeld verwüsteten und seine Kunden im wohlhabenden Bürgertum mißtrauisch machten. Er erlahmte, und das Direktorium sandte wegen seiner abnehmenden Leistungsfähigkeit an Alfons Diruf tadelnde Memoranden.

Daniel war seiner Mansarde und der Bürstenmacherin Hadebusch überdrüssig geworden und kündigte das Logis. Frau Hadebusch, in einer Duftwolke von gesottenem Kraut stehend, zeterte über die Undankbarkeit der Welt. Ihr Geschrei lockte Herrn Francke und den Methodisten aus ihren warmen Löchern, auch der Bürstenmacher und der idiotische Sohn traten auf den spärlich beleuchteten Vorplatz, und Daniel stand wie ein armer Sünder vor den fünf Hogarthschen Gestalten.

Er suchte in der Marienvorstadt, aber da war alles zu teuer, dann vorm Neuen Tor, da fand er nichts, dann in Sankt Johannis, da gefiel es ihm am besten. Am späten Nachmittag kam er an ein Haus in der langen Zeile, und am Gartentor hing ein Vermietungszettel.

Er läutete an einem schmiedeeisernen Glockenzug, und ein hübsches Dienstmädchen führte ihn in ein Zimmer. Durch das Fenster konnte er in einen Garten mit alten Bäumen blicken. Ein ältliches Fräulein kam und lächelte über sein Wohlgefallen an dem Zimmer. »Ich muß erst mit meiner Schwester sprechen«, flüsterte sie auf seine Frage nach dem Preis.

Sie rief in den Flur, da kam die Schwester, ein ebenso ältliches und ebenso freundliches Fräulein. Sie hielten flüsternd Rat und erklärten dann, sie müßten Albertine fragen. Albertine war die dritte Schwester, und die erste trippelte zur Türe und rief mit gespitzten Lippen den Namen so geziert in den langen Flur wie den der zweiten, die Jasmine hieß.

Albertine war die jüngste von den dreien, etwa vierzig Jahre alt. Doch sie hatte vergessen, und auch Jasmine und Salome hatten es vergessen, zwanzig vom Kalender zu streichen; sie zeigten sich alle drei noch in der ersten jugendlichen Anmut.

Errötend betrachtete Albertine den jungen Mann, und ihre Schamhaftigkeit bewirkte, daß die zwei Schwestern gleichfalls erröteten. Sie sagte zu Daniel, sie seien die Schwestern Rüdiger. Darauf schwieg sie und schaute zu Boden, als ob sie damit ihr ganzes Schicksal verraten hatte. Dann sagte sie, sie hätten sich entschlossen, das Zimmer einem vertrauenswürdigen Herrn zu überlassen,

weil kürzlich in der Nachbarschaft verschiedentliche Diebstähle vorgekommen seien und sie außer dem Gärtnerburschen noch die schützende Gegenwart eines Mannes wünschten. Sie hatten schon einige Leute abgewiesen, deren Gesicht und Benehmen ihnen mißfielen, denn ohne sich vorher zu verständigen, waren sie stets und über alles der gleichen Meinung.

Nun fragte Fräulein Salome, welchen Beruf der junge Herr ausübe. Daniel erwiderte, er sei Musiker. Ein Ach der Überraschung tönte ihm aus den drei Kehlen entgegen. Ob er ein Sänger sei oder ein Geiger? fragte Fräulein Jasmine. Keines von beiden, er sei Komponist, oder wolle es wenigstens werden.

Da vergeistigten sich die Blicke der drei Damen, und sie sahen einander so ähnlich wie Drillinge. Ein schaffender Künstler also? Ja, wenn sie es so ausdrücken wollten, ein schaffender Künstler, versetzte Daniel trocken.

Sie trippelten in die Ecke wie die Spatzen und hielten nun Rat zu dreien. Fräulein Salome, zur Sprecherin erkoren, wollte wissen, ob ein monatlicher Zins von zwölf Mark eine zu hohe Forderung sei. Nein, die Forderung sei nicht zu hoch, antwortete Daniel, ohne sich zu besinnen, und drückte den drei Schwestern die Hände. Fräulein Jasmine fügte hinzu, daß es dem Herrn freistehe, sich des Klaviers zu bedienen, welches im Erdgeschoß untergebracht sei und nur gestimmt werden müsse. Daniel drückte ihr noch einmal und mit besonderer Wärme die Hand. Aus Freude war er täppisch zutraulich geworden.

Ehe er das Haus verließ, stellte er sich im Garten unter einen Baum. Endlich wieder ein Baum für mich, dachte er. In der Krone sang eine frühe Amsel. Das Dienstmädchen Meta schaute vom Tor aus, wo sie wartete, erstaunt herüber.

Fräulein Albertine sagte zu ihren Schwestern: »Er sieht interessant aus, aber er hat schlechte Manieren.«

»Seine Kleider sind schmutzig, man muß sie reinigen«, sagte Fräulein Salome.

»Künstler legen kein Gewicht auf Äußerlichkeiten«, erklärte Fräulein Jasmine sinnend.

»Ein großer Irrtum«, widersprach Fräulein Salome gedankenvoll; »er war stets wie aus dem Ei geschält. Erinnert ihr euch?«

Die beiden andern nickten. Hierauf wandelten sie Arm in Arm über die Gartenwege.

4

Daniel stand auf dem Obstmarkt vor dem Gänsemännchen-Brunnen und verzehrte ein paar Äpfel.

Die Sonne schien, und er bemerkte, daß der Schatten der Brunnenfigur langsam unter ihm wegrückte, gegen die Kirche hin. Es machte ihn traurig, zu sehen, daß die Zeit verging und wie sie verging. Als er sich aber umdrehte und das bronzene Männchen so gleichmütig und zuversichtlich mit seinen zwei Gänsen unter den Armen stehen sah, mußte er lachen.

Was ihn lachen machte, war einesteils die Ruhe des Männchens, dies Abwarten und beständige Dasein, andernteils der Gedanke, daß einer so zufrieden aussehen konnte wegen zweier Gänse.

5

Von einer Unterrichtsstunde nach Hause gehend, begegnete er eines Nachmittags Lenore Jordan. Er erzählte ihr von seiner neuen Wohnung und von den drei sonderbaren Wesen in dem Haus in der langen Zeile.

Lenore hatte von ihnen gehört. Sie sagte, es seien die Töchter des Geometers Rüdiger, der vor Jahr und Tag die Stadt verlassen habe, weil er einen Streit mit den Bürgern oder nur mit einer Gilde gehabt. Das Bild eines Malers sei der Anlaß gewesen, mehr wisse sie nicht, nur daß der Geometer dann bei einem Bergsturz in der Schweiz ums Leben gekommen sei. Die Schwestern aber seien Spottfiguren in der Stadt und zeigten sich außerhalb des Hauses fast nur, wenn sie an bestimmten Tagen auf den nahegelegenen Johanniskirchhof gingen, um das Grab jenes Malers zu schmücken.

Daniel hörte kaum zu. Sie standen bei der Sebalderkirche, und die Glocken fingen an zu läuten. »Prachtvoll«, murmelte er, »aufsteigender Dreiklang in A.«

Lenore erkundigte sich, wie es Daniel gehe, und blickte in sein eingefallenes Gesicht mit Bedauern. Ihr starker, blauer Blick war ihm unbehaglich, und er wunderte sich, daß sie die Lider so selten senkte. Er sagte, es gehe ihm gut, und sie lächelte.

»Schauderhaft, daß man so ein Untier im Leibe hat, das immer gefüttert werden will«, sagte er. »Sonst könnte man ja durch alle Himmel stürmen und den Engeln ihre Gesänge ablauschen. Es soll nicht sein. Erst müssen sich die Flügel wundflattern, bis die Kette reißt, am Ende haben sie dann die Ätherkraft nicht mehr.«

Er zog sein Gesicht zusammen, daß es den bösen Affenausdruck bekam. »Aber ich will's auskosten«, schloß er. »Will sehen, ob mich der Herrgott als Niete oder als Treffer aus dem Kasten seiner Lose zieht.« Er konnte sehr beredt sein, wenn er von sich selber sprach.

Lenore lächelte. Man mußte ein wenig Ordnung in sein Leben bringen, das war alles, was ihr nötig schien. Sie nahm sich vor, nachzusehen, wie er sich in seinem Zimmer eingerichtet hatte.

In der Tetzelsstraße trafen sie den Inspektor. Als Jordan an der Seite der geliebten Tochter ging, wollte es ihm scheinen, als seien die grauen Mauern und verwitterten Steine der Häuser nicht mehr so erdenhaft und zeitenschwer. Lenore blickte aber wunderlich versunken in den Westen, wo purpurrot die Sonne unterging. In manchen Stunden regte sich's in ihr wie Heimweh nach einem schöneren Land.

Sie dachte an Italien, und ihr Geist träumte die Bilder sonniger Meeresbuchten, blühender Haine und weißer Statuen.

Daniel ging indessen gegen die Füll. Arbeiter kamen von der Vorstadt her, und in ihren müden Gesichtern wollte er seine Welt erkennen. Ach, seufzte es in ihm, ich möchte näher zu den Sternen, möchte verlässlichere Herzen kennen, als auch meines ist.

Da leuchtete von Bendas Wohnung herab Bendas Fenster im Lampenlicht, und er schämte sich.

Als Lenore das erstemal Daniel besuchte, war es schon Abend. Sie hörte das Klavier und das durchdringende Krähen von Daniels Stimme von weitem. In der Tiefe des Flurs sah sie drei weiße Gestalten, eng aneinandergeschmiegt wie Hühner auf einer Stange.

Es waren die Schwestern Rüdiger, die dem Schaffen des Künstlers lauschen wollten. Sie verstanden es so im niedern und im hohen Sinn, daß sie dem Schaffen lauschten. Als Lenore über dem Stiegenrand sichtbar wurde, erschranken sie und raschelten davon.

Die drei ältlichen Herzen mochten stürmisch klopfen. An diesem Abend hatten sie keine Lust mehr, Jasmine zuzuhören, an der die Reihe war, Rückerts Makamen vorzulesen.

»Es schickt sich nicht«, sagten sie immer wieder. Eine sagte es der andern, wenn sie an Lenores Kommen zu Daniel dachten: »Es schickt sich nicht.« Auch das Dienstmädchen Meta war dieser Ansicht.

Während Daniel weiterspielte und ihr bloß zunickte, fiel Lenores Blick sogleich auf die Maske der Zingarella. Sie trat hin und nahm die Maske vom Nagel an der Wand. Sie versenkte sich schweigend in den Anblick des Gebildes. Ihr Innerstes wurde berührt.

Daniel hatte sich indes vom Klavier erhoben, und ein lauter Zuruf von ihm ließ sie zusammenfahren. »In des Teufels Namen, was treiben Sie?« fuhr er sie ärgerlich an. Er nahm die Maske, die sie so leicht und bebend hielt, aus ihren Händen und hing sie mit zärtlicher Sorgfalt wieder an den Nagel.

Gleich schossen dem empfindlichen Kind die Tränen in die Augen, und sie kehrte sich ab, um ihr Gesicht zu verbergen. Daniel blieb mürrisch, hätte aber doch seine Grobheit gern wieder gutgemacht. Er brachte ein halbzerfetztes Buch herbei, das er wie ein Heiligtum behandelte, und erbot sich, es ihr zu leihen. Es war eine Übersetzung des schönen alten Romans *Manon Lescaut*.

Lenore stellte sich aber nun häufig nach Büroschluß ein, blieb nicht lange, damit man zu Hause nicht unruhig würde, aber in der kurzen Zeit hatte sie doch immer etwas zu richten und zu ordnen, die Papiere auf dem Tisch, die Noten im Ständer.

Sie lernte auch Benda kennen, und dieser gewann sie lieb. In ihrer Gegenwart wurde ihm wohl, und er begriff nicht, daß Daniel nicht ebenso empfand. Er schien gar keine Augen für Lenore zu haben. Glich er doch einem Menschen, der einen mit Eiern gefüllten Korb trägt und nur darauf achtet, daß ihm kein Ei herausfällt und zerbricht.

An manchen Abenden begleiteten die Freunde das Mädchen nach Hause. Daniel sprach immer von sich, und Benda hörte lächelnd zu, oder Benda sprach von Daniel, und Daniel hörte ernsthaft zu.

Die Leute sagten von Lenore: jetzt zieht sie schon mit dreien herum, erst war's der Freiherr allein. Da wird man noch was erleben.

Hin und wieder fiel ein Fetzen des lumpigen Geredes auf Lenores Weg, aber sie ging arglos vorüber. Aus der gläsernen Kugel blickte sie kühl und heiter in die Welt, und sie wußte die Blicke der Verleumder nicht zu deuten.

7

Benda hätte Daniels Gesicht in der Finsternis zeichnen können: die runde Stirn, die spitze, kleine, störrische Nase, den hart verkniffenen Mund, das eckige Musikantenkinn und die tiefen Gruben in den Wangen.

Er wußte nichts vom Musiker. Wie alle Gelehrten hatte er stets ein Mißtrauen gegen die übermächtigen Einflüsse der Kunst gehegt. Mit Ehrfurcht stand er vor den großen Werken, die im Gefühl der Generationen unantastbar und exemplarisch geworden sind, aber für die Schöpfungen der Mitlebenden fehlte ihm die Übung des Ohrs.

Daß es schwer war, zu verstehen und zu würdigen, war ihm bekannt; daß es bitter war, nicht verstanden und nicht gewürdigt zu werden, hatte er erfahren; daß alle Disziplinen menschlicher Geistesarbeit ihre besondere opfervolle Hingabe fordern, bedurfte keines Beweises für ihn.

Der Musiker war ihm neu. Wie sah er ihn? Als einen blinden

Menschen, der innerlich verbrannte. Als einen berauschten Menschen, der auf alle andern Menschen den Eindruck abstoßender Nüchternheit machte. Als einen Besessenen von einer höchst schauerlichen Einsamkeit, deren er sich nicht recht bewußt war. Als einen ungeschlachten Bauern mit den Nerven eines Entarteten.

Der Mann der Wissenschaft wollte im Musiker das Gesetz finden; eine Aufgabe, um daran zu verzweifeln. Und der Freund überschaute das Leben des Freundes; ließ im Geist die Gestalten vieler Jünglinge vorüberziehen, die er kennengelernt hatte. Spähte nach Merkmalen der Gemeinsamkeit; suchte ein Gesetz, auch hier.

In einer Dämmerstunde las er in den Schriften des Philosophen Mainländer. Er legte das Buch beiseite und sagte zu sich selbst: die jungen Leute meiner Zeit zerfleischen sich, verwüsten sich. Welch eine grauenvolle Zeit! Regel und Maß sind verlorengegangen; jedes Vorbild wird Zerrbild; der Mensch ist völlig auf sich zurückgewiesen; die Flamme ist ohne Gefäß und droht die Hand zu verkohlen, die sie bändigen soll.

Da fand er in Daniel den Schicksalsbruder. Da wurde ihm die Musik Bruderqual. Als er den Freund zerfleischt, verwüstet sah, zuckte ihm aus dem Auge der Gorgo selbst die tiefste Erkenntnis entgegen. Sein eigenes Herz offenbarte er nicht.

In einer Nacht, als unendliche Gespräche sie ins Schweigen geführt hatten wie Schiffe, die vorm Wind in einen Hafen treiben, sagte Benda, an einen zornig-gepeinigten Ausruf Daniels anknüpfend, der am anderen Ufer dieses Schweigens erschallt war: »Man muß uneitel sein. Man darf sich niemals aus seiner inneren Aufgabe ein Vorrecht erhandeln. Man darf niemals vor dem eigenen Bild stehenbleiben. Es scheint mir, daß ein Künstler von erhabener Bescheidenheit sein muß. Ohne diese Bescheidenheit, scheint mir, ist er nichts als ein mehr oder weniger wunderbares Luder.«

Daniel blickte rasch empor. Unter dem buschigen Schnurrbart Bendas waren die großen Zähne sichtbar. Er zog immer die Lippen auseinander, während er das eindringlichste Wort suchte.

Benda fuhr fort: »Schändlich ist zumeist alles, was ihr Talent nennt. Talent ist ein Flederwisch. Was von den Fingern ausgeht,

ist vom Übel. Wer ein Ziel hat und dafür leiden kann, den brauchen wir. Und sonst, wie schön ist es doch! Droben ist der Himmel, unten ist die Erde, in der Mitte steht der unsterbliche Mensch.«

Daniel stand auf und reichte Benda die Hand. Es gab nichts Bezwingenderes als Bendas Händedruck. Seine Hand wurde zum Schraubstock, in dem er die fremde Hand schüttelte, bis sie kraftlos wurde. Dabei strahlten seine grauen Augen ein freudiges Wohlwollen aus.

Und sie tauschten das brüderliche Du.

8

Lenore brachte das Buch von Manon Lescaut zurück. Als Daniel fragte, wie es ihr gefallen habe, schwieg sie. Da er das Buch gern hatte, fing er an zu schelten.

Sie sagte: »Ich kann keine Bücher lesen, in denen so viel von Liebe die Rede ist.«

Er blickte vor sich nieder, um ihre Stimme verklingen zu lassen. Es war ein Geigenton in ihrer Stimme, dessen Zauber er sich nicht entziehen konnte. Als ihm zum Bewußtsein gekommen, was sie gesagt, lachte er kurz und meinte, das sei Ziererei. Sie schüttelte den Kopf. Da hänselte er sie wegen des Verkehrs mit dem ungen Auffenberg und fragte, ob ihr die Liebessachen auch in der Wirklichkeit so zuwider seien.

Die Flammenbläue in ihren Augen zwang seinen Blick zur Erde. Die Erfahrung war ihm nicht angenehm, daß ihr Blick stärker war als der seine. Sie ging fort und ließ sich ein paar Tage nicht sehen.

Als sie wiederkam, war er einfältig genug, seinen Spott zu erneuern. Da setzte sie sich in die Sofaecke und blickte ihm forschend ins Gesicht. »Wollen wir Freunde bleiben, Daniel?« fragte sie.

Er sah sie verwundert von der Seite an; nicht etwa, weil er ihre Lieblichkeit und kraftvolle Anmut bemerkt hätte, sondern weil der Geigenton in ihrer Kehle noch tiefer und reiner klang. Aber

ohne Lippenverziehen und ohne daß man die Hände in die Hosentasche steckte, war die Frage nicht zu bejahen.

Sie sagte, sie wolle sich nicht so wichtig vor ihm machen, daß sie verlange, anders als andere Mädchen von ihm betrachtet zu werden. Aber in einem Punkt wolle sie ihn bitten, ihr ein Vorrecht einzuräumen, eben um der Freundschaft willen. Er möge nicht über Liebe mit ihr sprechen, im Scherz nicht und im Ernst nicht. Es sei dieses Wort seit langen, langen Tagen für sie gleich einem Gespenst. Warum es so sei, das könne sie ihm nicht sagen, jetzt nicht, vielleicht später einmal, viel später, wenn sie beide alt geworden. Suche sie sich zu erinnern, suche sie das Halbvergesene festzuhalten, so werde alles matt und kalt in ihr, obwohl der andere vielleicht, der es zu wissen bekäme, es nicht begreifen würde. Aber es läge ihr im Blut so, und man möge sie schonen.

Ihr Gesicht drückte tiefen Ernst aus und glich einem alten Bild. Und in ihren Worten lag etwas von einem Traum.

»Wenn es sonst nichts ist, das kann ich Ihnen ruhig versprechen, Lenore«, sagte Daniel, und gerade in der Gutmütigkeit, die er jetzt zeigte, war etwas Fühlloses, als sei das Geheimnis, auf das sie bewegt hingedeutet, weit weg von seiner egoistisch beschlossenen Welt. Draußen im Garten plätscherte die kleine Fontäne, und er horchte nach dem dominierenden Ton in dem Geplätscher. Lenore wandte sich ihm nun mit ganzer Offenheit zu. Alles war jetzt ein wenig näher bei ihm, ihr Blick, ihre Hand und ihre Worte.

9

Daniel hatte eine Arbeit vollendet, ein Orchesterwerk, »Vineta« betitelt, und er wünschte, daß Benda die Komposition kenne. Eines Abends um sechs Uhr kam Benda zu Daniel. Alles war vorbereitet, Daniel setzte sich ans Klavier. Sein Gesicht war blaß, seine glatte Oberlippe zuckte.

»Denk dir das Meer, denk einen Sturm, denk ein Boot mit Menschen, denk ein wunderbares Nordlicht am Himmel und eine versunkene Stadt, die emporsteigt, und das Meer wird ruhig, und im Licht ist eine Erscheinung, denk dir so etwas oder vielleicht was

anderes, es ist ja doch falsch. Es ist Unzucht, sich was zu denken.
Cis-moll.«

Er wollte beginnen, als es an der Tür klopfte und Lenore eintrat.
Sie huschte still in ihre Sofaecke.

Das Stück fing mit einem rhythmisch ruhigen und klagenden Satz an, der sich plötzlich in ein tobendes Presto verwandelte, und die kaum zur Sammlung gediehene melodische Figur wurde zerfetzt wie eine Blumengirlande in einem Wassersturz. Dann flossen die nach allen Richtungen des Erdkreises auseinandergestobenen Elemente zögernd und reuevoll wieder in eine Kette, es schien, als habe sie der tolle Wirbel reicher, reiner und beseelter entlassen, und bei langsam abschwellenden, bis zu choralartig feierlicher Dehnung gemäßigtem Tempo verschmolzen sie wieder in das lieblich ernste Hauptthema, das dann mit einem arpeggierten Akkord in die Unendlichkeit hinüberströmte.

Wo das Instrument versagte, half er mit seiner Krähstimme nach, und es war die unheimliche Energie des Ausdrucks, durch die er sie verhinderte, komisch zu wirken.

Bendas Augen waren in der Anstrengung des Zuhörens blicklos geworden. Er hätte nicht zu sagen vermocht, ob das Werk des Freundes ein gelungenes Werk sei. Was ihn überzeugte, war der Mensch, der vom Menschen ausstrahlende Magnetismus. Das Werk konnte er weder durchdringen noch werten, es ergriff ihn aber in der Verbundenheit mit dem Phänomen des Menschen.

Daniel stand auf, taumelte gegen das Sofa, grub den Kopf in die Hände und ächzte: »Spürt ihr's denn? Spürt ihr's denn wirklich?« Er erhob sich wieder, stürzte mit zwei Schritten ans Klavier, packte die Notenblätter und warf sie auf den Boden. »Es ist ja nichts«, knirschte er, »eine elende Stümperei ist's.«

Damit warf er sich abermals hin. Lenore, in der andern Ecke des Sofas regungslos sitzend, schaute ihn mit den tiefstaunenden Augen eines Kindes an.

Benda hatte sich ans Fenster gestellt und sah in die blühenden Bäume und in den grauen Wolkenhimmel. Dann wandte er sich um. »Daß endlich etwas für dich und deine Sache geschehen muß, ist klar«, sagte er.

Lenore bewegte die Arme gegen Benda, als wollte sie ihm danken,

und ihre Lippen öffneten sich halb. Als sie aber Daniel betrachtete, wagte sie es nicht, und auf einmal rief sie aus: »Mein Gott, da sind zwei Knöpfe an seiner Jacke, die hängen nur noch an einem Faden.« Und sie rannte aus dem Zimmer. Nach kurzer Weile kam sie mit Nadel und Zwirn zurück, die sie sich von Meta hatte geben lassen, setzte sich dicht an Daniels Seite und nähte die Knöpfe fest.

Benda mußte lächeln. Aber es lag in dem, was sie tat, eine wunderbare Beruhigung, als ver helfe sie dem Leben gegenüber allem Geisterspiel zu seinem Recht.

10

Aus früheren Zeiten kannte Benda den Theateragenten und Impresario Dörmaul. Zu Dörmaul ging er und brachte ihm Daniels Arbeit, denn der vielseitige und in viele Projekte verstrickte Emporkömmling verlegte auch musikalische Werke.

Es dauerte einige Wochen, bis ihn der Impresario wieder vor sich beschied. »Unverständliches Zeug, Originalitätshascherei«, lautete Dörmauls Urteil, »damit lockt man keinen Hund vom Ofen.«

Ein junger Mensch mit feuerroten Haaren folgte Benda aus dem Zimmer und redete ihn an. Er hei ße Wurzelmann und sei selbst Musiker; er habe das Wiener Konservatorium besucht und sei von seinem dortigen Lehrer an Alexander Dörmaul empfohlen worden. Dieser gehe nämlich damit um, eine Wanderoper zu gründen, nämlich eine Truppe in Sold zu nehmen, die mit einem festen Repertoire von Spielopern durch die kleinen Städte der Provinz ziehen solle, und er werde erster Kapellmeister sein.

Er sprach im häßlichen Idiom der Juden des Ostens. Benda war in artiger Weise kalt.

Die Hauptsache kam zuletzt. »Vineta« hatte Wurzelmanns Begeisterung erweckt. Er hatte die Partitur heimlich gelesen. »Ein großes Talent, Herr Doktor, wie man es seit langem nicht erlebt hat«, sagte er.

»Was soll ich da von Herrn Dörmauls Urteil halten?« fragte

Benda, weil er dem Anwesenden noch nicht recht traute und den Abwesenden gegen ihn in Schutz nehmen wollte.

»Kennen Sie Dörmaul nicht? Ich dachte, Sie kennen ihn. Wo er keine Autorität fürchtet, wird er kühn. Legen Sie ihm die neunte Symphonie ohne Titelblatt vor, und er erklärt sie Ihnen für Schund, jede Wette.«

»Ach? Ist das wirklich so?« fragte Benda bekümmert.

»Geben Sie mir die Partitur, und ich verspreche Ihnen, daß ich die Leute dafür auf die Beine bringen will. Für so was muß man die Fanfare blasen.«

Benda besann sich eine Weile. Er hatte keine Neigung fürs Fanfarenblasen, und er glaubte auch nicht an die Treue derer, die das Blasen besorgten. Doch willigte er ein, da er sich nicht das Recht anmaßte, Daniel um eine Hoffnung zu verkürzen.

Es erwies sich, daß Wurzelmann nicht geflunkert hatte. Vierzehn Tage später erhielt Daniel die Nachricht, der Orchesterverein habe sich entschlossen, seine Komposition im Februar zur Aufführung zu bringen. Um der Zuhörerschaft ein reicheres Bild seines Schaffens zu geben, forderte man noch eine zweite Arbeit von ihm. Daran war kein Mangel. Vieles harrete der Vollendung.

Wurzelmann rühmte sich, den hochmögenden Herren die Türen eingerannt zu haben. Er hatte sich Gutachten der Musikprofessoren Wackerbarth und Herold verschafft, und das diplomatische Meisterstück hatte darin bestanden, daß er Andreas Döderlein als Dirigenten gewonnen hatte.

Er war unerschöpflich in Ratschlägen und voll von Plänen. Er sprach davon, daß bei der Wanderoper ein zweiter Kapellmeister notwendig sein werde, da er selbst mehr als stellvertretender Direktor zu amtieren habe. »Lassen Sie mich nur machen, lieber Nothafft«, sagte er, »Alexander Dörmaul muß tanzen, wie ich steife, und mein Pfiff lautet: Nothafft wird Kapellmeister oder keiner.«

Er hatte er demütig begonnen, so endete er mit Vertraulichkeiten. Daniel haßte rothaarige Leute, besonders wenn sie entzündete Augen hatten und beim Sprechen speichelten.

Er ist ein unappetitlicher Bursche, dein Wurzelmann«, sagte er zu Benda, »und daß ich ihm Dank schulde, ist hart. Er denkt, es

schmeichelt mir, wenn er verächtlich von sich selber redet. Fußtritte verdient er.«

Benda schwieg. Von Wurzelmanns aufopfernden Bemühungen gerührt, hatte er ihn *servule*, das Knechtlein, genannt. Es war schön, daß einer da war, der die Blöcke aus dem Wege räumte, damit der Fuß des aus dem Dunkel Getretenen Platz zum Schreiten habe. Aber das Knechtlein war erfüllt von der Bewunderung des in Armut und Bedrückung geborenen Juden für den Genius der andern Rasse.

Benda wußte es. Ihm ekelte davor, weil es eine Tatsache war, die andern, nicht weniger lügnerischen Schwärmern als Stammeseigentümlichkeit galt.

11

Da nun der Sommer gekommen war, die heißen Augusttage, wanderten die beiden Freunde häufig vor die Stadt hinaus und in die Wälder gegen Feucht oder Fischbach, oder zum hohen Bühl.

An einem solchen Ausflug nahm auch Lenore teil. Es war fein, sie anzusehen, wenn sie den Duft der Blumen und der Nadelbäume, die Formen der Wolken und den Wechsel der Landschaft genoß. Da glich sie einem selig hingleitenden Vogel, der sich in den oberen Regionen vom Schmutz der unteren rein badet.

Mit verständiger Aufmerksamkeit lauschte sie den Gesprächen der Freunde. Ein leuchtender Blick, ein Hochründen der Brauen zeigte, daß sie Partei ergriff und Wort und Gegenwort sich in ihrem Sinn zurechtlegte. Wurde sie veranlaßt, eine Meinung zu äußern, so traf sie damit gewöhnlich den Nagel genau auf den Kopf.

Auf dem Heimweg brach die Nacht herein, der Himmel war ganz klar geworden, und die Sterne strahlten in großer Pracht. Es fielen Sternschnuppen, und Lenore meinte, so viel Wünsche habe sie gar nicht, wie sie jetzt äußern könne. Der gelehrte Benda erwiderte lächelnd, in diesen Augustnächten seien die Asteroidenschwärme unterwegs, da scheine oft das ganze Firmament in le-

pendiger Bewegung, und man könne leicht vom Wünschen müde werden.

Lenore begehrte zu wissen, was Asteroiden seien, und er erklärte es ihr nach bestem Vermögen. Dann sprach er von den Sternbildern und von der Milchstraße und sagte ihr, daß diese aus Millionen einzelner Sterne bestehe. Er sprach auch von der Größe der Sterne, und da er sie bisweilen Sonnen oder Welten nannte, wurde sie stutzig und fragte, ob denn auch Erden darunter seien. Wie, Erden? Wie sie dies verstehe? Nun, solche Erden wie die, auf der sie selbst jetzt wandelte und lebte. Ohne Zweifel, wurde geantwortet. Und ob auf diesen Erden auch Bäume seien, Tiere seien? Dies sei wohl anzunehmen, auf vielen wenigstens. Und ob auch Menschen? Wahrscheinlich, lautete die Auskunft, weshalb sollte denn der unbedeutende Ball, der sie trage, einen Vorteil haben? Wenn nicht Menschen im irdischen Verstand, so doch Wesen mit Vernunft und Gefühl.

«Es können also solche Geschöpfe wie Sie und Daniel und ich da oben existieren?»

«Gewiß.»

«Und auf all den Sternen gibt es vielleicht zahllose Völker und Menschheiten, von denen wir nichts wissen, nichts ahnen?»

«Gewiß.»

Da setzte sich Lenore auf einen Meilenstein am Weg, schaute mit zuckenden Lippen vor sich hin und brach plötzlich in Tränen aus. Benda nahm ihre Hand und streichelte sie beruhigend.

«Sie tun mir alle so leid», schluchzte Lenore, blickte hinauf und schielte nun unter Tränen. Benda hätte am liebsten Daniels Arm gepackt und ihm zugerufen: nun schau sie dir doch mal an! Daniel schaute sie wohl an, aber er sah sie nicht.

Am einem Abend im Oktober trat der Inspektor Jordan aus einem Haus in der Breitegasse, knöpfte frierend seinen Mantel zu und ging mit hastigen Schritten durch ein Verbindungsgäßchen, das

so eng war, als seien die Häuser mit einem großen Messer durchschnitten worden, gegen die Karolinenstraße. Es war spät, und er hatte Hunger. Da ihm einfiel, daß Gertrud vielleicht nichts Warmes mehr für ihn zu essen hatte, ging er in eine Wirtschaft. Zwei Stunden hatte er damit zugebracht, einen reichen Hopfenhändler zum Abschluß einer Versicherung zu bewegen. Der Mann hatte sich immer wieder die Vorteile erklären lassen, hatte immer wieder die Tabellen studiert und sich nicht entschließen können. Dann war ihm sein Abendessen aufgetragen worden. Da saß er, zufrieden schmatzend, und von der Serviette, die er um den dicken Nacken gebunden hatte, starrten zwei Zipfel rechts und links empor wie zwei lange, weiße Ohren. Es hatte den Inspektor in seinem sozialen Bewußtsein gekränkt, daß der Mann sich sogar die höfliche Phrase einer Einladung ersparen zu können geglaubt hatte.

In der kleinen Bierkneipe, in die der Inspektor trat, saßen einige Leute an einem Tisch, darunter der Friseur Bonengel, von dem Jordan erkannt und begrüßt wurde. Er nahm im Hintergrund des Raumes Platz und bestellte bei der häßlichen und schmutzigen Kellnerin ein paar Würste mit Kraut.

Der Friseur erzählte unflätige Anekdoten; als die Kellnerin das Essen brachte, kicherte sie und sagte: »Das ist einer, der Bonengel, das ist einer.«

Der Inspektor begann hastig zu essen, aber unversehens verging ihm die Lust. Er schob den Teller beiseite, stützte den Kopf in die Hand und schaute still in die Rauchschwaden, die in der dicken Luft unbeweglich standen.

Ihm war, als könne er das Tagewerk nicht mehr vollbringen, das er morgen und übermorgen und an all den weiterhin kommenden Tagen leisten sollte. Von einem Ende der Stadt bis zum andern rennen; immer dieselben hundertmal durchmessenen Straßen auf und ab; Stiegen hinauf und Stiegen hinunter! Immer wieder dieselben Fragen beantworten, dieselben Behauptungen aufstellen, dieselben Einwände widerlegen, täglich und immer wieder dieselbe Sache mit denselben Worten anpreisen, dasselbe Interesse heucheln, dasselbe Mißtrauen mit denselben Gründen bekämpfen, den Leuten immer wieder zur Last fallen und ihren häuslichen

Frieden stören, und immer wieder zu neuer Anstrengung ge-
beitscht werden, immer wieder die Strafpredigten dieses nicht zu
tätigenden, nicht zu rührenden Aktien-Ungeheuers und seines
Statthalters Diruf anhören zu müssen, wahrlich, es war nicht
mehr zu ertragen, es ging wider die Würde eines Mannes von
seinen Jahren.

Er schämte sich vor sich selbst. Er war furchtbar müde.

Er gedachte seines vergangenen Lebens. Wie er sich aus der Ar-
mut seiner Jugend emporgearbeitet hatte, und es ihm gelungen
war, ein geachteter Kaufmann zu werden. Das war in Ulm ge-
wesen, und da hatte er die blonde Agnes geheiratet, die Lokomo-
tivführerstochter.

Aber weshalb war er nicht zu Wohlstand gekommen? Viele, die
ihm nachstanden an Klugheit, an Fleiß und an Manierlichkeit,
waren vermögliche Leute geworden, nur er nicht. Dreimal hatte
er Bankrott gedroht, dreimal hatten ihn Freunde gerettet. Dann
hatte sich ihm ein Gesellschafter angetragen, war mit einigem
Kapital in die Firma eingetreten, und das Geschäft war wieder
lott gegangen.

Doch zeigte es sich, daß dieser Mensch keine Treue und kein Ge-
wissen hatte. »Jordan ist mein Hemmschuh«, sagte er zu den
Kunden, »Jordan versteht nichts, Jordan kann nicht rechnen.«
Und der Gesellschafter ruhte nicht eher, als bis Jordan mit einer
Abfindungssumme die Firma verlassen hatte.

Dann hatte er sich da versucht und dort versucht, acht oder neun
Jahre lang. »Sorg dich nicht, Jordan«, hatte Agnes gesagt, »es
wird schon werden.« Aber es wurde nicht. Was er auch anpacken
mochte, es war am falschen Ende angepackt, zur unrechten
Stunde, mit unrechten Leuten.

Es konnte nicht werden. Nicht nur, weil seine Hand zu schwer
war, und vielleicht auch sein Sinn zu redlich, sondern weil er sich
von einer Schimäre hatte narren lassen.

Von frühen Jahren an hatte er einen Traum gehegt, und alle
seine Unternehmungen hatten darauf hingeeilt, den Traum
wirklich zu machen. Es war unmöglich gewesen; er hatte nie so
viel Geld erübrigen können. Und wenn er den Lieblingswunsch
mit Agnes besprochen hatte, wenn er geschwärmt hatte von der

Zeit, wo er seinem eigentlichen Beruf würde leben können, hatte sie ihn ermutigt und mit ihm die Wege beraten. Aber es schien ihm jetzt, als hätte sie immer gewußt, daß er bloß träumte und hätte großmütig darauf verzichtet, ihn aus dem Traum zu wecken.

Von frühen Jahren an war sein Gedanke gewesen, eine Puppenfabrik zu bauen. Weshalb nun gerade eine Puppenfabrik? Hielte er es für besonders ersprießlich, Puppen zu machen? Glaubte er damit besondere Ehren, besonderen Reichtum zu gewinnen? Keineswegs. Er hätte nicht zu sagen vermocht, warum er gerade dieses erstrebte.

Es hatte ihn stets bedünken wollen, als ob die Welt der Puppen eine für sich bestehende Welt sei. Es hatte etwas Zauberisches für ihn gehabt, wenn er sich ausmalen konnte, welche Gesichter, welche Kleider, welche Haare er für die verschieden gestalteten, großen und kleinen Puppen erfinden würde. Puppen von mannigfachem Reiz bevölkerten seine Phantasie; Fürstinnen und Priesterrinnen, Fischerinnen und Meerjungfrauen; Schäfer und Schäferinnen; Kasperle und lustige Teufel; solche mit Köpfen aus Porzellan und andere mit Köpfen aus Wachs, bei denen die Farbe des Lebens bis zur Vollendung nachgeahmt werden konnte, und die echte Menschenhaare hatten; solche, die die Trachten fremder Völkerschaften trugen, und andere, die wie Märchenfiguren gekleidet waren, Feen und Gnomen, ein Aladin, ein Harun al Raschid, ein morgenländischer Derwisch.

Als er zum letztenmal seinen Wohnort gewechselt hatte, war seine Wahl auf Nürnberg gefallen, weil es ihn dorthin zog, wo die Puppenindustrie in ihrer Blüte stand.

Dann war Agnes gestorben, die drei Kinder waren ihm geblieben, und für die mußte er arbeiten. Für sich selbst durfte er jetzt kein Glück und Gelingen mehr hoffen, und da war die Puppenfabrik ganz und gar Schimäre geworden. Nur noch ein Ziel hatte er, nämlich für jede seiner Töchter zehntausend Mark zurückzulegen, damit sie gegen die ärgste Not gesichert seien, wenn er einmal nicht mehr war. Der Junge, der konnte sich selber helfen.

Aber bis zum heutigen Tag hatte er kaum die Hälfte dieser Summe auf die Bank geben können. Und wenn er nun um seine

Stelle kam, wenn die Gebrechlichkeit des Alters ihn hinderte, das Brot zu verdienen, wenn er schließlich gezwungen wurde, die Ersparnisse anzugreifen, die er in so vielen Jahren und unter so vielen Entbehrungen gesammelt hatte, wie sollte er dann den Mädchen gegenüberreten, was für ein Lebensabend stand ihm dann bevor?

Der Schlack hatte sich aber im Keller verkrochen, und als ihm die Frau seine Hosen bringen wollte, waren sie ins Mehlfäß gefallen«, erzählte der Friseur Bonengel.

Die Zuhörer meckerten, die Kellnerin kreischte.

Auf dem Nachhauseweg hörte der Inspektor durch das Pfeifen des Windes hindurch noch immer die dem Klappern einer Schere ähnliche Stimme des Friseurs.

Es war ihm jedesmal unbehaglich, bei Nacht die Treppe des schmalen, alten Hauses hinaufzusteigen. Das Holz krachte, als ob es brechen wollte, auch schien es ihm bisweilen, als kämen ihm blinde Menschen entgegen. Im ersten Stock wohnte nämlich ein Augenarzt, und er hatte oft Blinde gesehen.

Auf dem Tisch seines Zimmers lag ein Brief. Der Umschlag trug den Vordruck: Generalagentur der Prudentia. Er ging eine Weile auf und ab, ehe er die Hülle zerriß. Es war die Kündigung seines Kostens.

13

Im jene Zeit wuchs Friedrich Bendas Verstimmung. Er sah, daß er als Privatmann sich der Hilfsmittel begeben mußte, deren er für seinen Forscherberuf bedurfte, und es schien ihm, als sei er verurteilt, seine Fähigkeiten in ewiger Dunkelheit zu begraben. Er brach die meisten seiner bisherigen Beziehungen ab, auch die tieflichen. Wenn ihn Bekannte grüßten, blickte er zur Seite. Sein Ehrgefühl war aufs tiefste verwundet, er war auf dem Weg, auf dem man die Selbstachtung verliert.

Daniel war der einzige Mensch, der davon nichts bemerkte. Vielleicht hatte er sich in den Gedanken eingelebt, Bendas Existenz sei eine freundlich geregelte, und es genügte ihm der Anblick, den die bürgerliche Wohlhabenheit des Hausstandes bot, um ihn an

ein sorgenloses Dasein des Freundes glauben zu lassen; jedenfalls fragte er nie, und es fiel ihm nicht auf, wenn der Gefährte so vieler Stunden mit umdüstertem Antlitz vor ihm saß.

Benda lächelte über diese Unschuld, denn für etwas Schlimmeres nahm er es nicht. Weit entfernt, bitter darüber zu denken, faßte er den Vorsatz, den so tief in sich selbst webenden Menschen mit seinen Angelegenheiten gänzlich zu verschonen. Er konnte aber nicht hindern, daß sein Schmerz, wie auch das Verlangen, seine unwürdige Lage zu beenden, die Schranken der Zurückhaltung bisweilen durchbrachen.

An einem trüben Tag, spätnachmittags, holte Benda den Freund ab, der eben von einer Unterrichtsstunde nach Hause gekommen war. Sie beschlossen, ein wenig spazierenzugehen und dann bei Benda zu Abend zu essen.

Im Flur begegneten ihnen die Schwestern Rüdiger, die von ihrer täglichen Wanderung durch den Garten zurückkehrten. Benda grüßte mit seiner altertümlichen Artigkeit, Daniel berührte mürrisch kaum den Hutrand. Die Schwestern stellten sich in einer Reihe auf wie beim Kotillon und dankten holdselig. Fräulein Jasmine ließ eine verspätete Rose aus der Hand fallen, und als Benda die Rose aufhob, preßte das Fräulein die Hand gegen den kaum der Rede werten Busen und dankte abermals holdselig.

Als sie auf der Straße waren, sagte Benda in mitleidigem Ton: »Drei zarte Wesen; hausen in ihrer Einsamkeit als rechte Vestalinnen und hüten ein heiliges Feuer.«

Daniel lachte. »Ein heiliges Feuer gar? Meinst du die Geschichte mit dem Maler?«

»Ja, die mein ich, und es war kein gewöhnlicher Maler, mußt du wissen. Erst kürzlich habe ich mir die ganze Sache erzählen lassen. Anselm Feuerbach hieß der Maler.«

Daniel wußte nichts von Anselm Feuerbach, empfand aber das Inhaltsvolle eines Namens, der kraft einer geheimnisvollen Magie wie eine schöne Glocke an sein Ohr schlug. »Was war es denn mit ihm?« fragte er.

Die Geschichte lautete wie folgt: Als Anselm Feuerbach vier Jahre vor seinem Tod, vor sechs Jahren also, zum letztenmal nach Nürnberg kam, um seine Mutter zu besuchen, da kränkelte er schon

n Körper und Gemüt und war der Menschen satt, war von ewiger
lage und Mißkennung verstört. Aber einige Bürger erinnerten
ich seines Ruhms, der in der deutschen Luft dunkel und heimat-
los schwebte, und die Handelskammer bestellte bei ihm ein Bild
für ihren Sitzungssaal im neuen Justizpalast. Er malte das Bild,
den Kaiser Ludwig, wie er den Nürnbergern das Privilegium für
freies Gewerbe erteilt. Als nun das Bild fertig war, zeigten sich
die Herren sehr zufrieden, denn sie hatten etwas ganz anderes
erwartet, irgendeine öde Krelingsche Schilderei, und nicht so ein
Vornehmes und reines Werk. Zudem war der Raum knapp, eine
Landbreit Leinwand mußte in die Mauer gelassen werden, und
das Licht war ganz elend. Da machte die Kammer Schwierigkeiten
mit der Bezahlung, in dem häßlichen Streit ergriff der Geometer
Friedrich, der längst schon ein leidenschaftlicher Anhänger Feuer-
bachs war, die Partei des Malers, und es kam so weit, daß er die
Stadt mit dem Schwur verließ, nie mehr zurückzukehren. Seine
Söhne aber hatten alle drei den Meister Anselm seit ihrer frühe-
ren Jugend geliebt, wo er als Gast im Hause des Vaters gewohnt
hatte.

Freilich, wenn irgendein Mann liebenswert gewesen ist, so war
es«, endete Benda die Geschichte. »Willst du ihn sehen? So
komm.«

Die Befanden sich in der Nähe des Johanniskirchhofs. Das Tor war
noch offen, und Daniel folgte dem voranschreitenden Benda. Der
veränderte eine Weile auf den schmalen Gräberpfaden, deutete
dann auf einen flachen Stein, auf welchem der Name Albrecht
Feuerbachs zu lesen war, und dann standen sie an Feuerbachs Grab.
Eine schon geschwärzte Bronzeplatte zeigte den Kopf des Malers
im Profil. Ein Lorbeerkranz lag darunter, dessen halb verwelkte
Blätter im sachten Wind bebten.

Was für ein Leben hat der Mann geführt!« sagte Benda leise;
und was für einen Tod ist er gestorben! Den Tod eines hinaus-
geworfenen Hundes.«

Als sie gegen die Stadt gingen, dämmerte es. Daniel hatte den
Kopf vom Kopf genommen und schritt mit fernhin gerichtetem
Blick an Bendas Seite.

Dieser aber war aufgewühlt wie selten.

»Ein deutsches Leben, ein deutscher Tod«, stieß er hervor. »Er streckt die Hand aus, um zu geben, und es wird ihm hineingespuckt. Er gibt und gibt und gibt, und sie nehmen, nehmen, nehmen, ohne Dank, ja, mit Hohn. Sie achten nur die Vetternschaft, sie verkuppeln das Mikroskop mit dem Katechismus und die Philosophie mit der Polizei. Ohne jeden Anstand, ohne humane Übereinkunft; sie beschließen es, sie tun es. Es ist für mich kein Platz in Deutschland mehr. Ich gehe.«

»Du gehst? *Wohin* gehst du?« fragte Daniel treuherzig erstaunt. Benda biß sich auf die Lippen und schwieg.

Sie waren zur Füll gekommen. Als sie in Bendas Arbeitszimmer traten, brachte dieser einen mächtigen Atlas herbei, schlug die Karte von Afrika auf und deutete in die Mitte des Erdteils.

»Siehst du die großen weißen Flecken hier? Da ist weder Fluß noch Berg eingezeichnet. Es sind Gebiete, die noch keines Europäers Fuß betreten hat. Dorthin geh ich.« Er lächelte sanft.

»Wirklich? Wann denn?« fragte Daniel, voll Unbehagen darüber, daß er den Freund verlieren sollte.

»Es ist noch unbestimmt, aber es wird sein. Dort habe ich zu tun. Ich brauche Luft, Erde, Himmel, das freie Tier und die freie Pflanze.«

Auf der Schwelle des Zimmers erschien Bendas Mutter, eine ziemlich große, gebrechlich gehende Frau mit scharfen Zügen und tief-liegenden Augen.

Sie schaute ihren Sohn an, sodann Daniel, zuletzt fielen ihre Blicke auf den Atlas und blieben darauf ruhen mit einem Ausdruck des Grauens und der Angst.

Daniel wußte nichts mehr zu sagen, und Benda, immer still in sich hineinlächelnd, fing von anderen Dingen zu sprechen an.

Beim Tode ihrer Mutter war Gertrud Jordan neun Jahre alt gewesen. In der Nacht war sie in das Sterbezimmer geschlichen und hatte drei Stunden am Lager der Toten zugebracht. Vielleicht war es seit jener Nacht, daß sie sich der Welt und den Menschen ver-

geschlossen hatte. Als sie von dannen ging, hob die Uhr zum Schlag aus, und in der Ferne krächte ein Hahn.

Warum tickst du, Uhr? fragte sie laut, warum krähst du, Hahn? Und wieder: wer läßt dich ticken, Uhr, wer läßt dich krähen, Hahn?

Sie wuchs auf, und niemand wußte eigentlich etwas von ihr. Selbst ihr Vater konnte ihr nicht nahekommen und wußte nicht, wie sie in ihrem Inneren beschaffen war. Sie verkehrte nicht mit Altersgenossinnen. Ihr dunkler Blick erglühete zornig, wenn sie das sinnlich-sinnlose Gelächter der Mädchen vernahm.

Bei der ersten Kommunion stürzte sie zusammen und wurde ohnmächtig weggetragen. Jordan brachte sie nach Pommersfelden zu seiner Schwester, der Bezirksarztswitwe Kupferschmied. Nach einer Woche kehrte sie allein zurück und in zerrütteter Gemütsverfassung. Sie hatte zugesehen, wie ein Kalb geschlachtet worden war. Dieser Anblick hatte sie beinahe wahnsinnig gemacht.

Von ihrem fünfzehnten Jahr an hatte sie es durchgesetzt, daß sie eine eigene Kammer zum Schlafen erhielt. Als sie sechzehn alt war, begehrte sie, daß die Magd entlassen werde, und nun kochte sie selbst und führte die Wirtschaft. War sie mit den häuslichen Arbeiten fertig, so setzte sie sich an ihren Stickrahmen.

Benjamin Dorn war durch ihren Vater ins Haus gekommen. Daß Lenore sich über ihn lustig machte, nahm sie für ihn ein. Er erschien ihr nicht als Mann, er erinnerte sie an die schwächtingen Engel, die sie stickte. Er brachte ihr seine Traktate und Erbauungsschriften, aber sie verstand die Sprache nicht. Dann führte er sie zu den Zusammenkünften der Methodisten, aber die geräuschvolle Zerknirschung ängstigte sie, und nach wenigen Malen war sie nicht mehr zu bewegen, hinzugehen. Er empfahl ihr das Lesen der Bibel, aber sie vermochte auch in der Bibel nichts zu finden, was sie hätte beruhigen können. Ihr war es, als habe sie eine Wunde in ihrem Innern, die beständig blutete und sich niemals schloß. Als sie sich längst von Benjamin Dorn und seiner billigen Römigkeit abgewandt hatte, war dieser noch immer der Meinung, sie habe acht auf ihn und schaue zu ihm empor. Doch mußte sie es einzurichten, daß er nur selten mit ihr sprechen konnte.

Der Gottesdienst in der protestantischen Kirche erschien ihr wie eine Versammlung von Händlern, die, anstatt wie an Wochentagen untereinander, an Sonntagen mit dem Himmel ein Geschäft abschließen. Sie vermißte die Würde, bei den Predigten wurde sie nicht warm, die Zeremonien stimmten sie nicht andächtig.

Nirgends und von keinem Menschen vernahm sie ein nachhallendes, ein erleuchtendes Wort. Es war die Nüchternheit einer ganzen Zeit, die sie bis in die Adern hinein spürte, die Verflachung einer ganzen Welt. Und wenn sie ihr Herz wärmen wollte, wenn sie sich fürchtete vor der öden Luft und dem öden Tag, ging sie heimlich in die Frauenkirche oder in die Sankt Josephskirche, wo man den Raum Gottes feierlicher schmückte, wo viele Lichter angezündet waren, die Gebete geheimnisvoller klangen, der Priester ergriffener schien, der Andächtige schauern konnte.

Und doch haßte sie alles äußerlich Schöne, haßte sogar die schöne Natur als ein den Menschen zur Verlockung und zur Betörung Hingesetztes. Liebte auch nichts an ihrer eigenen Person, weder ihr Gesicht noch ihre Stimme; erschreckend war ihr die eigene tiefe Stimme; weder ihre Haare noch ihre Hände.

An einem Winterabend warf sie einen goldenen Ring, der aus dem Nachlaß der Mutter stammte, und den ihr der Vater gegeben hatte, in den Brunnenschacht. Dann beugte sie sich hinüber und sah in die Finsternis hinab wie von einer Bürde befreit.

Oftmals wollte Lenore der Schwester vertrauend nahen und fühlte sich immer zurückgestoßen. Wenn auch Gertrud wenig mit den Menschen sprach, so gelangte doch alles Gerede zu ihr, das über Lenore ging, und sie schämte sich für die Schwester. Sie mochte Lenore nicht mehr anschauen, sie faßte einen Widerwillen gegen sie und konnte sich kaum entschließen, ihr den Gruß zurückzugeben. Der Verirrten Vorhaltungen zu machen, dazu fehlte ihr das Wort, sie war des Wortes nur in geringem Grade mächtig, sie mußte alles in sich hineinwürgen, Unrecht und Schmerz. So härmte sie sich um Lenores willen und wurde zugleich immer erregter und wilder, als locke sie etwas am Tun der Schwester, und sie konnte häufig keinen Schlaf finden.

Ihre Unruhe war so groß, daß sie nicht lange mehr am Stickrahmen sitzen blieb und überhaupt keine Arbeit mehr richtig zu

Ende brachte. Es trieb sie hinaus, und war sie draußen, so trieb es sie wieder heim. Das Herz klopfte ihr, wenn sie allein im Zimmer war, und war der Vater oder der Bruder oder Lenore da, so hielt sie deren Gegenwart nicht aus und flüchtete in ihre Kammer. Wenn es heiß war, schloß sie die Fenster, wenn es kalt war, lehnte sie sich hinaus. Wenn es still war, wurde ihr bange, wenn es laut war, sehnte sie sich nach Ruhe. Sie hatte kein Gebet, es war alles so dumpf in ihr, sie spürte die Verkettungen der Stunde als etwas Grausames, sie wünschte Jahre überschlagen zu können, wie man viele Seiten eines quälenden Buches überschlägt, und wußte sie keinen Ausweg mehr, so eilte sie in die Frauenkirche und warf sich vor den Altar hin und blieb regungslos, das Gesicht verhüllt, bis die Seele wieder stiller war.

Es drängte sie zu Lenore hin, sie konnte sich nicht dagegen wehren, nicht bloß, weil sie wachsam sein und Unheil verhüten wollte; es war etwas Schauriges, eine grauenvolle Neugier, und bisweilen folgte sie der Schwester heimlich und sah einmal von ferne, daß sie mit einem Manne ging, der auf sie gewartet hatte. Da vermochte sie sich nicht mehr von der Stelle zu rühren, und Lenore gewährte sie.

Am andern Tag aber kam Lenore von selbst zu ihr und sprach mit anmutiger Offenheit über ihre Beziehung zu Eberhard von Auffenberg. Was sie von seinem Schicksal wußte, darüber schwieg sie; sie deutete nur an, daß er sehr unglücklich sei. Sie erzählte, wie sie ihn im vorigen Winter beim Eisfest auf dem Dutzendteich kennengelernt; wie er an ihr hänge, wie zart und rücksichtsvoll er sich stets gegen sie betragen habe, wie gern sie ihm Freundschaft erweise und wie sehr er ihrer Freundschaft bedürftig sei.

Darauf schwieg Gertrud lange, endlich sagte sie mit jener tiefen Stimme, die klang, als ob sie aus Fülle geborsten wäre: »Entweder müßt ihr heiraten, oder ihr dürft euch nicht mehr sehen. Was du tust, ist ein Verbrechen.«

Ein Verbrechen?« erwiderte Lenore erstaunt; »wieso denn?«

Frag nur dein Gewissen«, war die mit gesenkten Augen gegebene Antwort.

Mein Gewissen ist aber ganz ruhig.«

Dann hast du eben keins«, sagte Gertrud hart. »Du lügst und

läßt dich belügen. Du bist in der Schlechtigkeit drinnen, da ist keine Rettung. Wie die unreinen Blicke von dem Mann und seine häßlichen Gedanken und die von den andern an dir sind! Du bist ja über und über befleckt. Du weißt es ja nicht, ich aber weiß es.«

Sie stand auf, wobei sie den Stuhl geräuschvoll mit den Kniekehlen zurückstieß, und schaute Lenore mit ihren unheimlichen, schwarzen Augen an. »Sprich mir nie wieder davon«, flüsterte sie mit zitternden Lippen, »nie wieder.« Damit ging sie hinaus.

Da empfand Lenore etwas wie Abscheu vor der Schwester. Von einer geheimnisvollen Ahnung bewegt, spürte sie in Gertrud die ihr vom Schicksal bestimmte Widersacherin.

15

Als der Herbst anfang, kalt zu werden, kam Daniel wieder häufig zu Jordans hinauf. Obwohl er nun zu Hause selbst einen warmen Ofen hatte, erinnerte er sich gern des gemütlichen Winkels vom vorigen Jahr. Er besaß eine Anhänglichkeit für Dinge und Räume, die größer war als die für Menschen.

Den Inspektor traf er nur selten, der war jetzt immer unterwegs, da er ohne feste Stellung für verschiedene Gesellschaften tätig war; Benno kam nach den Bürostunden bloß heim, um sich in seinem Zimmer zu rasieren und für den Abend so elegant wie möglich zu machen. Mit Gertrud wollte er nicht allein sein, deshalb stellte er sich gewöhnlich erst nach sechs Uhr ein, wenn Lenore schon zu Hause war. Da er wußte, daß Lenore seit einiger Zeit eifrig Französisch und Englisch lernte und diese Abendstunden ihr unentbehrlich waren, bat er sie, sich nicht stören zu lassen. Er behauptete, er finde es am angenehmsten, ruhig sitzen zu können und nicht sprechen zu müssen. Nach einer Stunde oder nach zweien ging er mit einem undeutlich gemurmelten Gruß wieder fort.

Bisweilen hatte er ein Buch mit und las. Erhob er den Blick, so sah er die über das Schreibheft gebeugte Gestalt Lenores, ihre vom Lampenlicht goldig durchleuchteten Haare, die über dem

Scheitel und an den Schläfen noch in feinen Fäden blitzten, und den entschlossen verpreßten Mund mit den lieblich hinabgebogenen Ecken. Dann sah er Gertrud, die jetzt die Haare nicht mehr lose trug, sondern in einem dichten Knoten über dem Nacken, auch kein grünes Kleid mehr, sondern ein braunes, welches vorne eine Reihe großer, glänzend schwarzer Knöpfe hatte.

Manchmal flog ein Wort von Lenore zu ihm, und er erwiderte es; manchmal spann sich das eine Wort zu einem Geplänkel aus. Lenore hänselte, und er war grob; oder er spottete, und Lenore hielt eine kleine Strafpredigt. Da hatte Gertrud einen ratlos stauenden Blick, und sie kehrte das Gesicht gegen die Fensterscheibe. Mit Absicht blieb sie unbeschäftigt, mit Absicht verschob sie ihre häuslichen Obliegenheiten; der Gedanke, daß die beiden allein im Zimmer weilten, war ihr unerträglich.

Was Daniel tat und sagte, ja sogar, wie er ging und saß und stand, wie er die Hände in die Hosentaschen steckte und die Lippen fletschte, alles das erregte Furcht und Scham in ihr. Sie fühlte sich beleidigt durch jede seiner Gebärden. Seine Freimütigkeit erschien ihr als freche Anmaßung, seine Launenhaftigkeit als böswillige Unvernunft, seine nachlässigen Manieren und seine Schmähsucht wie der Hohn eines Teufels.

Da geschah es, daß er einmal eine gallige Bemerkung über die Mucker fallen ließ, die den lieben Gott für einen Sittenwächter und jeden angefressenen Pfarrherrn für einen Erzengel nehmen. Mit einem Ruck erhob sich Gertrud und starrte ihn an. Er hielt dem Blick stand und zuckte die Achseln. »Menschen ohne Glauben sind schlimmer als ansteckende Krankheiten«, flüsterte sie.

Daniel lachte. Dann verfinsterte sich sein Gesicht, und er fragte, was sie denn Glauben nenne? Ob sie der Meinung sei, daß der Glaube im Lippendienst bestehe? Sie antwortete mit geducktem Kopf, sie könne über das, was ihr heilig sei, nicht mit jemand reden, der sich von aller Religion losgesagt habe. Da flammte Daniel auf und nannte ihre Reden lästerlich; ob sie sich wohl schon irgendwelche Mühe mit ihm gegeben habe, daß sie mit ihrem Urtheil so rasch fertig geworden sei? Und ob sie denn so genau wisse, ob ihr sogenannter Glaube etwas Besseres sei als sein sogenannter Unglaube? Woher sie denn das Maß nehme und den

Mut und die Sicherheit? Und ob sie sein Inneres kenne, und ob sie beim lieben Gott Audienz gehabt habe?

Er lachte wieder, pfiff dann und ging fort.

Gertrud blieb eine Weile stehen und schaute zu Boden. Lenore hatte das Kinn auf die Hand gestützt und sah sie mitleidig an. Plötzlich begann Gertrud am ganzen Leib zu zittern und streckte, ohne den Blick zu heben, ihren Arm gegen Lenore aus. Lenore erschrak, aber sie wußte nicht, was diese anschuldigende Bewegung zu bedeuten hatte.

Und das nächstmal, als Daniel auf seinem Ofenplatz saß, fing er, aus tiefem Schweigen heraus, auf einmal an, über Religion zu sprechen. In vorgesetztem Trotz; wie aus einem Hinterhalt, aus dem man Pfeile sendet; mit berechneter Bosheit und kalter Auflehnung; als ein Geschlagener und Gejagter, einer, der der himmlischen Regierung noch weniger vorgibt als der irdischen. So saß er da, eine leibhaftige Blasphemie, und hatte wieder sein Affengesicht.

Doch Lenore fühlte, daß er sich und seinen Gott verleugnete, und zwar mit viel Gewalt. Sie trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter; derweil schritt Gertrud mit leichenblasser Miene an ihr und Daniel vorüber und zeigte sich an diesem Abend nicht mehr. An diesem nicht und an den folgenden nicht. Sie mied jetzt seine Gegenwart.

In einer höchst wunderlichen Sekunde, nicht länger hatte es gedauert, war Daniels Blick, indes sich das Mädchen erhob, auf dem Umriß ihrer Beine haften geblieben. In dieser Sekunde wurde ihm bewußt, daß sie ein Weib war, und er ein Mann. In dieser Sekunde nahm er das Äußere ihres Körpers wahr, aber ohne die verkleidende Hülle. Ja, er dachte sie nackt; eine einzige Sekunde lang, aber er dachte sie nackt; und alles, was sie gesprochen hatte, wie auch alles, was sie tat und sagte, fiel als Kleiderhülle von ihr ab.

Da war es ihm, als könne er zum ersten Male sehen, und als sehe er den Körper der Welt.

Ihr Bild folgte ihm nach; er sträubte sich gegen die Beunruhigung. Es war ihm dergleichen noch nie passiert; er rief das Bild auf, um es mit kühlem Sinn zu zerstören, es wich nicht, und als er

Gertrud eines Tages beim schönen Brunnen begegnete, blieb er wie versteinert stehen und vergaß zu grüßen.

16

Es war Mitte Dezember, ein klarer Frosttag. Lenore wäre nach Tisch gerne aufs Eis gegangen. Sie war eine treffliche Schlittschuhläuferin und in der ganzen Stadt dafür berühmt. Eine unbezähmbare Lebens- und Freiheitslust durchpulste ihren Körper; es dünkte sie jämmerlich, daß sie sich in der stickigen Ofenluft sollte zu den Schreibern setzen und schreiben.

Indessen ging sie hin und schrieb wie täglich bei den Schreibern, und die Augen des Herrn Zittel hinter den Brillengläsern erschienen ihr wie zwei grüne Giftfläschchen. Es gelang ihr die Arbeit nicht, träg schlich die Zeit hin, träger noch als Herr Diruf durch die Säle. Lenore hob den Kopf, ihr war, als ruhe sein finsterer Blick auf ihr, und im Bewußtsein ihrer Pflichtversäumnis errötete sie.

Endlich schlug es sechs, lärmend standen die Schreiber auf, doch Lenore wartete wie immer, bis es leer war, denn sie liebte es nicht, sich unter sie zu mischen. Da humpelte Benjamin Dorn herein. »Fräulein Jordan soll zum Chef kommen«, rief er und bog den langen Hals wie ein Schwan. Lenore wunderte sich; es gab nichts, was zwischen ihr und Herrn Diruf zu besprechen war. Vielleicht ist es Bennos wegen, dachte sie.

Alfons Diruf saß an seinem Schreibtisch, als sie eintrat. Er schrieb noch eine Zeile, dann richtete er den Blick starr auf sie. Es war etwas in diesem Blick, was ihr das Blut aus den Wangen trieb. Unwillkürlich schaute sie an sich herab und spürte ihre Haut. »Sie haben mich rufen lassen«, sagte sie.

»Ja, ich habe Sie rufen lassen«, sagte Herr Diruf und machte einen müden Versuch, zu lächeln.

Es entstand wieder eine Pause. Beunruhigt blickte Lenore von einem Gegenstand zum andern, bald auf die badende Nymphe an der Wand, bald auf die Vorhänge aus Damast, bald auf den chinesischen Lampenschirm.

»Nun, Schätzchen«, sagte Herr Diruf, und aus dem Lächeln wurde eine Art von Krampf; »wir sind nicht übel; beim Bart des Propheten; wir haben alles an der rechten Stelle. He?«

Lenore warf den Kopf auf. Sie glaubte nicht gut gehört zu haben. »Sie haben mich rufen lassen«, wiederholte sie mit lauter Stimme.

Diruf legte die flache Hand auf den Bord des Schreibtischs. Der Solitär schleuderte Funken. »Ich kann euch alle zertrümmern«, sagte er und schob die Hand ein wenig nach vorwärts, gegen Lenore hin. »Das Bürschchen da draußen, Ihr Bruder, ist ein heimlicher Filou. Ich kann ihn über sich selber purzeln lassen, wenn ich will.« Er schob die fette Hand abermals ein Stück vorwärts, als wäre sie eine gefährliche Maschine und der Solitär eine zur Warnung daran befestigte Laterne. »Ich kann euch alle tanzen lassen, sobald es mir beliebt. He, Schätzchen? Capito? Comprenez-vous?«

Mit einem namenlosen Erstaunen blickte Lenore in Alfons Dirufs Pflaumenaugen.

Da erhob sich Diruf, trat an ihre Seite und legte den Arm um ihre Schultern. »Ist jener ein genäschiger Kater, den man vom Weg locken kann, so sei du eine schnurrende Miezekatz«, sagte er mit einer gräßlichen Zärtlichkeit in der Stimme und hielt zugleich Lenore so fest, daß sie sich minutenlang nicht rühren konnte. »Ruhig, Schätzchen! Ruhig, mein kleiner Busen! Ruhig, du Satan!« Aber da rieselte ihr der heiße und kalte Schauer bis ins Mark; die Berührung wirkte auf sie wie etwas Ungeheures, in schwersten Träumen nie so schrecklich Geahntes; ein Ruck, als gelte es alles, Leib und Leben, und sie war frei. Mit einem Gesicht, das weiß flammte, stand sie da und lächelte dennoch; ein seltsames Lächeln war es, ganz außerhalb der Grenzen dessen, was sonst so genannt wird, und Alfons Diruf war plötzlich nicht mehr fett und finster, sondern er war wie ausgeblasen, zunichte geworden und stierte dumm vor sich hin, als er sich allein fand.

Lenore eilte durch die Gassen, und auf einmal fand sie, daß sie in der langen Zeile ging. Dorthin hatte sie aber nicht gehen wollen, und sie kehrte wieder um. Da gewahrte Benda, der eben zu Daniel wollte, die hastig Schreitende, erkannte sie im Schein einer

Gaslampe, blieb stehen, als sie an ihm vorüberging, und schaute ihr betroffen nach.

Zu Hause angelangt, sank sie in der Wohnstube erschöpft aufs Sofa. Um sich vor der Erinnerung an die vergangene Stunde zu retten, flüchtete sie in ihre Sehnsucht, die Sehnsucht nach dem südlichen Land. Sie sehnte sich mit solchem Schmerz und solcher Lust, daß ihr Antlitz wie im Fieber glänzte. Aber die gläserne Kugel hatte einen Sprung bekommen.

Als es kurz vor acht Uhr läutete, sagte sie zu Gertrud: »Wenn es Daniel ist, schick ihn fort, ich kann heut niemand sehen.«

»Bist du krank?« fragte Gertrud eigentümlich streng.

»Ich weiß es nicht, ich will niemand sehen«, sagte Lenore und lächelte wieder wie im Zimmer Dirufs.

Es war wirklich Daniel. Benda hatte ihm gesagt, daß er Lenore gesehen habe, unten vor dem Haus, und als er erfuhr, daß sie nicht bei Daniel gewesen, nahm seine Besorgnis zu. »Da ist etwas nicht in Ordnung«, meinte er, »du mußt zu ihr gehen.« Und nachdem sie noch eine Weile geplaudert hatten, begleitete er Daniel bis zum Egydienplatz, um sicher zu sein, daß er sich nach Lenore erkundigen würde.

Gertrud öffnete die Gittertür. »Lenore will nicht, daß Sie hinein kommen«, sagte sie mit einem Schimmer von Freude in den Augen.

»Warum nicht? Was ist geschehen?«

»Sie will es nicht«, sagte die Einsilbige und blickte in das Licht des Flurlämpchens.

»Ist sie krank?«

»Nein!«

»Dann soll sie mir selber sagen, daß sie's nicht will.«

»Gehn Sie!« befahl Gertrud und warf den Kopf zurück.

Mr düsteres Auge verfiel in seinem Blick, und sie standen in der Stube gegenüber wie zwei Wettkämpfer, die von verschiedenen Seiten an dasselbe Ziel kommen. Dann drehte sich Daniel schweigend um und ging die Stiege hinunter. Gertrud blieb noch eine Weile stehen, und ihr Kopf sank immer tiefer auf die Brust. Plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht, und durch ihren Körper lief ein Erbeben.

Bevor Lenore schlafen ging, schrieb sie einen Brief an den Bürochef Zittel, worin sie ihren sofortigen Austritt aus dem Dienst der Prudentia anmeldete.

Im Bette liegend, konnte sie keinen Schlummer finden. Sie sah sich auf dem Eis, wie sie kühne und neuartige Figuren lief; Zugschauer standen bewundernd im weiten Bogen. Sie sah das Meer mit Fischerbooten und farbigen Segeln und sah Gärten voller Rosen.

Der Vater und Benno waren längst zu Hause. Von der Kirche drüben schlug es zwölf, dann eins, dann zwei.

Da hörte sie Schritte in der Wohnung, eine Tür wurde auf- und zugemacht, dann war es wieder still, dann erschallten wieder die Schritte. Sie verließ das Bett, ging zur Tür und lauschte. Von nebenan, aus der Wohnstube, drang ein tiefer Seufzer an ihr Ohr. Leise öffnete sie die Tür und schaute durch den Spalt hinein.

Am offenen Fenster stand Gertrud; sie war im Hemd und bloßfüßig. Über dem Platz draußen schien der Mond, und der Schnee glitzerte kalt auf den Dächern. Die geisterhafte Beleuchtung machte auch das Gesicht des Mädchens geisterhaft, und das lose hängende Haar sah schwarz wie Ebenholz aus.

Lenore lief ins Zimmer und schloß das Fenster. »Was tust du, Gertrud!« rief sie erschrocken, »willst du dir den Tod holen?«

Gertruds schlanker Körper zitterte vor Frost. Ihre Zehen waren krampfhaft eingebogen. »Ja«, antwortete sie dumpf, »das möchte ich.«

»Das möchtest du?« versetzte Lenore, ebenfalls vor Kälte schlotternd, »und der Vater? Denkst du an ihn nicht? Soll er sich noch mehr abhärten? Was fehlt dir, du Verrückte?«

»Ich bin eine Sünderin, Lenore«, schrie Gertrud, stürzte auf die Knie und umklammerte Lenores Hüften. »Ich bin eine Sünderin.«

»So? Was für eine Sünde hast du denn begangen?« fragte Lenore und beugte sich ängstlich nieder.

»Warum bin ich in dem Haus da!« stöhnte Gertrud und wies un-

sich, »in dem Gefängnis da!«, und sie faßte sich an ihre Brust. »Es ist etwas Böses über mich gekommen, böse, sündige Gedanken. Schau mich nicht an, Lenore, schau mich nicht an!«

Ihre Stimme war zu einem Kreischen geworden, entsetzt wich Lenore zurück, und Gertrud fiel mit der Stirn gegen den Boden. Die Haare bedeckten den gekrümmten, zuckenden Rücken.

Da öffnete sich die Tür, die zum Schlafzimmer des Inspektors führte, und er selbst kam mit einer brennenden Kerze herein. In Ermangelung eines Schlafrocks hatte er einen karierten Schal um die Schultern geworfen, dessen Fransen um die Knie baumelten, und auf seinem Kopf saß eine weiße Zipfelmütze.

Verstört musterte er die beiden Mädchen und wollte fragen, brachte aber kein Wort über die Lippen. Er hatte in bedrängten Lagen eine Art, düster zu schmunzeln, die in Lenore das innigste Mitleid erweckte. »Es ist nichts, Vater«, stammelte sie mit einer schamhaften Gebärde, die ihn bat, sich zu entfernen, »Gertrud hat Magenschmerzen. Sie hat nur in der Hausapotheke nachsehen wollen, ob Tropfen da sind. Geh nur, Vater, ich bring sie schon wieder zu Bett.«

»Da werd ich doch zum Doktor gehen, Kind, oder Benno wecken, daß er es tut«, sagte Jordan.

»Nein, Vater, 's ist nicht nötig, geh nur, geh.«

Er verstand die Ungeduld Lenores und zog sich gehorsam zurück. Die Kerzenflamme schirmte er mit der Hand, und sein riesiger Schatten schwankte wie ein Tier hinter ihm her.

»Steh auf, Gertrud«, sagte Lenore, »steh auf und komm mit mir.«

Gertrud ließ sich in ihre Kammer führen. Als sie schon eine Weile im Bette lag, pochte es an der Tür, und Jordans Stimme fragte, wie sie sich befinde. Lenore beruhigte ihn.

Als der Mond hinter dem Kirchendach verschwunden war, blieb Lenore an Gertruds Bett sitzen und hielt deren große, stumme Hand in ihrer Hand. Sie hatte den Mantel umgetan, gleichwohl vor sie. Während Gertrud mit offenen, stummgewordenen Augen lag, zeigte das bewegliche, jede Veränderung der Seele treupiegelnde Antlitz Lenores eine unendliche Folge ernster Gedanken. Als es nun finster wurde, wandte Gertrud den Kopf gegen

Lenore hin und sagte weich: »Leg dich zu mir, Lenore. Seh ich dich schlafen, dann kann ich vielleicht auch schlafen.«

Lenore warf den Mantel ab und schlüpfte unter die Decke. Nach kurzer Zeit schlummerten sie alle beide, dicht aneinandergeschmiegt.

Stimmen von außen und Stimmen von innen

1

Daniel gewann Anhänger. Die vom Knechtlein eroberten Mäzene waren nicht Anhänger zu heißen; es waren Patrioten, die es erbaulich fanden, daß aus dem fränkischen Herzland ein erdgebüriger Meister erstehen sollte. Sie interessierten sich für die Person ihres Schützlings wenig.

Daniels Anhänger waren junge Leute.

Der Professor Herold war ein wunderlicher Mann. Er genoß einen Ruf weit über die Grenzen der Provinz hinaus, aber eben seiner Wunderlichkeit wegen mochte er die Provinz nicht lassen. Den musikbeflissenen Söhnen und Töchtern der ansässigen Bürger gab er seinen ganzen Sarkasmus zu kosten, und sein Bemühen war darauf gerichtet, ihnen die Lust an der Pfuscherei zu verleihen. Es gelang in keinem Fall, das Klavierspielen gehörte zur Bildung, und in den Kaufmannsfamilien war Bildung geschätzt.

Es kam aber auch allerlei Volk von weither zu Professor Herold, angelockt durch seinen Namen. Als er die Vineta-Partitur gelesen hatte, sagte er zu zweien von diesen: »Geht hin und bringt mir einen Kerl, tot oder lebendig.« Da brachten sie ihn.

Die zwei kamen öfter zu Daniel, dann andere, Professor Wackerbarths und Professor Döderleins Schüler. Bisweilen hatte er in der Kneipe Zusammenkünfte mit ihnen. Wir wollen sie die Langmähnigen nennen, oder die Marmorbleichen; viele hatten Ähnlichkeit mit Schlangenbändigern. Sie waren fast ausnahmslos sehr dünn, hatten aber alle große Rosinen im Kopf.

Es waren auch junge Mädchen dabei; wir wollen sie die Schmachthühner nennen, oder die Traumverlorenen. Daniel war ihnen abgeneigt. Die Langmähnigen schätzte er ebenfalls wenig.

Von dieser Abneigung sprach er einmal zum Alten, wie Professor Herold kurzweg hieß. Er schnappte wie ein bissiger Hund, strich die weißen Borsten auf seinem ungeheuren Schädel zurück und sagte: »Da haben Sie aber eine Entdeckung gemacht, Sie Originalhühner! Wissen Sie denn nicht, daß gerade die Musik das aller-

nichtswürdigste Gesindel in ihren Zauberkreis zieht? Item, daß sie eine Ausrede ist für jede Versäumnis von Menschenpflichten? Item, daß der wollüstige Dunst, den sie über die Städte breitet, eine allgemeine Auszehrung der Herzen zur Folge hat? Item, daß von fünfhundert sogenannten Künstlern vierhundertneunundneunzig bloße Krüppelgarde unseres Herrgotts sind? Leitsatz: Wer zur Musik nicht das allerreinste Feuer bringt, Urtiefenfeuer, dessen Blut verwandelt sie in Leim, dessen Geist in einen Kehrichthaufen.«

Damit schob er Daniel zur Tür hinaus, weil er an seinen Bilderchen malen wollte. Es hingen an den Wänden seiner Stube viele Bilderchen, die er in seinen Mußestunden verfertigte, schlechte kleine Bilderchen, auf die er stolz war. Sie stellten Szenen aus dem Landleben dar.

2

Der Impresario Dörmaul gab in der Neujahrsnacht ein Festessen im Schwänlein, zu welchem Daniel eingeladen war. Der Impresario Dörmaul zeigte sich Daniel gnädig gesinnt. Er sagte, er habe die Begabung des hoffnungsvollen jungen Mannes beim Anblick der ersten Note erkannt. Er versprach, die Komposition Vineta, sowie die andere, inzwischen beendete, die sich Nürnbergische Serenade nannte, in seinen Verlag zu nehmen. Auch schien er gewillt, die Anstellung bei der Wanderoper ernstlich in Betracht zu ziehen.

Zu dem Festmahle kamen die Professoren Herold und Wackerbarth, ferner Wurzelmann, einige von den Langmähnigen und einige von den Traumverlorenen. Andreas Döderlein hatte sein Erscheinen für eine spätere Stunde zugesagt. Er trat fünf Minuten vor Mitternacht in die weit aufgerissene Tür, feierlich wie das neue Jahr in Person.

Er ging auf Daniel zu und bot ihm die Rechte.

»Siehe da, unser Benjamin, unser Johannes, um nicht zu sagen unser Daniel«, redete er ihn an. »Gratulor, junger Stern! Was vermelden die Annalen von Andreas Döderleins Spürnase? Damals in Bayreuth, als man noch Wein auf Flaschen zog, hat er

ur hingerochen und wußte schon Bescheid. Kann es geleugnet werden, Benjamin?»

s wurde nicht geleugnet. Daniel ließ Gnade für Recht ergehen, und der mächtige Mann warf seinen Wetterkragen von den Schultern, als sei es ein Hermelin, dessen er sich entledigte, bevor er sich unter die gemeinen Sterblichen mischte.

rofessor Wackerbarth hatte eine Frau, die ihn prügelte und ihm nichts zu essen gab. Er erachtete die Gelegenheit für günstig, sich einmal satt zu essen und lustig zu sein. Es war eine kümmerliche Lustigkeit.

iner von den Langmähnigen sang das Champagnerlied, und Wurzelmann hielt eine witzige Rede. Döderlein gab zu verstehen: man lasse die Mäuse tanzen, man lasse die Flöhe hüpfen. Als eine von den Traumverlorenen den Davidsbündlermarsch spielte, der nach den Vorschriften von Bayreuth nicht zur wahren Musik gerechnet werden konnte, rief er: »Gebt mir Lethe, meine Söhne«, womit er den Punsch meinte.

uch Daniel trank Lethe. Er umarmte den alten Herold, drückte Andreas Döderleins Hand und versuchte, mit Wurzelmann einen Walzer zu tanzen. Er war nicht betrunken, er war nur glücklich. Dann wurde es ihm zu enge hier, er nahm Hut und Mantel und trat ins Freie.

ie Luft war lau, es wehte Föhnwind. Himmel oben, Himmel unten, die Häuser standen auf Wolken. Jeder Atemzug machte ihm dem nächsten durstig. Da, ein Erker, so schön, daß man hätte hängen mögen; ein Brunnen, so fremd und lauschtig wie etwas Erachtetes; die Brückenbögen und das matt spiegelnde Wasser; zwei Türme, spinnwebenart.

jubelte stumm: Welt, bist du es wirklich? Meine Welt, und ich? Meine Welt, mein Jahr, meine Zeit, und ich darin, ich selbst!

3

stand auf dem Egydienplatz und schaute hinauf zu den Jorischen Fenstern. Alle Fenster waren schwarz. Er hätte er gerufen, aber der Name, der sich auf seine Lippen

drängte, flößte ihm Angst ein. Die leidenschaftliche Wallung wollte seine Brust sprengen.

Er mußte noch etwas mit sich anfangen, mußte reden, mußte fragen und eine Stimme hören. So eilte er zur Füll und rief unter Bendas Fenster Bendas Namen. Die Uhren schlugen drei.

Endlich wurde ein Vorhang aufgerollt, und Bendas dickliche Gestalt zeigte sich am offenen Fenster. »Daniel, du? Was ist geschehen?«

»Nichts ist geschehen. Das Jahr will ich dir bringen.«

»Ob du mir damit was Gutes bringst? Geh heim und leg dich aufs Ohr.«

»Willst mich nicht hinauflassen, Friedrich? Reden wir noch ein wenig vom Glück.«

»Sei nicht übermütig. Wir könnten's verreden.«

»Philister! Gib mir wenigstens deinen Segen.«

»Den hast du. Jetzt geh nur, Nachtgeist, und laß die Leute schlafen.«

Da öffnete sich noch ein Fenster, im Erdgeschoß, und des Herrn Carovius wüste Bettphysiognomie starrte am Haus empor, starrte gegen den Ruhestörer auf der Straße, und mit einem grimmig feixenden Laut, rachsüchtig die Faust schwingend, schloß der entrüstete Mann das Fenster wieder.

Abermals trieb es Daniel zum Egydienplatz hin, abermals schaute er zu den Fenstern hinauf, fast flehend. Der innere Sturm wurde wilder. Lange Zeit noch rannte er durch die Gassen, und erst gegen fünf Uhr kam er heim.

Durch den dunklen Flur gehend, gewahrte er oben an der kleinen Treppe ein Licht. Meta trug es, die schon aufgestanden war, um zur Früharbeit zu gehen. Er zögerte, er sah sie an und mit drei Sätzen war er bei ihr droben.

»So spät?« flüsterte sie ahnungsvoll verlegen und nestelte mit der Linken an den Knöpfen ihres schlecht geschlossenen Gewandes.

»Daß ich noch einen lebendigen Menschen fassen kann heute«, stieß er hervor.

Sie wehrte sich, als er sie in ihre Kammer ziehen wollte, bog den Leib zurück und umpreßte sein Handgelenk. Das Licht trug sie noch immer.

»Wie mir zumut ist, Meta! Wüßtest du's! Ich brauch dich, halt mich fest mit deinen Armen.«

Da sträubte sie sich nicht mehr. Vielleicht war auch sie nicht ohne Wunsch. Vielleicht war es eine Stunde, wo die Natur gebieterischer sprach als sonst. Vielleicht litt sie an der Einsamkeit unter den drei alten Jungfern. Es war noch finstere Nacht, und für sie sollte es schon Tag sein, der erste im Jahr, den sie festlich empfand. Sie gab nach.

Sie war unverdorben; sie wußte nicht, was sie auf sich nahm. Heimlich war ihr der Mensch nie gewesen, aber jetzt spürte sie das gleichgeartete Geschöpf, und sie gab nach.

So kehrte Daniel zur Erde zurück, nachdem er mit ungeheurer Begierde an die Pforten der Götter gepocht hatte. Die Götter lächelten tiefsinnig, denn sie hatten beschlossen, aus dieser Stunde ein besonderes Schicksal wachsen zu lassen.

4

In Gostenhof fand eine Versammlung der sozialdemokratischen Partei statt, in welcher zu der Kanzlerrede über das Unfallversicherungsgesetz Stellung genommen werden sollte.

Als erster Redner betrat der Abgeordnete Störbecker die Tribüne, aber er hatte eine zu leise Stimme, und was er sagte, verhallte fast ungehört.

Ihm folgte Jason Philipp Schimmelweis. Er klagte die Regierung mit heftigen Worten an. Der Vertreter der Regierung ermahnte zur Mäßigung, und Jason Philipp kräftigte sich durch einen Schluck Bier. Sodann schleuderte er den ganzen Zorn seines volkreundlichen Herzens gegen die verantwortliche Person des Trägers der Reichsgeschäfte. Er nannte Bismarcks Namen nicht, aber er sprach von einem Popanz. Er riß ihm die Glorie vom Haupt, schwor, ihn eines Tages als Verräter entlarven zu wollen, hieß einen Ruhm eine Lügengeburt und seine Taten Schandmale des Jahrhunderts.

Der wilde Haß des rundlich kleinen Mannes entzündete die Genüter, und ein Tumult von Beifall umbrauste Jason Philipp, als er mit scharlachrotem Gesicht auf seinen Platz zurückkehrte.

Aber die anwesenden Führer der Partei verhielten sich eigentümlich still. Es dauerte nicht lange, so kam der Abgeordnete Störbecker mit zwei Genossen und ersuchte Jason Philipp um eine Unterredung. Er folgte ihnen in ein Seitenzimmer. Von der Meinung gehoben, daß man ihm eine dankbare Anerkennung ausdrücken wolle, lächelte er eitel und lieb koste mit den Fingern seinen Bart.

»Was gibt's, ihr Herren? Weshalb so bedenklich? Hab ich mich zu weit vorgewagt? Ich nehme alles auf mich, aber seien Sie ruhig, man hat jetzt Angst vor uns, die Luft riecht brenzlich, die Franzosen stänkern wieder.«

Nein, Genosse Schimmelweiß, du sollst dich rechtfertigen. Du bist ein Proteus, Genosse Schimmelweis; deine rechte Hand weiß nicht, was deine linke tut; du treibst Schindluder mit uns; du pflügst im Gärtlein der Witwe; du predigst Wasser und säufst Wein; du hast dich mit den Aussaugern des Volks verschworen; du hast gemeinsame Sache mit den Leuten von der Prudentia gemacht und füllst bei dem großen Massenbetrug deinen Beutel; von früh bis abends bist du unterwegs und bereicherst dich mit den Pfennigen des Arbeiters. Praktiken, Jason Philipp Schimmelweis, Praktiken. Entsage dem Bündnis mit der Prudentia, oder wir stoßen dich aus unsrer Mitte.

Da erst zeigte sich Jason Philipp Schimmelweis im Glanz seiner Beredsamkeit. Seine Hand sei rein, die linke wie auch die rechte; wirke er für eine Sache, so sei es eine gute Sache; Drohungen könnten ihn nicht einschüchtern; Jason Philipp Schimmelweis sei nicht gesonnen, sich einer Diktatur zu beugen, welche die Maske der Freiheit und Gleichheit trage; wolle man den Skandal, so werde man ihn haben, man werde Jason Philipp Schimmelweis gerüstet treffen; Jason Philipp Schimmelweis finde überall in der Welt offene Türen.

Hiermit machte er kehrt und ließ die Genossen stehen. Auf dem Nachhauseweg zwang ihn die Erbitterung zu fortwährendem zornigem Gemurmel.

Wie ein Schiffer, der stürmischgewordene Meere flieht, steuerte er sein Fahrzeug nach andern, gastlichen Gestaden, und drei Tage später ging er zum Freiherrn Siegmund von Auffenberg, um dem

Führer der liberalen Partei in aller Form seine Dienste anzubieten.

5

Fünfunddreißig Minuten, nach der Uhr gezählt, mußte er im Vorzimmer warten. Er stellte bittere Betrachtungen an über die Verkümmernng des Gleichheitsgefühls bei den besitzenden Klassen. Ein richtiger Rebell, verleugnete er sich selbst dort nicht, wo er Verrat übte.

Als er endlich in das Arbeitszimmer des Barons geführt wurde, war er nicht geblendet von dem Luxus der Möbel, der Teppiche, der Ölgemälde; nicht untertanenhaft gedrückt von dem erlauchten Wesen des Freiherrn. Er setzte sich ungezwungen, Bein neben Bein, auf einen Stuhl, nahm weder Notiz von einem französisch schwatzenden Papagei noch von einem mit Leckerbissen beladenen Frühstückstisch, sondern brachte sein Anliegen mit gezierender Schlichtheit vor.

»Sehr schön«, sagte der Freiherr, »sehr schön. Ich glaube, Sie brauchen die Schlachtfront gar nicht wesentlich zu verändern. Einer von den gewissenlosen Umstürzlern waren Sie ja nie. Sie haben Familie, Sie haben ein Heim, Ihre Verhältnisse sind geregelt, und im Grunde Ihres Herzens lieben Sie die Ordnung. Ich habe Sie längst erwartet. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, Sie mußten zu uns kommen.«

Jason Philipp errötete vor Vergnügen. In der Haltung eines Lohnmörders, der ein Trinkgeld einsteckt, antwortete er: »Sehr verbunden, Herr Baron.«

In einem Punkt sind wir ja sicherlich einig«, fuhr Herr von Auffenberg fort, »und im wichtigsten, will mir scheinen –«

Gewiß, gewiß«, fiel ihm Jason Philipp in die Rede, »Sie spielen natürlich auf den Kampf gegen Bismarck an, Herr Baron. Ja, darin und wir, will ich hoffen, vollkommen einig. Da stell ich meinen Mann. Eid und Handschlag! Diesen Ritter von der Finsternis könnte ich kalten Blutes auf der Folter winseln sehen.«

Herr von Auffenberg nahm die temperamentvolle Erklärung mit etwas dünnem Lächeln auf. »Nur nicht so gewalttätig, Verehr-

tester«, sagte er. Er griff nach einem Riechfläschchen und hielt es an die Nase, wobei er die Augen schloß. Dann ging er mit den Händen auf dem Rücken ein paarmal durch das Zimmer.

Was er dann sprach, war ihm geläufig wie das A b c, und während Jason Philipp begeistert auf seinen Mund starrte, dachte der Baron an ganz andere Dinge, die mit seiner Rede ganz und gar keinen Zusammenhang hatten.

»Derselbe Mann, der das neue Reich mit Hilfe einer liberalen Gesetzgebung wohnlich machen wollte, der den alten Streit zwischen Kaiser und Papst rühmlich zu Ende zu führen versprach, derselbe Mann ist jetzt am Werke, Stück für Stück der liberalen Traditionen zu zerstören und den römischen Oberpriester als Friedensbringer anzurufen. Was der Kanzler tun konnte, um dem deutschen Freisinn den Todesstoß zu versetzen, hat er getan. Die Reaktion hat nicht davor zurückgebebt, an Stelle des Kulturkampfes einen schändlichen Klassen- und Rassenhaß wachzurufen und bis zu blutigen Ausschreitungen großzusäugen, um angesichts ihrer Verbrechen die eigenen Kinder zu ächten und zu verstoßen.«

»Depêche-toi, mon bon garçon«, krächzte der Papagei.

»Ich bin glücklich darüber, den Mächten der Unordnung eine Beute entrissen und dem Staat einen Bürger gewonnen zu haben, mein lieber Herr Schimmelweis. Doch ist es ratsam, daß Sie sich in der nächsten Zeit etwas im Hintergrund halten. Man wird Ihren Gesinnungswechsel zum Gegenstand lärmender Angriffe machen, und das könnte der Sache schaden.«

Zu Hause erzählte Jason Philipp, wie er mit offenen Armen empfangen worden sei, was der Baron gesagt, was er, Jason Philipp, geantwortet, wie sie sich in weittragende Erörterungen eingelassen und daß diese Zusammenkunft später einmal zu den historisch bedeutsamen gerechnet werden würde.

Was aber waren die eigentlichen Gedanken des alten Freiherrn, während er politische Reden hielt?

Immer die nämlichen. Der nämliche Ingrimme fraß unaufhörlich in seinem Herzen.

Unaufhörlich dachte er an seinen Sohn, an die Verachtung, die er von ihm erfahren hatte und die er noch täglich, stündlich dadurch erfuhr, daß sich Eberhard seiner Macht entzog.

Er konnte es nicht verwinden, daß er so viele Millionen angesammelt hatte und daß Eberhard aller menschlichen Voraussicht nach und den Gesetzen zufolge eines Tages einen Teil dieser Millionen besitzen werde. Er wußte von der Armut wenig; aber sein haßgefüllter Geist träumte von nichts anderm als von der Genugthuung, den mißratenen Sproß seines Namens und Blutes der Armut preisgeben zu können.

So wollte er sich rächen, so wollte er strafen.

Aber er fand keinen Weg hierzu; das Gesetz hinderte ihn daran. Der Gedanke, daß sein Reichtum täglich, stündlich sich vermehrte, daß die Millionen immer neue Millionen zeugten, ohne daß er den Finger rührte, ohne daß er die Flut zu hemmen vermochte, und daß infolgedessen der Anteil des treulosen, aufrührerischen und glühend gehaßten Sohnes täglich und stündlich größer wurde, dieser Gedanke vergiftete seine Ruhe, lähmte seine Kraft, beraubte ihn aller Freuden und verdüsterte sein Leben.

In neuer Midas, verwandelte er alles, was er anrührte, in Gold, und je mehr Gold entstand, je düsterer wurde sein Leben, je mehr süchtiger sein Gemüt.

Die Töne eines Klaviers drangen zu ihm. Es war seine Frau, die spielte; sie spielte Lieder ohne Worte von Mendelssohn. Er schüttelte sich wie vor Ekel. Von allem Widerwärtigen war ihm Musik das Widerwärtigste.

«*Depêche-toi, mon bon garçon*», krächzte der Papagei.

Oft geschah es, daß während Jason Philipps Abwesenheit ärmlich gekleidete Menschen in den Laden kamen und von Therese das Geld zurückverlangten, das sie für die Versicherung gezahlt hatten.

Einige gebärdeten sich erregt, als sie von Therese abgewiesen wurden und sie ihnen sagte, es sei ihres Mannes Angelegenheit, sie befasse sich mit seinen Agenturgeschäften nicht. Ein Schlossergeselle hatte den Kommis Zwanziger, der herbeigeeilt war, um die Prinzipalin zu beschützen, mit der Faust traktiert; ein Goldschläger aus Fürth hatte dermaßen gelärmt, daß die Polizei geholt werden mußte; eine Faßbinderswitwe, die unter großen Entbehrungen ein Jahr die Prämien gezahlt und die Weiterzahlung nur verabsäumt hatte, weil sie im Spital gelegen war, stürzte in epileptischen Krämpfen zu Boden.

Es kam so weit, daß Therese vor jedem unbekannten Gesicht erschrak. Sie atmete auf, wenn ein Tag vergangen war, ohne sonderliches Übel gebracht zu haben, doch zitterte sie dann schon vor dem nächsten.

Was sie mehr als alles beunruhigte, war das unerklärliche Verschwinden kleiner Geldbeträge, das sie seit einiger Zeit bemerkte. Einmal war ein Mann in den Laden gekommen und hatte seine Monatsrate für ein Lieferungswerk, einen Taler, auf den Zahl Tisch gelegt. Der Mann ging fort, sie schloß hinter ihm die Thür, weil sie einen Blick auf die Straße werfen wollte, wo eben ein starkes Schneegestöber herrschte. Als sie an das Pult zurückkehrte, war der Taler verschwunden. Sie fragte, wo der Taler sei; Jason Philipp, der dem Kommis Zwanziger Bücher auf die Leiter reichte, wurde so grob, als ob sie ihn bezichtigt hätte. Sie zählte in der Kasse nach, zählte und rechnete; umsonst; der Taler war verschwunden.

Sie hatte vergessen oder nicht beachtet, daß Philippine im Laden gewesen war, ihrem Vater das Vesperbrot gebracht hatte und in ihren Filzschuhen wieder hinausgegangen war.

Ein andermal fehlten ihr Nickelmünzen aus ihrem Börschen. Ein drittes Mal forderte ein Spezereiwarenhändler eine Schuld von

drei Mark, die sie längst bezahlt zu haben sicher war. Sie war sicher, daß sie das Geld Philippine gegeben hatte, damit sie es zahlen solle. Und sie rief Philippine herbei. Die aber leugnete mit solcher Stirn, daß Therese irre wurde und schweigend das Geld hergab.

Sie hatte die Magd beargwöhnt, sie hatte den Kommiss beargwöhnt; sie hatte selbst Jason Philipp beargwöhnt, daß er auf Schleichwegen sich einiges Wirtshausgeld verschaffen wollte, und sie hatte Philippine beargwöhnt. Aber sie fand keine Beweise, und ihr unablässiges Spähen und Forschen fruchtete nicht. Dann hörten die Diebstähle wieder auf.

Denn Philippine, welche die Diebin war, fürchtete sich vor der Entdeckung und wählte einen gefahrloseren Weg, sich zu bereichern. Sie stahl Bücher und verkaufte sie beim Trödler. Sie war schlau genug, nur solche Bücher zu beseitigen, die schon lange Zeit in den Regalen gelegen waren, auch ging sie nicht stets zum selben Trödler, sondern immer zu einem andern.

Das Geld aber, das sie heimlich und gierig wie eine Dohle zusammenzutrug, versteckte sie auf dem Dachboden des Hauses. In der Mauer neben dem Kamin war ein Ziegelstein locker, den nahm sie heraus, die Höhlung hatte sie nach und nach vergrößert, und wenn sie ihren Raub untergebracht hatte, stellte sie ein Brettchen davor und schob den Stein wieder in das Loch.

War dann kein Laut zu hören, der sie verscheuchte, so überließ sie sich mit gefalteten Händen ihren Betrachtungen, und auf ihrem stumpfen Gesicht malte sich ein böser und fanatischer Traum.

8

Eines Abends im Februar saßen Therese und Philippine wäscherickend bei der Lampe, als Jason Philipp ins Zimmer trat und sich mit verschmitzter Miene die Hände rieb.

Da es Therese nicht der Mühe wert fand, ihn nach der Ursache seiner guten Laune zu fragen, lachte er plötzlich auf und sagte: Jetzt können wir einpacken, meine Liebe. Ich les' es schon gedruckt: das große Licht oder die beschämten Verwandten. Rüh-

rendes Tableau, dargestellt von Herrn Daniel Nothafft und der Familie Schimmelweis.«

»Ich versteh dich nicht; du redest schon wieder wie ein Hanswurst«, antwortete Therese.

»In einem Konzert werden Sachen von Daniel gespielt«, belehrte Philippine mit ihrer harten, alten Stimme die Mutter.

»Woher weißt denn du das?« fragte Therese mißtrauisch.

»Hab's in der Zeitung gelesen.«

»Im Saal der Harmoniegesellschaft soll das Wunder vor sich gehen«, bestätigte Jason Philipp mit einer rätselhaften Schadenfreude. »Am Donnerstag ist öffentliche Probe, und ich werde mir's nicht nehmen lassen, dabeizusein. Der Musikalienhändler Zierfuß hat mir zwei Karten gegeben, und wenn du Lust hast, kannst du auch zusehen, wie man aus einem Tagedieb eine Lokalgröße macht.«

»Ich?« erwiderte Therese verächtlich erstaunt, »keinen Schritt vors Haus. Was scheren mich eure Dummheiten.«

»Aber die Herren werden sich schneiden, die Herren werden sich gewaltig schneiden«, fuhr Jason Philipp drohend fort, »es gibt noch einen gesunden Menschenverstand in der Welt, es gibt noch Mittel gegen gemeingefährliche Schwindler.«

Da erhob Philippine mit jähem Entschluß den Kopf. »Derf ich mit dir gehen, Vatter?« fragte sie, und ihre Ohren wurden glühend rot.

Es war mehr als eine Bitte. Jason Philipp stutzte über den verwilderten Blick des Mädchens. »Gut«, sagte er und sah über Thereses stummen Widerstand hinweg, »aber versorg dich auch mit einem Pfeiflein, damit du ordentlich pfeifen kannst.«

Er sank behaglich ächzend auf einen Stuhl und streckte die Beine aus. Philippine kniete nieder und zog ihm die Stiefel von den Füßen, worauf er in die bereitstehenden Pantoffeln schlüpfte, die in roter Stickerei einen Spruch trugen. Auf dem linken stand: Dem Müden, auf dem rechten: zum Trost.

Lenore hatte ihrem Vater verschwiegen, aus welchem Grund sie ihre Stellung bei Alfons Diruf verlassen hatte. Der Inspektor erkundigte sich auch nicht weiter danach, als er bemerkt hatte, daß es Lenore unangenehm war, davon zu sprechen. Ihm ahnte nichts Gutes, und wenn er schwieg, geschah es auch aus Furcht vor seinem eigenen Zorn und Schmerz.

Indes hatte Lenore Beschäftigung gefunden. Eine Schulkameradin, die sie ehemals gut leiden gemocht, Martha Degen, die Tochter des Zuckerbäckers, hatte den Notar Rübsam geheiratet, einen alten Mann übrigens. Lenore kam einigemal ins Haus, da der Inspektor auch seit langen Jahren mit dem Notar befreundet war, und im Gespräch ergab es sich, daß der Notar eine Hilfskraft für Schreibarbeiten brauchte. Da in der Kanzlei des Notars kein Platz war, durfte sie die Schreibereien zu Hause besorgen.

Außerdem war sie durch Friedrich Benda an den Archivrat Bock empfohlen worden, welcher ein weitläufiges Werk über nürnbergische Geschichte abfaßte, und sie sollte nun die verhudelten Handschriften des Archivrats ins Reine bringen.

Ein mühevolleres Ding, aber dabei erfuhr sie doch mancherlei, ihr kurbistiger Geist saugte Nahrung auch aus dürrer Boden.

Ihr Verlangen wurde wach, das Stückwissen zu ergänzen, sie bat Benda um dies und jenes Buch, und wenn sie den Tag über fleißig die Feder geführt hatte, las sie oftmals bis in die späte Nacht.

Es blieb aber nichts außen hängen an ihr, so daß sie es mühselig mitschleppen mußte. Es wurde ihr alles zum Wesen.

Manche hatte sich Daniel nicht sehen lassen. Er hatte bei den Proben zu tun, die von Wurzelmann geleitet wurden. Professor Dörleins sollte nur das eingeübte Orchester übernehmen. Außer Daniels Musik stand die dritte Leonoren-Ouvertüre auf dem Programm, und Wurzelmann nannte dies einen guten Vorspann.

Flüchtig wurde Daniel auch vom Impresario Dörmaul gerufen; die Wanderoper sollte im März ihre Reisen antreten, und es war vieles zu besprechen. Der Vertrag, den er dann unterschrieb, verpflichtete ihn für drei Jahre gegen ein Gehalt von sechshundert Mark für das Jahr.

Ein paar Tage vor der Generalprobe kam er zu Jordans und brachte drei Karten, eine für den Inspektor und zwei für die Schwestern. Die Generalprobe war wie ein Konzertabend für sich, und es waren über hundert Personen dazu geladen worden.

Der Inspektor war eben im Begriff auszugehen. »Das ist aber fein«, sagte er, »das ist riesig fein, daß ich wieder mal Musik hören kann. Da freu ich mich ja ganz außerordentlich drauf. Als junger Bursch, ja, da bin ich manchmal ins Konzert gegangen. Das ist lang her, und wenn man's denkt, spürt man erst, wie alt man geworden ist. Die Jahre hängen wie Mühlsteine an einem. Nun, ich dank Ihnen, Daniel, dank Ihnen wärmstens.«

Auch Lenores Freude war groß. Als ihr Vater fort war, bemerkte sie, daß Daniels Augen Gertrud suchten, die bei seinem Kommen das Zimmer verlassen hatte. Sie öffnete die Tür und rief hinaus: »Gertrud, komm schnell! Eine Überraschung!«

Nach einer kleinen Weile kam Gertrud.

»Ein Billett für dich, für Daniels Konzert«, sagte Lenore strahlend und hielt ihr die grüne Karte hin.

Gertrud schaute Lenore an und wollte auch Daniel anschauen, aber ihr schwerer Blick, von unten empor tauchend, streifte ihn nur und kehrte wie gepeinigt wieder zurück. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte langsam: »Ein Konzertbillett? Für mich? Für mich, Lenore? Ist das dein Ernst?« Abermals schüttelte sie den Kopf, erstaunt und unwillig. Hierauf ging sie zum Fenster, lehnte den Arm ans Kreuz und preßte die Stirn dagegen.

Daniel verfolgte sie mit Blicken voll glühendem Zorn. »Man kann Schafe zu einer Schlachtbank treiben«, sagte er, »man kann Räuber und Diebe in eine Fronfeste sperren, man kann Aussätzige ins Lazarett transportieren, aber man kann einen fühlenden Menschen nicht zum Anhören von Musik zwingen.«

Er schwieg, und es blieb still. Gequält durch die Empfindung, daß Daniels Blick an ihrem Rücken haftete, kehrte sich Gertrud um, ging zum Ofen, setzte sich dort hin und legte die Wange an die Kacheln.

Mit zwei Schritten stand Daniel dicht vor ihr und stieß heraus: »Wenn ich es aber fordere, daß Sie gehen? Wenn zum Beispiel meine Ruhe davon abhängt, oder etwas, was vielleicht für die

Welt wichtig ist? Trost, Befreiung, Besserung? Und wenn ich es deshalb fordere, was dann?»

Aus Gertruds Zügen war alle Farbe gewichen. Eine Sekunde lang weilt ihr Blick auf seinem Gesicht, hierauf wandte sie den Kopf zur Seite, zog wie frierend die Schultern in die Höhe und stammelte: »Dann . . . dann gehe ich. Ja, dann gehe ich. Obwohl ich's bereuen werde . . . sicher bereuen werde.«

Mit großen, immer größer werdenden Augen hatte Lenore alles dieses vernommen. Als sie Daniel anschaute, lag eine gütige, schmelzende Feuchtigkeit in ihrem Blick, und sie lächelte.

Daniel war aber auf einmal verdrießlich geworden. Er murmelte einen Gruß und ging. Lenore trat ans Fenster und sah ihm nach, wie er über den Platz rannte, den Hut mit beiden Händen vor dem Sturmwind schützend.

Komischer Kerl«, sagte sie leise, »komischer Kerl.«

Dann erhob sie das Auge zu den Wolken, deren eilige Flucht über das Kirchendach ihr gefiel.

10

Die dritte Fidelio-Ouvertüre sollte erst im eigentlichen Abendkonzert an der Spitze des Programms stehen. Sie bot nach Döderers Meinung keine Schwierigkeiten; die Generalprobe war vornehmlich den Werken des Neulings gewidmet. Sein Taktstock gab das Zeichen zum Beginn, und es wurde ruhig im Saal.

Mit einem Zusammenspiel der Bläser setzte die Nürnbergsche Grenade ein. Es war ein kräftiges und burschikoses Thema, das dann die Geigen übernahmen, um es launisch zu zerpfücken und schließlich in das Bereich der Träumerei zu führen. Da wurde die Nacht lebendig, da surrte ein süßer Sommerwind, da tanzten Leuchtkäfer; gotische Dome erhoben sich in der schwülen Dunkelheit, und kleinbürgerliche Gestalten krochen in verwinkelten Gassen; ein Ruf großer Vergangenheit und Mahnung der Zukunft hallte in das Behagen an der Gegenwart, Heroisches mischte sich mit Scherzhaftem, Fantastisches mit Burleskem, die Romanke fand ihr Widerspiel, alles im Fluß echter Melodie, schlank im Aufbau, reizend in der Gliederung.

Die Fachmusiker waren sattem verwundert, und ihre Verwunderung gewann in den damaligen Berichten einen starken Ausdruck. Freilich wurde das anerkennende Wort getrübt durch das häßliche Ende, das die Generalprobe nehmen sollte, aber ein Mann von innerer Unabhängigkeit, den beklagenswerte Schicksale aus einem bedeutenden Wirkungskreis in den beschränkten der Provinz geworfen hatten, schrieb wie folgt: »Dieser Künstler hätte wohl das Vermögen, ein Wahr- und Flammenzeichen in unserer Zeit zu werden. Ihn bildete die Natur, ihn erzog sein Stern. Verleihe ihm doch der Himmel die Kraft und die Geduld, die zur zweiten höheren Menschwerdung eines Künstlers unerlässlich sind! Ließe er ihn doch nicht zu frühe nach den reifenden Früchten langen und im Taumel der niedrigen Leidenschaften die Stimme seines Herzens überhören, damit der Flug, dem sich der Azur des Ruhmes aufgetan, nicht wieder sich herunterwende in die Nacht.«

Derselbe Kenner erklärte die Komposition Vineta für minder erfindungsreich und ihre Instrumentation an einer anfängerhaften Magerkeit krankend. Trotzdem fand auch dieses Stück vielen Beifall. Der Impresario Dörmaul klatschte, daß ihm der Schweiß ausbrach. Wurzelmann war wie besessen. Der alte Herold lachte über das ganze Gesicht. Die Langmähnigen konnten sich zwar des Neides nicht entschlagen, kargten jedoch nicht mit ihrem Jubel!

Aber wie war es Herrn Carovius ums Herz! Der Speichel schmeckte ihm bitter, der Leib tat ihm weh, und als sich Andreas Döderlein dankend verneigte, stieß er eine höhnische Lache aus. Und Jason Philipp Schimmelweis! Ihm wäre wohler gewesen, wenn das Händegeklatsch von ebenso vielen Ohrfeigen hergerührt hätte, die er dem Schandbuben insgeheim zudachte. Das Unterste der Welt war zuoberst gekehrt, er faßte sich an die Stirn, er schüttelte den Kopf, es lag ihm nahe zu rufen: Ihr Betrüger! Ihr Betrogenen! Hört mich doch, ich kenne ja den Menschen, der euch am Narrenseil führt! Und er wartete, ob sich das Mißverständnis, der große Schwindel, nicht am Ende doch aufklären würde. Er wartete nicht umsonst.

Schon nach der Serenade war dem Inspektor Jordan die fieber-

laßte Blässe Gertruds aufgefallen. Er fragte, ob sie sich krank fühle, sie gab keine Antwort. Während des zweiten Stückes preßte sie beständig und wie im Krampf die Hände gegen die Brust. Ihre Augen waren bald erloschen, bald lohten sie in einem unheimlichen Feuer. Unmittelbar nachdem das Stück zu Ende war, wandte sie sich an ihren Vater und bat ihn, er möge sie nach Hause begleiten. Der Inspektor erschrak, die Umsitzenden wurden aufmerksam und betrachteten mitleidig das bleiche Gesicht des jungen Mädchens. Lenore wollte gleichfalls aufbrechen, aber Gertrud lästerte ihr herrisch zu, sie solle bleiben. Mit Gertruds Gemütsart inlänglich bekannt, dachte sie an einen vorübergehenden Anfall und beruhigte sich dabei.

Daniel stand gerade mit Benda und Wurzelmann an der Türe. Er war sehr erregt, und die beiden bemühten sich, seine gegen Andreas Döderlein geäußerte Erbitterung zu beschwichtigen. »Der Mann versteht vom Handwerk nichts«, knirschte er und wies alle Beschönigungsversuche zurück; »von dem, was ich gemacht habe, sind nur Trümmer übrig. Er verschleppt die Tempi, hält keine Bindung, zertrampelt jedes Piano, steigert nicht, retardiert nicht, es ist ein Jammer, ich halt's nicht aus, so können die Sachen öffentlich nicht gespielt werden.«

Da gingen Gertrud und der Inspektor rasch und ohne Gruß vorbei. Daniel stutzte. Der entseelte Ausdruck in Gertruds fahlem Gesicht ängstigte ihn. Zugleich fühlte er, als ob ein Hammerschlag ihn getroffen hätte, daß sein Schicksal an dieses Wesen unaufschieblich gekettet war. Ihr Schritt, ihr Auge, ihr Mund, alles war wie in ihm selber drinnen, und der Zorn darüber, daß sie ohne Gruß vorbeiging, fremd, verschlossen und feindselig auch jetzt, nach dieser Stunde, verdunkelte seinen Geist. Von da an war er nicht mehr Herr seiner Handlungen.

Wie nun die Beethovensche Tonflut in ihrer hochgewaltigen Wildheit aus dem Orchester emporstürmen sollte und statt dessen ein verworrenes, trübes Getöse erklang, wurde er von einer großen Ruhe ergriffen. Näher als bei dem eigenen ging es ihm, das emde Gebilde verunstaltet zu sehen, dessen zarte Seele und Tönenwuchs ihm vertraut war wie sonst nur wenige Dinge auf der Welt. Das Trompetensolo erschallte nicht aus scheinbar gei-

sterhafter Ferne, sondern nah und platt. Er fing an zu zittern. Und als das wehvoll ruhige Andante von der rohen Lenkerhand seines Maßes beraubt wurde und im Gemeinen zerflatterte, da ertrug er es nicht mehr. Er stürzte aufs Podium, umklammerte den Arm des Dirigenten mit Eisenfingern und schrie ihn an: »Genug jetzt! So verfährt man nicht mit einem Götterwerk!«

Die Leute erhoben sich von ihren Sitzen. Die Instrumente verstummten plötzlich, nur ein Cello wimmerte noch. Andreas Döderlein prallte zurück, starrte den tollen Menschen mit aufgerissemem Mund an, legte den Taktstock auf das Notenpult und stammelte: »Beim Zeus, das ist unerhört.« Die Musiker verließen ihre Plätze und umringten den Unbegreiflichen, der Tumult im Publikum wurde immer größer, es wurde gefragt, gedroht, beruhigt, geschimpft, und oben stand noch immer, mit geducktem Kopf und gekrümmtem Rücken, zornig und rachsüchtig, Daniel.

Ein wenig später saß Andreas Döderlein am Tisch des Künstlerzimmers. Seine Haltung glich der des Kaisers Barbarossa im Kyffhäuser. Er hatte begründeten Anlaß, schmerzliche Betrachtungen über die Verkommenheit und Pietätlosigkeit der Jugend zu äußern. Es war überflüssig, darauf hinzuweisen, daß ein Mensch, der einer solchen Tat fähig war, aus den Reihen derer, die Rücksicht und Hilfe beanspruchen konnten, ausgestoßen werden mußte. Die würdigen Herren vom Orchesterverein waren derselben Meinung. Die Jahrbücher der Geschichte wußten nichts von einem ähnlichen Ereignis. Milde Augen blitzten, graue Bärte bebten. Die Beratung war kurz, der Spruch gerecht. Ein Vorstandsmitglied erschien als Sendbote vor Daniel und teilte ihm mit, daß man sich entschlossen habe, seine Kompositionen vom Programm zu entfernen. Die Nachricht verbreitete sich rasch.

Wer war seliger als Jason Philipp Schimmelweis?

Er glich einem Menschen, der gesättigt von einem Tisch aufsteht, an welchem zu hungern er lebhaft hatte fürchten müssen. Auf dem Heimweg piffte er und lachte er in angemessenen Pausen.

»Da sieht man's«, sagte er zu seiner schweigend neben ihm herschreitenden Tochter, »da sieht man's wieder: aus Unrat kann kein Rat werden und aus Nothafft kein Glückhafft. Esel bleibt Esel, Lüderjahn bleibt Lüderjahn, und Faulenzerei endet mit

chimpf und Schande. Der Teufel hat eben doch einen kurzen Gangstrick; ist die Lotterwirtschaft auch noch so dicke, seine Reuten müssen Order parieren. Das wird ein Fressen für Muttern. Das wollen wir ihr mal brühwarm bestellen.«

Und Philippine, so wie sie den ganzen Abend hindurch nicht den Blick vom Erdboden erhoben hatte, schien auch jetzt nicht zu wissen, daß ringsum Häuser und Menschen waren. Sie war eine Gechlagene; sie wollte es sein. Sie hatte viel zu verbergen, ihre junge Brust war eine Hölle, aber ihr häßliches, mürrisches und kaltes Gesicht war tot und leer wie ein Stein.

Herr Carovius wartete am Thor. Erst als alle andern Leute sich verlaufen hatten, kamen Daniel, Benda, Wurzelmann und Lenore. Daniels Radmantel flatterte im Wind, den Hut hatte er tief in die Stirn gedrückt. Herr Carovius vertrat ihm den Weg.

Ein Heldenstreich, mein lieber Nothafft!« giftete er. »Umarmen mußte man Sie. Von heute ab können Sie auf mich zählen. Na, stehen Sie mal still, Sie menschengewordener Orkan! Freilich, was der Musik anlangt, da geh ich nicht mit, da steckt mir zu viel Schnettereteng drin und zu wenig Infernalisches. Aber machen Sie nur den Döderleins den Garaus, und ich bin Ihr Mann. Nicht so ob ich Sie einladen wollte, mich anzupumpen, beileibe nicht; ich selber nur ein armer Musikant; aber sonst steh ich in allem in Diensten. Geruhsame Nacht allerseits, und gewöhnen Sie sich an das Schnettereteng ab.«

Er kicherte und lief davon. Daniel sah ihm etwas bestürzt nach. Wurzelmann lachte und meinte, so einen Kauz habe er noch nie gesehen. Alle vier standen eine bängliche Weile, und es fiel Schnee, mit Regen untermischt. Von Benda gefragt, wohin er gehen wolle, antwortete Daniel, er wolle nach Hause. Was er denn allein zu Hause wolle? Das sei nichts heute, er möge mit ihm kommen. Nein, erwiderte Daniel, er läge heut jedem auf der Brust, sei sich selber im Weg. »Wie ist's, Knechtlein?« wandte sich an Wurzelmann, »wollen wir kneipen?«

Wurzelmann erklärte verlegen, daß er nicht frei sei, und es war was Widriges in der Art, wie er sich ausredete. »Ach, Sie mit Ihren albernem Weibergeschichten!« sagte Daniel verdrießlich; aber es ist mir egal, wohin Sie gehn, ich geh einfach mit.«

»Das werden Sie nicht tun, Daniel!« rief Lenore. Und als Daniel sie erstaunt ansah, fuhr sie errötend fort: »Mit zu seinen Weibern gehen...«

Die drei jungen Leute lachten, und in ihrer Verwirrung lachte Lenore mit.

»Wie tragisch Sie sind, kleine Lenore«, spottete Daniel; »was verlangen Sie denn? Denken Sie, das geht so bei mir: die Träne quillt, die Erde hat mich wieder?«

»Lassen Sie ihn«, flüsterte Benda dem Mädchen zu, »er hat recht. Nur kein künstliches Licht in diese Finsternis. Sie dient ihm, und er muß damit fertig werden.«

Lenore schaute Benda groß an. »Finsternis? Wieso denn? Da wär ja das Feuer nur ein Irrwisch gewesen«, sagte sie, und ihre Augen strahlten stolz, »ich sehe ihn voller Licht.«

Daniel hatte ihre Worte vernommen. »Wirklich, Lenore?« fragte er mit Gier.

Sie nickte. »Wirklich, Daniel.«

»Dafür dürfen Sie sich was von mir ausbitten.«

»Dann bitt' ich, daß Sie und Benda mit zu uns kommen. Der Vater wird sich freuen, und was zu essen gibt's auch.«

»Schön, das läßt sich hören. Addio, Wurzelmann. Einen Gruß an die Damen. Du gehst doch mit, Friedrich?«

Benda machte erst noch einige artige Umstände, bevor er sich bereit erklärte.

»Es hat Ihnen also gefallen, Lenore?« fragte Daniel, während sie die Straße hinuntergingen.

Lenore schwieg. Dieses Schweigen hatte plötzlich, er wußte kaum warum, etwas Ergreifendes für Daniel. Aber er vergaß den Eindruck schnell, den es geübt. Und es dauerte lange Zeit, es dauerte Jahre, bis er sich wieder daran erinnerte.

Der Inspektor hatte Gertrud am Arm nach Hause geführt und es rücksichtsvoll vermieden, sie durch irgendwelche Fragen zu be-

unruhigen. In der Wohnstube zündete er die Lampe an, hierauf war er dem Mädchen beim Ausziehen der Jacke behilflich.

»Wie geht's?« forschte er freundlich, »schon besser?«

Gertrud wandte sich ab und setzte sich auf einen Stuhl.

»Jetzt werden wir einen heißen Tee kochen«, fuhr der alte Mann fort, »dann wird sich das Kind ins Bett legen, und morgen früh sind wir wieder wohlauf. Gelt?«

Gertrud erhob sich. »Vater!« preßte sie hervor und suchte mit der Hand das Tischbrett zur Stütze.

»Gertrud! Was hast du?« rief Jordan entsetzt.

Sie machte eine eigentümlich schleifende Bewegung mit dem Oberkörper, und ein kraftloses Lächeln zuckte über ihr Gesicht. Auf einmal brach sie in ein Schluchzen aus und lief in ihre Kammer. Der Inspektor vernahm, wie sie zuriegelte, schaute besorgt vor sich hin und schlich nach einer Weile auf den Fußspitzen zur Türe.

Er hatte die Hände unter dem Kinn verschränkt und hörte, wie Gertrud weinte. Es war ein gleichmäßiges und rührendes, nicht so sehr schmerzerfülltes als ausatmendes Weinen.

Indem der Inspektor das einsame, unfrohe und undurchdringliche Leben dieser Tochter an seinem Geiste vorüberziehen ließ, wurde er sich mit einigem Erstaunen bewußt, daß sie heute zum erstenmal wirkliche Musik gehört habe. Ist denn das möglich? fragte er sich, entsann sich aber keines Falles, der ihn an dieser Tatsache zweifeln ließ.

Er sagte sich ungefähr: Gewiß hat die ihr völlig unbekannte Süßigkeit und Kraft, die im Zusammenspiel der Geigen enthalten ist, der Wohlklang des Orchesters und die Schönheit der Melodie mit einer so verhängnisvollen Unmittelbarkeit auf sie gewirkt wie das Sonnenlicht auf einen Menschen, dem der Star gestochen ist. Ihre Seele hat Hunger gelitten, so muß es wohl sein; sie hat viel um das Unbegreifliche und Ungreifbare gerungen.

Man muß sie weinen lassen, riet ihm der Instinkt der Liebe; es tut gut, daß sie weint, es wird ihr wohlthun. Er rückte einen Stuhl in die Nähe der Türe, setzte sich hin und wartete. Als sie endlich still wurde, war ihm das Herz leichter.

Lenore hatte sich nicht getäuscht, der Inspektor freute sich wirklich mit Daniel und Benda. »Ich bin ganz stolz auf Sie«, sagte er zu Daniel, »und daß Sie heute noch zu mir kommen, das rechn' ich Ihnen hoch an.«

»Wären Sie eine halbe Stunde länger geblieben, so würden Sie vielleicht anders reden«, erwiderte Daniel.

In aller Kürze berichtete Lenore ihrem Vater, was sich im Konzertsaal ereignet hatte. Der Inspektor lauschte verwundert und heftete einen forschenden Blick auf Daniel. »Mußte es sein?« fragte er stirnrunzelnd.

»Jawohl, es mußte sein«, versetzte Daniel.

»Wenn es sein hat müssen, dann ist es gut, daß es war«, lautete die gelassene Antwort.

Lenore nahm die Hand ihres Vaters, deren Rücken große, gelbe Flecken hatte, und küßte sie. Dann deckte sie den Tisch und richtete alles zur Mahlzeit her, wobei sie fröhlich aus und ein ging und in der Küche das Wasser zum Tee auf den Kocher stellte. Nach Gertrud hatte sie sich gleich erkundigt, der Inspektor hatte sich jedoch aus irgendwelchen Gründen nicht näher äußern wollen, und was er sagte, gab keinen Anlaß zu Befürchtungen.

Endlich konnten sich alle zu Tisch setzen. Lenore war sehr zufrieden, die drei ihr lieben Menschen hier vereinigt zu sehen, und ihr Gemüt war voll Dankbarkeit gegen alle. Aber sie hatte auch Hunger und aß vier Butterbrote hintereinander. Als sie bemerkte, daß Daniel nicht zugriff, trat sie hinter seinen Stuhl, beugte den Kopf so weit nieder, daß ihre Haare seine Schläfe kitzelten, und sagte: »Geniert er sich vielleicht? Oder sind die Würste nicht nach seinem Geschmack? Will er was anderes haben?«

Daniel wich ärgerlich mit dem Kopf aus; jedoch im Grund war ihm die Berührung des Mädchens angenehm, ja beinahe erlösend, da seine Gedanken immer wieder eigensinnig zu jener Flüchtenden zurückkehrten, deren Gegenwart er vermißte, ohne sie herbeizuwünschen.

Benda sprach über die politischen Veränderungen, die durch den Tod Gambettas zu besorgen waren; der Inspektor, als ein Mann,

er allen das Vaterland betreffenden Angelegenheiten lebendige Teilnahme widmete, wußte über die zwischen Deutschland und Frankreich herrschende Spannung einige wahre und humane Worte zu sagen, da öffnete sich Gertruds Kammertüre, und Gertrud trat auf die Schwelle.

In tiefes Schweigen entstand, und alle blickten nach ihr hin. Sonderbarerweise hatte sie ein anderes Kleid an als im Konzert; es war das grüne, in welchem Daniel sie zum erstenmal gesehen. Auch der Inspektor und Lenore beachteten dies kaum; sie waren durch den veränderten Ausdruck in Gertruds Gesicht aufs äußerste betroffen. Auch Daniel war erstaunt und konnte den Blick nicht abwenden.

Ihr Gesicht war weicher, freier und heller. Die Unruhe, die es stets wie ein trüber Schleier umgeben hatte, war daraus gewichen. Sogar die Form schien eine andere geworden, die Brauen schienen höher gewölbt, das Oval der Wangen schien zarter.

Sie lehnte sich an den Pfosten der Türe; auch den Kopf lehnte sie an. Der herabhängende linke Arm hatte etwas unnennbar Lässiges, die rechte Hand war an die Brust gedrückt; so betrachtete sie die um den Tisch Sitzenden mit schüchternem und sanftem Lächeln.

Im ersten Augenblick glaubte der Inspektor, sie habe den Verstand verloren. Er sprang auf und eilte zu ihr hin. Aber sie reichte ihm die Hand und ließ sich willig an den Tisch führen.

Plötzlich heftete sie den Blick stumm auf Daniel. Der erhob sich willkürlich und packte die Lehne seines Stuhles. Er verfärbte sich und zog die Mundwinkel nervös in die Höhe. Aber als Gertrud ihre Hand aus der des Vaters löste und sie ihm reichte, als sie die Hand genommen hatte und sein Auge, machtvoll angehen, dem ihren begegnete, wich der beklemmende Druck, denn was er in ihren Augen las, war eine rückhaltlose und unwiderstehliche Übergabe ihrer ganzen Person. Da wurde auch sein Blick hell und dankbar und hatte einen schwärmerischen Glanz.

Der sinnliche Zauber war es nicht allein, der ihn zur Erwiderung dieses vor der Welt kundgegebenen Gefühles zwang; tiefer berührte ihn, daß sie so kam, wie sie kam, als eine Reuige und Bekehrte. Tiefer berührte ihn die erhabene Gewißheit, die sie ihm

schenkte, daß er eine Seele zu verwandeln und zu erneuern vermocht hatte.

Es kettete ihn diese Gewißheit fester an Gertrud als ihr Blick, ihr Antlitz und ihr Leib. Und er *sah* jetzt das alles, den Blick, das Antlitz und den Leib.

Der Inspektor ahnte. Ihm war, als müsse er das Mädchen in die Arme nehmen und mit ihr fliehen. Bilder künftigen Unheils umringten ihn, und die Hoffnung, die er eben noch für Gertrud gehegt, war vernichtet.

Benda starrte schweigend auf seinen Teller. Desungeachtet, wie wenn er noch andere Augen besäße als die wirklichen, nahm er wahr, daß Lenores Hände und Lippen zitterten, daß sie von Sekunde zu Sekunde bleicher wurde, daß sie bald den Vater, bald die Schwester, bald Daniel ungläubig ansah, daß sie zuletzt, von einer Art Mattigkeit befallen, sich aus dem Kreis des Lampenlichts stahl und sich im Erker auf einen Schemel setzte.

Aber als dann alle wieder Platz genommen hatten, Gertrud zwischen Benda und ihrem Vater, kam auch Lenore herbei und setzte sich still neben Daniel. Sie hörte nicht auf, Gertrud mit atemloser Verwunderung zu mustern. Und Gertrud lächelte wie vorhin an der Türe, schüchtern und leidenschaftlich.

Es kam kein ersprißliches Gespräch mehr in Gang, daher dünkte es Benda am besten, den Freund zum Aufbruch zu mahnen. Sie dankten dem Inspektor für die freundliche Bewirtung und verabschiedeten sich. Jordan geleitete sie hinunter und sperrte ihnen das Tor auf. Als er zurückkehrte, ging Lenore gerade in ihr Zimmer. »Nun, Lenore, kein Gutenachtgruß für mich?« rief er ihr nach.

Sie drehte sich um, nickte bloß und schloß die Türe.

Gertrud saß noch am Tisch. Während der Inspektor in der Stube auf und ab wanderte, eilte sie plötzlich in seinen Weg, zwang ihn, stehen zu bleiben, warf die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Stirn. Das hatte sie nie zuvor getan.

Auch sie war schlafen gegangen. Den Inspektor bedrängte ein ungewohntes Gefühl der Verlassenheit. Er hörte, wie die Gattertür auf- und wieder zugesperrt wurde und wie Schritte verhallten. Es war Benno, der endlich nach Hause kam. Jordan erwartete,

aß sein Sohn noch hereinkommen werde, da er ja durch die Spalten der Türe das Licht sehen mußte. Aber Benno trug offenbar kein Verlangen, den Vater zu sehen, er ging in seine am andern Ende des Flurs gelegene Kammer und schlug die Türe zu wie ein Hausknecht.

„Nun ist in seiner Kammer, dachte der Inspektor, und von keinem weiß ich etwas.“

Er schüttelte den Kopf, nahm die Hängelampe aus der Tragschale und verließ, sie vorsichtig haltend, das Zimmer.

13

Lenore hatte Eberhard von Auffenberg schon einige Wochen nicht gesehen, da schickte er ihr ein Kärtchen und bat um eine Zusammenkunft. Der Ort war ein für allemal derselbe, die Brücke am Tiergärtnerort, und als die Dämmerung eingebrochen war, begab sie sich dorthin. Es war ein lauer Märzabend, die Luft war ohne Wind, der Himmel bedeckt.

„Sie wanderten den Burgberg hinauf, und als sie oben an der Mauer standen, sagte Lenore mit leisem Lachen: »Jetzt weiß ich vom Ungeredeten genug, nun reden Sie was.«“

„Es tut wohl, mit Ihnen zu schweigen«, erwiderte Eberhard gerührt.“

„Voll unbehaglicher Ahnung suchte sich Lenore eines der vielen hundert Lichter aus, die in der Tiefe neblig flimmerten, und hielt den Blick hartnäckig darauf gerichtet.“

„Wenn ich mich in dieser Stunde an Sie wende«, begann endlich der junge Freiherr, »so geschieht es gewissermaßen wie ein Appell an die letzte und höchste Instanz. Meine Erwartungen vom Leben sind vernichtet bis auf eine einzige. Es steht bei Ihnen, Lenore, ob ich ein unnützer Parasit der menschlichen Gesellschaft bin, oder ein Mann, der sein Quantum Glück durch ein gleichwertiges Quantum Arbeit zu bezahlen entschlossen ist. Ich biete Ihnen alles, was ich zu bieten habe. Es ist wenig, aber ich biete es, ohne zu feilschen, und für immer. Nur Sie allein können mich noch retten. Dies wollte ich Ihnen sagen.«“

Er schaute in die Wolken und lehnte sich auf seinen Spazierstock, den er hinter dem Rücken hielt.

»Ich habe Ihnen verboten, davon zu sprechen«, flüsterte Lenore in tiefem Schrecken; »Sie haben mir Ihr Wort gegeben.«

»Ich gab das Wort aus Liebe, ich brech es aus Liebe«, entgegnete Eberhard. »Ich sage mir, daß solch ein Wort eine Kinderei ist, wenn es sich um den Aufbau oder um den Einsturz einer Existenz handelt. Sind Sie hierüber anderer Ansicht, so verzeihen Sie mir. Ich hätte mich eben dann geirrt.«

Lenore schüttelte traurig den Kopf.

»Mein Plan war, daß wir nach England reisten und uns dort trauen ließen«, fuhr Eberhard fort; »es ist für mich unmöglich, hier zu heiraten, weil mir vor dieser Stadt ekelt; es ist unmöglich, weil meine Familie sich vielleicht Rechte anmaßen würde, die ihr nicht mehr zukommen und die ich bekämpfen müßte, wovor mir gleichfalls ekelt; und es ist unmöglich, weil —«, hier stockte er und preßte die Lippen aufeinander.

Lenore sah ihn neugierig an. Seine pedantische Aufzählung der Hindernisse wie auch die unerwartete Romantik seines Vorhabens belustigte sie. Als sie aber den Ausdruck des Grams in seinen Zügen gewahrte, empfand sie Mitleid. Sie trat einen Schritt auf ihn zu; da ergriff er ihre Hand, beugte sich hastig herab und drückte seinen Mund auf ihre Finger. Mit jäher Bewegung zog sie die Hand zurück.

»Fatale Umstände haben mich in eine äußerst demütigende Abhängigkeit gebracht, die ich von mir schütteln muß, wenn ich nicht darunter erliegen soll«, sagte Eberhard gepreßt. »Ich war unerfahren. Ich bin getäuscht worden. Es ist eine Person im Spiel, die den Namen eines Menschen kaum verdient; ein Ungeheuer im Gewand eines honetten Bürgers. Ich weiß nicht mehr ein noch aus, Leonore. Ich muß fort von hier. In einem andern Land finde ich vielleicht Kraft und geistige Klarheit wieder. Mit Ihnen würde ich allem trotzen können. Glauben Sie mir. Vertrauen Sie mir.«

Lenore ließ den Kopf sinken. Die Verzweiflung des sonst so zurückhaltenden Freundes ging ihr nah. Um ihren Mund zuckte es, als sie mühsam Worte fand.

»Ich kann nicht heiraten, Eberhard«, hauchte sie; »wahrhaftig, ich

ann nicht. Ich habe Sie ja nicht an mich gelockt, Sie dürfen mir keinen Vorwurf machen, von allem Anfang an wollt ich jeden Zweifel darüber aus der Welt schaffen. Ich kann nicht, ich kann nicht.«

Fünf oder sechs Minuten verflossen in einem Schweigen, welches durch die gedämpften Geräusche von Menschenstimmen und Fahrzeugen, aus der Tiefe der Stadt empordringend, zerstückt wurde. In dem Erbarmen, das Lenore fühlte, ward sie sich der Härte erst bewußt, die in ihrer unbedingten Weigerung lag, und indem sie Eberhard mutig und fest anblickte, sagte sie: »Es ist nicht Eigensinn, Eberhard; auch keine dumme Angst und Eindrückung, auch nicht, weil ich Sie nicht genug schätzte. Ich schätze Sie sehr hoch. Aber in mir muß etwas Unnatürliches sein, denn ich sehe Sie, mir graut vor der Ehe. Mir graut davor, mit einem Mann zu leben. So gern ich Sie habe, aber wenn Sie mich nur berühren wie vorhin, als Sie meine Hand geküßt haben, schüttelt mich das Grauen von oben bis unten.«

Eberhard maß sie mit einem düster verwunderten Blick.

Sie aber fuhr fort: »Es ist in mir seit meiner Kindheit. Vielleicht bin ich damit geboren, so wie andere mit einem Körperfesler, vielleicht ist es seit einem bestimmten Tag, daß ich so bin. Es war im Herbst, an einem Abend. In Pappenheim war es, wo damals eine Tante Kupferschmied wohnte. Meine Schwester Gertrud und ich gingen in einem großen Obstgarten spazieren, da kamen wir zu einer Dornenhecke, und an der Dornenhecke saß eine alte Frau. Mein Vater und meine Tante waren weit von uns weg, und ich sagte die alte Frau zu meiner Schwester, die etwa sieben Jahre älter war: nimm dich in acht vor dem, was singt und klingt. Und zu mir sagte sie: hüte dich vor Leibesfrucht. Am andern Tag wurde die Frau tot unter der Hecke gefunden; sie war über neunzig Jahre alt, und fünfzig Jahre lang war sie als Kräuterweib im Alt-Oberrhein herangezogen. Ich hab natürlich damals keine Ahnung gehabt, was das ist, eine Leibesfrucht; aber das Wort ist mir im Herzen steckengeblieben wie ein Pfeil. Es ist mit mir aufgewachsen, und als ich einmal wußte, was damit gemeint ist, war es ein Bild neben dem Bild des Todes. Nun dürfen Sie nicht glauben, daß ich deswegen in einer häßlichen Furcht herumgehe. O nein.

Mich gelüftet's eben nicht. Es zwingt mich nicht. Zwingt's mich, was frag ich dann nach Tod und Sterben! Dann lach ich über die Alte unter der Hecke und tu, was ich muß.«

Bei den letzten Worten hatte ihr Gesicht einen wunderbar reinen und phantasievollen Ausdruck angenommen, und Eberhard vermochte kein Auge von ihr zu wenden. Es gibt Märchenwesen auf dieser widerlich platten Erde, dachte er, verwunschene Prinzessinnen, geheimnisvolle Melusinen. In gewohnheitsmäßigem Unglauben kräuselte er die Lippen, doch verwandelte sich die offene, werbende Zuneigung für das Mädchen von nun ab in eine verheerende Leidenschaft.

Er war stolz, und Mann genug, sich zu verschließen; um so quälender war ihm das dunkle Wissen von dem Dasein der gläsernen Kugel, dieses Geistergehäuses, in welchem, so nah, so fern, das liebliche Geschöpf unangreifbar wohnte und wohin keine Flamme der Liebe dringen zu können schien.

»Sie geben mir also den Laufpaß?« fragte er.

»Jedenfalls ist es ratsam, daß wir uns vorläufig nicht mehr sehen.«

»Ratsam für mich, meinen Sie. Und vorläufig? Wie soll ich das deuten?«

»Sagen wir, fünf Jahre.«

»Warum gerade fünf Jahre? Warum nicht zwanzig? Warum nicht fünfzig? Es wäre dasselbe.«

»Es ist mir so, als ob fünf Jahre eine richtige Zeit wären, Eberhard.«

»Fünf Jahre! Und jedes hat zwölfmal dreißig, zweiundfünfzig mal sieben Tage. Da verliert man ja den Verstand mit lauter Arithmetik.«

»Es muß sein«, erwiderte Lenore sanft und bestimmt. »Verändert werd' ich mich ja nicht haben nach den fünf Jahren. Und eben, wenn ich noch die gleiche bin, wollen wir wieder darüber sprechen. Ich darf mich ja nicht aus der Menschenwelt hinausstellen für alle Zeit. Mein Vater sagt oft: was zu Ostern wie ein Verhängnis aussieht, ist zu Pfingsten Grillenfängerei. Da will ich denn auf Pfingsten warten und meinen Freund nicht vergessen.«

Sie streckte ihm lächelnd die Hand hin.

er schüttelte den Kopf. »Die Hand nehm ich nicht«, sagte er, »daß ich Ihnen nicht wieder graut. Leben Sie wohl, Lenore.«

Auch Sie, Eberhard, leben Sie wohl.«

Eberhard schritt der abschüssigen Straße zu. Plötzlich drehte er sich um und sagte: »Noch eins, Lenore, jener Musikus, – Nothafft heißt er doch? – er ist mit Ihrer Schwester verlobt, wie?«

Ja; Gertrud und Daniel, die werden über Jahr und Tag heiraten. Aber daß davon irgend jemand weiß –?«

Der Musikus war so unvorsichtig, während einer Kneiperei sein Glas zu erheben und wie ein betrunkenener Tambur sich selbst den Namen Gertrud zuzurufen. Eine Zeitlang hat man Ihren Namen mit seinem genannt. Nun, es ist besser so. Ich liebe die Künstler nicht. Ich kann sie nicht einmal achten, diese indiskreten Heißhüter. Gute Nacht, Lenore.«

Ammit verschwand er in der Dunkelheit.

Erinnerung an eine Traumgestalt

1

Es war an einem Abend, als Daniel zu Benda ging, um Abschied zu nehmen für lange Zeit.

Wie er in das Tor treten wollte, sah er den Hund des Herrn Carovius mit gefletschten Zähnen dastehen, und die blutunterlaufenen Augen der Dogge waren auf ein etwa zehnjähriges Mädchen geheftet, welches ebenfalls ins Haus wollte, aber aus Furcht vor dem Hund keinen Schritt zu tun wagte. Das Tier hatte seine Kette hinter sich hergeschleift und knurrte unheildrohend.

Entschlossen nahm Daniel das Kind bei der Hand und führte es ein paar Schritte abseits, nachdem er die Dogge durch einen Zuruf eingeschüchtert hatte. »Wer bist du?« fragte er das Mädchen.

»Dorothea Döderlein«, war die Antwort.

»Ei«, machte Daniel und mußte plötzlich lachen, denn das Mädchen hatte eine possierliche Altklugheit im Ton. Aber es war ein sehr hübsches Kind. Aus der dunklen Kapuze schaute ein schlalächelndes Gesichtchen, und der Sammetmantel mit großen Perlmutterknöpfen umhüllte eine zierliche Gestalt.

»Du gehörst schon lange ins Bett, Dorothea«, sagte Daniel; »wenn der Nachtwächter kommt, was soll er von dir denken? Der packt dich beim Schlafittchen und sperrt dich ins Gefängnis.«

Dorothea belehrte ihn über die Ursache ihrer abendlichen Vereinigung. Sie war bei einer Schulfreundin gewesen, und die Magd, die sie abholt, hatte vor dem Hinaufgehen noch einen Laib Brot aus der Bäckerei mitnehmen wollen. Nun schilderte sie ihr Zusammentreffen mit dem Hund so kokett überlegen, daß sich Daniel über den Gegensatz zwischen dieser Aufschneiderei und der Schlotterangst, in der er sie angetroffen, höchlichst ergötzte.

»Du bist eine kleine Schwindlerin, Dorothea«, sagte Daniel und erinnerte sich wieder der bösen Empfindung, die sie in ihm erregt, als er sie vor Jahren zum erstenmal gesehen.

Indessen kam die Magd mit dem Brotlaib daher, blickte verwundert auf das schwatzende Paar und bemächtigte sich des Kindes

mit schuldbewußter Eile. Den Hund Cäsar trieb sie mit gellenden Schreien vom Haustor weg, und als er über die Straße lief, blickte Olothra mit triumphierender Miene zu Daniel zurück, als hätte sie ihm nun bewiesen, daß sie keine Furcht vor dem Hund setzte.

2

Frau Benda öffnete und schloß stumm die Türe, als er geläutet hatte, und ging stumm in ihr Zimmer. Sie hatte eine heftige Auseinandersetzung mit ihrem Sohn gehabt, der ihr mitgeteilt hatte, er werde noch vor Ablauf des Frühjahrs, dem Ruf einer gelehrten Körperschaft folgend, nach England übersiedeln. Sie war reiseüde geworden, ihr bangte vor jedem Wechsel des Orts, die Trennung von Friedrich dünkte ihr unerträglich, und in seiner Abwesenheit aus dem Vaterland sah sie einen endgültigen und zu frühen Verzicht auf die Aussichten, die sich ihm noch bieten konnten.

Es war ihre feste Überzeugung, daß die Menschen das Unrecht, welches sie ihm gegenüber begangen, einsehen und wieder gutmachen würden, und sie wollte, daß er Geduld üben und warten solle, bis man ihm Genugthuung gab. Außerdem kannte sie seine Ängste und zitterte vor den Gefahren, denen er freiwillig und ohne praktische Eignung entgegengehen wollte. Aber sein Entschluß war unerschütterlich. Daß er ihn vor Daniel heimhielt, ja nicht einmal andeutete, war in der sonderbaren Einseitigkeit begründet, zu der das Verhältnis beider gediehen war.

Erstehend erzählte Daniel von seiner Begegnung mit der kleinen Olothra. »Die sieht mir ganz danach aus, als wollte sie dem großen Döderlein noch zu schaffen machen«, sagte er.

»Du hast ihm übel mitgespielt, dem großen Döderlein«, antwortete Benda; »in der Nacht nach der Generalprobe hörte ich stundenlang unter meinem Schlafzimmer auf und ab gehen.« »Wie lang dauert er wohl gar?«

»Für ich du, ich ginge hin und leistete dem Mann Abbitte.«

»Ist das dein Ernst?« wallte Daniel auf. Und als Benda schwieg,

fuhr er ruhiger fort: »Eigentlich sollte ich ihm ja dankbar sein, das ist wahr. Ich bin durch ihn schneller zu der Einsicht gekommen, daß es zwei mißlungene Machwerke waren, die ich an die Sonne hängen wollte. Mögen sie mich nur niederschmeißen, ich steh schon wieder auf, wenn ich die ganze Erde in mich hineingeschluckt hab.«

Benda lächelte gütig. »Ja, ja, du stirbst bei jedem Sturz und wirst bei jedem Aufschwung neu geboren«, sagte er. »Das ist schön. Ein Döderlein aber kann sich nicht mehr erheben, wenn ihn die Mitwelt fallenläßt. So einer lebt ausschließlich von der Meinung der andern. Was dir Idee ist, ist sein Verderben; was dir Lust ist, Wollust, ist sein Tod.«

»Immerhin«, murkte Daniel; »wozu ist er nütze?«

»Dem Geist der Natur, dem Geiste Gottes sind die Begriffe Schädlichkeit und Nützlichkeit fremd«, erwiderte Benda versonnen. »Er lebt, damit ist alles gesagt. Ich für meine Person hätte am wenigsten Ursache, einen Döderlein vor dir reinzuwaschen.« Er hielt einige Sekunden inne und atmete tief. »Ich kann nicht deutlicher sein, das Wort will mir nicht über die Lippen«, sprach er mit trüber Miene weiter, »aber der Mann hat an . . . an einer Frau ein Verbrechen begangen, so tückisch, so raffiniert und so naiv zugleich, daß er jede Brandmarkung verdient und durch keine genug bestraft wäre.«

»Siehst du«, rief Daniel, »also nicht bloß ein schlechter Musikant! Es ist ja immer so. Und alle sind so. Oh, diese schlafröckigen, nieselnden, sauersüßen, grinsenden, kuppelnden, neunmalklugen Leutchen um und um! Das Blut gerinnt einem, wenn man ihnen zusieht. Und das ganze lange Leben lang soll man Spießruten laufen durch ihre Gassen!«

»Freilich«, bestätigte Benda mit gesenktem Kopf, »es ist ein zäher Giftbrei; rührst du mit dem Finger daran, so hält er dich fest und saugt dir das Mark aus den Knochen. Aber du redest doch vorläufig ohne exakte Kenntnis des einschlägigen Materials, wie wir uns in der Wissenschaft ausdrücken. Als ich während meines Studiums der Pflanzen- und Tierzelle zur Erkenntnis kam, daß eine sogenannte Urzeugung ein Ding der Unmöglichkeit sei, und ich die Ansicht in einem Kreis von Fachgelehrten vortrug, wurde

h ausgelacht. Heute steht es so, daß man sich dieser Wahrheit nicht mehr verschließen kann. Einem meiner früheren Freunde war es gelungen, gewisse Verbindungen der Essigsäure kristallisiert auf künstlichem Weg herzustellen. Als er diese große Entdeckung verkündete, rief ihm einer der versammelten Herren zu: »Leben Sie acht, Doktorchen, daß Ihnen die Amidosteinechen nicht aus dem Käfig laufen. So niedrig und so würdelos begegnen uns diejenigen, von denen wir glauben sollen, daß sie mit uns zu demselben Ziele streben. Aber du! Verwirft dich die Welt, so hast du immer noch, was dir niemand entwenden kann. Ich muß mich erdulden, bis ein Richter das Urteil über mich fällt, durch das ich verdammt oder erlöst werde. Zwischen dir und mir ist ein Unterschied wie zwischen dem Samen, der, in die Erde gesenkt, emporwächst, mag es stürmen oder mag die Sonne scheinen, und einer Ware, die im Magazin verschimmelt, weil sie keinen Käufer findet.«

Er stand auf und sagte das Wort: »Du bist der Glücklichere von uns beiden, daher darf ich der Barmherzigere sein.«

Daniel fand kein Gegenwort, das trösten konnte.

Als er nach Hause ging, gedachte er der Treue und steten, stillen Hilfe, die er von Benda genossen; er gedachte der Zartheit und ständigen Rücksicht des Freundes; er gedachte besonders jener außerordentlichen Artigkeit, die so groß war, daß Benda zum Beispiel mitten im Lachen über einen Scherz offenen Mundes innehielt, wenn man wieder zu sprechen begann, um durchaus nichts an dem zu verlieren, was der andere sagte.

Er blieb stehen; es war ihm, als hätte er versäumt, eine vernehmende, herzliche und unvergeßbare Kraft in den letzten Händedruck zu legen. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt. Aber er kehrt nicht um; es kann keiner umkehren.

3

Die Maske der Zingarella wollte Daniel nicht mit auf seine Fahrt nehmen. Das zerbrechliche Material den groben Zufällen eines anderlebens auszusetzen schien ihm nicht liebevoll gehandelt,

daher hatte er Lenore versprochen, ihr die Maske zu bringen und sie für die Dauer seiner Abwesenheit bei Jordans zu lassen.

Lenore öffnete ihm die Tür, und er trat ins Zimmer. Gertrud erhob sich von ihrem Platz am Tisch und schritt ihm entgegen. Ihr Gesicht zeigte stets, wenn sie ihn sah, dieselbe Hingabe, dieselbe Bereitschaft, dieselbe Unterwürfigkeit.

Daniel ging zum Tisch, packte die Maske aus dem Zeitungspapier und hielt sie gegen das Lampenlicht.

»Wie schön!« rief Gertrud aus, deren Sinn jetzt durch den Anblick jedes das Gefühl ergreifenden Gegenstandes entzückt wurde.

»Also nimm es nur, Gertrud«, sagte Lenore, die mit ihren beiden Ellbogen auf der Tischplatte lehnte. »Behalt es nur bei dir«, fuhr sie gepreßt fort, als Gertrud fragend Daniel ansah.

»Aber wollt er's nicht uns beiden geben?« versetzte Gertrud mit begehrllichem Lächeln.

»Ach nein, um mich wollt er sich nur herumreden«, versicherte Lenore.

»Lenore, ich weiß nicht, wie mir's mit dir geht«, wandte sich Daniel halb verwirrt, halb ungestüm zu ihr und stockte plötzlich, als die feurige Bläue ihrer Augen voll auf ihn fiel.

»Du?« flüsterte sie erstaunt, »du?«

»Ja, du!« wiederholte er nachdrücklich. »Später darf ich's ja vor aller Welt sagen, und heute klingt's doppelt wahr. Du bist mir wie eine Schwester.«

Er hatte die Maske weggelegt und reichte Lenore die linke Hand, dann, erst zaudernd, hierauf mit sehr entschlossener Gebärde Gertrud die rechte.

Lenore richtete sich gerade, nahm die Maske der Zingarella und hielt sie vor ihr Gesicht. »Brüderlein!« rief sie neckend, und das süße, fahle Steingesicht war wunderbar anzuschauen über dem Körper, der von Leben zuckte.

Und Gertrud, eine Sekunde lang verging sie in Daniels Blick, ein Seufzer, tief wie das Meer, klang in ihrer Brust, dann lag sie in seinem Arm. Er küßte sie stumm, mit finster verzogener Stirn.

»Brüderlein!« tönte es hinter der Maske, doch nicht mehr neckend, eher wie Klage und Weh, »Brüderlein.«

aniel hatte längst schon die Stadt verlassen, da begegnete Lenore am Gräslein Herrn Carovius. Er zwang sie, stehenzubleiben, nahm sich möglichst vertraulich, sprach so laut, daß die Vorübergehenden grinsten, und erkundigte sich nach dem jungen Meister, womit Daniel gemeint war.

Schließlich erzählte er, daß der »gute Eberhard«, wie er den Freiherren von Auffenberg nannte, für ein paar Monate nach München gereist und dort unter allerlei Spiritisten- und Theosophen-alk geraten sei.

»Ist auch eine Manier, sich auszutoben«, feixte er. »Vor Zeiten und die jungen Adligen auf die europäische Tournee gezogen, um ihre Bildung zu vollenden und allerlei Abenteuerchen zu bestehen. Heutzutage werden sie Federfuchser oder betreiben das Schrücken. Die Menschheit kommt immer mehr herunter, mein zendes Fräulein; es ist kein erhebender Anblick, so eine Blüte der Nation aus der Nähe zu betrachten. Faul, sag ich Ihnen, faul wie überwintertes Obst. Drum gibt es kein größeres Vergnügen, als solch einen Burschen tanzen zu lassen. Man spielt auf, er tanzt; man pfeift, er apportiert. Ein Hochgenuß!«

Lenore lachte hysterisch und bekam einen Hustenanfall, wobei sich ein von seinem Zwicker herabhängende schwarze Schnürchen an einem Knopf seines Mantels verwickelte und der Zwicker von der Nase fiel. Kurzsichtig ungeschickt mühte er sich mit seinen mageren Fingerchen an Schnur und Knopf, da half ihm Lenore und brachte mit einem Handgriff alles wieder in Ordnung.

Die Überraschung raubte Herrn Carovius die Sprache. Er glaubte an die Unbefangenheit und Natürlichkeit des Mädchens nicht; er vermutete eine Falle dahinter, einen Hohn, eine Verderbnis. Er glaubte es nicht, daß irgendein Mensch ihm aus freiem Willen in der Bedrängnis beistehen könnte.

Er plötzlich schämte er sich; schämte sich seiner selbst; zog die Augen weit in die Höhe und lächelte einfältig; warf einen Blick mit beinahe hündischer Zärtlichkeit auf Lenore und eilte ohne Gruß und spornstreichs über die Straße, um alsbald hinter der Ecke zu verschwinden.

An einem Nachmittag in der letzten Augustwoche schickten die Schwestern Rüdiger ihren Gärtnerburschen zu Lenore und ließen sie bitten, sie möge so schnell wie möglich zu ihnen kommen. In der Meinung, es sei Daniel ein Unglück zugestoßen, von dem man die Damen in Kenntniss gesetzt, überlegte Lenore nicht lange. Eine Viertelstunde später trat sie in das Zimmer der Schwestern.

Es bot sich ihr ein mitleidswürdiger Anblick. Jede der drei Schwestern saß in einem Stuhl mit hoher Rückenlehne; die Arme einer jeden hingen schlaff herab; da die Jalousien niedergelassen waren, sahen die Köpfe im Dämmerlicht mumienhaft aus. Seltsam wirkten dazu die Medea, die Iphigenie und die Römerin, Nachbildungen der Gemälde ihres Abgotts, die an den Wänden hingen.

Lenores Gruß wurde nicht beantwortet; sie wagte nicht, sich von der Tür zu entfernen, und das Schweigen, das sie empfing, endete erst, als sie sich zu einer Frage entschloß.

Fräulein Jasmine zog ein Taschentüchlein hervor und betupfte damit ihre Augen. Fräulein Salome blickte im Kreis herum wie auf dem Theater der Vorsitzende eines Femgerichts, und sprach: »Wir Einsamen und von der Welt Vergessenen haben Sie gerufen, um Sie von einer Schandtath zu unterrichten, die in unserem unschuldigen Heim begangen worden ist, einer Schandtath, so beispiellos, so himmelschreiend, daß wir seit heute morgen, wo wir das Gräßliche erfuhren, zitternd hier sitzen und vergeblich nach einem klaren Gedanken ringen.«

Fräulein Jasmine und Fräulein Albertine nickten trüb vor sich hin.

»Können wir die Unselige von uns stoßen?« fuhr Fräulein Salome fort, »können wir das, meine Schwestern? Nein. Können wir sie noch bei uns dulden? Nein. Was sollen wir also thun? Sie ist eine Waise; sie steht allein da, von ihrem ruchlosen Verführer der Schande ausgeliefert; was sollen wir thun?«

»Und Sie«, wandte sich nun Fräulein Salome an Lenore, »Sie, die Sie durch Bande, deren Beschaffenheit sich unserm Urtheil entzieht, mit jenem höchst begabten Scheusal verknüpft sind, Sie sollen uns einen Weg aus dem Labyrinth unseres Kammers zeigen.«

Wenn ich nur wüßte, wovon Sie reden«, antwortete Lenore, der eine Last vom Herzen fiel, als sie der Grundlosigkeit ihrer ersten Besorgnis innewurde. »Sie meinen wahrscheinlich Daniel Nothafft mit dem Scheusal. Was hat er denn verbrochen?«

Fräulein Salome war entrüstet über diesen leichten Ton. Sie richtete sich steif empor und sagte mit strafender Wucht: »Er hat unsere Dienstmagd zu seiner Lustdirne erniedrigt, und die Folgen sind nicht mehr zu verbergen. Begreifen Sie jetzt?«

Lenore stieß ein leises Ach aus und errötete bis in die Haarwurzeln. In ihrer Verlegenheit öffnete sie den Mund zum Lachen, war aber dem Weinen nahe.

Allerdings bahnte sich ihr verdunkeltes Gefühl den Weg zu Daniel, und als sein Bild aufstieg, kehrte sie sich ekelnd ab. Dieses wollte sie nicht hingehen lassen; es war zu schlaff, zu klein, zu eigenartig. Eh sie es recht bedacht, hatte sie ihm als Weib verziehen; sie schauderte, schlug die Augen empor und war wieder ganz heiter, ganz in ihrer Gewalt.

Das Femgericht hatte indessen die Stillversunkene mit strengen Blicken gemustert. »Wo hält sich Herr Nothafft gegenwärtig auf?« fragte Fräulein Salome.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Lenore, »es ist über drei Wochen, daß er nicht mehr geschrieben hat.«

Wir müssen aber fordern, daß Sie ihn schleunigst von dem Zustand des Frauenzimmers benachrichtigen, denn solange die Person im Haus ist, können wir nicht Schlaf noch Ruhe finden.«

»Das tut mir leid, daß Sie sich die Geschichte so zu Herzen nehmen«, sagte Lenore, »und sie ist ja auch unangenehm. Aber ich habe kein Recht, mich da einzumischen, kein Recht und keine Lust.«

Die drei Schwestern nahmen diese Erklärung mit verzweifelter Anfechtung auf. Eher den Tod, sagten sie, als mit dem Wüstling noch einmal in Verkehr treten; eher wollten sie jede Marter dulden, als ihn rufen, ihn sehen zu müssen. Sie sprachen durcheinander; sie drohten Lenore und flehten sie an; Jasmine erzählte von angehaltenem Atem, wie Meta vor sie hingestürzt sei und es gebeichtet habe; Albertine beteuerte, daß sie auf der weiten Welt niemand hätten, der ihnen in dieser grausamen Lage raten

und helfen könne, und Salome sagte, es bliebe ihnen nichts anderes übrig, als das elende Geschöpf auf die Straße zu stoßen.

Lenore schwieg. Sie hatte die Augen auf das Medeenbild gerichtet und dachte angestrengt nach. Endlich hatte sie ihren Entschluß gefaßt. Sie fragte, ob sie mit Meta sprechen könne. Ängstlich und hoffnungsvoll erkundigte sich Fräulein Salome, was sie vorhabe. Sie entgegnete, sie werde den Damen später ihre Absicht mitteilen; da wies ihr Fräulein Jasmine den Weg zur Kammer der Magd.

Finstere Verwunderung malte sich in Metas Zügen, als sie Lenores ansichtig wurde.

Sie saß mit einer Näharbeit am offenen Fenster der Mansarde, erhob sich und blickte stumm in das ernst befangene Antlitz des schönen Mädchens. Es rührte Lenore, die jugendliche Gestalt mit dem hohen Leib zu sehen, dennoch konnte sie eine Regung des Grauens nicht bewältigen.

Bei den ersten Worten Lenores fing Meta zu schluchzen an. Lenore tröstete sie und fragte, zu wem sie gehen wolle, wenn ihre Zeit herangekommen sei.

»Es gibt solche Anstalten«, murmelte die Magd in ihre vor das Gesicht gehaltene Schürze, »da kann man hin.«

Lenore setzte sich auf den Bettrand neben sie. Der erst bedrückt Lauschenden, zuletzt dankbar Willigen entwickelte sie nun ihren Plan mit einer Zartheit und Schonung, als spräche sie zu einer verwöhnten Dame, mit einer silberhellen Lebendigkeit, als handle es sich um einen übermütigen Streich.

Die Magd, gepeinigt durch die ätherisch-unmenschliche Zimperlichkeit ihrer Dienstgeberinnen, dem Manne grollend, der sie einem unsicheren Los preisgegeben hatte, ankämpfend gegen die Vorwürfe ihres Gewissens, wurde bei Lenores Worten weich wie Wachs und unterwarf sich gehorsam.

Die gespannt harrenden Schwestern Rüdiger konnten von Lenore nichts weiter erfahren, als daß sie mit Meta abreisen würde, und daß diese mit allem einverstanden sei, was Leonore zu tun für geboten erachtet habe.

Lenores Plan bestand darin, die Schwangere zu Daniels Mutter nach Eschenbach zu bringen.

Sie wußte von dem Zerwürfniß zwischen Daniel und seiner Mutter. Sie wußte, daß die beiden sich voreinander verborgen hielten, daß Daniels Trotz einen Liebesmangel währte rächen zu müssen. Hinter dem Bild des hassenden und unduldsamen Sohnes sah sie das einer alten Frau, die in verschwiegener Sorge sich grämt. Schon oft hatte sie sich schmerzlichem Mitgefühl hingegeben, wenn die Gedanken mit der unbekannten Mutter des Freundes beschäftigt waren. Jetzt schien es ihr, als könne sie eine Sendbotenin sein; als müsse sie die Verlassene hier zu der Verlassenen hinführen, die werdende Mutter zu jener, die zu klagen Grund hatte, daß sie es gewesen war.

Es schien ihr, als müsse sie dadurch ein Band von neuem knüpfen, welches nicht einmal durch Verbrechen, um wieviel weniger durch Unverstand und Laune zerrissen werden durfte; und es schien ihr, daß Daniel zu sühnen habe, hier wie dort; daß sie selbst, in dem Bewußtsein, das Rechte zu tun, keinen Einwand zu neuen, keine Abrechnung zu fürchten habe.

Sie erwog auch die praktischen Umstände. Meta konnte draußen allerdings ihr Brot verdienen, konnte der Frau behilflich sein, wie er bei den Bauern tagelöhnern.

Wenn dann das Kind da war, hatte Daniels Mutter junges Leben vor Augen, und ihre Sehnsucht würde sich mildern, ihre Bitterkeit geringer werden beim Anblick eines Menschen aus Daniels Welt.

Im Hause sagte Lenore, sie wolle mit einer ehemaligen Schulfreundin einen Ausflug in die Ansbacher Gegend machen. Sie studierte den Fahrplan und schrieb an Meta eine Postkarte mit dem Geheiß, sich um acht Uhr früh am Bahnhof einzufinden.

Der Inspektor billigte Lenores Absicht; er warnte sie nur vor Wittern und vor kaltem Trunk. Gertrud aber war nicht völlig ohne Arg. Sie witterte etwas in der Luft, ungesprochene Worte, die auf Daniel Bezug hatten, da ihre Gedanken immerfort bei ihm waren.

Kam ein Brief von ihm, was selten geschah, so ließ sie ihn stundenlang uneröffnet liegen und dichtete herrliche Offenbarungen einer Liebe hinein, für die ihr selbst jeder Ausdruck fehlte. Aber in einer Art von mondsüchtigem Entzücken machte sie eine geträumte, innere Musik daraus.

Las sie den Brief, so genügte ihr seine Schrift, auch das Papier schon, auf dem seine Hand geruht hatte. Stillschweigend ordnete sie sich dem Gesetz seiner Natur unter, das ihm nicht erlaubte, überschwenglich oder mitteilfreudig zu sein. Jeder seiner trockenen Berichte wurde für sie zum Evangelium, aber ihre Antworten waren in gleicher Trockenheit gehalten und ließen die hingeschmolzene Seele kaum ahnen.

Sie spürte, daß Lenore log und daß die Lüge mit Daniel im Zusammenhang stand. Daher trat sie in der Nacht an Lenores Bett, weckte sie auf und fragte sanft: »Ist ihm etwas geschehen, Lenore?«

Doch ehe Lenore antworten konnte, beschwichtigt allein durch die erstaunte Miene der Schwester und sich selber zürnend, daß sie Lenore, die sie jetzt mehr und mehr schätzen lernte, eine Verstellung zugetraut, entfloh sie wieder.

Wie sie ihn liebt, dachte Lenore und drückte das Gesicht lächelnd in die Kissen.

7

»Da beim Brunnen warten Sie auf mich«, sagte Lenore zu ihrer Begleiterin, als sie um die Mittagsstunde über den Marktplatz in Eschenbach schritten. »Wenn alles besprochen ist, hol ich Sie.«

Der Postillon zeigte ihr das Häuschen der Witwe Nothafft.

Eine Frau mit strengem Gesicht und auffallend großen braunen Augen erkundigte sich nach ihrem Begehr, als sie in den Kramladen trat, in dem es nach Essig und nach Käse roch.

Lenore erwiderte schüchtern, sie wolle ein paar Minuten ungestört mit ihr reden.

Der tiefe Ernst in Mariannes Zügen, der einem unheilbaren Leiden mehr als etwas anderm ähnelte, wich nicht. Sie schloß die

adentür zu und führte Lenore in die Wohnstube. Schweigend deutete sie auf einen Stuhl und nahm selber Platz.

Über dem Ledersofa hing das Bild Gottfried Nothaffts. Lenore betrachtete es lange.

»Mütterchen«, begann sie endlich leise und legte ihre Hand auf Mariannes Knie, »ich bring Ihnen was von Daniel.«

Marianne zuckte zusammen. »Gutes oder Schlechtes?« fragte sie. Seit zweiundzwanzig Monaten hatte sie nichts von Daniel gehört. »Wer sind Sie?« fragte sie weiter, »was haben Sie mit ihm zu tun?«

Lenore mußte achtgeben, die empfindliche und sehr beleidigte Frau nicht durch ein unbesonnenes Wort zu erzürnen. Mit aller Vorsicht, deren sie fähig war, brachte sie ihr ungewöhnliches Angehen zur Sprache.

Und siehe da, das Ungewöhnliche wurde zum Alltäglichen, so wie das Natürliche wundersam schien. Lenore schilderte Daniels Gangsake und seinen Aufstieg, prahlte treuherzig mit seinem Talent, mit der Begeisterung derer, die an ihn glaubten, mit seinem künftigen Ruhm und wollte jede Schuld Daniels, auch die gegen die Mutter, getilgt wissen.

Unmerklich rückblickend, begriff da Marianne vieles, eigene Versäumnis, und was sie an Daniel zuvor nicht hatte würdigen können. Vieles begriff sie, nur dieses Mädchen nicht. War es von eigen, daß eine Fremde kommen mußte, um ihr zu sagen, wer Daniel war und was er den Menschen bedeutete, so war es ganz und gar unerklärlich, daß sie noch eine mitbrachte, die die Geliebte desselben Mannes war, dem sie sich bis auf den Grund des Herzens ergeben zeigte.

Lenore las die Gedanken von Mariannes Augen ab, und es wurde ihr ein wenig besinnlicher zumute. Auch ihr fiel es ein, sich zu fragen: Was bin ich ihm denn? Was ist er mir?

Lenore wußte keine befriedigende Antwort. Freundin? Freund? Ja; es war nur ein bißchen zu viel Ruhe in den zwei Worten. Bruder? Schwester? Darin lag innigere Verbundenheit. Bruderlein! hatte sie ihm einmal zugerufen, hinter der Maske hervor. Also: Schwesterlein hinter der Maske?

Lenore so sollte es sein: Schwesterlein hinter der Maske. Sie mußte

ein Versteck haben für so manches, was sie dunkel empfand, heller nicht empfinden wollte. Ein gebändigtes Herz, ein gefangenes Herz, es glüht auf, es kühlt ab, man hebt's empor, man drückt's hinunter, wie das Geschick es will. Immer geduldig bleiben, das war das Wichtige, und nichts verraten. Schwesterlein hinter der Maske, so sollte es sein.

Marianne sagte: »Kind, das hat Ihnen Gott eingegeben, daß Sie gekommen sind, um mir Nachrichten von ihm zu bringen. Da will ich denn wieder Blumen ins Fenster stellen wie vor Zeiten und das Haustor offenlassen, damit die Schwalben wieder ein Nest drin bauen. Vielleicht gedenkt er dann auch wieder an seine Mutter.«

Dann verlangte sie Meta zu sehen. Leonore ging und kehrte nach kurzer Weile mit ihrem Schützling zurück. Mitlcidig und streng betrachtete Marianne die Schwangere, die ein verstörtes Wesen zeigte und auf jede Frage eine ungereimte Antwort gab. Sie könne wohl bei ihr wohnen, sagte Marianne, doch müsse sie arbeiten, denn im Hause sei kein Überfluß. Das Mädchen berief sich auf seine vier Dienstjahre und daß es ihr an Fleiß und Willigkeit nie gefehlt. Darauf ermahnte Marianne sie zur Verschwiegenheit, die Leute im Orte seien neugierig, sie dürfe nicht plaudern und sich von keinem ausfragen lassen, sonst sei ihres Bleibens nicht.

Als dies vorüber war, verabschiedete sich Lenore. Eine Mahlzeit zu nehmen, weigerte sie sich standhaft. Marianne dachte, sie habe Eile, die Rückpost zu benutzen, und geleitete sie über den Platz. Sie versprachen einander zu schreiben, und ehe Lenore in die wacklige Kutsche stieg, küßte Marianne das blühende Geschöpf auf die Wange.

Sie schaute dem Wagen nach, bis er durchs Stadttor gefahren war. Ein betrunkenener Bauer stieß sie an, der Hufschmied rief ihr einen Gruß zu, die Doktorsfrau lehnte aus dem Fenster und erkundigte sich, wer der städtische Zierbengel gewesen sei, Marianne hörte nichts und ging langsam ihrer Behausung zu.

o kam es, daß fünf Wochen später eine Tochter Daniels unter Mariannes Dach das Licht der Welt erblickte.

von seiner Geburt an war Marianne dem Kinde zugeneigt, während sie vorher mit Widerwillen seiner gedacht hatte. Es war ein kleines Kreatürchen, zartgliedrig, schmalhäuptig, eigentümlich menschenhaft in seinen frühesten Lebensäußerungen und eine neue Art mit Entschiedenheit verkündend.

Die Eschenbacher staunten. Wo kommt das Kind her? fragten sie; wer ist die Mutter? wer der Vater? Das Standesamtsregister konnte eine Meta Steinhäger als Mutter der unehelich geborenen Eva Steinhäger. Der Vater sei unbekannt, hieß es.

Aber die Witwe Nothafft wußte vermutlich Näheres. Deshalb kamen die alten und die jungen Frauen häufiger als früher in Mariannes Laden. Sie wollten in Erfahrung bringen, wie das Kind einchen gedieh, ob es die Milch gut verdaue, ob es schon zahne, ob es deutsch reden werde oder eine ausländische Sprache und dergleichen mehr.

Um sich Ruhe zu verschaffen, sagte Marianne, die Meta Steinhäger sei eine arme Anverwandte, und sie habe das Kind in Kost und Pflege übernommen. Sie konnte diese Mär um so leichter in Umlauf setzen, als sich Meta fast gar nicht um den Säugling kümmerte. Kurz nach der Entbindung war sie zu einem Bäcker nach Markelsbühl in Dienst gegangen und kam höchstens einmal im Monat herüber. Das Kind war ihr gleichgültig. Ein Geselle jenes Bäckers vergaffte sich in sie, er wollte sie heiraten und mit ihr nach Amerika auswandern.

Am Weihnachten wurden sie getraut, und bald danach verließen sie das Land. Marianne war dessen froh; nun gehörte das Kind allein.

Obgleich die Leute sich allmählich an das Dasein ihrer jungen Nachbarin gewöhnten, war und blieb Eva das geheimnisvolle Kind von Eschenbach.

Die Wanderoper zog durch die kleinen Städte, deren es zwischen Donau und Main und Saale und Neckar die Fülle gibt, und die Dauer ihres jeweiligen Aufenthaltes hing natürlich von der Teilnahme des Publikums ab.

»Die Provinz ist das verzauberte Dornröschen«, sagte der Impresario Dörmaul zu Wurzelmann und Daniel, »die Provinz schläft noch, und ihr müßt sie wecken, indem ihr den Kuß der Muse auf ihre Stirn drückt.«

Aber der Impresario hielt dabei die Taschen zu; die Prinzen, die das Dornröschen aus dem Schlummer reißen sollten, hatten nicht die Mittel zu einem standesgemäßen Auftreten, und um ihren Hofstaat sah es auch ziemlich windig aus.

Der Tenor hatte den Zenit des Lebens längst überschritten, und sein Schmerbauch tat der Glaubhaftigkeit der Heldenfiguren, die er zu spielen hatte, großen Abbruch. Der Buffo war ein unverbesserlicher Säufer und wurde wegen nächtlicher Exzesse von der Polizei oftmals hinter Schloß und Riegel gesetzt. Der Bariton führte mit Hilfe zweier Winkeladvokaten einen Erbschaftsprozess, und aus Ärger über die Finten der Gegenpartei versagte ihm oft die Stimme. Die Sopranistin lag stets mit sämtlichen Kollegen in Zank und Hader, und die Altistin war ein ränkesüchtiger Teufel ohne Talent. Daneben gab es noch ein Dutzend Eleven und Elevinnen, die sich langweilten, Schabernack trieben, Hungerlöhne bezogen und nichts gelernt hatten.

Auch die Orchestermitglieder waren traurige Gestalten. Nicht selten hatte einer oder der andere sein Instrument ins Pfandhaus getragen; einmal mußte eine Vorstellung abgesagt werden, weil sich die Geiger bei einer Dorfkirchweih verspäteten, wo sie zum Tanz aufspielten, um ihr kümmerliches Einkommen zu verbessern. Der Inspizient, der zugleich Kulissenschieber, Souffleur, Billettverkäufer und Besucher der Zeitungsredaktionen war, zeigte sich keinem dieser Ämter gewachsen und ergriff im zweiten Jahr mit einer E Levin und einer Tageseinnahme die Flucht.

Einmal waren die Kostüme an einen falschen Ort geschickt worden, und es mußte »Die weiße Dame« in Lodenkitteln, verschos-

enen Sammetröcken, schmierigen Kattunblusen und Pariser Pölterchen gespielt werden.

Ein anderes Mal bestand in der Oper »Martha oder der Markt zu Richmond« die Volksmenge aus einer übelgelaunten jungen Dame, einem Kellner, den man aus einer Heringsbraterei geholt hatte, und dem Pförtner eines Waisenhauses, da das Chorporpersonal wegen versäumter Lohnauszahlung den Dienst verweigerte.

In Karlstadt mußte der letzte Akt der »Lustigen Weiber von Windsor« unaufgeführt bleiben, weil in der Pause zwischen Frau Put und Falstaff eine Prügelei entstanden war und jene Dame dem unglücklichen Sänger einen Hautlappen aus der Nase geratzt hatte.

Wenn die musikalische Wanderschmiere, wie der stellvertretende Direktor Wurzelmann seine Truppe nannte, desungeachtet leidliche Einnahmen erzielte, war es den übermenschlichen Anstrengungen Daniels zu danken. Wurzelmann war beständig in Liebesleiden verstrickt, führte eine verderbte Günstlingswirtschaft ein und ergab sich immer mehr der Trägheit.

Daniel mußte die Musiker zu den Proben aus ihren Betten ziehen; Daniel mußte korrepetieren; Daniel mußte am Dirigentenpult Mitsingen, wenn der Chor zu dünn klang; Daniel mußte Rollen verteilen, widersetzliche Frauenzimmer bändigen, hirnlos brüllende Dilettanten dem Gefüge eines Werkes unterordnen, das er selbst meist verabscheute; mußte Anfänger drillen, Partituren korrigieren, Stimmen transponieren, mit kläglich unzureichenden Mitteln Wirkungen hervorzubringen und von morgens früh bis abends spät gegen Schmähsucht, Fahrlässigkeit und Unfähigkeit im Kampfe liegen.

Keiner liebte ihn dafür. Sie fürchteten ihn bloß. Sie schworen ihm Rache, aber sie duckten sich. Er hatte eine Art, sie kalt zu behandeln, daß sie sich wie Verbrecher erschienen. Er hatte einen Blick eisiger Geringschätzung, unter dem sich die Faust des Gefohlenen ballte. Aber sie ordneten sich knirschend einer Macht unter, die ihnen unheimlich dünkte, die jedoch in nichts anderem bestand, als daß er seine Pflicht erfüllte und sie die ihre nicht.

Am Ende jedes Vierteljahres trat der Impresario Dörmaul auf den Plan, um den Rechnungsabschluß persönlich vorzunehmen. Seine

Anwesenheit wurde durch eine Musteraufführung von »Fra Diavolo« oder der »Regimentstochter« oder von »Froufrou« gefeiert. Der Buffo betrank sich nicht, der Bariton ruhte von den Strapazen seines Prozesses, die Altistin hatte ein holdes Lächeln für das beifallslustige Haus, die Sopranistin war friedfertig wie eine Mine nach der Explosion, von den Choristen war keiner im Wirtshaus geblieben, und da Wurzelmann dirigierte und das Orchester nicht den Basiliskenblick des Kapellmeisters Nothafft auf sich brennen fühlte, bewegte es sich freier im Takt und brachte einen weit gefälligeren Ohrenschmaus hervor als sonst.

Der Impresario Dörmaul kargte nicht mit seiner Anerkennung. »Bravo, Wurzelmann!« rief er, »noch ein Jährlein geschuftet, und ich bringe Sie ans Königliche Opernhaus.«

»Auch der Nothafft soll zu Amt und Würden kommen«, sagte er, »obwohl ich die Dummheit begangen habe, seine Kompositionen zu drucken, und die ganze Makulatur in meinen Magazinen liegt wie ein Pfund Backsteinkäse in einem kranken Magen.«

Der Impresario Dörmaul trug schwarz und weiß karierte Hosen von überseeischem Schnitt, eine Weste, die wie eine Tapete aus gepreßtem Leder aussah und über der eine schwere goldene Kette mit zahllosen Anhängseln baumelte, einen Gehrock, der bis zu den Waden reichte, eine ziegelrote Krawatte mit einem Diamanten, so groß wie der Kohinoor und so falsch wie Aprilsonne, und einen grauseidenen Zylinder, den er nur vor Geheimräten, Generalen und Polizeipräsidenten lüpfte.

Einem so beschaffenen Mann wagte Daniel zu erwidern: »Hätten Sie Käse gegessen, so hätten Sie ihn wenigstens verdaut. Ihre vollen Magazine sind mir noch lieber als mancher Kopf, der leer bliebe, auch wenn man die Matthäuspension hineinstopfte.«

Der Impresario Dörmaul entschloß sich, zu lachen. »Oho, mein Bester«, sagte er und schob den Zylinder weit zurück, »Sie blähen sich. Nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht platzen. Als Hänschen hinterm Ofen saß, da war er stolz vor Grütze, doch wie er auf die Straße ging, da fiel er in die Pfütze.«

Das Knechtlein kicherte. Daniel wußte längst, daß das Knechtlein gegen ihn wühlte. In aller Unschuld, denn Halbseelen können bewundern und verraten zugleich.

Der Neid ist meine einzige Tugend«, sagte Wurzelmann ganz offen, »ich bin ein Genie des Neides.«

Daniel war solchem Zynismus nicht gewachsen; Wurzelmann machte ihn dumm. Aber er brauchte ihn; er hatte keinen anderen Menschen, mit dem er von sich und seiner Arbeit sprechen konnte. Denn trotz der Überbürdung, die sein Amt mit sich brachte, gelang es ihm, täglich einige Stunden für sich zu erobern, und gerade der Druck von allen Seiten trieb die Flamme hoch hinan.

In jenen Jahren zog er die Grenzen, um Herr in seinem Bezirk zu werden. Er wandte sich zum Lied; er wählte die gebändigten und klaren Formen der Kammermusik; er studierte mit unablässigem Bemühen die alten Meister und entnahm ihren Schöpfungen die Regel, die gegen Willkür und Verwilderung als ein Damm errichtet war.

Er verhehlte es sich keineswegs, daß er dadurch den Menschen den Weg zu sich erschwerte und vielleicht für immer Verzicht leistete auf Lohn und Erfolg und auf die Erleichterungen des Daseins, die den Gefühlsschwelgern sicher sind.

Wenn er nun mit Wurzelmann spät nachts in einem Wirtshaussommer saß und ihm Notenblatt um Notenblatt reichte, auch wohl zur Verdeutlichung eine Stimme sang, eine Begleitung lebhaft spielte, die Führung einer Melodie rühmte, die Besonderheit eines Rhythmus erklärte, dann staunte das Knechtlein und wehrte sich. Es war ihm alles das gar zu gründlich neu. Bewies Daniel, daß das Neue nicht neu, daß bloß die zerrütteten Seelen des Jahrhunderts die Kraft verloren hatten, ungebrochene Linien in ihrer Einheit aufzunehmen, so machte sich Wurzelmann zum Befürworter moderner Freiheit und sagte, es müsse dem einzelnen alles erstattet sein, was er durch sein Können zu rechtfertigen vermöge.

Die Widerpart war Daniel nichts gelegen. Als ob nicht im beherrschten schönen Gefäß der reichste Inhalt, des Lebens ganze Fülle geboten wäre! Geize er denn damit? War Weh und Glück, zum Leidern nah, durch die Gebundenheit minder vernehmlich? Welches eine vertrackte Bosheit liegt darin, wie so ein Mensch sich sperrt, dachte Daniel; aus Herrschsucht mag er nicht fühlen und Witzigkeit nicht denken.

Und so zogen sie von Ort zu Ort, Monat um Monat, Jahr um Jahr. Die Wanderoper hatte nun schon ihre festen Überlieferungen, ihre skandalöse Chronik, ihre eingeübten Lockmittel, ihre Stammgäste, ihre bevorzugten und ihre gemiedenen Stätten.

Das Lokalblatt brachte einen Begrüßungsartikel; die jungen Leute standen auf der Straße, um die Damen des Theaters lüstern zu begaffen; der Major a. D. kaufte einen Sperrsitz für die erste Vorstellung; der Barbier trug seine Dienste an; das Professorenkollegium der Lateinschule hielt Versammlungen ab, in denen beraten wurde, ob den Schülern der Besuch der Oper erlaubt werden konnte; der christliche Gesellenverein erhob Einspruch gegen die nackten Schultern der Sängerinnen; die Mitglieder des adligen Kasinos rümpften die Nasen über die Leistungen der Truppe; die Polizei wollte die Bretterbude oder den Hotelsaal, in welchem gespielt wurde, feuergefährlich finden; die Frau Bergrätin verliebte sich in den Bariton, und ihr Gatte nahm einige Schurken in Sold, die den gefeierten Künstler von der Galerie herunter auszischten; die Nörgler forderten mehr Lustigkeit, »Zar und Zimmermann« war ihnen zu langweilig, die »Stumme von Portici« zu abgedroschen; sie wünschten »Madame Angot« und »Orpheus in der Unterwelt«.

Es war immer etwas los.

Und es graute Daniel vor diesen Menschen, vor ihren Geschäften, ihren Vergnügungen und den Kadavern ihrer Ideale. Es graute ihm vor ihrem Lachen und vor ihrer Trübseligkeit, vor den Stuben, aus denen sie krochen, vor den Spionen an ihren Fenstern, vor ihren Metzgerläden und Gasthäusern und Zeitungen, vor ihren Sonntagen und ihren Werktagen. Die Welt rückte ihm hart auf den Leib; er mußte jetzt den Menschen ins Gesicht sehen, und sie zwangen ihn, daß er mit ihnen feilschte, um Geld, um Worte, um Gefühle und um Ideen.

Aber auch anderes lernte er sehen; die Wälder an den Ufern des Mains; die weithingedehnten Triften der Frankenhöhe; die schwermütigen Ebenen des mittleren Landes; das formenreiche Kleingebirge des Jura; die alten Städte mit ihren Mauern und Domen und finsternen Gassen und verödeten Schlössern. Da war dann beschwichtigende Luft zwischen ihm und den Menschen,

a sah er die Alten und die Jungen, die Schönen und die Häßlichen, die Heiteren und die Traurigen, die Armen und die Reichen so fern und still, und sie gaben ihm von ihrem Reichtum und von ihrer Armut, von ihrer Jugend und von ihrem Alter, von ihrer Schönheit und von ihrer Häßlichkeit, von ihrer Freude und von ihrem Schmerz gleicherweise.

Und das Land gab ihm die Wälder, die Wiesen, die Bäche und Ströme, die Wolken, die Vögel und alles, was unter der Erde ist.

10

Es war im Winter, da kam die Truppe nach Ansbach und sollte in dem ehemaligen Theater der Markgrafen spielen. Der »Freischütz« sollte in Szene gehen; Daniel hatte mit seinen Musikern mehr als sonst geprobt.

Aber es wütete ein heftiger Schneesturm an jenem Tage, darum waren kaum zwei Dutzend Personen in die Vorstellung gekommen.

Wie in diesem Raum die Geigen anders klangen, wie die Stimmen selbst Maß und Ruhe gewannen! Daniel hatte auch sein Orchester derart bezaubert, daß es ihm gehorchte wie ein einziges Instrument.

Nach dem letzten Akt trat ein weißhaariger Mann auf ihn zu und drückte ihm glücklich und dankbar lächelnd die Hand. Es war der Kantor Spindler.

Daniel begleitete ihn nach Hause, und sie redeten viel von der Vergangenheit und von der Zukunft, von Menschen und von Tieren. Sie konnten kein Ende finden, und das Schneegestöber störte sie nicht. Auch an den folgenden Tagen waren sie viel beisammen, aber am Ende der Woche wurde der Kantor krank und mußte sich zu Bett legen.

Am nächsten Morgen in die Wohnung seines alten Freundes gekommen, erfuhr er, daß der Kantor in der Nacht plötzlich gestorben war. Es war ein sanfter Tod gewesen.

Am dritten Tage darauf folgte Daniel dem Leichenzug, und als er den Kirchhof verlassen hatte, nur wenige Leute hatten gleich ihm

dem Kantor die letzte Ehre erwiesen, ging er bis zum Abend über die verschneiten Felder.

In derselben Nacht begann er in seinem ärmlichen Quartier die Komposition von Goethes »Harzreise im Winter«. Es war dies eines der tiefsten und seltsamsten Werke, die je ein Musiker ersonnen hat, aber es mußte das Schicksal der meisten Schöpfungen Daniels teilen, die durch ein tragisches Verhängnis der Nachwelt entzogen worden sind.

11

Im Frühling des Jahres 1886 zog die Truppe nordwärts ins Hessische, dann ins Thüringische, gastierte in einigen Städten des Spessart und der Rhön, und die Einnahmen wurden immer schlechter. Der Impresario Dörmaul hatte sich seit dem Herbst nicht mehr blicken lassen, die Gagen waren im Rückstand, und Wurzelmann prophezeite der Wanderoper ein baldiges Ende mit Schrecken.

In der Stadt Ochsenfurt war ein längerer Aufenthalt geplant, und die Sänger und Musiker knüpften daran ihre letzten Hoffnungen, obschon man gerade im heißesten Juni war und der muffig düstere Raum, in welchem gespielt werden sollte, auch enthusiastischen Freunden des Theaters die Lust raubte, das Einerlei des landstädtischen Treibens durch einen Kunstgenuß zu unterbrechen.

Der Besuch wurde von Tag zu Tag geringer, bald war nicht mehr Geld genug in der Kasse, daß man die Reise fortsetzen konnte, zu allem Übel bekam der Tenor den Typhus, die andern Sänger weigerten sich, aufzutreten, wenn sie nicht bezahlt würden, Daniel schrieb an den Impresario Dörmaul und erhielt keine Antwort, Wurzelmann, statt zu helfen, schürte die leicht aufschäumenden Geister schadenfroh zu Lärm und Feindseligkeit, alle forderten ihr Recht von Daniel, belagerten ihn im Gasthaus, wo er wohnte, und brachten es so weit, daß sich die ganze Stadt mit ihren Mißlichkeiten beschäftigte.

Da geschah es eines Nachmittags, daß ein stattlicher Herr von fünf- bis sechsfünfzig Jahren in Daniels Zimmer trat und

ch ihm als der Gutsbesitzer Sylvester von Erfft vorstellte. Sein Anliegen war folgendes.

Vie alljährlich, befand sich auch heuer der Kanzler des Deutschen Reiches im benachbarten Bade Kissingen zur Kur. Herr von Erfft hatte seine Bekanntschaft gemacht, und der Fürst, ein passionierter Landwirt, hatte den Wunsch geäußert, die Güter des Herrn von Erfft zu besichtigen, da ihm deren Verwaltung als musterbildig gerühmt worden war. Um nun die Anwesenheit des hohen Gastes würdig zu feiern, hatte man beschlossen, allem billigen Illuminations- und Hurrawesen zu entsagen und dafür in einem Kokopavillon, der zum Erfftschen Schlosse gehörte, die »Hochzeit des Figaro« aufzuführen.

Es ist dies eine Idee meiner Frau«, bemerkte Herr von Erfft. Einige adlige Herren und Damen unseres Kreises wollen die Partien singen, meine Tochter Silvia, die zwei Jahre in Mailand bei Gallifati gewesen ist, wird die Rolle des Pagen übernehmen, aber was uns noch fehlt, ist ein geschultes Orchester. Deshalb komme ich zu Ihnen, Herr Kapellmeister, und bitte Sie, mit Ihren Musikern bei uns zu spielen.«

Daniel, dem das freie und freundliche Wesen des Herrn von Erfft sehr gefiel, konnte keine Zusage geben, da er sich durch die Hilfigkeit der ihm anvertrauten Theatergesellschaft noch an Ort und Stelle für gebunden erachtete. Herr von Erfft erkundigte sich näheren nach den Ursachen seines Bedenkens und fragte dann, ob er seine Hilfe annehmen wolle. »Gern«, erwiderte Daniel, aber es wird nichts nützen; unser Prinzipal ist ein hartgesotter Sünder.«

Herr von Erfft ging mit Daniel zum Bürgermeister, und eine halbe Stunde später war eine amtliche Depesche an den Impresario unterwegs. Sie war kräftig genug gefaßt, um einem Staatsbürger spekt einzuflößen, wies auf die bedrohlichen Zustände hin, die unter der Truppe eingerissen waren, und heischte gebieterisch Hilfe.

Der Impresario Dörmaul bekam Angst, und er sandte telegraphisch die Geldsumme, die erforderlich war. In einem gleichzeitigen Brief an Wurzelmann erklärte er die Wanderoper für aufgelöst; die meisten Verträge waren ohnehin abgelaufen, und diejenigen

Mitglieder der Truppe, die noch Ansprüche zu stellen hatten, wurden getröstet.

Daniel war also frei. Wurzelmann sagte zu ihm, als sie sich trennten: »Aus Ihnen wird nie was Rechtes werden, Nothafft. Ich habe mich in Ihnen getäuscht. Sie haben viel zuviel Gewissen. Mit der Moral verfertigt man nicht einmal Kinder, viel weniger Werke. Der Sumpf ist weich, der Gipfel felsig. Begehen Sie eine großartige Schweinerei, damit Zug in die Geschichte kommt.«

Daniel legte die Hand auf seine Schulter, sah ihn mit kalten Augen an und sagte: »Judas.«

»Schön, meinetwegen Judas«, antwortete Wurzelmann. »Ich bin nicht dafür geboren, ans Kreuz genagelt zu werden. Ich bin mehr für die Feste mit den Pharisäern.«

Er hatte beim »Phönix«, einer großen musikalischen Zeitschrift, eine Anstellung als Kritiker gefunden.

Daniel fand die Leute vom Orchester für den Ausflug nach Erfft freudig bereit. Sie bekamen dort Unterkunft in einem Wirtshaus, Daniel selbst wohnte im Schloß. Die Proben wurden mit Ernst und Eifer geführt; obwohl der Name des großen Kanzlers noch von den Wolken der Zeitlichkeit, vom Haß der Gegner, von Kleingeist und Mißverstand umdüstert war, fühlten alle diese jungen Menschen die Gewalt des Unsterblichen und waren von dem Gedanken beglückt, ihm in einer erdichteten Welt und für eine flüchtige Stunde etwas sein und bedeuten zu dürfen.

Unermüdlich war Agathe von Erfft, die Gutsherrin, im Herbeischaffen von Kostümen, in der Beseitigung technischer Hindernisse und in der Bewirtung ihrer Gäste. Die vierundzwanzigjährige Silvia hatte weder die Kraft der Mutter noch die Liebenswürdigkeit des Vaters ererbt; sie war zart und verschlossen. Desungeachtet vermochte sie in die Rolle des Cherubin viel Anmut und Schelmerei zu legen, was als ein unvermuteter Reichtum ihrer Natur sogar ihre Eltern überraschte. Zudem war ihre Stimme weich und von reiner Bildung, und Daniel, seit Jahren an die mittelmäßigen Leistungen verdorbener Kehlen gewöhnt, nickte zufrieden, wenn sie sang.

Die andern Teilnehmer behandelte er durchaus nicht glimpflicher als die Sänger und Sängerinnen von der Wanderoper; sie muß-

n seine Grobheit und Bissigkeit mit guter Manier ertragen. Herr von Erfft, der bei allen Proben zugegen war, beobachtete ihn oft mit ruhiger Verwunderung, und wenn ein zu arg Gescholtener bei ihm Klage führte, antwortete er: »Laßt den Mann gewähren, er versteht sein Geschäft; es gibt nicht viele von der Sorte.« Nur eben Silvia war es, die von ihm geschont wurde. Als Herr von Erfft den Namen zum ersten Male genannt, hatte er aufgehört, und als er sie sah, wußte er, daß er sie schon einmal gesehen hatte. Es war damals auf seiner Wanderschaft gewesen, da war er draußen vor dem Parktor gestanden, und man hatte sie gerufen. Dessen zu gedenken, war ihm jetzt seltsam. Er war nun bei ihr und ihr doch nicht weniger fremd als damals. Aber was ihn zu dem schönen Mädchen hinzog, hatte nichts mit dieser zufälligen Fügung zu schaffen. Auch hatte sein Gefühl keine sinnliche Gebundenheit. Es war eine traumhafte Sympathie, ähnlich der suchenden Erinnerung an ein vergessenes Glück. Es war eine dunklere und quälendere Empfindung als diejenige, die ihn an Gertrud unverbrüchlich fesselte, mehr Leid als Lust, mehr Unruhe als Bewußtsein. Ganz in der Tiefe schlief es, dies Vergessene; hinweggespült war es von den Lebenswogen. Und nicht Silvia selber war es, nicht sie selbst. Eine Bewegung der Hand vielleicht; woher kannte er die Bewegung? Ein Zurückbiegen des Kopfes, ein stolzer, blauer Blick, woher kannte er es nur? Vergessen, vergessen . . .

12

Während alles im besten Zuge war, während man die Gebäude schmückte und die Zimmer des Herrenhauses instand setzte, traf die Nachricht vom Tod des Königs Ludwig ein. Die Zeitungen waren schwarz gerändert und brachten viele Einzelheiten über das Unglück am Starnberger See. Wie überall im Land war die Trauer über das furchtbare Schicksal des Monarchen auch in der Familie des Herrn von Erfft aufrichtig und anhaltend. In einer Theateraufführung konnte natürlich die Rede nicht mehr sein; der Kanzler hatte seinen Besuch abgesagt, und die

jungen Herrschaften, die sich gerade zur Probe versammelt hatten, kehrten still wieder heim. Herr von Erfft händigte Daniel eine beträchtliche Vergütung für die Musiker ein und bat ihn selbst, den er nicht wie einen Handlanger verabschieden wollte, noch ein paar Tage auf dem Gut zu bleiben.

Daniel weigerte sich nicht, hatte er doch bis jetzt mit keinem Gedanken überlegt, wohin er seine Schritte lenken sollte.

Nachdem er das Geschenk des Herrn von Erfft unter die Musiker verteilt und die Leute entlassen hatte, wanderte er in den Wald. In einem Dorfe verzehrte er ein karges Mittagsmahl und schweifte dann umher, bis es Abend wurde. Als er zurückkehrte, saßen seine Wirte noch um den Tisch. Er versäumte es, sich zu entschuldigen, Frau Agathe lächelte ihrem Gatten belustigt zu und gab Befehl, daß dem Herrn Kapellmeister nachserviert werde; Silvia hatte ein Buch in der Hand und las.

Ziemlich bedrückt nippte Daniel nur von den Speisen, und als die Hausfrau sich erhob und durchs Fenster in den gewitterigen Himmel schaute, ging er ins Nebenzimmer und setzte sich an den Flügel.

Er begann zu spielen. Es war Schuberts Lied an Silvia. Als die stürmisch-innige Melodie verhallt war, knüpfte er eine Variation daran, hierauf eine zweite, eine dritte, eine vierte; schwermütig die eine, jubilierend die andere, sinnend die dritte, schwärmerisch suchend die vierte. Jede war ein Hymnus an das Vergessene.

Herr von Erfft und Agathe standen in der offenen Türe, Silvia hatte sich unfern von ihm auf ein Taburett gesetzt und blickte in anmutiger Entrücktheit zu Boden.

Er brach jäh ab, als wolle er damit Beifall und Dank verhindern. Sylvester von Erfft nahm ihm gegenüber Platz und fragte freundlich, ob er für die nächste Zeit bestimmte Pläne habe.

»Ich gehe nach Nürnberg zurück und werde heiraten«, sagte Daniel. »Ich habe eine Braut. Sie wartet auf mich. Schon lange.«

Ob er nicht die frühzeitige Ehefessel fürchte? erkundigte sich Herr von Erfft, aber Daniel entgegnete kurz, er brauche einen Menschen zwischen sich und der Welt.

»So etwas wie einen Puffer«, warf Frau Agathe spöttisch hin. Daniel schaute ihr unwillig ins Gesicht.

«Puffer? Nein, oder doch, wenn ein Schutzengel einen vor Püffen
wahrt», sagte er noch barscher.

«Weshalb wollen Sie sich gerade in Nürnberg niederlassen, einer
Stadt von so einseitig kommerzieller Richtung?» fuhr Herr von
Erff mit fast ängstlicher Behutsamkeit zu fragen fort. »Würde
Ihr Leben nicht in einer der großen Metropolen der Kunst ge-
eigneter sein?»

«Es geht nicht an, den Vater von seiner Tochter ganz zu trennen»,
antwortete Daniel plötzlich mit unerwarteter Offenheit. »Es geht
auch nicht an. Auch kann man den alten Mann nicht mehr aus seiner
Umgebung reißen; dort ist er nun einmal verwachsen. Und ich
will nicht länger allein bleiben. Irgendein Herz braucht jeder, und
Herr Bergmann gräbt leichter im Schacht, wenn er weiß, daß dro-
hen sein Weib die Suppe kocht. Auf die Suppe bin ich freilich
nicht versessen, auf das Seelchen nur, das Seelchen, das einem ge-
hört.«

«Er drehte sich um und schlug breit einen Moll-Akkord an.

«Und wäre auch alles anders«, begann er wieder und zog das
Gesicht in bizarre Falten, »mich zög's nicht nach Ihren Metropo-
li. Was wäre dort zu suchen? Kameraderien? Hab genug davon
gesehen. Am Handwerk lern ich zu Hause. Ich kann die Meister
zu jeder Zeit in meine Stube bitten. Ruhm und Geld finden den
Weg zu mir, wenn sie wollen. Die Morgenröte wird nur von den
Vögeln übersehen und echte Musik nur von den Tauben über-
hört. Das übrige steht bei Gott und nicht bei den Menschen.«

«Er schlug zum zweitenmal den Akkord an, jetzt in Dur.

«In der stichtlichen Freude und Teilnahme ruhten die Blicke des Herrn
von Erff und seiner Frau auf ihm. Silvia flüsterte ihrer Mutter
etwas zu, diese nickte und sagte zu Daniel: »Eine meiner Schwe-
stern lebt in Nürnberg, die Freifrau Clotilde von Auffenberg. Sie
war von Jugend an eine enthusiastische Verehrerin guter Musik,
und wenn ich Ihnen einen Empfehlungsbrief an sie mitgebe, wür-
de Sie gewiß mit offenen Armen aufgenommen. Freilich ist sie
kranklich, und ein schweres Verhängnis schwebt über ihrem Le-
ben, aber sie hat Herz und ist verläßlich in ihren Neigungen.«

Daniel sah vor sich nieder. Er dachte an Gertrud und an die Zu-
kunft mit ihr und murmelte ein paar Worte des Dankes. Frau

von Erfft setzte sich gleich an den Schreibtisch und schrieb einen ausführlichen Brief an ihre Schwester. Als sie fertig war, überreichte sie ihn Daniel mit gütigem Lächeln.

Am andern Morgen verließ er Schloß Erfft mit dem Bedauern, mit dem man von einem Wohnsitz des Friedens und von edlen Freunden scheidet.

13

In den Straßen Nürnbergs hingen schwarze Fahnen. Es regnete. Daniel bezog ein billiges Zimmer im Bären.

Die Dämmerung war eingebrochen, als er sich auf den Weg zu Jordans begab. Im Haustor stieß er mit Benno zusammen. Er erkannte den stutzerhaft gekleideten Menschen nicht und wollte vorübergehen. Aber Benno blieb mit lautem Lachen stehen.

»Ei, der Herr Kapellmeister!« rief er, und das blasse, trotz seiner zwanzig Jahre bereits verlebte Gesicht zeigte einen gewissen Hohn. »Nur Vorsicht, mein Lieber, damit die Gertrud nicht in Ohnmacht fällt.«

Daniel fragte, ob alle gesund seien. An Gesundheit fehle es nicht, wohl aber an kleiner Münze, versetzte Benno lachend; mit dem Vater sei nicht mehr viel los, der komme auf keinen grünen Zweig mehr; na ja, das Alter, die Konkurrenz, die bösen Zeiten. Ob Lenore zu Hause sei, fragte Daniel. Nein, die sei mit der Notarin Rübsam nach Pommersfelden gefahren und wolle ein paar Wochen dort bleiben. »Nun muß ich mich aber sputen«, brach Benno das Gespräch ab, »meine Vereinsbrüder warten auf mich.«

»Potzblitz, Vereinsbrüder haben Sie auch?«

»Natürlich, das ist doch die Würze des Daseins. Heute haben wir einen geschäftsfreien Tag; Königsbegräbnis. Gott befohlen, Herr Kapellmeister.«

Daniel läutete oben, und Gertrud öffnete die Türe. Es war dunkel, jeder gewahrte nur die Umrisse des andern.

»Du bist's, Daniel«, flüsterte sie seligmatt, näherte sich ihm und lehnte das Gesicht an seine Schulter.

Daniel wunderte sich, daß seine Pulse so gleichmäßig klopften. Noch gestern hatte ihm der Gedanke an dieses Wiedersehen den

tem benommen. Nun hielt er Gertrud im Arm und wunderte sich über seine Ruhe.

In der Stube führte er sie unter die Lampe und schaute mit ernster Aufmerksamkeit lange in ihr Gesicht. Unter seinem sonderbar rausamen Blick erbleichte sie.

Dann ergriff er ihre Hand, zog sie auf das Sofa neben sich und entwickelte ihr den Plan, den er gefaßt. Sie hatte keine andern Wünsche als die seinen. Er wollte zwischen heute und vier Wochen heiraten; gut, sie würden heiraten.

Er fand die grenzenlos Ergebene wieder, die er verlassen. Ihr Auge erschütterte ihn, in dem ein schicksalsvoller Gehorsam leuchtete. Sie hatte kein feiges Bedenken. Ihre kühle Hand zuckte nicht in seiner; mit ihrer Hand lag ihre Seele, ihr ganzes Leben in seiner Hand. Er wollte Zweifel in ihr erwecken und sprach stumm von seinen Aussichten, auch daß er wenig Hoffnung habe, mit seinen Arbeiten die Anerkennung der Welt zu erringen.

»Wozu Anerkennung?« fragte sie; »sie können doch nichts von uns wegnehmen, und was sie dir geben, ist Gewinn.«

Er schwieg er, und das Gefühl von ihrem Wert schwebte wie ein glühendes Meteor durch den Himmel seines Daseins.

Die Eröffnung, daß sie in der Stadt bleiben würden, machte sie endlich, des Vaters wegen. Sie sagte, am Egydienplatz sei eine kleine Wohnung zu vermieten, drei Zimmer in einem stillen Haus. Sie traten ans Fenster, und Gertrud zeigte ihm das Haus. Es war näher bei der Kirche, an der Biegung des Platzes.

Der heimkehrende Inspektor bewillkommnete Daniel mit langem Nicken. Er war grau geworden, ging gebückter denn früher, und sein Anzug wies Spuren der Vernachlässigung auf.

Er erfuhr, was Daniel und Gertrud beschlossen hatten, schüttelte er den Kopf. »Kinder, es ist ein Unglücksjahr«, sagte er; »es ist euch denn gar so, wo ihr doch noch ein blutjunges Volk seid?«

»Sind wir weniger jung, so hätten wir weniger Mut dazu«, antwortete Daniel.

Der Inspektor setzte sich und stützte die Stirn auf die Hand. Nach einer Weile sagte er, vor drei Jahren habe er noch bare achthundert Mark auf der Bank liegen gehabt, aber die ungünstigen Um-

stände hätten ihn dann gezwungen, sich des Kapitals zur Bestreitung des täglichen Unterhalts zu bedienen, und jetzt sei kaum ein Drittel mehr davon übrig. Zweitausend Mark sei alles, was er Gertrud als Mitgift geben könne, und damit müßten sich die beiden zurechtfinden.

»Mehr braucht's auch nicht«, erwiderte Daniel, »hab nicht so viel zu erhoffen gewagt. Nun hab ich keine Sorgen mehr, mag kommen, was will.«

Eine Fledermaus flog durchs offene Fenster und huschte ohne Laut wieder hinaus. Der Regen hatte aufgehört; nur in den Röhren und Rinnen sickerte und plätscherte es noch. Es war etwas Banges in der Luft des Juniabends.

14

Von Benda hatte Daniel in der ersten Zeit einige spärliche Nachrichten aus England erhalten; seit anderthalb Jahren hatte er nichts mehr von ihm gehört. Aber als Lenore im Juli aus Pommersfelden zurückkehrte, sagte sie ihm, daß im April ein Brief Bendas an ihre Adresse gelangt sei und daß sie ihm diesen Brief nach Naumburg geschickt habe. Doch der Brief hatte ihn nicht erreicht, und die Nachforschungen, die er jetzt anstellte, blieben vergebens.

Bendas Mutter war nicht in der Stadt. Sie lebte bei Verwandten in Worms, hatte aber die Wohnung im Haus des Herrn Carovius behalten.

Frau von Auffenberg weilte im Emser Bad und sollte erst im September zurückkehren. So knüpfte Daniel frühere Beziehungen wieder an, und es gelang ihm, einige Unterrichtsstunden zu bekommen, die ihm vorläufig einen kleinen Verdienst sicherten.

Die Tage forderten viel äußerliche Geschäftigkeit von ihm, der er nicht gewachsen war. Er hatte geglaubt, man könne heiraten, wie man in einen Laden geht, um etwas zu kaufen, ohne Lärm und ohne Aufenthalt. Er hatte hundert Launen, hundert Einwände, hundert Grimassen. Die Wohnung am Egydienplatz war gemietet worden; es erbitterte ihn, daß man, um mit einer geliebten Person zu leben, Tische, Betten, Stühle, Schränke, Lampen, Glä-

r, Teller, Kehrichtfässer, Wassereimer, Fensterpolster und taunderlei Krimskrams haben mußte.

s wurde in der Stadt viel über die bevorstehende Hochzeit gedet, und die Leute sagten, sie begriffen den Inspektor Jordancht. Der Mann muß arg heruntergekommen sein, hieß es, daß seine Tochter einem Bettelmusikanten gibt.

aniel fand alles schwer, alles war letztes Gericht für ihn. Eine Melodie fraß an seinem Herzen, ehe sie ihre reinste Form gewonnen hatte. Die Freiheit rief mit Himmelstönen; die stille Verbeite rief zur Kameradschaft. Die Aufgabe, der er sich geweiht, wischte Einsamkeit, dann riß ihn wieder das Blut hin, und er wurde weich und wild.

stürzte er oft zu Jordans hinauf, trat mit wirren Haaren in e Stube, wo die beiden Schwestern emsig an Gertruds Ausstattung nähten, setzte sich hin, sprach kein Wort und wartete, bis Gertrud kam und ihm die Hand auf die Stirn legte. Er stieß sie rück, aber das Mädchen lächelte sanft. Manchmal jedoch zog er an den Armen zu sich herab, dann lächelte Lenore – schamft, als ertrüge sie nicht den Anblick Liebender.

war ein gebrauchter Stutzflügel gekauft worden, der einstweilin der Wohnstube des Inspektors stand. An manchen Abendunden spielte Daniel. Die Schwestern hörten zu. Gertrud glich er Schlummernden, der alle Wünsche in Erfüllung gegangen d und die ruht, geisterhaft beglückt ruht. Lenore aber wachte; chte und sann.

15

r Tag der Trauung kam. Morgens um halb zehn Uhr erschien niel in der Inspektorswohnung, im Gehrock und Zylinderhut, drossen und verrucht anzuschauen, ein Bild des Jammers.

r Weltmann Benno war genötigt, das Zimmer zu verlassen, d fiel draußen vor Lachen auf eine Wäschetruhe. Er billigte se Heirat nicht; er schämte sich ihrer vor seinen Freunden.

trud trug einen einfachen Straßenanzug und einen der kleinen g-Frauenhüte, welche die Mode vorschrieb. Sie saß am Tisch l schaute mit großen Augen vor sich hin.

Lenore trat mit einem Myrtenkranz ins Zimmer. »Den sollst du aufsetzen, Gertrud«, sagte sie, »nur zum Schein für uns, damit man doch das Gefühl hat, du bist eine Braut. Sonst ist's ja gar zu nüchtern mit eurem Standesamt.«

»Wo hast du den Kranz her?« fragte der Inspektor.

»In einer Kiste hab ich ihn gefunden; es ist Mutters Brautkranz.«

»Ach, ist es Mutters Brautkranz? Wirklich?« murmelte der Inspektor und betrachtete den Kranz, der vergilbt war.

»Setz ihn doch mal auf«, bat Lenore wieder, aber Gertrud, mit einem Blick auf Daniel, weigerte sich.

Da ging Lenore zum Spiegel und setzte sich selbst den Kranz aufs Haar.

»Tu das nicht, Kind«, warnte der Inspektor, wehmütig lächelnd; »das abergläubische Volk sagt, man muß Jungfer bleiben, wenn man den Kranz einer andern trägt.«

»So bleib ich eben Jungfer und bleib's gern«, erwiderte Lenore.

Sie drehte sich vom Spiegel halb unbewußt zu Daniel. Das Blond ihrer Wimpern erschien fast grau, das Rot der Lippen wurde durch das Lächeln in viele Teilchen zerstückelt, und der Hals war wie etwas Flüssiges und zugleich Entkörpertes.

Daniel sah dies alles. Sein Blick umfaßte die Undinengestalt des Mädchens. Ihm war, als habe er sie in den Tagen seit ihrer Rückkehr überhaupt nicht gesehen; als habe er nicht gesehen, daß sie reifer, schöner, süßer geworden war. Auf einmal verspürte er einen Schrecken, daß ihm die Knie wankten. Wie ein Blitz durchschloß es ihn: da ist es ja, was ich vergessen hatte! Da ist das Antlitz, die Figur, das Auge, die Bewegung, da steht es lebendig vor mir, und ich Narr, ich unsäglicher Narr, war mit Blindheit geschlagen!

Gertrud ahnte dumpf den unheilvollen Vorgang. Sie erhob sich und schaute Daniel entsetzt an. Er aber eilte zu ihr hin, als ob er flüchte, und packte ihre Hände. Lenore, im Glauben, sie habe durch ein Wort oder eine Gebärde Daniels Mißfallen erregt, riß den Myrtenkranz vom Haupt.

Der Inspektor hatte diesen Geschehnissen keine Beachtung geschenkt. Sein ruheloses Aufundabwandern endend, zog er die Uhr und sagte, es sei wohl an der Zeit, daß man gehen müsse.

nore, die schon den ganzen Morgen über ein geheimniskräme-
sches Wesen gezeigt hatte, bat um Geduld, und ehe man sie
ch dem Grund fragen konnte, läutete es, und sie lief hinaus.
it strahlender Miene kehrte sie zurück, und Marianne Not-
fft folgte ihr. Mühsam hielt sich Marianne gefaßt und sah sich
lb schüchtern, halb forschend im Kreise um.
utter und Sohn standen stumm voreinander. Das war Lenores
erk.

arianne sagte, sie wohne bei ihrer Schwester Therese. Den
abend zuvor war sie gekommen, heute wollte sie wieder nach
ause zurückkehren.

ch bin froh, Mutter, daß du da bist«, sagte Daniel mit erstickter
imme.

arianne legte ihre Hände auf seinen Scheitel, hierauf schritt sie
Gertrud und tat ein Gleiches bei ihr.

nach der Trauung bewirtete der Inspektor seine Kinder und Ma-
anne. Am Nachmittag fuhren sie alle in zwei bestellten Kut-
nen auf den Schmausenbuk. Daniel hatte seine Mutter noch nie
heiter gesehen, aber durch keine Bitte war sie zu bewegen,
ren Aufenthalt zu verlängern, und während des Redens darüber
rden zwischen ihr und Lenore vertraute Blicke getauscht.

s der Abend angebrochen war, begaben sich Daniel und Ger-
ud in ihr Heim.

16

ist Nacht geworden. Verlassen liegt der altertümliche Platz.
m Kirchturm hat es elf Uhr geschlagen, die Lichter in den Fen-
rn verlöschen eins nach dem andern.

kommt eine Gestalt von der Laufergasse herauf, späht scheu
r sich, hinter sich und bleibt vor dem schmalen Gebäude ste-
n, in welchem Daniel und Gertrud wohnen. Ist es ein weib-
es Geschöpf, oder nicht vielmehr ein unheimlicher Gnom? Die
wänder schlottern nachlässig an dem plumpen Körper, ein ver-
gener Strohhut überdacht das verwildert aussehende Gesicht;
Schultern sind emporgezogen, die Fäuste geballt, die Augen
e verglast.

Plötzlich erschallt ein Schrei. Die Person eilt gegen die Kirche, stürzt auf die Knie, und ihre Zähne beißen in ohnmächtiger Raselei in die Holzstange des Geländers. Erst nach einer geraumen Weile erhebt sie sich wieder, starrt mit verzerrten Lippen noch einmal zu den Fenstern hinauf und entfernt sich schleppenden Schrittes.

Es war Philippine Schimmelweis. Sie trieb sich bis zum Morgengrauen in den Gassen herum.

ZWEITER THEIL

Im Reichstag beschlossene Verlängerung des Sozialistengesetzes sowie die zu gewärtigende neue Heeresvorlage erregten in vielen Teilen des Landes eine bedrohliche Gärung.

Im Oktober wollten die Sozialdemokraten einen allgemeinen Umzug durch die Straßen veranstalten, die Polizei jedoch verbot dies. Am Abend des Verbots standen die Regimenter feldmarschmäßig gerüstet in den Kasernen, und in der Stadt herrschte eine gekochte Stimmung. In Wöhrd und Plothen kam es zu Aufrufen, und in den engen Gassen der inneren Stadt drängten sich Tausende von Arbeitern gegen das Rathaus.

Da weilen erhob sich aus der schweigenden Masse ein langgezogener Pfiff, und von der Hauptwache schallte dumpfer Trommelwirbel herüber.

Unter denen, die von der Königsstraße herunterkamen, befand sich der Arbeiter Wachsmuth. In der Nähe des Schimmelweisens Ladens angelangt, führte er aufreizende Reden gegen das ehemalige Mitglied der Partei, und seine Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Ein Schlossergesell, der durch die Prudentia zum Laden gebracht worden war, stieß wütende Beschimpfungen gegen den Buchhändler aus.

Vor dem erleuchteten Auslagefenster staute sich die Menge. Wachsmuth stand an der Tür und schrie, der Verräter müsse heute an einem Laternenpfahl baumeln. Ein Stein flog über die Köpfe, die Glasscheibe brach in Scherben, und gleich darauf krachte ein Dutzend Kerle in den Laden. Wo der Bluthund sei, der Aussauger sei, brüllten sie; haben wollten sie ihn; einen Akkordzettel wollten sie ihm geben.

Therese antworten konnte, schwirrten bereits Fetzen von Büchern und Zeitschriften umher, wurden Broschüren unter nutzigen Stiefeln zertrampelt; Arme streckten sich nach den Galen, aufgestapelte Stöße fielen zusammen. Zwanziger war die Leiter gestiegen und heulte; Therese stand gespenster-

haft neben ihrem Kassatisch, und durch die hintere Tür war Philippine eingetreten und blickte, ein tückisches und überraschtes Lächeln auf den Lippen, ohne Schrecken in den Tumult. Da erschallte die Signalpfeife der Polizisten. Mit der Schnelligkeit eines Atemzuges wandten sich die Aufrührer zur Flucht.

Als Therese zur Besinnung kam, war der Laden leer; auch die Gasse draußen war leer wie zur Mitternacht. Nach einer Weile erschienen die Polizeidiener, und später drängten sich Neugierige an der Schwelle und bestaunten den Schauplatz der Verwüstung.

Jason Philipp hatte das Unheil kommen gesehen und war rechtzeitig aus dem Laden in die Wohnung geflüchtet. Er hatte sogar die Zimmertüre zugesperrt und war zähneklappernd auf einen Stuhl gesunken.

Jetzt kam er wieder herunter und trat den Gerichtspersonen, die sich indessen eingefunden hatten, mit schmerzlicher Würde entgegen. Er sagte: »Das von einem Volk, für welches ich Gut und Blut geopfert habe.«

Zwanziger war in seiner Zeugenaussage von prahlerischer Ausführlichkeit. Philippine blickte ihn unter den Simpelfransen, die ihr tief in die Stirn hingen, mit giftiger Verachtung an und murmelte: »Ekelhafter Feigling.«

Als Jason Philipp später vom Wirtshaus heimkam, sagte er: »Es ist ein verhängnisvoller Wahn, zu glauben, daß die Menschheit ohne Knute regiert werden kann.« Und er schob die gestickten Pantoffeln (»Dem Müden zum Trost«) an die Füße. Die Pantoffeln waren bedeutend gealtert, und Jason Philipp selbst war gealtert. In seinem Bart schimmerten silberweiße Haare.

Therese überrechnete den Schaden, den der Pöbel angerichtet. Sie fühlte, daß es mit Jason Philipps Glück zu Ende ging.

Ausgestreckt im Bette liegend, sagte Jason Philipp: »Ich habe demnächst ein ernstes Wörtlein mit dem Baron Auffenberg zu reden. Entweder die freisinnige Partei entschließt sich zu einem energischen Schritt gegen den Übermut der untern Klassen, oder ich bin ihr Mann gewesen.«

»Wieviel Maß Bier hast du getrunken?« fragte Therese aus den Kissen.

»Zwei.«

Das ist sicher gelogen.«

«Möglich, daß es drei waren», versetzte Jason Philipp gähnend, aber deswegen einen Mann wie mich der Lüge zu beschuldigen, das bringt nur eine so ungebildete Frau wie du fertig.«

«Blies Therese die Kerze aus.

2

Der Baron Siegmund von Auffenberg war von München zurückgekehrt, wo er eine Konferenz mit dem Minister gehabt hatte.

Er hatte außerdem mit vielen andern Leuten gesprochen und sich ständig herablassend, jovial und witzig gezeigt, denn seine Liebenswürdigkeit im Umgang war beinahe sprichwörtlich.

Jetzt saß er mit düsterem Gesicht am Kamin, und keiner von denen, die noch vor wenigen Stunden durch seine Plauderkunst erheitert worden waren, hätte ihn so wiedererkannt.

Die Stille und Einsamkeit peinigte ihn. Eine Gewalt, der er nicht widerstreben konnte, zog ihn zu seiner Frau. Seit sieben Wochen hatte er sie nicht einmal gesehen, obwohl er in demselben Haus lebte wie sie.

Er zog ihn hin, weil er wissen wollte, ob sie eine Nachricht erhalten hatte von ihm, dessen Namen er nicht denken mochte, von seinem Sohn, dem Feind, dem Erben. Nicht als ob er hätte fragen wollen; in ihr Gesicht wollte er schauen und darin lesen. Da niemand in seiner Umgebung von Eberhard zu sprechen wagte, war er auf Vermutungen angewiesen und auf die Feinheit des Spürsinnes. Er durfte die Begierde nicht merken lassen, mit der er darauflauerte, daß ihm endlich einer den Untergang des Verhaßten verkündigen würde.

Die Jahre waren verflossen, und noch immer vernahm er die alte Stimme, von der er das Ungeheuerliche hatte hören müssen, das ihn aus der Dämmerung seiner Selbstgenügsamkeit und Lustfreude gerissen hatte; das Wort, welches keine Seelennot der Heimlichkeit seines Schlafzimmers ihm entgegengeworfen und das ihm alle Genüsse des Daseins für alle Zeiten verbittert hatte.

«épêche-toi, mon bon garçon», schnarrte nebenan der Papagei.

Der Baron erhob sich und schritt zu den Gemächern seiner Frau. Die Baronin erschrak, als sie ihn eintreten sah. Sie lag auf einem Polstersessel, das Haupt von Kissen gestützt, über den Beinen eine schwere, indische Decke.

Sie hatte ein breites, aufgeschwemmtes Gesicht mit dicken Lippen und außerordentlich großen schwarzen Augen von krankhaftem Glanz. In ihrer Jugend hatte sie für schön gegolten, aber von dieser Schönheit war nichts mehr übrig als eine gewisse Frische der Haut und die würdevolle Haltung der geborenen Welt dame.

Sie schickte ihre Zofe hinaus und schaute ihren Gatten schweigend an. Als sie die jesuitisch freundlichen Falten in seinem Gesicht bemerkte, vermittelt welcher er dessen wahres Gepräge verbarg, steigerte sich die Angst in ihrem Blick.

»Du hast heute noch gar nicht musiziert«, begann er mit süßer Stimme; »da ist einem zumut, als fehle dem Haus etwas. Du sollst dich ja sehr vervollkommen haben, höre ich; du sollst dir einen neuen künstlerischen Beirat zugelegt haben. Emilie hat es mir erzählt.«

Emilie war die an den Rittmeister Graf Ulrich verheiratete Tochter des Ehepaars.

In den Augen der Freifrau war ein Ausdruck wie bei einem angeketteten Tier, dem man sich mit dem Schlachtbeil nähert. Die schmiegsame Glätte des Mannes, von dem sie seit fünf und zwanzig Jahren nur Brutalität und Hohn hinzunehmen gehabt, und der ihr die schlimmste Erniedrigung nicht erspart hatte, wenn kein Lauscher nah gewesen, war ihr qualvoll.

»Was willst du von mir, Siegmund?« stieß sie zitternd hervor.

Der Baron trat dicht vor sie hin, kniff die Lippen zusammen und schaute sie mit einem furchtbaren Blick zehn bis zwölf Sekunden lang fest an.

Da packte sie mit ihren beiden Händen seinen linken Arm. »Was ist mit Eberhard?« schrie sie. »Du weißt etwas von ihm! Sag mir alles!«

Der Baron schüttelte ihre Hände mit einer Bewegung des Widerwillens ab und wandte sich kalt zum Gehen.

»O du«, stammelte die Frau, sinnlos vor Schmerz und zum erstenmal im Leben entschlossen, ihm zu sagen, was in tausend

nden des Schreckens und der Bedrängnis ihr Herz verbrannt
tte, »du Unmensch, warum denn hat dich das Schicksal auf
einen Weg geführt! Wo in der Welt ist noch ein Weib, dem ein
solches Los beschieden ist! Die ohne Freude, ohne Liebe, ohne
achtung, ohne Freiheit und ohne Ruhe sich hinschleppt, den Men-
schen eine Last und sich selber am meisten! Die in Sammet und
Seide geht und sich täglich den Tod wünscht; die von allen für
unersättlich gehalten wird, weil der Teufel, der sie martert, alle mit
seiner Falschheit betrügt; die ihrer Kinder beraubt worden ist,
unmählich beraubt; denn ist nicht meine Tochter die Gefangene
und Konkubine eines halb wahnsinnigen Strebers, und mein
Hohn, ist er mir nicht genommen worden durch die Niedertracht,
die man gegen seine Schwester geübt hat, und durch das jämmer-
liche Schauspiel, das ihm meine Schwäche bot? Wo gibt es, großer
Herr, noch ein solches Leben auf der weiten Erde!«

Er warf sich auf die Brust und wühlte das Gesicht in die Polster.
Der Freiherr war überrascht von der fieberhaften Beredsamkeit
seiner Frau, an deren stumme Geduld er sich so gewöhnt hatte wie
an das gleichmäßige Pendeln einer Wanduhr. Er war gespannt,
wie sich die ihm neue Erscheinung weiter entwickeln würde, und
deshalb blieb er an der Türe stehen.

Der Herr während er kühl und abwartend dastand und sein hageres
Gesicht Hohn und Verwunderung ausdrückte, verspürte er plötz-
lich einen peinigenden Überdruß vor seiner eigenen Person. Es
war der Überdruß eines Mannes, dessen Wünsche stets erfüllt,
dessen Gelüste stets befriedigt worden waren; der die Menschen
nur als hab- und zwecksüchtige Bittsteller kannte, der der Herr
seiner Freunde, der Tyrann seiner Diener, der Mittelpunkt jeder
Freudseligkeit gewesen war, vor dem alles zurückwich, alles sich
beugte, alles nickte, alles gefügig wurde und der nichts entbehrt
hatte als das Gefühl der Entbehrung.

»Ich erkenne nicht«, fing er langsam zu sprechen an, als hielte
er eine Rede vor seinen Wählern, »ich erkenne nicht, daß unsere
Republik keine segensreichen Früchte getragen hat. Es bedarf deiner
Erklärungen nicht, um mich davon zu überzeugen. Wir heira-
ten, weil die Umstände günstig waren. Wir hatten Ursache,
den Entschluß zu bereuen. Lohnt es sich, die Ursache zu unter-

suchen? Ich bin ein Mensch ohne sentimentale Bedürfnisse. Ich bin es in einem solchen Grad, daß mir bei andern jede Rührung, jeder Überschwang, jede Unhärte eine tödliche Abneigung einflößt. Schlimm genug, daß die politische Laufbahn mich nötigte, in dieser Beziehung dem allgemeinen Hang der Masse entgegenzukommen. Ich heuchelte mit vollem Bewußtsein, um so mehr war ich in meinem Privatleben bemüht, alle Gefühle zu verbergen.»

»Es ist leicht, etwas zu verbergen, was man nicht besitzt«, kam es bitter von den Lippen der Freifrau.

»Möglich; es zeugt aber von wenig Takt, wenn der Reiche den Armen durch Verschwendung beständig aufreizt. Und das hast du getan. Du hast auf einen Besitz, über dessen Wert ich nicht streiten will, einen Nachdruck gelegt, der meine Verachtung herausforderte. Es war dir ein Vergnügen, zu weinen, wenn ein Sperling von einer Katze gefressen wurde. Ein ordinärer Zeitungsroman konnte dein geistiges Gleichgewicht zerstören. Du warst immer aufgelöst, immer in Ekstase, gleichviel, ob es sich um das erste Veilchen, um ein Gewitter, um einen verdorbenen Braten, um eine Halsentzündung oder um ein Gedicht handelte. Du hattest immer große Worte im Mund, und ich war der großen Worte müde. Du merktest nicht, wie mein Mißtrauen gegen alle Äußerungen dieser sogenannten Gefühle in Kälte, in Ungeduld und in Haß überging. Dann kam die Musik. Was dir anfangs eine Zerstreuung gewesen war, die man billigen konnte oder nicht, wurde allmählich die Entschädigung für ein tägliches Leben und für alle Mängel deines Charakters. Du hast dich der Musik hingegeben wie eine Dirne, die den ersten anständigen Liebhaber findet« – die Freifrau zuckte, als hätte ein Peitschenhieb ihren Rücken getroffen – »ja, wie eine Dirne, wie eine Dirne«, wiederholte er bleich, mit funkelnden Augen; »da zeigte sich deine ganze Verwahrlosung und Haltlosigkeit, dein wurmhaftes Kleben an unbestimmten Zuständen und deine Unfähigkeit zur Disziplin. Bin ich ein Teufel für dich geworden, so hat mich deine Musik dazu gemacht; nur deine Musik. Jetzt weißt du es.«

»Das also«, flüsterte die Freifrau mit stockendem Atem. »Hast du mir denn etwas anderes übriggelassen als die Musik? Hast du nicht wie ein Tiger in meinem Leben gehaust? Aber es ist ja

ist wahr«, schrie sie auf, »so schlecht bist du nicht, sonst würde ich selbst zur Lüge, und daß ich Kinder von dir empfangen habe, ist wider die Natur. Geh hinaus, damit ich noch glauben kann, das ist nicht wahr.« Der Baron rührte sich nicht.

namenloser Erregung und so schnell, als es ihr verfetteter Körper erlaubte, richtete sich die Freifrau empor. »Ich kenne dich besser«, sagte sie mit bebenden Lippen; »ich ahne, was dich umherwirrt, ich spüre, was dich nicht ruhen läßt. Du bist nicht der, der du zu sein vorgibst, du bist nicht der kalte Unempfindliche. In meiner Brust ist eine Stelle, wo du zu treffen gewesen bist, und dort bist du getroffen worden. Dort blutest du, Mann! Und wenn ich alle, ich und deine Tochter und deine Brüder und deine Knechte und deine feigen Kreaturen, wenn wir dir auch so gleichzeitig und so lästig wie Fliegen sind, einer hat dich verwunden können, und das nagt an dir. Und weißt du, warum er dich verwunden konnte? Weil du ihn geliebt hast. Sieh mich an und erkenne. Du hast ihn geliebt, deinen Sohn, du hast ihn vergöttert, und daß er deine Liebe fortgeworfen hat, daß sie ihm nichts wert ist, diese Liebe, die auf den zertrümmerten Existenzen seiner Mutter und seiner Schwester blühte, das ist das Leiden, das an deiner Stirn geschrieben ist. Und daß du leidest, daran leidest, das ist meine Rache.«

Der Baron antwortete mit keiner Silbe, mit keinem Blick. Sein Unterkiefer schob sich leer kauend von links nach rechts; das Gesicht schien einzutrocknen und plötzlich um Jahre älter zu werden. Die aus ihren Hinterhalten gescheuchte Frau stand noch immer wie eine entflammte Sibylle da, als er sich schweigend umwandte und das Zimmer verließ.

»Das ist ihre Rache, daß ich leide«, murmelte er draußen wie geistig abwesend vor sich hin. »Leide ich wirklich?« fragte er sich.

Er schraubte eine Gasflamme ab, die über einer Konsole brannte. »Ich leide, bekannte er widerwillig, ich leide. Mit schlürpfenden Schritten ging er an der Wand entlang und kam in einen Raum, in welchem es hell war. Denselben Überdruß, den ihm vorhin eine Person eingeflößt, empfand er nun beim Anblick der gepolsterten Sessel, der bemalten Porzellane, der kostbaren Tapeten und der goldgerahmten Ölgemälde.

Er trug Verlangen nach einfacheren Dingen. Ihn verlangte nach kahlen Mauern, nach einem Strohlager, nach trockenem Brot, nach Kargheit und Strenge. Es war nicht zum erstenmal, daß sein erschöpfter Organismus in dem Gedanken einer klösterlichen Abgeschiedenheit Trost suchte. Längst war dieser Protestant, Nachkomme eines uralten Geschlechts von Protestanten, des protestantischen Wesens müde und betrachtete die römische Kirche als die heilsamere und begnadetere.

Aber der Wandel der Gesinnung war sein sorgfältig behütetes Geheimnis und mußte Geheimnis bleiben, bis er, der Zuchtlose, der Sohn seiner Mutter, den begangenen Frevel gesühnt haben würde. Darauf zu harren, war sein Entschluß, und wie ein Hypnotiseur durch innere Sammlung das Medium unterwirft, wähnte er, den Eintritt dieses Ereignisses beschleunigen zu können, wenn er ihm eine ausschließliche Herrschaft über seinen Geist einräumte.

3

Als Eberhard von Auffenberg das elterliche Haus verlassen hatte, um sich auf eigene Füße zu stellen, war er hilflos wie ein Kind, das in einer Menschenmenge die Hand des erwachsenen Führers verliert.

Er fragte sich: Was soll ich tun? Er hatte niemals gearbeitet. Er hatte an einigen Universitäten studiert, wie so viele andre junge Leute studieren, das heißt, er hatte mit Müh und Not eine Anzahl von Prüfungen bestanden.

Das Leben hatte ihm keine Aufgaben gegeben, und er besaß so wenig Ehrgeiz, daß er jeden Ehrgeizigen für einen Verrückten hielt. Die geringste praktische Leistung bot ihm unüberwindliche Schwierigkeiten, und es war ihm in seiner Freiheit traurig zumute.

Leute zu finden, die ihm auf seinen Namen Geld geborgt hätten, wäre nicht schwer gewesen. Aber er wollte nicht Schulden machen, von denen sein Vater hätte Kunde erhalten können, da wäre ja die ganze feierliche Lösung eines unwürdigen Verhältnisses Spiel und Phrase geworden.

seinem künftigen Erbteil durfte er rechnen; und er rechnete mit, wenn auch in diese Rechnung der Tod des Vaters einge-
lossen werden mußte. Er brauchte einen vertrauenswürdigen
Mittler und glaubte ihn in Herrn Carovius gefunden zu haben.

»Zwei Leute wie Sie und ich werden sich nicht auf unnötige For-
malitäten versteifen«, sagte Herr Carovius. »Mir genügt Ihr Ge-
heimt und Ihre Unterschrift auf einem Stück Papier. Zehn Prozent
nehmen wir gleich in Abzug, damit meine Auslagen gedeckt sind,
denn Geld ist heutzutage teuer. Ich gebe Ihnen Rentenpapiere; das
Rentenpapier steht fünf und achtzig im Kurs, leider. Die Börse ist
ein bißchen krank, aber der kleine Verlust spielt ja bei Ihnen
keine Rolle.«

Für zehntausend Mark, die er schuldete, empfing Eberhard sieben-
und-sechshundertfünfzig an Barwert. Nach weniger als einem
Jahre war er abermals ohne Geld und verlangte von Herrn Caro-
vius zwanzigtausend Mark. Herr Carovius sagte, er habe eine so
große Summe nicht flüssig und müsse erst einen Geldgeber
finden.

Eberhard erwiderte grämlich, er möge das nach seinem Gut-
dünken halten, nur bitte er sich aus, daß vor einem Dritten sein
Name nicht genannt werde. Ein paar Tage später berichtete Herr
Carovius von haarspalterischen Verhandlungen, von unbeschei-
den Provisionen, die von einer Mittelsperson begehrt würden,
von Wechseln, die ausgestellt werden mußten. Er schwor,
daß ihm das Talent zu dergleichen Verrichtungen fehle, die er
nicht übernehmen habe, weil er sich von einer fast närrisch zu
wandelnden Affektion für seinen jungen Freund erfaßt fühle.

Eberhard blieb ungerührt. Der eiskalt bewegliche Mann mit der
kessellösenden Stimme gefiel ihm nicht, ach, ganz und gar nicht, eher
fürchtete er ihn, und diese Furcht stieg im selben Maße,
je mehr er sich im Netz verstrickte.

Zwanzigtausend Mark wurden gegen einen Zinsfuß von fünf-
und-dreißig Prozent beschafft. Die Wechsel zu unterschreiben wei-
gte sich Eberhard anfangs; erst als Herr Carovius beteuerte, sie
seien nicht für den Umlauf bestimmt, man könne sie später mit
dem Darlehen ohne Mühe einlösen und sie lägen in seinem
Verwahrsam so ruhig wie die Gebeine der Auffenbergischen Ah-

nen in ihren Sarkophagen, gab der von solchem Wortschwall Ermüdete nach.

Mit jedem Federzug, den er tat, spürte er die Gefahr wachsen. Aber er war zu träg, um sich zu schützen, er war zu vornehm, um sich in kleinliche Erörterungen einzulassen, und er war nicht imstande, sich Einschränkungen aufzuerlegen.

Die unterschriebenen Wechsel wurden mahnend vorgezeigt; neue Darlehen beseitigten sie. Die neuen Darlehen erzeugten neue Wechsel; diese wurden prolongiert. Die Prolongation verursachte Kosten; ein unheimlicher Namenlos wurde ins Vertrauen gezogen, der Hypotheken aufnahm, Diamanten an Geldes Statt gab und minderwertige Börsenpapiere verkaufte. Als die Schuldenlast eine gewisse Höhe erreicht hatte, forderte Herr Carovius, daß der junge Freiherr sein Leben versichern lasse. Eberhard mußte willfahren; die Prämie war sehr hoch. Nach Verlauf von drei Jahren hatte Eberhard jeden Überblick verloren. Das Geld, das er bekam, verbrauchte er in gewohnter Weise, fragte nicht um die Bedingungen, wußte nicht, wohin all dies führen, wie es enden sollte und wand sich vor Abscheu bei den täppischen Annäherungen, den boshaften Stichelreden und den von Zeit zu Zeit geäußerten Drohungen des Herrn Carovius.

Wie abgeschmackt sein Lächeln war, wie leer einmal und wie tief-sinnig dann wieder sein Gespräch! Er maßte sich die unverschämte Freiheit an, bei Eberhard ein und aus zu gehen, sooft es ihm paßte. Er langweilte ihn mit der Besprechung philosophischer Systeme oder mit erbärmlichem Klatsch über seine Mitbürger. Er bewachte ihn Tag und Nacht.

Er folgte ihm auf der Straße, schrie: »Herr Baron! Herr Baron!« und schwenkte den Hut. Seine Besorgnis für Eberhards Wohlbefinden glich der eines Kerkermeisters. An einem Winterabend lag Eberhard fiebernd zu Bett. Herr Carovius lief zum Arzt und verbrachte dann die ganze Nacht im Zimmer des Kranken, ohne sich um dessen ausdrücklichen Wunsch, daß er ihn allein lassen möge, zu kümmern. »Soll ich nicht an Ihre Frau Mutter schreiben?« fragte er zärtlich, als am Morgen das Fieber noch nicht gefallen war. Mit einem Wutschrei sprang Eberhard aus dem Bett, und Herr Carovius ergriff die Flucht.

Herr Carovius liebte es, zu wehklagen. Er rannte um den Tisch herum und jammerte, er sei ruiniert. Er schleppte das Kontobuchabei, addierte die Ziffern und rief: »Noch zwei Jahre so gewirtschaftet, lieber Baron, und mir blüht das Armenhaus.« Dann verlangte er Deckung, neue Sicherheiten, neue Versprechungen und legte zur Unterschrift einen Schein über die Gesamtsumme vor, aber von dem Wirrsal der Zinsenberechnungen, Provisionen, Vergütungen und Wuchergelder nichts ahnen ließ. Herr Carovius selbst konnte sich nicht mehr zurechtfinden, denn es hatte sich um sein Betreiben ein Konsortium stiller Hintermänner gebildet, denen er seinerseits verschuldet war und die seinen Eifer im Dienst des jungen Freiherrn nach Kräften ausbeuteten.

»Was ist's denn mit den Weiberlein?« fragte Herr Carovius zu jeder Stunde wieder, »was wär's denn mit einem kleinen Abenteuer?« Und er merkte, daß es im Leben des jungen Freiherrn ein Geheimnis gab; er merkte es und war wütend, daß er das Geheimnis nicht ergründen konnte.

Am nächsten Tages kam er dazu, als Eberhard seinen Koffer packte. »Wohin, Verehrtester?« krächte er erschrocken. Eberhard antwortete, er wolle in die Schweiz reisen. »In die Schweiz? Was wollen Sie in dort machen? Ich lasse Sie nicht fort«, sagte Herr Carovius. Eberhard musterte ihn kalt. Herr Carovius verlegte sich aufs Bitte; umsonst, Eberhard reiste. Er suchte Einsamkeit, die Einsamkeit quälte ihn, er kehrte zurück, um abermals wegzureisen, er kehrte wieder zurück und hatte das Gespräch mit Lenore, das ihm die letzte Hoffnung raubte, da ging er nach München und wurde zum Treiben einer Spiritistengemeinde gezogen.

Die geistliche Müdigkeit beraubte ihn des Widerstandes; es war etwas gebrochen in ihm. Eine angeborene Zweifelsucht hinderte ihn daran, sich einem Einfluß hinzugeben, der seiner Natur ursprünglich noch fremder gewesen war als die pöbelhafte Geschäftigkeit der Alltagswelt. Mit eingeschläfertem Urteil schürfte er in einem Irrtum, wo das Trugbild und die oberflächliche Bezauberung herrschte, nach Quellen des Lebens.

Herr Carovius aber besoldete einen Spion, der den Freiherrn nicht aus den Augen lassen durfte und über alle seine Schritte Bericht abgeben mußte. Brauchte Eberhard Geld, dann war er gezwungen,

zu Herrn Carovius zu kommen. Dann stand Herr Carovius schon eine Stunde vor Ankunft des Zuges auf dem Bahnhof und benahm sich so auffallend, daß die Amtspersonen und die Reisenden über ihn lachten. War der Erwartete endlich eingetroffen, so schwätzte Herr Carovius vor Freude lauter Unsinn und trippelte erregt rings um ihn herum.

Es könnte demnach scheinen, als hätte Herr Carovius eine redliche Liebe für den jungen Freiherrn empfunden. Und er liebte ihn in der Tat.

Er liebte Eberhard, wie ein Spieler die Karten liebt, oder auch wie das Feuer die Kohle liebt. Er idealisierte ihn; er träumte von ihm; er atmete gern die Luft, die jener atmete; er sah in ihm einen Auserwählten, er dichtete ihm heldenhafte Züge an und war entzückt von der adeligen Unnahbarkeit seines Schützlings.

Er liebte ihn mit Haß, mit der Freude an der Vernichtung, und diese Haßliebe war zum Mittelpunkt seiner Gedanken und Gefühle geworden, in ihr drückte sich alles aus, was ihn von den Menschen schied und was ihn an den Menschen lockte. Sie beherrschte ihn unbedingt bis zu dem Zeitpunkt, wo eine zweite, ebenso furchtbare, ebenso lächerliche Leidenschaft sich ihr zugesellte.

4

Daniel hatte lange gezögert, den Empfehlungsbrief der Frau von Erfft zu benutzen. Da bat ihn Gertrud, zur Baronin Auffenberg zu gehen. »Geh ich dir zuliebe, so rächt sich's an dir«, sagte er.

»Wenn ich dein Weigern verstünde, wollt ich nicht bitten«, antwortete sie erschrocken.

»Dort in Erfft hab ich so viel gewonnen«, sagte er, »so viel Menschenwärme, die mir neu war, daß ich keinen Zweck dahinter setzen mag. Verstehst du jetzt?« Sie nickte.

»Aber Muß ist stärker als Mag«, schloß er und ging.

Die Freifrau nahm sich mit Entschiedenheit seiner Sache an. Am Stadttheater war die Stelle eines zweiten Kapellmeisters frei geworden, und sie bewarb sich für Daniel darum. Man versprach,

em Wunsch zu willfahren, doch hinterrücks wurden Ränke gewoben, und wenn sie mahnte, wurde sie gleisnerisch vertröstet. Sie wunderte sich, eine Feindseligkeit anzutreffen, die sich wie eine Verabredung von allen Seiten gegen den jungen Musiker richtete. Keiner der Widersacher ließ sich sehen oder hören; es war das erste Mal, daß sie handelnd mit der Welt zusammenstieß, und die Entrüstung über die Feigheit und Falschheit hatte etwas Rührendes.

Schließlich, nach einer langen und für sie demütigenden Unterredung mit dem Allerweltsmakler Alexander Dörmaul, wurde ihr das Engagement Daniels für das nächste Frühjahr zugesagt.

Freifrau nahm indessen Stunden bei Daniel. Es war ihr ein Wunsch, mit dem Bestand guter Klavierwerke vertraut gemacht zu werden, und über ihre Art faßlich belehrt zu werden.

Es dauerte lange, bis sie sich an seine mürrische Strenge gewöhnte. Ihr war, als zerre er sie aus einem wohlighalten lauen Bad in die Zugluft; sie verlangte nach ihren Dämmern zurück, nach ihren Auflösungen, nach ihren wehleidigen Stimmungen.

Einmal wagte sie einen entzückten Ausruf, als er einen fugierten Satz trocken erklärte. Da schlug er den Klavierdeckel unter ihren Händen zu und sagte: »Adieu, Frau Baronin.« Er kam erst wieder, als sie ihn durch einen Brief zu kommen bat.

Ein trockener Saft, vergebliche Mühe, dachte er, ohne doch die menschliche Würdigkeit der Freifrau zu übersehen. Die acht Stunden im Monat waren ihm eine bittere Plage; trotzdem fand er sich mit zwanzig Mark für die Stunde hoch bezahlt und sagte es aus. Der Verdacht, daß man ihm ein Almosen reichen wolle, machte ihn im höchsten Grade unliebenswürdig.

Der Diener erlaubte sich eine freche Vertraulichkeit; da packte er die Menschen am Kragen und schüttelte ihn, daß er blau im Gesicht wurde. Er war sehnig wie ein Jaguar und im Zorn äußerst fürchtend. Die Freifrau mußte den Diener entlassen.

Er zeigte ihm die Freifrau ein altertümliches Glas aus Bergkristall, welches schön bemalt war. Indem er es bewundernd anstarrte, ließ er es fallen, und das Gefäß zerbrach. Er war zerschmettert wie ein Schuljunge, und die alte Dame mußte ihn mit ihren Überredungskünsten beruhigen. Da spielte er ihr zum

Dank den ganzen Carneval von Schumann vor, den sie über alles liebte.

Man konnte ihn jeden Vormittag über die Fleischbrücke eilen sehen. Er ging stets rasch; die Schöße seines Mantels flogen. Er hatte stets die Mundwinkel auseinandergezogen und die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt. Sein Blick war zur Erde gerichtet; im dichtesten Gedränge schien er allein zu sein. Die umgebogene Hutkrempe verbarg die Stirn; seine schlenkernden Arme glichen den Flügelstümpfen eines Pinguins.

Wenn er bisweilen stillestand und mit einem horchenden Ausdruck im Gesicht schaute, ohne zu sehen, sammelten sich Gassenjungen um ihn und grinsten. Einmal fragte ein kleiner Knabe seine Mutter: »Sag Mutter, wer ist das uralte Männlein dorten?« So müssen wir ihn denken, an diesem Punkt seines Lebens, vor den Gewitterjahren seines Lebens; so eilig, so abgekehrt, so mürbisch, so trocken scheinend, so von Phantasie und Begierde durch den engen Kreis seines Werktags gejagt, so jung und so uralte; so müssen wir ihn denken.

5

Die Wohnung von Daniel und Gertrud hatte drei Zimmer. Zwei lagen gegen die Straße und eines, das Schlafzimmer, lag gegen den düsteren Hof.

Mit geringen Mitteln, aber mit Lust und Fleiß hatte Gertrud alles getan, um die Räume zu schmücken. Obgleich die Decken niedrig waren und die alten Mauern massig wucheten, boten die Stuben einen freundlichen Anblick.

In Daniels Arbeitszimmer war der Stutzflügel das beherrschende Möbelstück. Fuchsienstöcke auf dem Sims gaben der Kargheit einen idyllischen Rahmen. Die Mutter hatte ihm das Ölporträt seines Vaters zum Geschenk gemacht; von seinem Platz über dem Sofa schaute das ernste Antlitz Gottfried Nothaffts auf den Sohn, und es schien, als wende er bisweilen den Blick fragend zur Totenmaske der Zingarella, die ihm gegenüber ihr unendliches Geisterlächeln an den Schatten des Raumes verlor.

Gertrud mußte alle häuslichen Arbeiten selbst machen, denn eine

agd konnten sie nicht halten. Sie hatte aber auch in den Jahren n Daniels Abwesenheit das Notenschreiben erlernt. Der Provi- : Seelenfromm, der beim Apotheker Pflaum bedienstet war, tte sie darin unterrichtet. Er war ein Vetter der Notarin Rüb- n, und sie hatte seine Bekanntschaft durch Lenore gemacht. In nen Mußestunden komponierte er kleine Walzer und Militär- ische und widmete sie den Prinzen und Prinzessinnen des niglichen Hauses. Auch Gertrud widmete er eine Komposition, itelt Feenzauber, eine Gavotte.

s Daniel von ihrer Fertigkeit erfuhr, schlug er vor Erstaunen Hände zusammen. Das seltsame Wesen sah in einem Glücks- sch zu ihm empor. »Ich will dir helfen«, sagte sie, und sie rieb seine Notenschriften ins Reine.

f der Straße gehend, schloß sie bisweilen die Augen. Eine Ton- ge zog an ihr vorüber, deren eigentümliche Sprache sie erst in sem Augenblick verstand. Während sie mit einem Marktweib den Preis des Gemüses handelte, war ihr Inneres voll Gesang. timmte Töne und Tonverbindungen traten figürlich vor ihr ge. So zum Beispiel glich das zweigestrichene B des Basses einer warzverschleierte Frau; das E der Mittellage einem Jüngling, die Arme dehnte. In den Akkorden, Harmonien und harmo- chen Verwandlungen wurden diese Gestalten von einer Be- gung erfaßt, die sich nach dem Charakter der Komposition itete. Ein Zug trauernder Gestalten zwischen Wolken und Ster- ; wilde Tiere, die von berittenen Jägern gehetzt werden; dchen, welche Blumen aus den Fenstern eines Palastes wer- ; Männer und Frauen, die verzweiflungsvoll umschlungen in en Abgrund stürzen; Weinende und Lachende, Ringer und lspieler, Tanzpaare und Traubenpflücker. Die Fermate erschien als ein Mensch, der nackt aus einem Schachte steigt, eine bren- de Fackel in der Faust; der Triller als ein Vogel, der ängstlich sein Nest flattert.

Daniels Schöpfungen ging ihr alles nah, waren alle Bilder ichtig, alle Gestalten wie voll Blut. Blieben sie tot und fern, so kte ihr Mitgefühl, ja ihr Gesicht wurde leer und müde, und ie daß sie ein Wort miteinander gesprochen hatten, wußte niel, daß er irregegangen war. Dieses aber schmiedete ihn wie

mit Ketten an das junge Weib, das von Gott eingesetzt schien als sein lebendiges Gewissen und als unfehlbare, wenn auch stumme Richterin.

Er haßte sie, wenn ihr Gefühl schwieg; hatte er sich dann nach tiefer Einkehr überzeugt, daß ihr Gefühl im Rechte war, dann hätte er die unbekannte Macht anbeten mögen, die ihm so unerbittlich seine Wege wies.

Der Kantor Spindler hatte eine schöne Harfe besessen, die hatte er in seinem Testament Daniel vermacht. Die Harfe war damals in Ansbach bei der alten Wirtschafterin des Kantors geblieben, erst nach seiner Heirat hatte sich Daniel des Geschenkes wieder erinnert, und die Harfe wurde ihm zugeschickt.

Sie stand in der Wohnstube, Gertrud hatte sie von Anfang an gern betrachtet. Die Harfe lockte sie, und einmal setzte sie sich hin und suchte Töne auf den Saiten. Ganz leise strich sie mit den Fingern über die Saiten und war vom Wohlklang entzückt. Allmählich fand sie das Gesetz; eine angeborene Gabe machte ihr das Instrument untertan, und sie vermochte auf ihm auszudrücken, was in stillen und einsamen Stunden sehnsüchtig in ihr drängte.

Sie spielte meist sehr leise, suchte keine gebundene Melodie, weil sich das Wesen der Harfe am schönsten in träumerischen Harmonien offenbarte. Die Töne zogen in den Flur und auf die Stiege und empfingen Daniel, wenn er das alte Haus betrat.

Kam er in die Stube, so saß Gertrud im Winkel beim Ofen, hatte die Harfe zwischen den Knien und lächelte geheimnisvoll in sich hinein, während die Hände gleich fremd von ihr losgelösten Wesen Akkorde suchten, Klänge, die seine eigenen waren und die sie in ihre Traumwelt übertragen wollte.

6

Des Wortes war sie noch weniger mächtig als vordem. Schmerzlich Erstaunen ergriff sie, als sie bemerkte, daß Daniels Geist im täglichen Verkehr nicht hinter die Hülle drang, in der sie lebte.

Er sagte sich: sie ist zu schwer. Er verstummte gegen sie.

as finstere Haus drückt dich«, äußerte er unbehaglich, wenn hilflos lächelte.

aß uns wettlaufen«, bat er auf einer Landpartie und bezeichne einen vom Blitz getroffenen Baum als Ziel.

lief, so schnell ihre Füße konnten. Zehn Meter vor dem Baum schloß sie zusammen. Er trug sie auf die Wiese.

Wie schwer du bist«, sagte er.

Wie schwer für dich?« hauchte sie mit weit aufgerissenen Augen. Er zuckte die Achseln.

Entwand sie sich ihm, sprang empor und rannte wunderbar schnell eine fast doppelt so lange Strecke als die war, die er vorher bemessen hatte. Sie fiel nicht mehr, sie wollte nicht, durfte nicht fallen.

Stößen atmend, leichenblaß, wartete sie, bis er herangekommen war. Aber er hatte keine Zärtlichkeit, er schalt nur. Arm in Arm gingen sie weiter; Gertrud suchte seine Hand, und als er sie ihr überließ, preßte sie sie an ihre Brust.

Entsetzt schaute Daniel in ihr Gesicht, in dem ihr Gedanke mit Feuerbuchstaben geschrieben stand: wir gehören einander jetzt und Ewigkeit.

Das war ihr Glaubensbekenntnis.

7

Er lag schlaflos, spät in der Nacht. Sie hörte, wie er in die Küche ging; und Wasser zum Trinken holte, dann kehrte er wieder in seine Stube zurück. Er hatte ihr verboten, an die Türe zu schleichen und zu fragen, ob er nicht bald käme, wenn es auch noch so spät wurde.

Er lag er neben ihr, den Kopf auf den Arm gestützt, und sah in die Nacht mit Augen ohne Irdischkeit. Mann, wo sind deine Augen? rief sie rufen mögen. Und sie wußte doch, wo; wußte auch, daß die Mondsüchtigen durch Zuruf gefährdet.

Keiner andern Nacht hatte er sein Werk nicht fördern können, er hatte stundenlang auf dem Bettrand und stierte voll Selbstverleugung in die Flamme der Lampe. Gertrud fühlte, wie er gegen sich

wütete und mit Wollust seine Zweifel nährte. Sie war nicht fähig, zu sprechen.

Ein Verleger hatte ihm eine Arbeit zurückgeschickt und ihn mit platten Höflichkeiten vertröstet. Da redete er wegwerfend von seinem Talent, hoffnungslos von seinen Aussichten und bitter von der Welt, die ihn zu einem Leben in beständiger Dunkelheit verdammen werde.

Sie konnte ihn nur anschauen; nur anschauen.

Ihm war aber des Anschauens zuviel. Ein frisches, kräftiges Wort hätte ihm besser gedient, so glaubte er.

Sie maß die Arbeit nicht am Lohn, Entbehrung nicht an der Hoffnung; sie maß auch Daniels Liebe nicht an seinen Liebesbeweisen, weder an zärtlichen Äußerungen noch an Umarmungen. Sie wartete auf ihn mit großer Geduld. Mit der Zeit machte ihn diese Geduld verdrießlich. »Etwas mehr Rührigkeit stünde dir nicht übel an«, sagte er einmal und wies ihre schüchtern bittende Gebärde zurück.

Er sah sich nun umfriedet, er hatte ein Heim, er hatte einen Menschen, der für ihn sorgte, sein Essen bereitete, seine Wäsche wusch, sein Leben treulich regelte, und er hätte dafür dankbar sein müssen. Er war es auch, er war dankbar, aber er konnte es nicht zeigen; er war es, wenn er allein war, doch in Gertruds Nähe verwandelte sich der Dank in Trotz. War er fern von ihr, so freute er sich auf die Rückkehr und malte sich ihre Freude aus. War er bei ihr, so übte er stille Kritik und wollte alles an ihr anders haben.

Die Kanzleirätin im ersten Stock beklagte sich, daß Gertrud sie nicht begrüßt habe. »Sei doch freundlich mit den Nachbarn«, schalt er. Am nächsten Sonntag gingen sie zusammen aus, die Kanzleirätin kam ihnen entgegen, und Gertrud grüßte sie. »So ergeben brauchst du nicht zu lächeln«, murrte er. Da dachte sie lange darüber nach, wie man grüßen müsse, ohne die Leute zu verletzen und ohne Daniel zu ärgern. Sie wurde befangen und fürchtete sein Urteil.

An solchen Tagen versalzte sie die Suppe, nichts ging ihr von der Hand, und aus lauter Beflissenheit, pünktlich zu sein, verfehlte sie die Zeit. Wie grausam war es dann, wenn er schwieg, wenn

wortlos in seine Stube ging. Ohne Regung saß sie da und schaute; zitterte, wenn er sich erhob, um ans Klavier zu treten und ein Motiv zu erproben, sah gespannt in sein Gesicht, wenn er wieder hereinkam. Und es geschah dann wohl, daß er sich zu setzte und plötzlich gütig war. Von seinem Leben erzählte, von seiner Heimat, von seinem Vater und seiner Mutter. Da hätte jedes seiner Worte zweimal hören mögen und jeden seiner Teller trinken. Da wurde sein Auge ruhig, und seine reizbaren Hände lagen still auf den Knien. Da nahm sein zuckendes, eckiges, von Wetter überstürmtes Gesicht einen Ausdruck der Trauer an, der es verschönte.

Und wenn sie Kopfschmerzen hatte oder müde war, äußerte sich die Besorgnis in rührender Weise. Auf den Fußspitzen ging er hin und umher und schloß die Türen mit Behutsamkeit. Bellte ein und auf der Straße, so stürzte er ans Fenster und schaute wild hinaus. Und am Abend half er ihr beim Auskleiden und deckte ihr, was sie verlangte, ans Bett.

Es war es seltsam, daß er sie nicht gern allein ausgehen ließ. Seine Unruhe, wenn sie fort und er zu Hause war, hatte etwas Bedrohliches. Sie schien ihm ohne seine Gegenwart von Gefahren bedroht, und am liebsten hätte er sie eingesperrt und gefangen gehalten, um sicher zu sein, daß sie in Sicherheit war. Dies machte ihn schwächer und von ihm über alle Maßen abhängig, während er einem Menschen glich, der mit Angst und Qual das an sich festhält, was er errungen hat; es an sich preßt, weil es sein einziger Stützpunkt ist, dieses wohl; aber auch darum es umklammert, um nicht denken zu müssen an ein anderes, Kostbareres, das er verloren

hatte. Endlich kam er zu Gertrud, als sie Harfe spielte, schlang die Arme um sie, schaute ihr wild und finster ins Gesicht und stammelte: „Ich liebe dich, liebe dich.“ Es war das erste Mal, daß er dieses Wort sagte, und sie wurde bleich, erst vor Glück, dann vor Entsetzen. Denn in seinem Ton lag eher Haß als Liebe.

Er meinte, der Umgang mit wahlverwandten Männern könne ihn über manche schlimme Stunde bringen. Aber als er nach solchen Männern zu suchen begann, wurde die Stadt zur Einöde.

Der Provisor Seelenfromm kam einige Male ins Haus. Daniel war unduldsam und auffahrend gegen den scheuen Menschen, der einen hohen Respekt vor ihm an den Tag legte und Gertrud stumm verehrte. Ein junger Architekt, der bei der Renovierung der Sebalderkirche beschäftigt war und die Musik liebte, hatte Daniels Gefallen erweckt, aber der Mann hatte die leidige Gewohnheit, beim Reden hie und da mit der Zunge zu schnalzen, das machte Daniel rasend, sie hatten einen Wortwechsel darüber und trennten sich im Zorn. Dauernder war die Beziehung zu einem Franzosen namens Rivière, der für einige Jahre in der Stadt Aufenthalt genommen hatte, weil er ein Buch über Caspar Hauser schreiben wollte. Er hatte ihn bei Frau von Auffenberg kennengelernt und sich ihm angeschlossen, weil er ihn an Friedrich Benda erinnerte.

Monsieur Rivière liebte es, wenn Daniel am Klavier phantasierte, er verstand so wenig Deutsch, daß er Daniels Bissigkeiten höflich belächelte und bei seinen Wutausbrüchen ängstlich auf seinen Mund starrte. Er hatte eine Warze auf der Wange und trug Sommer und Winter hindurch einen Strohhut. Er kochte sich seine Mahlzeiten selbst, denn es war seine fixe Idee, daß man ihn wegen seiner Forschungen über das Leben Caspar Hausers vergiften wolle.

Wenn der Provisor und Monsieur Rivière an Sonntagabenden in der Stube saßen, griff Daniel bisweilen nach einem Band E. T. A. Hoffmann oder Brentano, nur um im Bogen einer fremden Welt Ruhe zu gewinnen, um nicht weinen zu müssen beim Anblick der unbewegten Menschengesichter, und las vor, bis seine Stimme heiser wurde.

Da heftete Gertrud tiefe Blicke auf ihn und stellte sich die Frage, wie ein Mann, dessen Leben die Musik war, das Paradies des Herzens und des Geistes, so dumpf, so zerstört, so umwölkt sein könne. Sie begriff die Pein, in der er schuf; sie ahnte die laby-

thische Verschlingung seiner inneren Schicksale, aber ihr Geist erkrankte im Mitfühlen, und sie wünschte, wünschte es glühend, mehr Glauben und mehr Freude in seine Seele pflanzen zu können.

Er ging mit sich zu Rate, und es wollte ihr scheinen, daß er in der Stille, wo er mit Lenore viel verkehrt, gläubiger und froher gewesen war. Sie sah Lenore mit ganz anderen Augen an als früher; nicht allein, weil sie in der Schwester die Urheberin ihres Glückes erblickte, sondern auch, weil durch die Verwandlung des Wesens dort Liebe und Erleuchtung entstanden war, wo vorher Argwohn und Unwissenheit geherrscht hatten.

Er schrieb Lenore diejenigen Kräfte zu, die ihr mangelten, Überausdauer und aneifernde Gewalt, ein Spielkönnen, das den Schmerz versüßte und das Schwere leichter machte, Helligkeit des Verstandes und Zartheit der Hand. In den Grübeleien ihrer vielen einsamen Stunden erschien ihr Lenore als die einzige, die ihr helfen konnte, und sie ging in die Wohnung des Vaters, um Lenore zu fragen, weshalb sie so selten komme.

„Ich geh nicht gern zu euch hinüber, Daniel ist so unfreundlich gegen mich“, sagte Lenore.

Gertrud antwortete, er sei unfreundlich gegen alle Menschen, auch gegen sie selbst, und sie möge sich doch daran nicht kehren. Sie wisse genau, daß er Lenore gern habe, vielleicht sei er seiner Unfähigkeit gekränkt, weil sie nicht mehr kam.

Lenore ließ sich überreden und kam nun wieder häufiger zu Daniel und Gertrud. Aber wenn es auch nicht gerade den Anschein hatte, daß Daniel ihr auswich, so redete er doch nur das Nötigste mit ihr und ergriff gern einen Vorwand, das Zimmer zu verlassen, wenn sie da war. Lenore fühlte es, und es tat ihr weh.

9

Am Morgens kehrte Gertrud vom Markt zurück und trug schwer auf ihrem Einkaufskorb. Als sie ins Haus trat, hörte sie, daß Daniel spielte. Sie hörte sogleich, daß es kein Phantasieren war, sondern ein zusammenhängendes Gebilde, dessen Töne ihr unangenehm waren.

Während sie die Stiege hinaufging, spürte sie kaum mehr die Schwere des Korbes, und oben schlich sie in die Wohnstube und lauschte. Aber es zog sie näher und näher ans Klavier; Daniel merkte es nicht, als sie in sein Zimmer trat und sich auf einen Stuhl setzte; er war ganz versunken und wandte den wunderbar erfüllten Blick nicht ab von den beschriebenen Notenblättern auf dem Klavier.

Es waren die Entwürfe zur »Harzreise im Winter«. Seit andert-halb Jahren, seit er sie in Ansbach niedergeschrieben, hatte er sie liegenlassen und nicht mehr daran gearbeitet. Plötzlich war das Feuer wieder aufgeflammt, und in Schöpferglut konnte er das Unverbundene binden, das Angedeutete gestalten.

Immer wieder begann er einen Teil von neuem und suchte Brücken, bald hier, bald dort, griff zum Bleistift, schrieb Noten hin, suchte wieder, sang und lächelte sonderbar irr und beglückt, wenn auf den Blättern ein Motiv in abgerundeter Form erschien. Und Gertrud wurde noch näher gezwungen; in ihrer Ergriffenheit kauerte sie sich dicht neben ihm auf den Boden, am liebsten hätte sie in das Instrument hineinkriechen mögen, um ihre ganze Seele in den Saiten mit austönen zu lassen, und als Daniel geendet hatte, legte sie ihre Stirn auf seinen Schenkel, und ihre heißen Hände langten nach ihm empor.

Daniel erschrak, denn er erinnerte sich einer Stunde, wo ein anderes Weib die Stirn auf seinen Schenkel gelegt hatte, und da fiel plötzlich sein Blick an die Wand, dorthin, wo die Maske der Zingarella hing. Er ward sich des Zusammenhangs nicht bewußt, hier war keine Brücke, zu verschieden war das Antlitz von seinem Urbild, aber mit einem leisen Schauer ahnte er doch rätselvolle Verknüpfungen und glaubte einen Herüberrief von jenseitigen Gestaden zu vernehmen.

Still legte er seine Hand auf Gertruds Haar, und ihr war es, als habe sie damit sein Versprechen erhalten, daß dieses Werk ihr zu eigen gehöre, daß er es für sie schuf, es aus ihrem Herzen genommen habe und ihrem Herzen zurückschenken werde.

Der Musikalienhändler Zierfuß hatte Karten zu einem Konzert geschickt. Daniel mochte nicht gehen, und so bat Gertrud ihre Schwester, daß sie mit ihr gehen solle. Daniel holte die beiden zum Konzert ab.

Er sagte ihm Lenore auf der Straße, daß sie am Nachmittag einen Brief mit dem Londoner Poststempel bekommen habe. »Von Benda?« fragte Daniel rasch.

»Die Schrift ist Bendas Schrift«, erwiderte Lenore. »Ich wollt ihn zu dir oben bringen, da hat mich Gertrud abgeholt. Warte vorm Haus, dann bring ich ihn herunter.«

»Ich sitz mit uns zu Abend«, forderte Gertrud die Schwester auf. Daniel sah Daniel unsicher an. »Wenn's Daniel recht ist –?«

»Keine Flausen, Lenore, es ist mir recht«, sagte Daniel.

Eine Viertelstunde später saß Daniel bei der Lampe und las Bendas Brief.

Ersterst teilte ihm der Freund mit, daß er sich an einer wissenschaftlichen Expedition beteiligen werde, deren Arbeitsfeld das Kongogebiet sei und die sich gleichsam im Kielwasser der zur Erforschung Emin Paschas ausgerüsteten Stanleyschen Expedition angeschlossen werde.

Dieser Brief ist also ein Abschiedsbrief, mein lieber Freund, es ist ein Abschied für Jahre, vielleicht fürs Leben. Ich fühle mich wiedergeboren. Ich habe wieder Augen, und die Ideen, die mein Inneres hervorbringt, sind nicht mehr zum Erstickungstod im Moder der verbrüdernten Sippe verurteilt. Die Arbeit im Laboratorium einer gigantischen Natur wird mich die erlittene Niedertracht und Ungerechtigkeit vergessen lassen; Hunger und Durst, Müdigkeit und Gefahren sind leichter zu ertragen als die Wirkungen jener zivilisierten Laster, die den Körper schonen, indes sie Seele und Geist verderben.«

Weiterhin hieß es: »An die Heimat binden mich nur noch zwei Menschen, meine Mutter und du. Vergegenwärtige ich mir dein Leben, so kommt eine stolze Stimmung über mich, und jede Stunde, die wir zusammen verbracht haben, ist meinem Gedächtnis unverwischbar eingeprägt. Aber es gibt da einen heiklen Punkt,

einen Gewissenspunkt; nenn es meinetwegen einen Span, nenn es, wie du willst, faß es auf, wie du willst, ich hab mich nun einmal donquichotisch festgerannt und muß den Posten verteidigen.«

Kopfschüttelnd las Daniel weiter. Von seiner Verheiratung wußte Benda noch nichts. Er schien sogar nicht einmal zu wissen, daß Daniel und Gertrud verlobt gewesen. Oder wenn er es gewußt hatte, schien er es vergessen zu haben. Oder wenn er es nicht vergessen hatte, schien ihm das Vergessen wünschenswert.

Daniel traute seinen Augen nicht, als er zu der Stelle kam: »Meine größte Angst war stets, du könntest an Lenore vorübergehen. Ich war zu feig, diese Angst zu äußern, und diese Feigheit hab ich mir ohne Unterlaß zum Vorwurf gemacht. Jetzt, da ich scheide, soll es nicht mit dem Gefühl eines Versäumnisses geschehn.«

Ums Himmels willen, dachte Daniel, was tut er mir an!

»Ich habe es oft im stillen bewundert, es war wie die Befriedigung bei einem chemischen Experiment, wenn die Reaktion der Stoffe sich in der erwarteten Weise vollzieht: was sie spricht, ist dein Wort, was du empfindest, ist ihr Gesetz.«

Er sieht Gespenster, bäumte sich Daniel auf, verwirrt mir meinen Faden. Wozu? Wozu?

»Sei nicht achtlos! Zerstampf mir nicht die wunderbare Blüte! Das Mädchen ist von seltener Art, von der seltensten. Man braucht das ganze Herz mit seiner ganzen Güte, um sie zu ahnen und zu fassen. Kommen meine Worte aber zu spät, so zerreiß dieses Blatt und denk es aus deinem Geist und aus der Welt wieder fort.«

»Komm und iß, Lenore«, sagte Gertrud, die mit einer Schüssel voll marinierter Heringe ins Zimmer trat.

Lenore saß auf dem Sofa und blickte Daniel, der in Gedanken versunken war, forschend an.

Daniel schaute empor und betrachtete die beiden, als seien sie Gestalten einer Halluzination. Die eine im rostbraunen Kleid, die andere im dunkelblauen, wie Moll und Dur. Nebeneinanderstehend beide, und doch so fern voneinander, die Endpunkte seiner Welt.

Was schreibt denn Benda?« fragte Gertrud zaghaft.

Denkt euch nur, er geht nach Afrika«, antwortete Daniel mit einer Stimme, als löge er. »Kurios, nicht wahr? Zur Stunde ist er vielleicht schon auf dem Meer.«

Während in seiner Miene die Furcht war, als könnten die sich nähernden Schwestern erraten, was er von dem Inhalt des Briefes verschweigen mußte, las er vor, was er mitteilen durfte. »Warum bist du denn nicht weiter?« erkundigte sich Lenore, als er abbrach. Sie beugte sich über den Tisch, um wißbegierig in den Brief zu schauen, dabei verwickelten sich ihre Haare in der Metallverzierung der Hängelampe. Gertrud erhob sich, um sie zu befreien.

Daniel hatte die Hand über den Brief gelegt und schaute Lenore schweigend an. Das gefesselte Mädchen, seinem Blick belegend, schlangelte zwischen Lachen und Verdruß, und es war ihm unbehaglich, ihre Augen so nah vor sich zu sehen.

»Weißt du nicht, daß sich das nicht paßt?« fragte er. »Wir haben vielleicht ein Geheimnis, Benda und ich.«

»Ich hab gedacht, Benda läßt mich grüßen«, erwiderte Lenore und schüttelte beschämt.

Daniel hielt den Brief über den Zylinder der Lampe, wartete, bis er Feuer fing, und warf ihn dann auf den Boden, wo er verbrannte.

»Es ist schon spät, der Vater wartet«, sagte Lenore, als sie in Eile gegessen hatte.

»Ich begleite dich hinüber«, erklärte Daniel. Überrascht von so gewohnter Ritterlichkeit, schaute ihn Lenore an. Er blickte weiter drein, und sie verwunderte sich noch mehr. »Ich kann auch mitgehen, Daniel«, sagte sie ernst; »brauchst dich nicht zu beschammodieren.«

»Beschammodieren, Lenore? Was soll denn das wieder heißen? Bist du auch von der Sorte, die keinen Ton halten kann und das Pedal nicht drückt, wo die Empfindung versagt?«

Lenore schwieg.

»Nimm deinen Mantel an, Daniel«, bat Gertrud im Flur, »es weht kalter Wind.«

Sie wollte ihm den Mantel umhängen, aber er warf ihn ärgerlich auf die Truhe.

Schweigend ging er neben Lenore über den menschenleeren Platz. Sie hatte schon den Schlüssel ins Torschloß gesteckt, da schaute sie bekümmert auf. »Daniel, was ist denn mit dir?« fragte sie. »Wenn ich dich anseh, wird mir angst und bange. Was hab ich denn verbrochen, daß du jetzt immer so häßlich gegen mich bist?«

»Laß das, Lenore, ich bitt dich, laß es sein«, sagte er mit rauher Stimme. Aber der Blick, den sie auf ihn geheftet hielt, war streng und unerbittlich prüfend, so wenig mädchenhaft, so stark und kühn, daß ihm plötzlich weich ums Herz wurde. »Geh noch ein Weilchen mit mir auf und ab«, bat er.

Lange redeten sie nichts, bis endlich Lenore fragte, was er arbeite. Nur zögernd gab er Bescheid, aber auf einmal flammten die Worte. Er sagte, oft sei ihm zumut, als ringe er in der Finsternis mit Kobolden. Was zutiefst aus der Seele gequollen, sei so schwer an Laut und Zunge und ersterbe ihm in der Mühe um die Form. Ihm könne nichts gedeihen als das Entrückte, das Erdentbundene, dessen Melodie noch in keiner Menschenbrust Widerhall finde. Deshalb erscheine er oft so haltlos und unglücklich ins Schweifen gewiesen, denn je herrischer die Ordnung sei, unter die er Geist und Phantasie gestellt, je verlorener treibe sein leibliches Teil im Chaos der Werktagswelt. Den Himmel trage er nur als Traum in sich, unter den Menschen sei für ihn die Hölle. Und wie tot alles um ihn liege, ein Kirchhof; sein beherztestes Leben werde allgemach zu Schatten und Ungestalt entfleischt, aber daß er grausam sei gegen die Menschen, spüre er wohl, denn jene lebten ja auch, unschuldiger als er und nützlicher.

»Aber du hast doch eine, die dich hält«, wagte Lenore einzuwerfen, »du hast doch Gertrud.«

Darauf antwortete er nicht. Sie wartete, daß er antworten solle, und als sie begriffen hatte, daß er nicht antworten würde, lächelte sie zu ihm hinüber wie mit einem letzten Versuch, ihn zu einer Bestätigung zu bewegen. Dann schwand die Ruhe aus ihren Zügen; jedesmal, wenn sie an einer Laterne vorbeigingen, drehte sie den Kopf zur Seite.

ie ist vor Gott dein Weib«, sagte sie endlich leise und mit
undersamer Feierlichkeit.

niel horchte bestürzt auf. In den Wind hineinredend, entgeg-
te er: »Die Oberstimme, Lenore; ein Vogel, der in den Bäumen
ritschert. Vor Gott mein Weib! Aber in den Wurzeln heult der
Baß. Ein teuflisches Tremolo; hörst du's?«

lachte toll, und sein Gesicht war ihr mit gebleckten Zähnen
gewandt, sie aber packte beschwörend seinen Arm.

drückte er die Hand wider die Stirn und sagte: »Der Brief,
Lenore, der Brief . . .«

hiehst du, ich hab's ja gleich gewußt, Daniel, der Brief. Was
ist denn in dem Brief?«

as kann ich nicht sagen«, antwortete er, »sonst purzelt mir die
Baße Oberstimme in den finstern Baß, da wär's um sie gesche-
hen.«

Lenore schaute ihn erstaunt an, so närrisch war er ihr noch nie
vorgekommen.

er sprach auf«, fuhr er fort und legte seinen Arm in den ihren, »ich
habe ein Lied komponiert, das geht so.« Und er sang zu Versen
von Eichendorff eine Melodie von zarter Schwermut. »Weil jetzo
die Stille ist und alle Menschen schlafen, mein Seel' das ewige
Leben begrüßt, ruht wie ein Schiff im Hafen.«

Er standen wieder bei der Haustür; aus dem Weilchen waren
jetzt Stunden geworden, und Lenore sagte ihm gute Nacht.

Gertrud gern stieg er die Treppe zu seiner Wohnung empor.

Gertrud saß im Vorplatz auf der Truhe. Mit dem Mantel, den er
hinter sich von sich geworfen, hatte sie ihre Beine bedeckt, der Rücken
lehnte an die Mauer gelehnt, der Kopf auf die Schulter gesunken,
so schlief sie, ohne bei seinem Kommen zu erwachen. Neben
ihr auf der Truhe stand die bis aufs Metall herabgebrannte Kerze,
die flackerte nur noch mit letzten Zuckungen, welche das Ant-
litz der Schläferin durch rasch wechselnde Schlagschatten fremd-
artig leidend machten.

»Vor Gott mein Weib«, murmelte Daniel, und erst, als die Kerze
erlosch, weckte er Gertrud auf, und sie gingen in der Fin-
sternis in die Schlafkammer.

Die gläserne Kugel zerbricht

1

Daniel wollte einmal Lenore beim Schlittschuhlaufen zusehn, und so ging er aufs Maxfeld zu einer Stunde, wo er sie dort wußte. Er gewahrte sie bald und freute sich, wenn sie vorüberschwebte, und runzelte die Stirn, wenn sie sich im Gedränge verlor. Es folgten ihr die Gymnasiasten mit feiger Aufdringlichkeit, und ein Student, der eine rote Mütze trug, fiel auf den Bauch, während er sich vor ihr verbeugte.

Zwei Offiziere, in deren Mitte sie lief, hemmten die beseelte Grazie ihrer Bewegung, und als sie wieder allein die schönen Bogen zog, entdeckte sie endlich Daniel und kam heran. Sie lächelte vertraut, plauderte ein wenig, glitt rückwärts im Kreis um ihn herum, lachte ausgelassen über seine Ungeduld, daß sie nicht stehenblieb, warf ihm ihren Muff wie einen Ball zu, forderte, daß er ihn zurückwerfe, und beschrieb, indes der Muff hoch oben war und sie die Arme ausstreckte, ihn zu fangen, eine kunstreiche Figur.

Das Bild, das sie ihm darbot, erfüllte ihn mit Ehrfurcht vor der Harmonie ihres Wesens.

2

Sie gingen nun häufig um die Dämmerstunde vor die Stadt und auf die Burg. Als Gertrud sah, daß Daniel und Lenore wieder gut miteinander waren, freute sie sich.

Als sie einmal auf die Burg gingen, erzählte Lenore, daß sie oben von Eberhard von Auffenberg Abschied genommen. Sie wußte noch jedes seiner Worte, und was sie selbst gesagt, bekannte sie offen. Die Geschichte mit dem alten Kräuterweib entlockte Daniel keinen Spott. Er blieb stehen und sagte: »Menschenskind, geistere du nicht; vergreif dich nicht an deiner schönen Wirklichkeit.«

»Sprich nicht so«, erwiderte Lenore, »ich mag's nicht, wenn mich dein Blick, wie eben jetzt, zum Frauenzimmer macht.«

gingen in die Sebalderkirche und entzückten sich an den erz-
rossenen Figürchen des Sebaldergrabs. Auch ins Germanische
useum gingen sie, verirrten sich gern in den zahllosen öden
ngen, standen still vor den alten Bildern, wurden nicht müde,
alten Spielwaren, die alten Globen, die alten Küchen, die alten
stungen zu beschauen.

ihres größtes Vergnügen war aber, in den engen Gassen zu
ndern; von einem Tor in den Hof zu spähen, wo eine verwit-
te Statue stand; vor dem Schaufenster eines Althändlers zu
weilen und Brokatstoffe, silberne Ketten, Ringe mit bunten
inen, gravierte Zinnteller und seltene Uhren zu betrachten.
fiel ihr allerlei Schalkhaftes ein, und um jeden Wunsch dichtete
ein kleines Märchen. Der dürftigste Anlaß genügte, und ihr
st flog in ein Wunderland, als ob die Fabeln und Legenden,
das Volk seit Jahrhunderten von Herdfeuer zu Herdfeuer ge-
gen, in ihm ein bewahrtes Leben führten.

Schneider, der mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tisch
kte; der Schmied, der auf das glühende Eisen hämmerte; der
ikler, der mit dressierten Affen durch die Stadt zog; der jü-
he Hausierer, der Schlotfeger, der einbeinige Veteran, ein ver-
umptes Weib, das aus einem Kellerloch lugte, ein Spinnen-
ebe im Mauerwinkel, an all das knüpfte sie bestimmte Vor-
lungen von gruseliger oder lustiger Art. Was sie anschaute,
immer wie zum erstenmal angeschaut. Die Dinge und Men-
n, von denen sie sprach, schienen einen Augenblick früher
nicht vorhanden gewesen. Darum war sie niemals miß-
unt, nie gelangweilt, nie faul und matt.

ir irgend etwas war Daniel rätselhaft an ihr. Er wußte nur
t, was. Reichte sie ihm die Hand, so dünkte es ihm, als gäbe
ur zum Schein die Hand. Forderte er im Gespräch ihren Blick,
chlug sie wohl das Auge zu ihm empor, doch war es, als zer-
te sich ihr Blick und fließe rechts und links an ihm vorbei.
itt sie ihm gleich so nah, daß ihre Arme sich berührten, so
e er doch das Gefühl, als könne er sie nicht fassen, wenn er
lte.

ämpfte gegen die Verlockung, die darin lag.

Gegenwart adelte seinen Ehrgeiz und verscheuchte seine Gril-

len. Sie schenkte ihm die schöngestaltete Wolke, den Baum, der sich mit jungem Laub schmückte, den Mond, der sich über die Dächer erhob, die ganze Erde schenkte sie ihm, über die er friedlos hastete.

Er hatte kein Arg. Er ahnte nichts vom Schicksal. Und Lenore hatte keine Scheu vor ihm und fürchtete ebenfalls keine Gefahr.

3

An einem Sonntagnachmittag im April wanderten sie über Land. Gertrud litt seit einigen Wochen an beständiger Müdigkeit und konnte nicht mitgehen.

Lenore war eine treffliche Fußgängerin, und es bereitete Daniel einen Genuß, mit ihr in gleichem, starkem Schritt dahinzueilen. Die rasche Bewegung steigerte seine Empfänglichkeit für die wechselnden Landschaftsbilder, ganz anders als bei den Spaziergängen mit der bedächtigen und gern selbstvergessen schmachtenden Gertrud.

Nach einer Stunde trübte sich der blaue Himmel, die Sonne hörte auf zu scheinen, und große Tropfen begannen zu fallen. Lenore hatte weder Schirm noch Mantel mitgenommen und ging rascher. Bei einiger Bemühung konnten sie das hinter dem Wald gelegene Gasthaus erreichen und sich dort vor dem ärgsten Unwetter in Schutz bringen.

Als sie in dem Gedränge vieler Leute, die über die Landstraße zu demselben Asyl geflüchtet waren, in den Flur des Wirtshauses schlüpften, öffneten sich die Schleusen des Himmels, und ein Wolkenbruch stürzte nieder. Lenore, die erhitzt war, wollte nicht in der Zugluft stehenbleiben, und sie gingen daher in den Saal, der so voller Menschen war, daß sie lange nach einem Platz suchen mußten. Eine Arbeiterfamilie, Mann und Frau und vier kränklich aussehende Kinder, rückte willig zusammen, die beiden jüngsten Knaben überließen ihnen ihre Stühle und suchten sich zwei andere.

Die tiefziehenden Wolken hatten eine verfrühte Dunkelheit verursacht, und es wurden Öllampen angezündet, deren Qualm sich

t den übrigen schlechten Ausdünstungen vermischte. Ein paar
rfrmusiker bliesen ein unnennbares Stück, und den Kindern
s Arbeiters leuchteten die Augen. Weil sie so artig und bläßlich
saßen, strich Lenore jedem ein Butterbrot. Die Frau bedankte
h schön, und mit dem Mann, der sich als Aufseher in einer
iegelglasfabrik zu erkennen gab, ließ sich Daniel in eine Unter-
rtung über die Not der Zeit ein.

itzlich gewährte er an einem unfernen Tisch eine bekannte
ysiognomie, die dann zur Seite wich, um in dem brandigen
rielicht einer zweiten, ebenfalls bekannten Raum zu schaffen,
rauf einer dritten und einer vierten. Es sah gespenstisch aus,
d erst nach einer Weile wußte er, wohin die Leute gehörten.

rr Hadebusch und Frau Hadebusch, Herr Francke und Herr
jamin Dorn hatten sich einen vergnügten Sonntag gemacht.
: Bürstenmachersgattin strahlte, als sie ihren ehemaligen Mie-
entdeckt hatte. Sie nickte, sie blinzelte, sie faltete gerührt die
nde, und Herr Hadebusch erhob prostbietend sein Bierglas.

mußte ein Mißverständnis in bezug auf die Person Lenores
walten; sicherlich hielten sie Lenore für Daniels Frau. Dieses
ßverständnis schien dann durch den Methodisten, der den
wanenhals gierig reckte, aufgeklärt zu werden. Zwar blinzelte
l nickte das dämonische Weib noch immer, aber mit einem
genden Ausdruck im Gesicht. Ihr Maul war geöffnet, und die
er im Oberkiefer starrten unheilvoll aus dem schwarzen
lund.

· Schwanenhals des Methodisten schraubte sich so verwegen
l pittoresk über alle andern Köpfe, daß Lenore nicht umhin-
nte, seinen Eigentümer zu bemerken. Sie runzelte die Stirn
l sah Daniel fragend an.

schaute im Kreis herum und gewährte überall Leute aus der
dt, die sie teils mit Namen, teils von häufigen Begegnungen
nte. Ein Ladenfräulein aus der Ludwigstraße; einen pocken-
bigen Kommis aus einer Kolonialwarenhandlung; die würdige
steherin eines Kindergartens; einen Beamten von der Spar-
se; den Hutmacher von der Ecke am Marktplatz samt seiner
wachsenen Tochter; den Feldwebel, der stets salutierte, wenn
hren Weg kreuzte.

Alle diese Leute waren im Sonntagsstaat und sahen sorglos und gutmütig aus. Aber sobald ihre Blicke sich gegen sie richteten, war etwas Böses in ihren Mienen. Die flackernden Flammen übermalten die Gesichter unheimlich, leichte Trunkenheit machte die trägen und schmutzigen Gedanken leserlich, und voll Sorge blickte Lenore zu Daniel auf, als müsse sie sich an seine größere Erfahrung und Überlegenheit wenden.

Es tat ihm leid um sie und leid um sich. Er wußte, was ihrer und seiner harrte. Sah er in die Höllenbreughelsche Versammlung, in der trotz Kneip- und Festtagslaune dunkle Gelüste jeder Art, verkrüppelte Leidenschaften, geheimnisvoller Neid und geheimnisvolle Rachgier etwas wie Blutgeruch verbreiteten, so konnte er sich keiner Täuschung hingeben über das, was ihnen bevorstand. Lenore zu schonen und zu schützen, eher von ihr zu lassen, als schuldig daran werden, daß das Kinderlächeln auf ihren Lippen erstarb, dies glaubte er im stillen sich und ihr versprechen zu können.

Die Arbeiterfamilie war aufgebrochen, und da es nicht mehr regnete, entfernten sich auch die meisten andern Gäste bald. In einem Raum über dem Saal wurde getanzt. Die Lampen klirrten, und man hörte nur das Brummen einer Baßgeige. Daniel schrieb mit dem Bleistift Noten auf den Tisch; Lenore beugte sich herzu, sah ihn fragend an und verfiel dann wieder, so wie er, in träumerisches Sinnen.

Keines trug nach den Worten des andern Verlangen; sie unterhielten sich stumm und wurden durch eine unwiderstehliche Gewalt innerlich zueinander hingezogen. Sie merkten nicht, daß es Abend wurde, daß der Saal sich indessen ganz geleert hatte, daß die Schankburschen die Gläser wegräumten und daß schließlich auch die Tanzmusik verstummt war.

Wie in einer öden Höhle saßen sie Seite an Seite im halbfinstern Winkel, und als sie aus dem tiefen Schweigen emportauchten, blickten sie einander in die Augen, erst verwundert, dann in aufwallender Bestürzung.

»Was ist denn? Was machen wir denn!« rief Lenore halblaut, »es ist spät, wir müssen heim.«

Der Himmel war umzogen, ein lauer Wind strich über die Ebene,

f der Landstraße standen breite Wasserlachen. Hie und da
tzte ein Licht aus der Dunkelheit, in fernen Dörfern schallte
undegebell. Als die Chaussee in den Wald bog, reichte Daniel
nore den Arm. Sie nahm ihn, ließ ihn aber bald wieder los.
niel stockte im Schreiten und sagte fast zornig: »Sind wir denn
hext, alle beide? Sprich doch, Lenore.«

Was soll ich denn sprechen?« erwiderte Lenore leise, »ich weiß
ht, was ich sprechen soll. Mir ist so bang; die Nacht ist so
ster.«

ir ist bang? Dir, Lenore? Du kennst eben nicht die Nacht. Um
h und in dir war's noch nie Nacht, und jetzt verstehst du viel-
ht, wie's einem Nachtmenschen zumut ist.«

antwortete nicht.

ib mir die Hand«, bat er, »ich will dich führen.«

gab ihm die Hand. Bald sahen sie die Lichter der Stadt.

geleitete sie ans Haus, aber statt Abschied zu nehmen, schau-
sie einander wieder mit verwirrten, suchenden, hilflosen
gen an, beide bleich und stumm.

ore eilte in den Flur, drehte sich bei der Stiege um und winkte
elnd wie aus einem Nebel zurück. Mit geschnürter Kehle
rte er auf die Stelle, wo die schlanke Gestalt verschwunden
:

4

ne der Zeit zu achten, ohne Müdigkeit, ohne bestimmte Ge-
ken, abgelöst von Pflicht und Gegenwart, wanderte er dann
los durch die Gassen. Eine Spelunke auf der Insel Schütt sah
spät noch als Gast. Zusammengekauert, die Hand vor die
gen gepreßt, nicht sehend, hörend, fühlend, saß er da. Ver-
tteter Schnaps glitzerte auf dem Tisch wie Grind, Karten-
ler fluchten, der Wirt war betrunken.

erlärm auf der Straße trieb ihn hinaus. Es brannte in der Vor-
t Schoppershof. Der Himmel war gerötet, Rieselregen fiel. Es
en Daniel, als ob die Atmosphäre von einer herzzermalmenden
Unglücksahnung durchzittert sei. Über dem Laufertor wir-
e eine Funkengarbe in die Höhe.

stieg in grandiosem Bogen die Melodie empor, auf welche er

so lange und in vielen verzweifelte Nächten geharrt, und offenbarte sich wie mitgeboren zu den Worten der Harzreise: Mit der dämmernden Fackel durchleuchtest du ihm die Furten bei Nacht, über grundlose Wege, auf öden Gefilden.

In schluchzenden Terzen, immer noch einmal zur ckstrebend, senkten sich die Stimmen, und oben blieb eine einsam, in der Umkehrung fromm entrückt.

Er summt die Melodie mit bebenden Lippen laut vor sich hin, als ihm im Rosental der Sokrates des neunzehnten Jahrhunderts mit seiner Bande begegnete. Diese also zigeunerten noch immer durch die Nächte.

Sie redeten alle durcheinander; ihr Wegziel war die Feuersbrunst. Unerkannt ging Daniel vorüber, da gellte die Stimme des Malers Krapotkin durchdringend: »Heil dem, was flammt! Heil den Kommenden!« Das Gelächter der Sumpfbrüder verhallte in der Ferne.

Gertrud stand oben am Treppengeländer der Wohnung, mit der Kerze in der Hand. Seit zwölf Uhr wartete sie bei der Stiege. Um elf Uhr hatte sie am Haus des Vaters angel utet; die erschrockene Lenore hatte ihr vom Fenster herunter mitgeteilt, daß sie sich schon um neun Uhr von Daniel getrennt habe.

Er führte die halb entseelte Frau in die Stube. »Warte niemals auf mich, niemals«, sagte er.

Er öffnete das Fenster, wies in den glühenden Himmel hinter der Kirche, und während sie den Kopf mit geschlossenen Augen an seine Schulter lehnte, sagte er mit einer skurrilen Verzerrung seines Gesichts: »Schau hin, es brennt. Heil dem, was flammt. Heil den Kommenden.«

5

Lenore hatte am andern Morgen keinen Gedanken mehr für die Frage übrig, warum Daniel nicht nach Hause gegangen war.

Der Inspektor war eben mit dem Frühstück fertig, als mit Heftigkeit die Klingel gezogen wurde. Lenore ging hinaus, um zu  ffnen, und kehrte alsbald mit Herrn Zittel zurück, der sich in ungewöhnlicher Aufregung befand.

h komme, um mich nach Ihrem Sohn zu erkundigen, Herr Inspektor«, fing er an und hüstelte verlegen.

«Nach meinem Sohn?» entgegnete Jordan erstaunt; »ich war der Meinung, Sie hätten ihm für drei Tage Urlaub gegeben.«

«Davon ist mir durchaus nichts bekannt«, sagte Herr Zittel.

Er ist am Samstagabend nach Bamberg zu seinem Freund Gerber fahren, um ein Stiftungsfest oder dergleichen mitzufeiern, und erwarten ihn erst morgen. Wenn Sie nichts davon wissen, wird ihm wohl Herr Diruf den Urlaub gegeben haben.«

Der Bürochef preßte die Lippen zusammen. »Können Sie mir die Adresse dieses Herrn Gerber mitteilen?« fragte er. »Ich möchte graphieren.«

«Im Gottes willen, was ist geschehen, Herr Zittel?« rief der Inspektor erblassend.

Herr Zittel starrte mit seinen grünlitzernden Augen düster in die Luft. »Am Samstagnachmittag übergab Herr Diruf Ihrem Sohn einen Scheck über dreitausendsiebenhundert Mark mit dem Auftrag, ihn bei der Filiale der Bayrischen Bank einzulösen und das Geld mir abzuliefern. Ich hatte Geschäfte und kam am Nachmittag nicht mehr ins Büro. Heute nun, vor einer halben Stunde, frug mich Herr Diruf, ob ich das Geld erhalten habe. Es stellte sich heraus, daß Ihr Sohn sich am Samstag nicht mehr hatte melden lassen, und da er auch diesen Morgen nicht gekommen ist, werden Sie unsere Unruhe begreiflich finden.«

Der Inspektor reckte sich steif in die Höhe. »Herr, soll das etwa heißen, daß man meinen Sohn einer verbrecherischen Handlung schuldig?« donnerte er und drückte die Knöchel der geballten Hände auf den Tisch. Herr Zittel zuckte die Achseln.

«Es ist ja möglich, daß ein Mißverständnis oder eine Nachlässigkeit vorliegt«, antwortete er; »immerhin sind die Umstände bedenklich; man muß rasch eingreifen, und wenn Sie mich im Stich lassen, muß ich polizeiliche Hilfe in Anspruch nehmen.«

Das Gesicht wurde fahl. Er suchte an seinem langen schwarzen Rock aus irgendeinem Grund nach der Tasche. Der Rock hatte keine Tasche, trotzdem fuhr er mit hastigen Fingern zu suchen.

Er wollte sprechen, aber die Zunge gehorchte ihm nicht; seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß.

Lenore umfaßte ihn mit geängstigter Zärtlichkeit. »Ruhig, Väterchen«, redete sie ihm zu, »nur nicht gleich ans Schlimmste denken. Setz dich schön hin und laß uns überlegen.« Sie wischte mit dem Taschentuch seine Stirn ab und hauchte einen Kuß darauf.

Der Inspektor fiel widerstandslos in den Sessel und blickte Lenore voll flehender Spannung in die Augen. Von der ersten Sekunde an hatte sie gewußt, was sich ereignet hatte und was kommen mußte. Aber sie durfte ihm nicht zeigen, daß sie ohne Hoffnung war, und bot ihre ganze Kraft auf, um den alten Mann vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Mit Zittels Beistand verfaßte sie eine Depesche an jenen Gerber. Die als dringlich vorbezahlte Antwort sollte an die Generalagentur gelangen, und Lenore sollte zwischen elf und zwölf Uhr dorthin kommen. Sie begleitete Herrn Zittel in den Flur, und der Bürochef sagte: »Setzen Sie alle Hebel in Bewegung, um das Geld herbeizuschaffen. Wird der Schaden sofort beglichen, so verzichtet Herr Diruf auf eine gerichtliche Verfolgung.«

Lenore wußte aber, daß eine solche Summe schwerlich zustande gebracht werden konnte. Der Vater besaß keine Ersparnisse mehr. Auch hatten seine Arbeitgeber kein Vertrauen mehr zu ihm. Er war keiner Anstrengung mehr gewachsen und der Ruhe bedürftig.

Mit freundlicher Miene betrat sie die Stube und sagte lebhaft: »So, Vater, nun wollen wir abwarten, was Benno antwortet, und damit du dich nicht vergrübelst, les' ich dir was Hübsches vor.«

Auf einem Schemel zu Füßen des Vaters sitzend, las sie ihm aus einer Nummer der »Gartenlaube« die Schilderung einer Mont-Blanc-Besteigung vor; und dann anderes, worauf gerade ihr Auge fiel. Während ihre helle Stimme einsam durch das Gemach schwirrte, rang sie mit Entschlüssen und lauschte auf den Pendelschlag der Uhr. Daß der Vater ebensowenig wie sie selbst den Sinn des Gelesenen aufnahm, war ihr klar.

Endlich schlug es elf Uhr. Da erhob sie sich und sagte, sie müsse in die Küche, um Feuer zu machen. Es kam an Mittagen sonst eine Bedienerin, die das Essen kochte, diese war noch nicht da. Im Flur riß Lenore ihren Strohhut vom Nagel und flog schnell wie der Wind zu Gertrud hinüber. Daniel war nicht zu Hause; Gertrud schälte Kartoffeln.

ei Sätze, und Lenore hatte der Schwester alles gesagt. »Geh
ich mit mir, und geh hinauf zum Vater«, schloß sie; »acht auf
ihn, halt ihn zurück, wenn er fortgehn will, in einer halben Stunde
ich wieder bei euch.«

Gertrud wurde von Lenore die Stiege förmlich hinuntergezerrt,
ehe sie noch eine Frage stellen konnte, war Lenore verschwun-
den.

In der Generalagentur kam ihr Herr Zittel mit dem geöffneten
Antworttelegramm entgegen. Es war von jenem Gerber, Bennos
Sohn, unterzeichnet und lautete: Benno Jordan ist nicht hier
zu finden.

Benjamin Dorn stand hinter Herrn Zittel und trug eine Miene
stillschweigend klagenden Bedauerns zur Schau.

Herr Diruf läßt Sie bitten, sich zu ihm zu bemühen«, sagte der
Chef kalt.

Im bleichen Gesicht trat Lenore in Dirufs Privatkanzlei. Herr
Diruf schrieb an die drei Minuten weiter, ehe er von ihrer Gegen-
wart Kenntnis nahm. Dann öffneten sich die Pflaumenaugen
Lenores, ein seltsam genußsüchtiges Lächeln huschte blitzschnell
über seinem Schnurrbart hervor, und er sagte: »Der Filou ist
eben gepurzelt. Nicht wahr?«

Lenore rührte sich nicht.

Wann die veruntreute Summe binnen vierundzwanzig Stunden
bezahlt werden?« fragte der fette und finstere Fürst der Schreiber.

Mein Vater wird tun, was menschenmöglich ist«, flüsterte Le-
nora gepreßt.

Geben Sie die Güte, Ihrem Vater auszurichten, daß ich morgen
tag um zwölf Uhr die Anzeige erstatten werde, wenn bis da-
hin die dreitausendsiebenhundert Mark nicht an meine Kasse be-
zahlt sind.«

Lenore eilte nach Hause. Nun mußte der Vater aufgerüttelt wer-
den. Gertrud und der Inspektor saßen in einem furchtbaren
Schweigen beieinander. Lenore enthüllte das nicht mehr zu ver-
meidende Unglück.

Ein guter Name«, stöhnte Jordan gemartert.

Der Schande mußte er sich retten. Die gewährte Gnadenfrist
dient ihm als ein sicheres Mittel zur Rettung. Er zweifelte

nicht, daß er dienstbereite Freunde finden würde, denn er hatte ja etwas, worauf er pochen konnte: eine makellose Vergangenheit und den Ruf eines zuverlässigen Mannes.

So sagte er sich; und als er einmal den Entschluß gefaßt hatte, die Dienste der Freunde, deren er sicher zu sein wähnte, aufzurufen, schien ihm auch der schwierigste Teil seines Vorhabens überwunden. Das Leiden, zu dem ihn der tödlich getroffene Stolz, die enttäuschte und zertretene Vaterliebe verurteilte, hatte er allein zu tragen; das stand auf einem Blatt für sich.

Und er ging aus, sich an die Freunde zu wenden.

6

Sein erster Gang galt dem Schwager seiner Schwester, dem pensionierten Oberstleutnant Kupferschmied. Seine Schwester war vor einem halben Jahr gestorben und hatte nichts hinterlassen, der Oberstleutnant jedoch war vermögend; er hatte in die Familie eines reichen Fabrikanten geheiratet. Jordans Beziehungen zu ihm waren stets angenehm gewesen, ja der alte Militär schien eine besondere Vorliebe für ihn gefaßt zu haben. Kaum vernahm er aber jetzt, was von ihm gefordert wurde, so zeigte er sich höchst aufgebracht. Er sagte, er habe das Unheil kommen gesehen; wer seine Kinder über die Verhältnisse erziehe, müsse sich nicht wundern, wenn schlechte Menschen aus ihnen würden, und nichts in der Welt könne ihn bestimmen, auch nur einen roten Heller herzugeben. Jordan entfernte sich wortlos.

Der zweite Gang führte ihn zu seinem alten Bekannten, dem Notar Rübsam. Da vernahm er viel Bedauern, zahlreiche Ausrufe des Entsetzens, ein Ach übers andere, Klagen über die elenden Zeiten, Verwünschungen säumiger Zahler, endlose Trostsprüche und leere Ratschläge. Gestern noch sei das Geld annähernd beisammen gewesen; künftigen Monat fließe vielleicht wieder etwas ein, aber heute, gerade heute habe man die fälligen Steuern erlegen müssen, und so weiter, und so weiter.

Niedergedrückt von dem Gewicht der Demütigung, wanderte Jordan zum Dritten, einem Kaufmann namens Hornschuh, dem er

ist wichtige Hilfe geleistet. Diese hatte Herr Hornschuh vergessen, nicht aber die Warnungen, die er dem Inspektor im Hinblick auf den zutage tretenden Leichtsinn des jungen Benno angeblich bezufließen lassen. An Geld fehle es ihm selber; er habe ultimo vorigen Monats eine Hypothek kündigen müssen, und seine Frau habe sogar ihren Diamantschmuck verpfändet.

Und so ging es beim Vierten, einem Baumeister, der einmal zu Jordan gesagt, er werde Hab und Gut für ihn opfern, wenn Not Mann sei; und so beim Fünften und beim Sechsten und beim Siebenten. Mit wehem Herzen tat Jordan schließlich das äußerste: er ging zu Diruf, um ihn zu bitten, die Frist auf drei Tage zu verlängern. Aber Herr Diruf saß unnahbar auf seinem Schreibsessel. Er rauchte eine knüppeldicke Havannazigarre, der Solitär warf blendendes Feuerwerk, er lächelte müd, kalt und erstaunt und schüttelte den Kopf.

Als Jordan gegen Abend nach Hause kam, befanden sich Daniel und Gertrud im Zimmer. Gertrud stützte den Wankenden und brachte ihm ein Glas Wein zur Stärkung. Er hatte seit dem Frühstück nichts zu sich genommen.

«Wo ist Lenore?» murmelte er, schien jedoch kein Interesse an der Antwort zu haben, sondern ließ sich auf einen Stuhl fallen und preßte den Kopf zwischen beide aufgestützte Arme.

Gertrud, die ihn erlöschen sah, wie ein Licht verlöscht, wurde es windig vor Mitleid. Ihre letzte Hoffnung war auf Lenore gesetzt, die um fünf Uhr fortgegangen war, weil sie es unerträglich gefunden hatte, Stunde um Stunde nichtstuend auf den Vater zu warten. Bei jedem Geräusch, das im Hause erschallte, horchte sie begierig auf.

Daniel stand am Fenster und starrte in die violette Dämmerung auf dem stillen Platz.

Es schlug sieben Uhr, es schlug halb acht, es schlug acht, Lenore kam nicht. Daniel fing an, erregt durch das Zimmer zu gehen. Dann er mit dem Fuß an einen Sessel stieß, zuckte Gertrud zusammen.

Nach acht Uhr ertönten Schritte auf der Stiege. Der Schlüssel schellte im Gatterschloß, die Stubentür ging auf, und herein traten Lenore und Philippine Schimmelweis.

Alle sahen Philippine an; sogar der Inspektor heftete einen matten Blick auf sie. Daniel und Gertrud waren sehr befremdet. Daniel erkannte seine Base nicht, denn er wußte nichts von ihr und hatte sie nur einmal als Kind gesehen. Er wußte nicht, wer das abschreckend aussehende Wesen war, und forderte mit einem fragenden Emporheben der Brauen von Lenore eine Aufklärung. Lenore war die einzige, die Philippine wohlwollend betrachtete, und außerdem lag in ihrer Miene eine gewisse Neugier.

Philippines ganze Erscheinung hatte etwas Monströses. Schon ihre Toilette war abenteuerlich. Der große, braune Strohhut mit dem steif in die Höhe strebenden Band war ein wenig nach hinten geschoben, damit die über die Stirn hängenden modischen Simpelfransen nicht um ihre Wirkung gebracht würden. Das grell karierte Kleid war unterhalb der Brust mit einem gelben Stoffgürtel so fest umschnürt, daß die Plumpheit des Körpers dadurch ins Lächerliche wuchs und ihn einer großen Sanduhr ähnlich machte. Die grob geschnittenen Züge hatten den Ausdruck lauernder Tücke.

Nach einigen Minuten peinlicher Stille schritt sie auf Daniel zu und zupfte ihn am Ärmel. »Gell, du weißt gar nicht, wer ich bin?« fragte sie, und ihre kleinen Augen blitzten ihn mit rätselhafter Wildheit an; »ich bin die Philippine; die Philippine Schimmelweis bin ich.«

Daniel wich vor ihr zurück. »Nun gut, was soll's?« fragte er stirnrunzelnd.

Sie folgte ihm, packte ihn abermals am Ärmel und zog ihn in eine Ecke. »Hör zu, Daniel«, lispelte sie, »mein Vater, der muß dir Geld geben, so viel du brauchst. Dein Vater nämlich hat vor vielen, vielen Jahren alles Geld, was er gehabt hat, dreitausend Taler, meinem Vater gebracht, damit er's für dich aufhebt. Verstehst? Ich hab's erhorcht, wie mein Vater mit meiner Mutter davon gesprochen hat. Das ist auch schon an die sieben Jahre her, aber ich hab mirs damals hinter die Ohren geschrieben. Mein Vater hat das Geld für sich verwendet; er denkt, er kann's behalten. Geh hin und verlang, was du haben mußt, um denen da zu hel-

1. Darfst mich aber nicht verraten, sonst schlagen sie mich tot, erstehst? Darfst kein Sterbenswort von mir sagen, gell?«
«Ist das wahr?» entrang es sich Daniel, in dem unsäglicher Zorn mit unsäglichem Ekel kämpfte.
«Es ist wahr, Daniel, bei meiner Ehr und Seligkeit», erwiderte Philippine, »geh nur hin; wirst schon sehen, daß es wahr ist.«
Dann wandte während des Zwiegesprächs der beiden, aus dem Raum der Ton der Stimmen zu ihr drang, keinen Blick von ihnen

8

Am dem Tage, an welchem Philippine ihren Bruder Markus zum Pöbel gemacht hatte, war sie eine Geächtete im Haus ihrer Eltern gewesen.

Früherlich hatte sie jemals Anlagen zur Güte und Heiterkeit besessen, aber die barbarische Züchtigung ihres Vaters hatte ihre Seele für immer verdunkelt und befleckt. Von ihrem zwölften Jahr an wurde ihr Geist ausschließlich vom Haß regiert.

Der Haß erweckte sie, zeugte Gedanken und Pläne in ihr, verlieh Willenskraft und Kühnheit und gab ihr eine frühzeitige Reife.

Sie haßte ihren Vater, ihre Mutter und ihre Brüder.

Sie haßte das Haus und seine Stuben, das Bett, in dem sie schlief, den Tisch, an dem sie saß. Sie haßte die Leute, die in die Wohnung, die Kunden, die in den Laden kamen, die Müßigsteher am Fensterrahmen, den langen Zwanziger, die Bücher und die Zeitungen.

Am jenem Mittag, als sie das Gespräch zwischen Vater und Mutter belauscht, hatte sich in ihrem finsternen und verwahrlosten Gemüte dem Haß eine zweite Macht beigesellt. Mit brennendem Aufmerksamen hinter der Tür stehend, hatte sie gehört, daß sie mit Daniel verheiratet werden. Dieses Wort hatte sich die Dreizehnjährige mit der ganzen Wildheit einer Gefesselten, mit der ganzen Bissenheit einer Phantasielosen zu eigen gemacht.

Sie hatte darin nicht einen mehr oder weniger aussichtsvollen Rat des Vaters, sondern eine Schicksalsbotschaft hatte sie ver-

nommen und lebte von nun an einer Idee, die Licht und Zweck in ihr Dasein brachte.

Kurz nach seiner Ankunft in Nürnberg hatte sie Daniel unter den Meßbuden auf der Insel Schütt zum erstenmal gesehen; der Vater hatte ihn ihr gezeigt. Sie wußte, daß er Musiker werden wollte; sie empfand dabei nichts. Sie wußte, daß es ihm schlecht ging; sie spürte weder Mitleid noch Bedauern. Als sie ihn später im Konzertsaal erblickte, war er ihr schon der Versprochene; er gehörte ihr; ihn zu erringen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, gleich auf welche Art, war ihr unveränderliches Trachten, ein Gefühl, in welchem sich Tierisches und Wahnsinn seltsam mischte.

Die Diebstähle, die sie entschlossen und regelmäßig verübte, häuften sich im Laufe der Jahre zu einer stattlichen Summe. Nicht frech wie Diebe sonst, wurde Philippine mit der Zeit immer vorsichtiger. Darin, eine ehrliche Miene zur Schau zu tragen, erreichte sie eine solche Meisterschaft, daß selbst Jason Philipps Argwohn, als es einmal doch zu einer strengen Untersuchung kam, durch ihr Benehmen zerstreut wurde.

Sie hoffte wohl, sich mit dem gestohlenen Geld eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern. Denn stets war sie darauf gefaßt, daß ihr die Eltern eines Tages das Haus verbieten würden. Sie war überzeugt, Vater und Mutter warteten nur auf die Gelegenheit, sich ihrer unter einem Schein von Recht zu entledigen.

Ferner hatte sie zwei Leidenschaften: eine für Süßigkeiten und eine für bunte Bänder.

Die Süßigkeiten kaufte sie am Abend; da schlich sie heimlich in den Laden des Zuckerbäckers Degen und verlangte mit lüstern aufgerissenen Augen für zwanzig Pfennige gefüllte Pralines, an denen sie bis zum Schlafengehen schleckte.

Die Bänder nähte sie zu Schleifen, um sie entweder auf dem Hut oder am Hals oder am Kleid zu tragen. Je greller eine Farbe war, je mehr gefiel sie ihr. Fragte die Mutter, woher hast du das Band? so mußte sie lügen, und obwohl sie keine Freundin hatte, überhaupt keinen Verkehr, sagte sie, dies oder jenes Mädchen schenke ihr bisweilen Bänder. Wenn der Reichtum gar zu auffällig schien, zierte sie das Kleid erst nach dem Verlassen des Hauses in irgendeinem dunklen Torweg mit dem Band.

Den Gang auf den Dachboden wagte sie höchstens einmal in der Woche. Da mußten die Brüder in der Schule und die Eltern im Laden sein. Die Angst, man könne sie ihres Schatzes berauben, machte sie von Jahr zu Jahr unsteter und drückte sich in ihrem Gesicht als ein bösesartiges Mißtrauen aus.

Zitternd stieg sie die dreizehn Stufen vom Vorplatz der Wohnung zum Bodenraum empor. Daß es gerade dreizehn Stufen waren, gab den ersten Anstoß zu dem Aberglauben, dem sie sich in späterer Zeit mit wollüstigem Schaudern überließ. Hatte sie die unterste Stufe mit dem linken Fuß betreten und merkte es in der Mitte der Treppe, so kehrte sie um und verzichtete für diesen Tag auf den Anblick des Reichtums.

Sie fürchtete sich vor Gespenstern, Hexen und Zauberern und wurde kreideweiß, wenn eine Katze vor ihr über die Straße lief.

Therese hielt keine Magd mehr, und durch die Arbeit in der Küche wurde Philippines Teint rau, und an ihren Händen sprang die Haut. Oft entzog sie sich dem Geschirrwaschen und Tellerspülen durch die Flucht, dann keifte und schrie Therese, daß die Nachbarinnen die Köpfe zu den Fenstern herausstreckten. Da rächte sich Philippine, indem sie Bettüberzüge, Hemden und Handtücher, die im Flickkorb lagen, absichtlich beschädigte und zerriß. Sie bediente sich hierbei einer Verwünschungsformel, die sie sich erdacht hatte, und die aus bedeutungsvoll klingenden, aber völlig sinnlosen Worten zusammengesetzt war.

Sie hegte den absonderlichen Wahn, daß es ihr gegeben sei, Unglück über die Menschen zu bringen. Um die Zeit, als Jason Philipp anfang, über schlechten Geschäftsgang zu klagen, verspürte Philippine eine teuflische Genugtuung. Sein Gesinnungswechsel hatte die ehemaligen Parteigenossen vertrieben, und die neuen glaubten ihm nicht. Er mußte wieder zu zweideutigen Druckwerken greifen, um Geld zu verdienen, und bald war es üblich, daß die Leute verächtlich lächelten, wenn von der Schimmelweisschen Buchhandlung die Rede war. Die Arbeiter-Assekuranz warf lange nicht mehr soviel ab wie am Anfang, denn der Kredit der Prudentia und ihrer Werber war untergraben.

Es gibt ein Gesetz beim Fallen und Steigen bürgerlicher Existenzen. Von heute zu morgen veralten des einen Redlichkeit und

Fleiß, veralten die Schliche und Winkelzüge des andern. So fiel der Inspektor Jordan, so ging es mit Jason Philipp Schimmelweis bergab.

Philippine schrieb dies ihrem stillen, verderblichen Wirken zu. Jedes Mißgeschick, das den Vater traf, lockerte die Kette, die sie an freier Bewegung hemmte. In verruchten Stunden träumte sie von Not und Hunger, Bankrott und Verzweiflung der Ihren. Dann brauchte sie nicht länger das Aschenbrödel zu sein, früh aufzustehen, um Holz zu spalten und den Brüdern die Stiefel zu putzen; dann war offener Weg zwischen ihr und Daniel.

9

Manchmal dachte sie, sie könne einfach hingehen und bei ihm bleiben. Manchmal schien es ihr, als werde er kommen und sie mitnehmen. Eines oder das andere mußte geschehen, so dachte sie.

An einem Sonntagabend, es war gerade der Tag, an dem sie achtzehn Jahre alt geworden, kam ein Unteragent Jason Philipps, ein Mensch namens Pfefferkorn, in die Wohnstube und erzählte beiläufig, daß die ältere der Jordanschen Töchter seit langer Zeit mit dem Musikus Nothafft verlobt sei, daß dieses Verlöbniß geheimgehalten worden sei, daß aber nun die Hochzeit unmittelbar bevorstehe.

»Wie ich höre, ist ja der Musikus Ihr Neffe«, schloß Pfefferkorn seinen Bericht.

Jason Philipp starrte finster vor sich hin, Therese, die ihren Zichorienkaffee schlürfte, stellte die Tasse auf den Tisch und musterte ihren Mann mit geringschätzigem Blick.

Da brach Philippine in ein Gelächter aus, das allen durch Mark und Bein ging. Sie rannte aus dem Zimmer und schlug die Türe krachend hinter sich zu. »Die ist wohl nicht bei Trost«, murmelte Jason Philipp wütend.

Es kam dann jene Julinacht, in der sie ganz vom Hause fortblieb. Jason Philipp wetterte und brüllte, als sie am andern Morgen zurückkehrte, aber sie blieb stumm. Er sperrte sie sechzehn Stunden lang in den Keller; sie blieb stumm.

Hierauf verließ sie monatelang das Haus nicht mehr; wusch und frisirierte sich nicht mehr; hockte in der Küche, und die versträhnten Haare hingen wüst über Nacken und Schultern.

Eine verzehrende Rachgier tobte in ihrer Brust, und die Geduld, die sie wider Willen üben mußte, erstarrte nach und nach zur Miene heuchlerischen Stumpfsinns.

Plötzlich fing sie wieder an, sich zu schmücken, und schlenderte an Nachmittagen durch die Straßen. Ihre geschmacklos grellen Bänder erregten Spott bei jung und alt.

Sie hatte auskundschaftet, daß Lenore Jordan häufig die Vorträge im Kulturverein besuchte. Sie ging gleichfalls dorthin, drängte sich immer dicht an Lenore heran, aber deren Aufmerksamkeit zu erregen, wollte ihr lange nicht gelingen. Einmal saß sie neben Lenore; ein Wanderprediger hielt eine Rede über Leichenverbrennung. Philippine zog ihr Taschentuch und drückte es an die Augen, als ob sie weine. Betroffen wandte sich Lenore ihr zu und fragte, was ihr fehle. Es sei halt gar so traurig, was der alte Herr dort oben vorbringe, antwortete Philippine. Lenore verwunderte sich, da in den Ausführungen des Redners nichts enthalten war, was traurig genannt werden oder irgendeinem Menschen Tränen entlocken konnte.

Nachher ging sie mit Philippine zusammen weg, und als ihr das häßliche Geschöpf sein Elend schilderte, wie sie von den Eltern und Brüdern Mißhandlungen erleiden müsse und niemand auf der Welt habe, der sich um sie kümmere, wurde Lenore von diesen Klagen bewegt; der Umstand, daß Philippine Daniels leibliche Base war, beschwichtigte ihren Widerwillen, und sie versprach ihr, sie bisweilen zu einem Spaziergang abzuholen.

Sie hielt ihr Versprechen. Sie achtete nicht auf das Kopfschütteln der ihnen Begegnenden, wenn sie mit der vierschrötigen, marktschreierisch aufgetakelten jungen Dame in den Anlagen am Stadtgraben wandelte. Aber später zog sie es doch vor, die Promenaden, die zwei- oder dreimal jeden Monat stattfanden, in die Abendstunden zu verlegen.

Philippine wünschte es selbst. Sie deutete an, daß zwischen den Familien Nothafft und Schimmelweis eine geheimnisvolle Feindschaft herrsche und beschwor Lenore, sie möge Daniel den Ver-

kehr mit ihr verschweigen. Es war Lenore peinlich, dies von Philippine immer von neuem gefordert zu hören. Die lauernde Art, mit der Philippine das Gespräch auf Daniel und Gertrud zu bringen suchte, hatte etwas Zudringliches; sie wollte bald dies, bald jenes wissen, fragte unverschämt nach Gertruds Mitgift und verlangte schließlich, Lenore solle ihre Schwester einmal mitbringen. Da verspürte Lenore ein heftiges Grauen vor dem Mädchen, und Bestürzung erfaßte sie, als sie trotz der Dunkelheit die megärenhafte Bosheit in Philippires Gesicht bemerkte. Eine unüberhörbare Stimme warnte sie; soweit sie es ohne beleidigende Abwehr zu tun vermochte, entzog sie sich dem Umgang wieder. Hätte sie auch nicht Verschwiegenheit zugesagt, ein Gefühl, halb Furcht, halb Scham, hätte sie gehindert, vor Daniel den Namen Philippires zu nennen.

Sie ahnte nicht, daß sich Philippine im verborgenen an ihre Fersen heftete. Philippine kannte alsbald die Stunden, in denen sich Daniel und Lenore zu treffen pflegten, und folgte ihnen in bemessenem Abstand auf allen ihren Wegen. Warum sie dies tat, wußte sie kaum; es zwang sie dazu.

Und was sie bei Lenore erreicht hatte, wollte sie auch bei Gertrud erreichen. Im Metzgerladen, auf dem Buttermarkt, bei der Gemüsehändlerin, tauchte sie auf einmal auf, starrte Gertrud frech ins Gesicht, gab sich eine alberne Wichtigkeit und sagte etwa: »Gottich, Gottich, wie teuer sind heuer die Bohnen«, oder: »Ein kaltes Lüftla weht, da kann man das Reißen kriegen.« Aber Gertrud war viel zu weltverloren und viel zu empfindlich gegen fremde Berührung, um so plumpe Annäherungsversuche zu beachten.

Warte nur, dachte dann Philippine ergrimmt, dein Hochmut wird dir noch heimgezahlt.

10

An dem für die Jordansche Familie so verhängnisvollen Montag hatte es wegen Philippires beständigen Streunens wieder einen heftigen Zank mit ihrer Mutter gegeben. Therese keifte noch, als Jason Philipp aus dem Laden heraufkaum und sich erkundigte, was denn schon wieder los sei.

»Frag nicht«, rief Therese gellend, »lehr lieber deine Tochter Mores. Die Kanaille wird noch im Zuchthaus enden, das propheszei ich dir.«

Philippine verzog hämisch das Gesicht. Jason Philipp schien aber heute keine Lust zu haben, als strafende Macht aufzutreten; er hatte eine Neuigkeit im Sack und strahlte.

»Da bin ich dem Hornschuch begegnet«, wandte er sich an Therese, »du kennst ihn ja, Firma Hornschuchs Erben, schwerreiche Leute übrigens, und der Mann erzählte mir, der junge Jordan hätte bei der Prudentia Geld unterschlagen und sich aus dem Staub gemacht. Ich laufe gleich auf die Generalagentur, und Zittel bestätigt es mir Wort für Wort. Beinahe viertausend Mark sind es! Der Inspektor soll das Geld ersetzen, hat aber nicht das Schwarze unterm Nagel im Vermögen und ist infolgedessen böse in der Klemme, denn Diruf droht mit dem Gericht. Diruf versteht da keinen Spaß. Was sagst du dazu?«

Therese wickelte die Hände in ihre Schürze und warf einen schrägen Blick auf Jason Philipp. Sie erriet den Grund seiner Freude und ließ schweigend den Kopf sinken.

Jason Philipp schmunzelte vor sich hin. An den Ofen gelehnt, piffte er behaglich. Immer noch die Marseillaise, aus Vergeßlichkeit und in jahrelanger Gewöhnung.

Er hatte nicht gesehen, wie Philippine seinen Worten mit verhaltenem Atem gelauscht und wie ein schreckliches Flammen ihre Züge von innen erleuchtet hatte. Sie erhob sich und verließ mit raschelnden Schritten die Stube.

Fünf Minuten später stand sie vor dem Jordanschen Haus. Sie schickte einen kleinen Buben hinauf und ließ sagen, das Fräulein Lenore möge herunterkommen. Sie erhielt den Bescheid, Lenore sei fortgegangen. Da blieb sie am Tor stehen und wartete.

Von ihrer Qual getrieben, war Lenore zu Martha Rübsam geeilt und hatte erfahren, daß der Vater schon vor drei Stunden dort gewesen war. Aus dem verlegenen Wesen der Freundin erriet

sie, daß der Vater eine Bitte, und eine vergebliche Bitte, getan hatte.

Dann stand sie auf einer Hauptstraße und schaute verstört in die vorbeiflutende Menge. Alles war so grauenhaft wirklich.

Sie dachte nach. An wen sich wenden? Eine Purpurwelle schoß in ihr Gesicht, als ihr Eberhard einfiel. Unwillkürlich machte sie eine leidenschaftlich wehrende Bewegung. Der erste Strahl dieser Hoffnung war zugleich der letzte. Das Gewissen schlug ihr, doch konnte sie nicht anders; hier war ein Gefühl, unzugänglich für Gründe, gegen jeden Zuspruch zehnfach gewappnet. Er war außerdem verreist; mit einem Seufzer der Erleichterung entsann sie sich, es erfahren zu haben.

Ob Daniel nicht zur Freifrau gehen würde? Nein, es war nicht zu denken.

Sie ertrug die Stadt nicht, die Menschen nicht mehr und ging durch die Gärten der Veste aufs Feld. Sie ertrug den Himmel nicht, die weiten Blicke nicht und kehrte wieder um. Sie kam durch die Füll, trat ins Carovius'sche Haus und läutete bei Frau Benda an. Sie wußte, daß die alte Dame fort war; trotzdem, wie mit verwirrten Sinnen, läutete sie viermal. Wenn doch Benda käme, wenn doch der gütige Freund in seinem Zimmer säße und zu ihr heraukäme!

Aber es rührte sich nichts. Aus dem ersten Stock drangen die Töne eines Klaviers in vollen Akkorden herauf, im Hof heulte Cäsar, der Hund.

Mit pochendem Herzen begab sie sich auf den Heimweg. Am Tor gewahrte sie Philippine.

»Hab von eurem Unglück gehört«, redete Philippine sie mit ihrer krähenartigen Stimme an. »Keiner kann euch helfen, nur ich.«

»Sie? Sie können helfen?« stammelte Lenore, und der ganze Platz drehte sich im Kreis um sie.

»Ehr und Seligkeit, ich kann's. Muß bloß mit dem Daniel sprechen. Fackeln wir nicht lang. Ist er droben?«

»Ich glaube, er ist droben. Wenn nicht, hol ich ihn.«

»Also gehn wir hinauf.«

Sie schritten zur Stiege.

Jason Philipp war zu einem gemütlichen Abend in der Gesellschaft »Schlapperatzen« geladen und benutzte die Siesta nach dem Nachtessen zur Lektüre des Leitartikels im Kurier. Darin war eine Rede Bismarcks so witzig glossiert, daß Jason Philipp einige Male ein schadenfrohes Beifallsknurren hören ließ.

Er hatte sich eine Apfelsine mitgebracht; die Frucht lag zerschnitten und mit Zucker bestreut neben ihm auf einem Teller. Von Zeit zu Zeit langte er hin, ergriff ein Stückchen, schob es in den Mund, schmatzte umständlich und leckte, wenn es verschlungen war, die Lippen. Da stierten dann beide Söhne lüstern auf seine Hand und leckten im geistigen Mitgenuß ebenfalls ihre Lippen.

Willibald stöhnte über einer algebraischen Gleichung; auf seinem grauen, finniken Gesicht lag Unbegabtheit und üble Laune. Markus durfte seines Gebrechens halber nicht bei Lampenlicht arbeiten; er half seiner Mutter beim Linsenlesen und machte, um diese gegen Philippine aufzureizen, fortwährend giftige Bemerkungen über das Ausbleiben der Schwester.

Das letzte Stück der Apfelsine verschwand hinter Jason Philipps Bart, da bimmelte das Gatterglöckchen.

»Es ist ein Mann draußen«, sagte Markus, der hinausgegangen war und nun mit seinem einzigen Auge dumm glotzend auf der Schwelle stand.

Jason Philipp reckte den Hals. Gleich danach sprang er vom Stuhl empor. Er hatte den im halbdunkeln Flur stehenden Daniel erkannt.

»Ich habe mit dir zu sprechen«, sagte Daniel, indem er ins Zimmer trat. Er zerknüllte den Filzhut in den Händen, und die Blicke, mit denen er umherschaut, zeugten von großer Erregung.

Er sah weder Jason Philipp noch Therese noch einen der Knaben an. Sein Auge flog über die Wände und die geringen, unschönen und seltsam gemeinen Gegenstände, die an ihnen hingen: ein Zeitungshalter mit gestickten Bändern; ein Eckbrett, auf welchem ein Bierkrug den dicken Leib und Kopf eines Mönches darstellte; ein Öldruck mit einem in den Krieg ziehenden und von seiner zahlreichen Familie Abschied nehmenden Landwehrmann. Diese

Dinge hatten für Daniel etwas wie ein unsinniger Traum. Tief atmend bohrte er endlich seinen Blick in den Jason Philipps. Da waren viele Jahre weggewischt, da sah er sich am Brunnen in Eschenbach stehen; ringsum glühten die Steine sowie die gekreuzten Balken in den Häusermauern, und Jason Philipp hastete in scheuem Bogen erbittert vorbei, als fliehe er vor der Welt, vor der Sonne, vor den Menschen und vor der Musik.

»Ich habe mit dir zu sprechen«, wiederholte er.

Therese schien es, daß sich nun ihre schlimmen Ahnungen erfüllten. Mit schlotternden Knien stand sie auf. Sie wagte nicht, in die Richtung zu schauen, wo Daniel sich befand, und sie gewahrte nicht, sie spürte nur den Wink Jason Philipps, mit dem er ihr und den Knaben das Zimmer zu verlassen befahl. Sie packte Markus bei der Hand und Willibald beim Rockärmel, und zwischen beiden wankte sie hinaus.

»Was gibts?« fragte Jason Philipp, verschränkte die Arme und blickte finster in den Linsenhaufen auf dem Tisch. »Du hast eine sehr, wie soll ich sagen, eine sehr eindringliche Manier. Es ist eine Manier, die einen erinnert, daß wir Gesetze gegen Hausfriedensbruch haben. Deine Aktien müssen in letzter Zeit ziemlich hoch im Kurs gestiegen sein. Also was ist los?«

Er räusperte sich und trommelte mit den Fingern an die Ellenbogen der verschränkten Arme.

Daniel fühlte, wie er die Ruhe verlor; er fühlte seine eigenen Arme wie eine Gefahr; es prickelte in ihnen. Aber noch fand er kein Wort; noch dünkte ihn die Frage, die er zu stellen hatte, zu ungeheuerlich, als daß er die Furcht vor Irrtum und Übereilung ganz hätte unterdrücken können.

»Wo ist das Geld hingekommen, das dir mein Vater gegeben hat?« kam es endlich dumpf grollend über seine Lippen.

Jason Philipp entfärbte sich, und seine Arme sanken herab. »Das Geld? Wo das Geld hingekommen ist? Das dein Vater –? Wo es hingekommen ist?« stotterte er verworren. Er wollte Zeit gewinnen; er wollte überlegen, was er gestehen müsse, was er verbergen durfte. Ein scheuer Blick in das Gesicht Daniels verriet ihm nichts Gutes. Er fürchtete sich vor diesem mageren, muskulösen und verwegenen Gesicht.

Er fauchte vor Zorn bei dem Gedanken, der junge Mensch, für den er, Jason Philipp, einst die höchste Autorität gewesen, wolle sich unterfangen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, und in dieser Vorstellung fühlte er sich als der tadellose Ehrenmann, der er in den Augen aller seiner Mitbürger zu sein wünschte und zu sein glaubte. Zugleich würgte ihn eine unbeschreibliche Angst vor dem Verlust des Geldes, das als sein Eigentum zu betrachten er sich längst gewöhnt, mit dem er spekuliert und gearbeitet hatte und das zu einem Teil seines Wesens geworden war wie sein Haus, wie sein Geschäft, wie seine Projekte. Er vergrub die Hände in den Hosentaschen und prustete; die feige Furcht vor den Folgen eines Betrugs zwang ihn zu einem halben Geständnis des Betrugs, aber in seinen Worten lag auch die fieberhafte Rabulistik des Geldmenschen, der in tobender Verzweiflung um den Mammon kämpft.

»Das Geld ist da. Natürlich ist es da. Wo soll es sonst sein? Was von Zinsen und Vorschüssen nach Eschenbach gewandert ist, darüber geben meine Bücher Auskunft. Meine Bücher können eingesehen werden bis auf den heutigen Tag. Ich habe es ein gutes Stück vorwärtsgebracht im Leben. Wer so wie ich in der Welt dasteht, hat keinen Menschen zu scheuen. Denkst du vielleicht, Jason Philipp Schimmelweis ist so mir nichts dir nichts zum Zähneklappern zu bringen? Da müssen schon andere kommen. Wer bist du denn? Was für ein Amt hast du? Was für eine Befugnis? Mit welchem Recht überfällst du mich zwischen meinen vier Wänden? Bildest dir vielleicht was auf deine Künstlerschaft ein? Deine ganze Kunst ist mir piepe. Der ganze Schnickschnack ist nicht wert, daß man darauf spuckt. Musike machen, Blödsinn. Wer braucht denn das? Ein Mensch, der was auf sich hält, treibt dergleichen höchstens am Feierabend. Mir imponierst du noch lange nicht. Bei dir rappelts im Koppe, und wenn du glaubst, daß du Geld von mir bekommst, da lach ich einfach, da verlang ich schon eine andere Frisur, da muß man mir schon eine Reverenz erweisen, und nicht so: Mutter jib mir wat fors Vergnügen. Nee, mein Lieber, nee.«

Auf Daniels Gesicht zeigte sich ein Lächeln, das Jason Philipp gräßlich erschien. Er verstummte jäh. Er beschloß, einzulenken

und den Vorschlag einer kleinen Zahlung zu machen; er hoffte, sich mit ein paar hundert Mark einstweilen Ruhe verschaffen zu können.

Aber Daniel war nun seiner Sache sicher. Er gedachte des Elends, das er hatte erleiden müssen, und es ward ihm heiß ums Herz. Zugleich schämte er sich für diesen Mann und empfand Ekel vor ihm.

Er sagte ruhig und fest: »Ich muß bis morgen früh um zehn Uhr dreitausendsiebenhundert Mark haben. Es handelt sich darum, eine ehrenhafte Familie vor dem Untergang zu bewahren. Wird dieser Betrag pünktlich abgeliefert, so verzichte ich auf alles übrige in gültiger Form. Das Schriftstück wird in meiner Wohnung bereitliegen. Ist das Geld um zehn Uhr *nicht* in meinen Händen, so werden wir uns auf einem andern Schauplatz wieder treffen, vor Männern, die dir gewiß imponieren.«

Er wandte sich zum Gehen.

Jason Philipps Mund tat sich weit auf, und er drückte die Faust an das Loch. »Dreitausendsiebenhundert Mark?« röchelte er; »der Mensch ist verrückt. Komplett verrückt ist der Mensch. Mensch, Mensch, bist du verrückt?« schrie er, um Daniel aufzuhalten. »Bist du verrückt, Mensch? Willst du mich zugrunde richten? Hörst du nicht, verdammter Mensch?«

Mit Grauen schaute Daniel Jason Philipp an. Da wurde die Tür zum Nebenzimmer aufgerissen, und Therese stürzte herein. Ihr Gesicht war erdfahl, nur auf den Wangenknochen waren zwei kleine, kreisrunde rote Flecken sichtbar. »Du kriegst das Geld, Daniel«, heulte sie hysterisch. »Du kriegst das Geld, oder ich geh in die Pegnitz. In die Pegnitz geh ich und ersauf mich.«

»Weib!« knirschte Jason Philipp und packte sie an der Schulter.

Sie sank auf einen Stuhl, und mit den Händen in die Haare greifend, fuhr sie fort: »Überall steht er, der selige Gottfried und sieht mich an. Vorm Wäscheschrank steht er und an der Speis' steht er, und am Bett steht er und nickt und mahnt und hebt den Finger und hat keine Ruh im Grab und läßt mich nicht schlafen, all die Jahre her nicht schlafen.«

»Nanu, jetzt denk mal an deine Kinder!« herrschte Jason Philipp sie an.

Therese ließ die Hände in den Schoß fallen und blickte mit leeren Augen zu Boden. »Das viele schöne Geld«, klagte sie dumpf, »das viele schöne Geld.« Dann wieder, mit verzerrten Zügen und kreischend: »Aber du wirst's kriegen, Daniel, ich steh gut dafür, ich bring's dir selber.« Dann wieder klagend und leise: »Das viele, schöne Geld.«

Daniel war erschüttert. Ihm schien, als habe er nie zuvor das Geld begriffen, als habe sich ihm die Bedeutung des Wortes erst in dieser Stunde und mit Thereses Stimme offenbart.

»Morgen früh um zehn Uhr also«, sagte er.

Therese nickte stumm betuernd und erhob, wie um sich zu schützen, die Hände mit gespreizten Fingern gegen Jason Philipp. Willibald und Markus hatten sich unter die Türe gedrängt; das Gatter mußte nicht geschlossen worden sein, denn plötzlich trat auch Philippine ein, die Daniel bis zum Haus begleitet und dann auf der Straße geblieben war. Länger hatte sie nicht warten wollen; sie war zu begierig, zu erkunden, welche Folgen ihr Verrat gehabt hatte.

Mit gespielter Unbefangenheit schaute sie umher. War es nun ihr Anblick allein, der Jason Philipps Grimm erweckte, das halb feige, halb zynische Lächeln, das um ihren Mund zuckte, oder war es die gehäufte blinde Raserei, die sich entladen wollte, oder ahnte er dunkel, was sie getan; genug, er schritt auf sie zu und schlug sie mit der geballten Faust ins Gesicht.

Sie verzog keine Miene.

Empört von der Roheit der Züchtigung, trat Daniel zwischen Jason Philipp und seine Tochter. Aber der giftige Hohn in den Augen des Mädchens erstickte sein Mitgefühl, und er kehrte sich zur Türe und ging schweigend fort.

»Das viele schöne Geld«, murmelte Therese.

Als Daniel die Nachricht zu Jordans brachte, daß das Geld am nächsten Morgen dasein würde, starrte ihn der Inspektor erst ungläubig an, dann weinte er wie ein Kind.

Lenore reichte Daniel wortlos beide Hände. Gertrud, die auf dem Sofa lag, richtete sich empor, lächelte weich und sank wieder zurück. Daniel fragte, was ihr fehle, und Lenore antwortete an ihrer Statt, sie fühle sich schon seit dem Nachmittag nicht wohl. »Sie muß ins Bett, sie ist müde«, fügte sie hinzu.

»Nun, so komm«, sagte Daniel und half Gertrud beim Aufstehen. Aber die Beine gehorchten ihr nicht, und mit beklommener Miene schaute sie von Daniel zu Lenore.

»Macht's dir nichts aus, Väterchen, wenn ich mit hinübergehe?« wandte sich Lenore schmeichelnd an den Inspektor.

»Geh nur, Kind«, erwiderte Jordan, »es ist gut, wenn ich jetzt ein wenig allein bin.«

Daniel und Lenore nahmen Gertrud in ihre Mitte. Auf der zweiten Stiege zur Wohnung trug Daniel seine Frau auf den Armen bis in die Schlafkammer. Sie wollte nicht leiden, daß er ihr beim Ausziehen helfe und schickte ihn hinaus. Eine Tasse heiße Milch war alles, worum sie bat.

»Es ist keine Milch da«, sagte Lenore, zu Daniel in die Wohnstube tretend. Er hielt in seinem Hin- und Herwandern inne und schaute sie wie in flüchtigem Erwachen an. »Ich lauf schnell in die Tetzeltgasse und hol einen halben Liter«, erklärte sie; »ich laß die Gangtür offen, damit Gertrud nicht erschrickt, wenn ich komme.«

Sie war schon hinausgeeilt, auf einmal kehrte sie um und sagte mit freudiger Dankbarkeit, und ihre blauen Augen schwammen in seelenvollem feuchten Schimmer: »Du Lieber.«

Sein Gesicht verfinsterte sich.

Es war eine schreckliche Regelmäßigkeit in seinem Hin- und Herwandern. Die Ketten der Hängelampe klirrten. Die Flamme entsendete einen dünnen Rauchfaden, doch er merkte es nicht. Wie lang sie fortbleibt, dachte er in bewußtloser, trunkener Ungeduld und erschien sich sehr verlassen.

Er ging in den Flur und lauschte. Da schwebte ihm aus der Dunkelheit das Gesicht Philippines entgegen, in der höhnischen Unbeweglichkeit, mit der sie den Faustschlag empfangen hatte. Er trat ans Geländer und setzte sich in einer Anwandlung von Schwäche und ziellosem Trotz auf die oberste Stiegentreppe. Den

Kopf auf die Hand gestützt, vernahm er Thereses Worte: Das viele schöne Geld, das viele schöne Geld.

Schatten überall; überall Schatten und Nacht.

Da kam sie endlich, Lenore, mit ihrem leichten Tritt. Als sie ihn gewahrte, blieb sie stehen. Er erhob sich und streckte den Arm aus, als ob er ihr das Milchkännchen abnehmen wolle. Sie verstand es so und reichte ihm verwundert das Kännchen. Er aber stellte es auf den Treppenabsatz, wo es im Lichtschein, der aus der Stube drang, weißlich funkelte. Er zog Lenore zu sich heran, umschlang sie und küßte sie auf den Mund.

Nur noch Kreatur, nur Weib, nur Herz und Atem, nur Sehnsucht und Vergessen, für einen Augenblick Vergessen, in einem Augenblick sich selber findend und um sich wissend, schmiegte sie sich an ihn, aber ihre Hände waren zwischen seiner Brust und ihrer Brust gefaltet und schieden sie voneinander.

Dann riß sie sich los, rang die Hände, blickte an ihm empor, schmiegte sich abermals an ihn, wich wieder zurück, rang abermals die Hände, dies alles stumm, ganz stumm, mit einer fast schaurigen Anmut und Lieblichkeit.

Es war nun alles anders, als sie sich's gedacht, tief und furchtbar anders. Da verlor sie sich, da verging sie, da wurde es dunkel in ihrem zuchtvollen Herzen, und sie trat in ein zweites Sein, das mit dem ersten keinerlei Ähnlichkeit mehr hatte.

Sie war ihm nun verbunden und verfallen, es hatte sie gezwungen, das Gesetz war gültig geworden. Aber die gläserne Kugel war in Stücke zersplittert, und sie stand da, unbeschützt, ja gleichsam entblößt unter den Menschen, ihren Blicken und ihren Berührungen erreichbar und preisgegeben.

Sie ging in die Küche und wärmte die Milch. Daniel kehrte in die Stube zurück. Seine Adern klopften, seine Augen brannten. Er spürte die Zeit nicht, die verfloß, und als Lenore hereinkam, begann er zu zittern.

Sie näherte sich ihm und redete ihn leidenschaftlich traurig an: »Weißt du's von Gertrud? Weißt du's nicht? Sie ist guter Hoffnung, deine Frau.«

»Ich hab's nicht gewußt«, flüsterte Daniel; »hat sie dir's gesagt?«
»Jetzt eben hat sie mir's gesagt.«

Am Stammtisch im Krokodil wußte man so ziemlich alles, was bei Jordans und bei Schimmelweis vorgegangen war. Es wurden Einzelheiten erwähnt, die die Vermutung nahelegten, daß die Mauerritzen und die Schlüssellöcher in beiden Häusern Lauscher beherbergt hatten.

Einige wollten es nicht glauben, daß Jason Philipp die vom jungen Jordan unterschlagene Summe ersetzt habe; denn, meinte der Zuckerbäcker Degen, Schimmelweis habe keine leichte Hand, und wer Geld von ihm bekommen wolle, müsse schlauer als schlau sein.

Er habe aber doch bezahlt, versicherte der Uhrmacher Gründlich; am Dienstagvormittag sei die Frau des Buchhändlers zu den Nothaffts gegangen. Sie habe ziemlich viel Silber in einem Sack geschleppt; als sie dann wieder zu Hause gewesen, habe sie sich niedergelegt, und seitdem sei sie krank.

Da sei irgend etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen, sagte der Postassistent Kitzler; oder man müsse annehmen, daß der Musikus Nothafft ein höchst gefährlicher Bruder sei, der es verstanden habe, seinem Onkel die Pistole auf die Brust zu setzen.

»Jetzt wird er ja gar Kapellmeister am Stadttheater«, berichtete der Redakteur Weibezahl, das jüngste Mitglied der Tafelrunde; »die Ernennung steht unmittelbar bevor.«

Soso, Kapellmeister; was Sie nicht sagen! Dies werde den Andreas Döderlein baß verdrießen.

Herr Carovius, der mit dem Munde eben am Bierglas hing, lachte, daß ihm der Trunk in die unrechte Kehle geriet und er lange husten mußte. Der Fiskalrat Korn klopfte ihm den Rücken.

Es sei aber doch fatal, daß man so unsichre Kantonisten wie den Nothafft unter dem friedlichen Bürgerstand zu dulden habe, äußerte sich Herr Kleinlein, der nun schon längst Amtsrichter war. Ob es denn seine Richtigkeit habe mit den Geschichten, die man sich über den Musiker erzähle?

Freilich, wurde erwidert, man munkle dies und jenes. Etwas Bestimmtes sei aber nicht zu erfahren. Der Herr Apotheker, der wisse vielleicht etwas Bestimmtes, sein Provisor verkehre bei dem Musikus.

Apotheker Pflaum gab sich den Anschein, als wisse er in der Tat Bestimmtes, dürfe aber nicht sprechen. Ja, ja, sagte er obenhin, es sei ihm mancherlei zu Ohren gelangt von leichtsinniger Wirtshaft, anrühiger Vergangenheit und Vernachlässigung der Frau. Ei der Tausend, Vernachlässigung der Frau? Bei so kurzer Ehe? Da sei wohl eine andere im Spiel? Wer denn? Hm, da müsse man in seinen Angaben vorsichtig sein. Warum denn vorsichtig? Nur heraus mit der Farbe, es handle sich ja auch um die Beschützung der eigenen Frauen und Töchter.

Es war etwas Unergründliches in ihrem Haß gegen den Musiker. Sie waren darin so einig, als ob er ihre Geldschränke ausgeleert, ihre Fenster eingeschlagen und ihre Würde dem öffentlichen Spott preisgegeben hätte.

Sie wußten nicht, wessen sie sich von ihm zu versehen hatten. Sie gingen an ihm vorüber wie an einer Bombe, die platzen kann.

2

Als Herr Carovius allein war, las er die Berichte über eine Grubenkatastrophe in Schlesien. Die Anzahl der Toten befriedigte ihn. Die Schilderung, wie die Ehefrauen der vermißten Bergleute um den Schacht standen und weinend die Namen ihrer Gatten riefen, verursachten ihm jenes angenehme Gruseln, das er ebenso sehr liebte wie den schwermütigen Schluß einer Chopinschen Nocturne.

Doch konnte er den Blick nicht vergessen, mit dem der Apotheker Pflaum davon gesprochen hatte, daß Daniel Nothafft seine Frau vernachlässige. Es war ein Blick gewesen, der gleichsam durch den Spalt zwischen den Gardinen eines Schlafzimmers drang. Da ging etwas vor, da ging etwas vor.

Ziemlich lange schon hegte Herr Carovius den Argwohn, daß da etwas vorging. Zweimal war er Daniel und Lenore in der Däm-

merungsstunde auf der Straße begegnet, und sie hatten in einer ganz besonderen Art miteinander geplaudert. Da ging etwas vor. Es spielten sich hinter dem Rücken des Herrn Carovius Ereignisse ab, die er nicht außer acht lassen durfte.

Seit jenem Tag, wo ihm Lenore das Kettchen seines Zwickers vom Mantelknopf losgenestelt hatte, war ihm das Bild des jungen Mädchens unverwischbar eingeprägt. Noch jetzt sah er die Wölbung ihres jungen Busens vor sich, als sie den Arm aufgehoben hatte.

Anderthalb Jahre nach diesem Vorfall war es gewesen, daß er unter den Papieren Eberhards von Auffenberg einen an Lenore Jordan gerichteten, nicht abgeschickten und nicht beendeten Brief gefunden hatte. Eberhard war wegen der Verhandlungen über ein neues Darlehen nach Nürnberg gekommen, er hatte sein Hotelzimmer verlassen, und Herr Carovius hatte lange auf ihn warten müssen. Diese Wartezeit hatte er benützt, um die unverschlossenen Schriftstücke des nicht sehr sorgsamten Freiherrn zu durchstöbern.

Da hatte er den Brief entdeckt. Welche Worte! Welche Leidenschaft! Nie und nimmer hätte Herr Carovius dem pedantischen Griesgram solche Gefühlsmacht zugetraut. Ihm war, als habe sich ihm Eberhards verborgenste Herzenskammer aufgetan. Er war erbebt in der Wollust, die ihm das enthüllte Mysterium dieser Seele bereitete. Sie sind auch Menschen, die da oben, triumphierte er, sie werfen sich weg, sie fallen auf eine glatte Fratze herein, sie verlieren ihre Haltung beim Rascheln eines Unterrocks.

Was aber den Freiherrn anging, das ging auch Herrn Carovius an. Eine Leidenschaft, die den Freiherrn erfüllte, mußte von Herrn Carovius bewacht, verstanden und am Ende auch geteilt werden.

Die Einsamkeit hatte Herrn Carovius allmählich aus dem Gleichgewicht gebracht. Verdrängte Triebe überwucherten seinen Geist. Die abenteuerlichen Geschäfte, in die er sich gestürzt, um sich der Gewalt über Eberhard zu versichern, hatten ihn nahezu ruiniert; das Netz, das er für den hilflos flatternden Vogel geflochten, hielt ihn selber umstrickt. Die Welt war ihm wie eine Haut voll Wunden, an denen sich seine neronischen Begierden stärkten; doch sie war ihm auch wie ein Teppich mit bunten Bildern, die lebendig

und wirklich zu machen er die Zauberformel noch nicht gefunden hatte.

Bei den Andeutungen des Apothekers richteten sich alle seine Stacheln auf. In ihm verjährete kein Gefühl, in ihm verlosch kein Gelüst. Als er sich zu Hause zu einem Mittagsschläfchen aufs Sofa legte, tänzelte die Gestalt Lenores in reizender Verkleinerung vor seinen Augen herum. Als er am Klavier saß und Etüden spielte, stand Daniel Nothafft daneben und rügte hochmütig seinen Fingersatz. Als er am Abend aus dem Tor trat, war auf allen Ladenschildern der Name Nothafft zu lesen, und jedes Frauenzimmer hatte Lenores Züge.

Es schien ihm auf einmal, als ob Lenore Jordan sein Eigentum sei, als ob er ein Anrecht auf sie habe. Sein Leben dünkte ihn in bemitleidenswerter Weise entbehrungsvoll. Andere hatten alles, und er hatte nichts. Andere verübten Verbrechen, und sein Los war es, die Verbrechen zu notieren. Man wurde nicht satt und nicht reich davon, wenn man die Verbrechen der andern notierte.

Um Mitternacht stellte er sich im Schlafrock vor den Spiegel, und bis zum Morgengrauen las er in einem Roman, in dem ein Herr von fünfzig Jahren bei einer jungen Dame ein verschwiegenes Liebesglück findet. Dabei war er sich fortwährend bewußt, daß etwas vorging. Draußen in der Welt, in einem gewissen Haus am Egydienplatz ging etwas vor.

Er sah Zusammenkünfte auf finstern Stiegen, Verständigungen durch Händedrucke und ehebrecherische Signale. So machten sie es ja, so hatten Benda und Margaret es gemacht. Alter Haß wurde neu. Er trug seinen Haß in die Musik, aber auch seine Hoffnung. Die Musik sollte ihm eine Brücke schlagen zu Daniel und Lenore; er wollte ihnen seine Einsicht schenken, seine Kniffe, seine Erfahrungen, nur um dabeizusein, wenn sie das Schauerliche begingen; nur um nicht hinter der Wand stehen zu müssen, von wesenloser Eifersucht gequält, um mitleben zu können, das Auge zu füllen, die Hand auszustrecken, die leere, die alt werdende Hand.

Ich bin, sagte er sich, vom selben Fleisch und Blut wie jener; auch in mir ist Wolfgang Amadeus Mozart. Wohl habe ich die Weiber verachtet, sagte er sich, denn verächtlich sind sie. Tritt mir aber

eine in den Weg, die zu was Besserm taugt, als die Zahl der ohnedies schon wimmelnden Idioten um zwei oder drei zu vermehren, so will ich Buße tun und ihr Ritter sein.

Er schlief nicht mehr und aß nicht mehr und wußte nichts Vernünftiges mit sich anzufangen. In einer verspäteten Wut des Geschlechts, einer zweiten Pubertät, erhitzte sich seine Phantasie an einem Bildnis, das er mit allen Vollkommenheiten des Leibes und der Seele schmückte.

Da hörte er, daß ein Werk Daniels im Hause der Freiin von Auffenberg vor geladenen Gästen aufgeführt werden sollte. Er telegraphierte an Eberhard und verlangte, dieser möge ihm zu einer Einladung verhelfen. Die Antwort lautete abschlägig. In seiner Wut hätte er den Postboten beinahe mißhandelt. Sodann schrieb er an Daniel, und indem er auf seine Teilnahme für dessen Schaffen pochte, bat er, unter den Zuhörern sein zu dürfen. Er bekam nun ein gedrucktes Kärtchen, worin die Freifrau die Hoffnung äußerte, ihn an einem bezeichneten Tag bei sich begrüßen zu können.

Er war im siebenten Himmel. Er beschloß, Daniel einen Besuch abzustatten und ihm zu danken.

3

Man müßte fort, man müßte weit weg von hier, dachte Lenore an jenem Abend, der anders gewesen war als alle andern Abende ihres Lebens.

Während sie sich kämmte, war es ihr, als müsse sie ihr Haar vom Kopf scheren, um sich häßlich zu machen. In der Nacht trat sie ans Fenster, um die Sterne zu suchen. Wenn es doch nicht geschehen wäre, wenn es doch ein Traum wäre, rief es in ihr.

Als der Morgen dämmerte, erhob sie sich. Sie eilte durch die menschenleeren Straßen vor die Stadt wie gestern. Doch es war alles anders. Baum und Busch blickten streng auf sie. Die Nebel hingen tief, aber die graue, kalte Frühe war wie ein Bad. Später brach die Sonne durch, und Himmelsschlüssel auf einer Wiese leuchteten

golden. Könnt es doch ein Traum gewesen sein, flehte sie stumm.

Als sie nach Hause kam, hatte der Vater bereits die Nachricht erhalten, daß das Geld an Diruf bezahlt worden sei. Daniel hatte es hingetragen.

Der Inspektor blieb den ganzen Tag in seinem Zimmer. Auch an den folgenden Tagen ließ er sich nur beim Mittagessen sehen. Da saß er dann schweigend und mit gesenkten Augen. Bisweilen lauschte Lenore an seiner Tür. Es regte sich nichts drinnen; das Haus sang vor Ödigkeit.

Jordan hatte den Hausherrn gebeten, die Wohnung, die er für seine gegenwärtigen Verhältnisse als zu geräumig und zu kostspielig bezeichnete, vor der Kündigungszeit ausbieten zu dürfen. Dies wurde bewilligt. In dem Haus, wo Daniel und Gertrud wohnten, waren zwei Dachzimmer frei, und Gertrud hatte ihrem Vater nahegelegt, sie zu beziehen. Der Inspektor war damit einverstanden.

Lenore überlegte: wenn der Vater dort hinüberzieht, könnte ich weg von ihm. Sie erfuhr von Gertrud, die jeden andern Tag kam, um den Vater zu sehen, daß Daniel endlich die Kapellmeisterstelle am Theater erhalten habe. Noch beruhigter konnte sie also ihr Vorhaben fördern, denn Schwager und Schwester lebten ja nun in geregelten Umständen.

Sie erinnerte sich an Gespräche mit Monsieur Rivière, in denen er ihr oftmals geraten hatte, nach Paris zu gehen. Seit Weihnachten, wo er zur Bescherung eingeladen gewesen, war Monsieur Rivière häufig zu Jordans gekommen, um auf Lenores Wunsch mit ihr französisch zu sprechen.

Eines Nachmittags ging sie aus, um Rivière zu besuchen. Er hatte den romantischsten Platz zur Wohnung gewählt, oben beim Gärtner auf der Burg. Das Zimmer hatte einen Altan, der von Efeu und Flieder überwuchert war, und in der Tiefe bildeten die Büsche und Bäume des Stadtgrabens ein undurchdringliches grünes Gewirr. Die Frühlingsluft stürzte in Wellen herein, und während Lenore ihr Anliegen hervorbrachte, heftete sie den entzückten Blick auf einen Maiglöckchenstrauß, der in einem kupfernen Gefäß auf dem Tische stand.

Rivière nahm eine Handvoll heraus und schenkte sie ihr; es waren noch die Knollenwurzeln daran, und Lenore lachte glücklich über den Duft.

Monsieur Rivière sagte, er wolle sogleich an seine Mutter nach Paris schreiben, die durch ihre Beziehungen in der Lage sei, Lenore zu nützen.

Lenore trat auf den Altan. Die Welt ist schön, dachte sie und lächelte über die fruchtlosen Versuche eines kleinen Käfers, an einem senkrecht hängenden Blatt emporzuklimmen. Vielleicht war alles nur ein Traum, tröstete sie sich.

Zu Hause traf sie Daniel beim Vater. Die beiden Männer saßen in der Dunkelheit.

Lenore zündete die Lampe an. Dann füllte sie ein Glas mit Wasser und stellte die Maiglöckchen hinein.

»Daniel fragt, warum du nicht mehr hinüberkommst«, sagte der Inspektor, matt und zerstreut, wie er jetzt immer war. »Ich habe ihm mitgeteilt, daß du dich mit großen Plänen trägst. Nun, was ist denn die Meinung des Franzosen?«

Mit halber Stimme gab Lenore Auskunft.

»Geh du nur fort, Kind«, sagte Jordan. »Du bist schon lange reif für die große Welt. Das unterliegt keinem Zweifel. Da sei Gott vor, daß ich dir Hindernisse in den Weg lege.« Er stand schwerfällig auf und wandte sich zur Tür seines Zimmers. Die Klinke fassend, blieb er stehen und fuhr grüblerisch fort: »Es ist eigen, daß man so bei lebendigem Leib absterben kann. Daß man so ein Gefühl haben kann: du bist nicht mehr für die Zeit. Und daß man nicht mehr mitkann, nicht mehr begreifen kann, nicht mehr weiß: ist es gut, ist es böse, was da kommt. Fürchterlich ist das, fürchterlich.«

Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer. Daniel klangen seine Worte wie Rufe aus dem Grab.

Sie hatten lange geschwiegen, er und Lenore. Plötzlich fragte er schroff: »Ist das dein Ernst mit Paris?«

»Natürlich ist es mein Ernst«, antwortete sie; »kann ich etwas anderes tun?«

Er sprang auf und starrte ihr zornig ins Gesicht. »Man muß sich vor sich selber schämen«, knirschte er; »die menschliche Sprache

widert einen an. Graut dir denn nicht, wenn du denkst? Graut dir nicht vor dem Fratzending, das ihr Herz oder Gemüt nennt oder so?»

»Ich versteh dich nicht, Daniel«, hauchte Lenore. Nie hätte sie für möglich gehalten, daß er ihre Reue und den Entschluß, der daraus entsprungen, nicht gutheißen könne. Also war es nicht Flamme einer einmaligen Sekunde gewesen, nicht was sie bis jetzt gehofft, als Selbstanklage von ihm zu hören erwartet, was sie auch sich hätte verzeihen, vergessen dürfen? Wo war sie denn? Wo lebte sie?

»Glaubst du, ich hab ein Spiel haben wollen?« begann Daniel wieder, indem er sie von oben bis unten maß. »Glaubst du, man kann mit der heiligsten Natur spielen? Hast eine gute Schule gehabt, machst deinen Lehrmeistern Ehre. Geh nur, ich brauch dich nicht, geh nur nach Paris und laß mich verkommen.«

Er schritt zur Türe. Er kehrte wieder um. Er nahm die Lampe, die sie beim Anzünden aus der Hängeschale genommen und auf dem Tisch hatte stehen lassen. Die Lampe in der Rechten haltend, trat er dicht vor sie hin. Unwillkürlich schlossen sich ihre Augen. »Ich will nur sehen, ob du's wirklich noch bist«, sagte er mit leidenschaftlicher Verachtung. »Ja, du bist's«, höhnte er, »du bist's.« Und er stellte die Lampe wieder auf den Tisch.

»Ich versteh dich nicht, Daniel«, hauchte Lenore. Ihre Blicke suchten in der Luft einen Halt.

»Das merk ich. Gute Nacht.«

»Daniel!«

Aber er war schon draußen. Die Flurtür krachte ins Schloß. Dann sang die Ödigkeit des Hauses.

Das verschossene grüne Sofa, der uralte Rauchfleck an der getünchten Decke, die fünf Stühle, kränklichen alten Männern ähnlich, der Spiegel mit dem vergoldeten Gipsengel oben, all das war so ermüdend, so lästig, wie Gestrüpp im Wald.

Brüderlein! Brüderlein!

Drei Abende in der Woche waren der Oper gewidmet, die andern Abende gehörten dem Schauspiel.

Der erste Kapellmeister war ein Herr in mittleren Jahren mit einem Lockenkopf, der das Entzücken der Backfischwelt bildete. Er war faul und ungebildet und hieß Lebrecht.

Der Direktor war ein alter Praktikus, der vom Publikum sprach wie ein respektloser Lakai von seinem Herrn. Für die Vorschläge Daniels zur Hebung des Repertoires hatte er meistens nur ein Achselzucken. Die Afrikanerin, Robert der Teufel, der Bettelstudent, Fra Diavolo, das ungefähr waren die Werke, auf deren Zugkraft er Vertrauen setzte. Sänger und Orchester waren nicht viel besser als bei der Wanderoper, und die Möglichkeit, zu erziehen und anzufeuern, war noch viel geringer. Eingewurzelte Rechte und Überlieferungen der Trägheit widerstanden jeder Neuerung.

Findet man ängstliche Philister und arbeitsscheue Brotsitzer dort, wo die Kunst ihre Stimme erheben soll, so gibt es keinen Aufschwung mehr, sondern nur noch bürgerliche Pflichten. Da welkt die Blüte, da verkümmert der Traum, da muß der freigeborene Geist gegen alle Dämonen der Kleinlichkeit und Mittelmäßigkeit in Waffen stehen, oder er wird niedergeschlagen.

»Leichtverdauliche Kost, mein Lieber, das ist die Hauptsache«, sagte der Direktor.

»Was legen Sie sich so ins Zeug? Die guten Leutchen haben ja doch keinen Dunst«, sagte Herr Lebrecht.

»Seit neun Jahren sing ich an dieser Stelle Fis und werde mir nicht von einem hergelaufenen Musikanten befehlen lassen, auf einmal F zu singen«, sagte Fräulein Varini, die Primadonna, deren ungeheurer Busen für die Augen der Galerie und des Parketts ein Gegenstand des Genusses war.

»Ein Streber«, sagte der erste Geiger.

»Ein Hitzkopf«, sagte das Jüngelchen, das die Pauke schlug, nachdem es bei einem falschen Einsatz von Daniel mit einer Maulschelle bedroht worden war.

Die Freifrau hatte ihm für einen Zyklus von sechzehn Liedern

einen Leipziger Verleger gewonnen, der die Kompositionen auf ihre Kosten stechen ließ. Das gab die rechte Freude nicht. Es war nichts Errungenes und Bezwungenes. War ihm doch, als schenke er selbst damit; und wurde nun beschenkt; und sollte am Ende gar noch danken. Die Freifrau liebte Dank. Sie ahnte kaum, daß er nicht Wohltäter suchte, sondern Ergriffene. Die Reichen spüren die Armen nicht; die Oberen spüren die Unteren nicht.

Die Reizbarkeit seines Wesens bewahrte ihn. In der herrlichen Angst um die Sendung, die das Zeichen und der Fluch der Gesandten ist, schloß er sich aus von einer Welt, von der er Brot haben wollte; nur Brot und sonst nichts.

Als die Lieder erschienen waren, stand im »Phönix« eine Kritik, die für die Ohren der Unsachlichen sachlich klang, in Wirklichkeit aber nicht viel anderes war als ein heimtückischer Mord. Das Elaborat war mit dem Buchstaben W unterzeichnet. Wurzelmann, das Knechtlein, schoß aus dem Hinterhalt.

Andere Fachzeitungen druckten das Urteil nach. Ein halbes Dutzend Personen kaufte die Lieder, dann wurden sie vergessen.

Es war nichts zu hoffen. Nur Brot mußte beschafft werden, nur Brot.

5

Schwer war es oft, Arbeitsruhe zu gewinnen. Der Mai brachte kalte Tage, es mußte geheizt werden, der Ofen rauchte. Der Häfner kam, die Kacheln wurden entfernt, die Stube glich einer schmutzigen Hölle.

Gertrud klopfte Zucker. »Sei mir nicht böse, Daniel, ich muß den Zucker heute klopfen.« Und sie klopfte, daß der Hammer bis ins Gehirn des gelähmten Lauschenden drang.

Die Tür kreischte in der Angel. »Du mußt sie ölen, Gertrud.« Gertrud suchte die Ölflasche in allen Winkeln, und als sie sie endlich gefunden hatte, fehlte eine Feder zum Schmieren. Sie holte sich eine von der Magd der Kanzleirätin, indessen lief die Milch über, die sie zum Kochen hingestellt hatte, und der Gestank verpestete das Haus.

Es läutete. Der Schuster war es, der das Geld für die Lackstiefel haben wollte. Die Hofrätin Kirschner sowohl wie die Notarin Rübsam hatten gesagt, er könne bei der bevorstehenden Aufführung im Hause der Freifrau ohne Lackstiefel nicht erscheinen.

»Ich hab das Geld nicht, Gertrud; hast du noch so viel?«

Gertrud stöberte in ihrem Schränkchen und fand noch sechs Mark. Fünf davon gab sie dem Schuster als Abzahlung. Der Mann brummte, und Daniel verbarg sich vor ihm.

Gertrud saß im Wohnzimmer und nähte an der Wäsche für das Kind. In ihrem Gesicht war ein freudiger Ausdruck. Daniel wußte wohl, daß es die Mutterfreude und -erwartung war, aber da er diese Freude nicht teilen konnte, sondern eher Furcht vor dem Erscheinen des Kindes empfand, verstimmte ihn ihr Glück.

Zwischen den Fuchsienstöcken am Fenster stand ein Rotkehlchen und guckte mit zur Seite geneigtem Kopf in die Stube. »Komm heraus«, piepste es. Und Daniel ging fort.

Er hatte sich im Caféhaus am Markt mit Monsieur Rivière verabredet. Da er Lenore nicht mehr zu Gesicht bekam, wollte er ihn fragen, wie es mit dem Pariser Projekt stehe.

Der Franzose erzählte von den Ergebnissen seiner Caspar-Hauser-Forschungen. In seinem gebrochenen Deutsch ließ er sich über den Leibes- und Seelenmord vernehmen, der an dem Findling begangen worden. »Er war ein Mensch comme une étoile«, sagte er; »die Bürgerwelt hat ihn zerschmettert. Die Bürgerwelt ist die racine von alles Böse.«

Daniel brachte Lenores Namen nicht über die Lippen. Er wollte sich damit abfinden, daß sie sich ihm entzog. Er biß die Zähne zusammen und sagte sich: ich will. Aber ein Stärkeres in ihm wollte nicht. Und dieses Stärkere wurde zum Bettler. Gib mir, bettelte es, gib mir.

Die Billardbälle klapperten. Ein sammetröckiger Herr hatte einen lauten Zank mit einem schäbigen Männchen, das seit zwei Stunden die »Fliegenden Blätter« las, immer wieder von vorn anfang und bei denselben Witzen immer wieder von leisen Lachkrämpfen geschüttelt wurde.

Da Daniel schwieg und schwieg, fragte ihn Rivière nach der Harzreise und äußerte schüchtern den Wunsch, etwas zu hören. »Sans

la musique, la vie est insupportable«, sagte er, »es hat etwas wie Wahnsinn.« Es gäbe Nächte, wo er ein Heft mit Schubertschen oder Brahms'schen Liedern aufschlage und Noten stammle, Melodien lalle, um nicht der Verzweiflung zu unterliegen, mit der ihn das Leben erfülle, das die Menschen führten. »Ich sollte sein Stoiker«, schloß er, »aber ich bin es nicht. In mir ist *trop de musique, et c'est le contraire*.«

Daniel sah ihn groß an. »Kommen Sie mit«, sagte er plötzlich, stand auf und packte ihn am Arm.

Im Flur des Hauses begegneten sie Lenore, die mit dem Tünchermeister oben in der neuen Wohnung gewesen war. Am andern Tag sollte schon der Umzug sein.

»Wieso hat sich denn das so schnell gemacht?« fragte Daniel voll von einem unbestimmten Glück, das seine Nahrung aus Lenores sichtlicher Erregung zog.

»Zufall«, antwortete sie und vermied es, ihn anzuschauen. »Ein Hauptmann, der aus Regensburg hierher versetzt worden ist, zieht drüben ein. Es ist traurig, die guten alten Stuben verlassen zu müssen. Eine Menge Sachen holt der Trödler, in den zwei Kammern oben ist kein Platz. Wie geht's der Gertrud? Kann ich ein wenig zu ihr hinauf?«

»Geh nur mit uns«, sagte Daniel steif, »du kannst zuhören, wenn du Lust hast. Ich spiele die Harzreise vor.«

»Lust? Ich hab fast ein Recht darauf; du hast es mir lang schon versprochen.«

Am Ende denkt sie, ich will sie fangen, grübelte er selbstquälerisch; besser, ich laß es ganz, als daß sie sich in ihrem dummen Weiberschädel einbildet, mein Werk soll unsere Privatgeschichten fördern. Mit gesenktem Kopf stieg er vor Rivière und Lenore die Treppe hinauf, angespannt horchend, ob nicht das Wort Paris über ihre Lippen kam. Doch sie sprachen vom Wetter.

Als sie in die Wohnstube traten, hatte Gertrud die Harfe zwischen den Knien. Aber sie spielte nicht. Ihre Hände lagen an den Saiten, ihr Kinn war auf den Rahmen gestützt. »Warum machst du denn kein Licht?« fuhr Daniel sie gereizt an.

Sie erschrak und blickte ihm aufmerksam ins Gesicht. Der Blick brachte ihm vieles zu Bewußtsein, was er in den alltäglichen

Stunden seinen Gedanken unterschlug; ihr unbedingtes Für-ihn-Sein; die edle Größe ihres Herzens, dessen Hoffen und Fürchten von seinem so abhängig war wie die Bewegung des Quecksilbers im Thermometer von der Atmosphäre; ihre stumme Opferfähigkeit bei all den tausend kleinen Dingen des Lebens; ihr verwundbares Gemüt und ihre Kraft, Wunden zu verheimlichen; ihre fast übersinnliche Gabe, mitzuschwingen, wenn sein Geist Tiefstes an Höchstes zu binden sich vermaß.

Darum erkannte er in ihrem Blick etwas wie eine ernste, ferne Warnung. Feig und ehrfürchtig zugleich, schuldbewußt und ungeduldig zugleich, ging er hin und küßte sie auf das Haar. Sie lehnte flüchtig die Stirn an seine Brust, und da fühlte er die ganze Last, die sie ahnungslos ihm aufbürdete.

Er sagte ihr, daß er spielen wolle. Er sagte: »Ich hab mein Bild wieder einmal verloren und will's in andern suchen.«

Gertrud bat ihn mit blassem Gesicht, hier im Wohnzimmer bleiben zu dürfen, und sie lehnte die Türe nur an.

6

Es liegen in den Goetheschen Versen, die den Titel »Harzreise im Winter« führen, Gedanken wie Felsblöcke und Empfindungen so schauerlich und groß wie das Flammen aufgehender Sternenwelten. Die ungeheure Schmerzgewalt, die ungeheure Erhabenheit schien sich in Daniels Werk wie von selbst in Musik verwandelt zu haben.

Wenn in der zweiten Hälfte die Motive von Menschenstimmen übernommen wurden, diese Stimmen erst einzeln aus dem brodelnden Tonmeer drängten, dann immer williger, sehnstüchtiger, offenbarer sich zum Chor sammelten, war es, als müßten sie ohne diese Befreiung in der Finsternis ersticken.

Erschütternd klang das Pianissimoraunen der Bässe, bevor der Sopran einsetzte: Dem Geier gleich, der auf schweren Morgenwolken mit sanftem Fittich ruhend nach Beute schaut, schwebe mein Lied; ein Siegesruf war das Posaunensolo, das dem versunkenen Orchester neues Leben wies.

Daniel hatte große Mühe, dies alles durch Gesang, Wort und Gebärde neben seinem Spiel begreiflich zu machen.

Das Werk war voll von den Brechungen und Halbtönen, die es trotz des strengen Baues zum Kinde seiner Zeit, und mehr noch einer werdenden Zeit, stempelte. Es hatte keinerlei erschlossene Süßigkeit; es war rauh wie die Rinde der Bäume, wie alles, was mit der Zuversicht innerer Dauer geschaffen wird.

Sein Rhythmus war einförmig, nur auf Steigerung berechnet. Es hatte nichts von Verführung, nichts von Tanzgelüsten, keine Billigkeit, nichts, was trägem Ohr schmeichelt. Keinen Schmelz, nur Fülle und Äußerstes; die Melodie verborgen wie der Kern in harter Schale und nicht bloß verborgen, sondern zerteilt und immer wieder zerteilt; hinabgepreßt, unterirdisch gebunden, um nur ein einziges Mal überwältigend emporzusteigen, emporzujubeln: Aber den Einsamen hüll' in deine Goldwolken! Umgib mit Wintergrün, bis die Rose wieder heranreift, die feuchten Haare, o Liebe, deines Dichters!

Es war um fünfundzwanzig Jahre zu früh geboren. Es hatte keine Beziehung zu den Nerven seiner Umwelt; es konnte auf keinen Verkündiger, keinen Verstehher zählen, nicht weiter getragen werden durch das Wohlwollen Gleichföhlender; das Merkmal tödlicher Verlassenheit haftete ihm an; es glich einem tropischen Vogel, der an der Eisküste Grönlands ausgesetzt worden ist.

Aber für die herzlich Nahen ist ein Fluidum in der Luft, das die höhere Wahrheit vermittelt. Monsieur Rivière und Lenore saßen kaum atmend da. Lenores große Augen waren unendlich still und schlossen und öffneten sich langsam. Als Daniel zu Ende war, mit dem Taschentuch die nasse Stirn trocknete und dann die Arme schlaff hängen ließ, war es ihm, als ob der Glanz ihrer Augen bis an seine Haarspitzen dringe und sie elektrisiere.

Umgib mit Wintergrün, bis die Rose wieder heranreift, die feuchten Haare, o Liebe, deines Dichters.

»Man kann keine Vorstellung davon geben«, murmelte Daniel, »das Klavier ist wie ein spanischer Stiefel.«

Da vernahmen sie aus dem Wohnzimmer eigentümliche Laute. Sie gingen hinein und sahen Gertrud, die sehr bleich war und mit über der Brust gekreuzten Händen auf dem Sofa saß und halb

wie aus dem Traum, halb wie eine Betende vor sich hinredete. Man konnte nicht verstehen, was sie sagte; sie schien abgewandt und fern.

Lenore eilte zu ihr hin, Daniel betrachtete sie düster, indessen läutete es draußen, und Monsieur Rivière ging hinaus. Eine gilfende Männerstimme erschallte, die Tür wurde aufgetan, und Herr Carovius trat ein.

7

Herr Carovius verbeugte sich nach allen Seiten. Er trug gelbe Schuhe mit Messingschnallen, schwarze Hosen, einen grünlich schimmernden Rock und eine nicht mehr ganz weiße Krawatte. Seinen Schlapphut legte er auf einen Stuhl und sagte, er bitte um Verzeihung, falls er ungelegen komme, aber er habe seinem lieben jungen Meister für die bewußte Einladung danken wollen.

»Mir scheint, mir scheint«, fügte er mit neckischem Augenzwinkern hinzu, »ich habe da in aller Unschuld eine interessante Produktion gestört. Unten vor dem Hause stehen die Leute, und ich habe mirs gleichfalls nicht versagen können, zu horchen. Es wird ja nicht abgesammelt, hihhi. Hoffentlich unterbrechen Sie das Opferfest meinetwegen nicht. Was haben Sie denn zum besten gegeben, Maestro? Doch nicht etwa die Symphonie?«

»Ja, die Symphonie«, antwortete Daniel, der aus lauter Verblüffung über das Erscheinen und das Benehmen des Herrn Carovius höflich war.

»Hat mich schon Geld gekostet, die Symphonie, mögen Sie's glauben oder nicht; einen Gehrock wie für einen Marquis, neuester Schnitt, Sammetkragen, Schöße bis an die Waden. Höchst vornehm, höchst vornehm.« Er stierte über Gertruds Kopf hinweg in die Ecke und kicherte mindestens eine Viertelminute lang.

Niemand antwortete. Alle sahen dumm und bestürzt aus.

»Mein Gott, die gesellschaftliche Pflicht«, fuhr Herr Carovius fort; »man ist doch kein Hinterwäldler. Die Musik soll ja den Menschen auch äußerlich veredeln. Übrigens, es geht das Gerücht, daß es eine Symphonie mit Chören ist. Wie sind Sie denn auf den Einfall geraten? Die Lorbeeren der Neunten lassen Sie wohl

nicht schlafen? Hätte mir gedacht, Sie scheren sich den Teufel um klassische Vorbilder. Man ist ja jetzt ganz auf das musikalische Säuglingsgelall versessen, Wagelaweia und so. Aber das ist nur ein Übergang, wie der Fuchs sagte, als er geschunden wurde.«

Er nahm den Zwicker ab, putzte ihn hastig, nestelte am Kettchen und setzte ihn wieder auf. Nachdem er so Zeit gewonnen hatte, begann er sich über den Verfall der Künste zu verbreiten, erkundigte sich bei Daniel, ob er etwas von einem gewissen Hugo Wolf gehört habe, der jetzt von sich reden mache und hinten im dunkelsten Österreich Lieder fabriziere wie ein Hottentott, schimpfte über einen neuen Brunnen, der auf dem Plärrer errichtet werden sollte, erzählte, daß im Kulturverein eine Grotesk-Tänzer-Pantomimengesellschaft auftrete, daß er auf dem Herweg die Entdeckung gemacht, es gebe in der Stadt eine Leihanstalt für Kartoffelsäcke, und daß in Konstantinopel eine schreckliche Feuersbrunst gewütet habe.

Dabei schaute er Daniel und Monsieur Rivière an, bald den einen, bald den andern, hielt die Knurrlaute des einen und die verlegenen Blicke des andern für ermunternd genug, um sein Geschwätz fortzusetzen, rückte an seinem Zwicker, schneuzte sich, strich die ohnehin glatten Haare noch glatter, rieb die Hände umeinander, als ob er sich in besonderer Weise angeheimelt fühle, und er kicherte, wenn in seinem Redefluß eine Pause entstand.

Auf Gertrud heftete er nur hie und da einen verstohlenen Blick, der sich gleich darauf zurückzog wie der Arm eines Diebes, der sich beobachtet glaubt; Lenore schien überhaupt nicht für ihn vorhanden zu sein. Als sie endlich aufstand, gepeinigt von seinem Wesen, von der Zerstörung des eben erlebten Eindrucks durch seine Gegenwart, seine herausfordernden, platten, grundlos hämmischen, grundlos süßlichen Phrasen, erhob er sich gleichfalls, zog erschrocken die Uhr, bat, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, und empfahl sich mit einem lächerlich altmodischen Bückling von Gertrud, mit vertraulichem Händeschütteln von Daniel und mit unsicherer Höflichkeit von dem Franzosen. Lenore schien er wieder zu übersehen.

Draußen auf der Stiege blieb er stehen, nickte mehrmals mit dem Kopfe und sagte mit einem fast irren Grinsen in die leere Luft

hinein: »Auf Wiedersehen, Schönste. Auf Wiedersehen, Allerschönste. Gehab dich wohl, mein Engel, vergiß mich nicht.«
In der Stube drinnen flüsterte Lenore beklommen: »Was war das? Was war das?«

8

Um Lenore beim Umzug zu helfen, stellte sich Philippine Schimmelweis ein. Zuerst befremdet, war Lenore schließlich des Beistandes froh. Der Inspektor nahm kaum irgendwelchen Anteil an einem Vorgang, der ihm als letzte, alle Hoffnung vernichtende Niederlage erschien.

Auch an den folgenden Tagen kam Philippine, und allmählich wurde es ihr zur Regel, jeden Tag ein paar Stunden im Haus zu verbringen, entweder bei Lenore oder bei Gertrud unten, solange diese in der Küche zu tun hatte. Man gewöhnte sich an ihren Anblick und duldete sie. Sie bemühte sich, geräuschlos zu sein, und hatte die Miene eines Menschen, der ein wichtiges, aber noch nicht gewürdigtes Amt versieht.

Sie studierte das Haus. Sie kannte alle Räume. Am liebsten kam sie um die Dämmerungszeit. Dann sagte sie zu Lenore, sie habe auf der Treppe einen geheimnisvollen Kerl gesehen. Lenore holte die Kerze und sah nach, aber da war nichts zu finden. Dennoch behauptete Philippine steif und fest, es sei einer dagestanden in einem grünen Kamisol und habe ihr eine Nase gedreht.

Der Dachboden lockte sie vornehmlich. Sie erzählte in der Nachbarschaft, daß eine Eule droben säße. Infolgedessen geschah es, daß die Kinder, die ringsum wohnten, das Haus zu fürchten begannen, und daß die Kanzleirätin im ersten Stock, durch die Gerüchte verängstigt, ihre Wohnung kündigte.

Die neue Inspektorswohnung hatte kein Schutzgitter. Man trat von der Stiege unmittelbar in Lenores Kammer, wo sie schlief und arbeitete. An diese Kammer stieß die ihres Vaters. Die Leute nannten ihn noch immer Inspektor, obwohl er keine Inspektorstelle mehr hatte.

Den ganzen Tag blieb er bei geschlossenen Fenstern in seiner engen Kammer, deren eine Wand geneigt war. Wenn ihm Lenore

das Frühstück brachte oder ihn zum Mittagessen rief, das sie in der verschlagartigen, winzigen Küche aufgewärmt und in ihrem gleichfalls winzigen Stübchen angerichtet hatte, saß er am Tisch und hatte viele Blätter vor sich liegen, alte Rechnungen und alte Briefe. Und sie lagen immer in derselben Ordnung da.

Einmal trat sie unerwartet ein, ohne zu klopfen, da schloß er hastig den Schrank zu, steckte den Schlüssel in die Westentasche und versuchte in einer Weise harmlos zu lächeln, die Lenores Herz stocken ließ.

Erst wenn es dunkel war, ging er aus, und wenn er heimkehrte, trug er manchmal ein Paket unterm Arm, das er mit in seine Kammer nahm.

Anfangs war Lenore immer unruhig, wenn sie fortgehen mußte. Da bat sie Philippine, sie möge achtgeben und keinen Fremden hereinlassen. Philippine hatte eine Schachtel mit Bändern in Lenores Kommode stehen; sie stellte einen Stuhl neben die Tür, die zur Kammer des Inspektors führte, und wenn ihre Hände müd waren vom Wühlen in den Bändern und ihre Augen sich gesättigt hatten an der Buntfarbigkeit, preßte sie das Ohr an die Türe, um zu lauschen, was der alte Mann trieb.

Bisweilen hörte sie ihn sprechen. Es war, als rede er mit einem Menschen. Seine Stimme klang mahnend, ja auch zärtlich. Da erzitterte Philippine vor Furcht und Grauen. Einmal drückte sie die Klinke herab und wollte leise die Tür öffnen, um hineinzuspähen, aber zu ihrem Ärger war das Schloß drinnen verriegelt.

Bei Gertrud verrichtete sie kleine Handreichungen und lief zum Krämer oder zum Bäcker. Gertruds Beweglichkeit nahm zusehends ab, das Stiegensteigen fiel ihr schwer, und Philippine ersetzte ihr beinahe eine Magd. Nur solche Dienste, bei denen ihre Kleider schmutzig werden konnten, verweigerte sie. Gertruds scheue Zurückhaltung verdroß sie oft, und eines Tages fragte sie bissig: »Gell, Sie sind recht stolz? Sie mögen mich wohl nicht leiden, gell?« Gertrud sah sie verwundert an und wußte keine Antwort.

Vor Daniel verkroch sich Philippine, sobald sie nur seinen Schritt hörte. Gewahrte er sie dann doch, so zuckte er die Achseln über das Gestell, wie er sie geringschätzig nannte. Aber es wollte ihm

scheinen, als ob es nicht ungefährlich sei, sie schlecht zu behandeln, und als ob sie sich's verdient hätte, daß man sich ihre unerklärliche Beflissenheit, gefällig zu sein, gefallen ließ.

So überwand er sich einmal und gab ihr die Hand, zog sie aber gleich darauf erschrocken zurück, denn etwas so Glitschiges und Froschhaftes glaubte er vorher nie berührt zu haben. Philippine tat, als habe sie nichts bemerkt, doch kaum war er ins Zimmer gegangen, so wandte sie sich mit diabolisch glimmenden Augen zu Gertrud und rief mit ihrer ordinären Stimme: »Gottich, der Daniel hat's aber gnädig! Hat's der aber gnädig! Kein Wunder, daß ihn die Leut nicht ausstehen können. So gnädig!«

Als sie sah, daß Gertrud die Brauen zusammenzog, drehte sie sich mit einem plumpen Schwung auf dem Absatz herum und schrie wie besessen: »Oi, Gertrud! Ioi! Der Braten brennt an! Der Braten brennt an!«

Es war falscher Alarm. Der Braten schmorte ganz friedlich in der Pfanne.

9

An einem stürmischen Spätnachmittag im Juni kehrte Daniel von der letzten Probe zur »Harzreise« müde und verstimmt heim. Die Proben waren in einem kleinen Saal im Weyrauthersgarten abgehalten worden. Nach und nach hatte er sich mit sämtlichen Musikern und sämtlichen Sängern und Sängerinnen überworfen.

Als er auf den Egydienplatz kam, rieselte auf einmal ein Schauer über seinen Körper. Er mußte die Hand über die Augen legen und im Gehen innehalten. Er glaubte sterben zu müssen vor Sehnsucht nach etwas Jungfräulichem, das er verscherzt hatte.

Er ging die Stiegen hinauf, ging an seiner Wohnung vorüber und erklomm die finstere Treppe zur Inspektorswohnung.

Sein Blick fiel in den Bretterschlag, in dem sich der Herd befand und das Kupfergeschirr an der Wand glänzte. Dort saß Lenore, den Arm auf das Fensterbrett, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefem Sinnen eigentümlich kraftvoll ruhend. Ihr Gesicht war abgekehrt gegen die steile Senkung eines Daches, uraltes Fach-

werk, graue Mauern, erblindete Fensterscheiben und verfallene Holzgalerien, über denen die Stille und ein wolkenbedecktes Himmelsquadrat lag.

»Guten Abend«, sagte Daniel, aus dem Dunkel in das Halbdunkel tretend; »was tust du da, Lenore, was denkst du?«

Lenore fuhr zusammen. »Ach, du bist es, Daniel? Du läßt dich auch einmal sehen? Und fragst, was ich denke; gleich so neugierig! Willst in mein Zimmer kommen?«

»Nein, bleib nur«, antwortete er und hinderte sie durch eine Berührung der Schulter am Aufstehen. »Ist der Vater zu Hause?«

Sie nickte. Er zog ein schmales Bänkchen, von dem er die Kaffeemühle und einen Trichter wegnahm, an das Anricht und setzte sich in die größtmögliche Entfernung von Lenore, wobei sie einander immer noch so nahe waren, als hätten sie sich in einer Kutsche gegenüber gesessen.

»Wie geht's dir?« fragte sie befangen, mit einem Blick ohne Wärme.

»Du weißt doch, daß ich auf eine durchlöchernte Trommel schlage, Lenore.« Und nach einer Pause fügte er hinzu: »Aber was die Menschen auch tun und unterlassen mögen, zwischen uns zweien muß es ins klare kommen. Gehst du nach Paris?«

Sie schwieg und senkte den Kopf. »Ich könnte gehen, es steht nichts mehr im Weg«, sagte sie dann leise zögern. »Doch du siehst ja ungefähr, wie ich bin. Ich bin nicht mehr so... so wie früher. Früher hätte ich gedacht, wunder was für ein Glück das ist, jemand, dem ich mich dort anvertrauen kann und der sich für mich interessiert. Hätt mich nicht lang besonnen. Und wenn ich gehe, was wird damit klar? Und was wird klar, wenn ich bleibe? Ich hab dir schon neulich gesagt: ich versteh dich nicht, Daniel. Wie entsetzlich ist jedes Wort davon! Was willst du nur? Was soll denn daraus werden?«

»Erinnerst du dich an Bendas letzten Brief, Lenore? Du selbst hast ihn mir gebracht, und ich war nachher wie ausgewechselt. Er schrieb mir damals, wie wenn er von Gertrud nichts wüßte, ich solle nicht an dir vorübergehen. Wir beide seien füreinander bestimmt wie nichts auf der Welt, schrieb er. Du mußt dich doch erinnern, wie ich danach war. Und schon vorher, Erinnerst du

dich, wie du am Hochzeitstag den Myrtenkranz aufgesetzt hast? Da hab ich gewußt: alles verloren, alles hin. Aber nein, vorher noch, wie das Fräulein Silvia von Erfft deine Haut gehabt hat, deine Gestalt, deine Haare und deine Hände! Und vorher, vorher. Wenn du im Wald mit Benda gegangen bist und ich hinterdrein, und es war mir so was Liebes, deinem Gehen zuzuschauen, nur wußt ich's nicht. Und wenn du ins Zimmer gekommen bist dort in der langen Zeile und die Gipsmaske gestreichelt hast und am Klavier gesessen bist und die Wange ans Holz gelehnt hast, wie mir das unentbehrlich war, tief drinnen unentbehrlich, nur wußt ich's nicht, wußt es nicht.«

»Es mag nun gewesen sein, wie es will, es ist eben gewesen«, erwiderte Lenore mit angehaltenem Atem, und eine Röte, die sie quälte, überflutete ihr Gesicht, um erschreckend schnell wieder der Blässe zu weichen.

»Glaubst du, ich bin einer, der sich mit Gewesenem abfindet? Jeder Mensch, Lenore, ist sich sein Glück schuldig und kann es erringen, wenn er dazu entschlossen ist. Erst, wenn er's versäumt hat, macht ihn das Schicksal zum Hund.«

»Das ist's eben, was ich nicht begreife«, sagte Lenore und blickte ihm mit heiterer Freiheit ins Gesicht. »Es drückt mir ja das Herz ab, dich so im Selbstbetrug und häßlichem Trotz zu wissen. Wir beide können doch nicht eine Schlechtigkeit begehen, Daniel, das ist doch ganz unmöglich, nicht wahr?«

Erregt beugte sich Daniel näher zu ihr hin. »Weißt du denn, wo ich stehe?« fragte er, und die blauen Adern an seinen Schläfen schwellen an; »ich will dir's sagen. Ich stehe auf einem morschen Brett über einem Abgrund. Rechts und links von demselbigen Abgrund sind lauter blutgierige Wölfe. Ich habe nur die Wahl, entweder in den Abgrund hineinzuspringen oder mich von den Wölfen zerreißen zu lassen. Wenn nun so ein Wesen durch die Lüfte herunterschwebt, so ein Flügelwesen wie du, und kann einen nach oben retten, gibt's da ein Bedenken?«

Lenore verschränkte die Arme über der Brust und schloß die Augen halb. »Ach nein, Daniel«, sagte sie wie begütigend, »da übertreibst du wirklich. Da siehst du zu weiß und zu schwarz. Ein Flügelwesen, ich? Wo wären Flügel an mir? Und Wölfe? All die

unbedeutenden närrischen Leutchen – Wölfe? Ach nein. Und blutgierig! Geh doch zu!«

»Zertritt mir nicht mein Gefühl, Lenore!« rief Daniel mit unterdrücktem Ton und leidenschaftlicher Wildheit; »zertritt mir nicht mein Gefühl, denn sonst besitz ich nichts. So kannst du nicht denken, so nicht empfinden, so lau, so flau, so gemein. Oberstimme! Oberstimme! Besinn dich doch! Siehst du nicht, wie sie mir die Zähne weisen? Hörst du nicht ihr Geheul bei Tag und Nacht? Kannst du sie gut nennen oder mitleidig? Oder sind sie willig, wenn einer kommt, um gut und groß zu sein? Glaubst du an einen, an einen einzigen unter ihnen? Haben sie nicht sogar deinen süßen Namen begeistert? Ist ihnen etwas heilig von dem, was dir oder mir heilig ist? Werden sie durch deine oder meine oder irgendeines Menschen Not um Millimetersbreite von der Stelle gerückt? Klebt nicht an jedem ihrer Mäuler der Schlamm der Verleumdung? Ist ihnen nicht dein Lachen ein Dorn im Auge? Neiden sie mir nicht den bitteren Bissen, um den ich mich schinde, und die Musik, die ihnen unbegreiflich ist und die sie hassen, weil sie ihnen unbegreiflich ist? Müßt ich nicht Steine klopfen oder Latrinen säubern, wenn es nach ihrer Herzenslust ginge, weil sie mir mein Leben nicht verzeihen und das, was mein Leben ausmacht –? Und das keine Wölfe? Das keine Wölfe? Sag mir, daß du vor ihnen Angst hast, sag mir, daß du sie nicht auf dich hetzen willst, aber sag mir nicht, daß du eine Schlechtigkeit begehst, wenn ich dich zu mir rufe, dich mit deinen Flügeln, und du kommst.«

Seine Arme lagen, ausgestreckt nach ihr, auf der Platte des Küchentischs und bebten bis in die Fingerspitzen.

»Die Schlechtigkeit, Daniel«, flüsterte Lenore, »die hat doch nichts mit denen zu tun, die begingen wir doch gegen die höhere Sitte, gegen unser inneres Gefühl von Brauch und Ehre...«

»Falsch«, zischte er, »falsch. Das haben sie dir weisgemacht. Das haben Sie jahrhunderte- und jahrhundertelang in dich und deine Mutter und deine Muttersmutter und deine Urmütter hineingepredigt. Falsch. Lüge. Alles Lüge. Mit dieser Lüge stützen sie ihre Macht, schützen sie ihre Organisation. Wahrheit dagegen ist, was das Herz erfüllt, was Freude schafft, was mich weiterbringt.

Wahrheit ist, was die Natur gebietet, und der Gehorsam gegen die Natur. Wahrheit ist in deinen Sinnen, Mädchen, in deinen geknebelten Sinnen, in deinem Blut und in dem Ja, das dir deine Träume sagen. Freilich weiß ich nur zu gut, daß sie ihre Lüge brauchen, denn sie müssen organisiert sein, die Wölfe, sie müssen ein Rudel sein, denn sonst sind sie nichts. Ich aber hab nur meine Wahrheit; auf meinem Brett über dem Abgrund nur meine Wahrheit.«

»Deine Wahrheit«, sagte Lenore; »deine. Das ist aber nicht meine.«

»Nicht, Lenore? Nicht deine? Wozu spräch ich dann mit dir? Und wenn alles andere Irrtum und Schwindel ist, davon bin ich überzeugt wie vom Licht meiner Augen, daß es deine ist.«

»Du kannst dich doch nicht gegen die ganze Welt stellen«, brach es aus Lenores beengter Brust, »du bist doch auch drinnen in der Welt.«

»Ja, gegen die Welt will ich mich stellen«, antwortete er, »eben dazu bin ich entschlossen. Ihre Münze zahl ich ihr zurück. So wie sie gegen mich steht, so steh ich gegen sie. Ich bin kein Verträgemacher, bin kein Händler, bin kein Bettler. Ich lebe nach meinem Gesetz. Ich muß, wo alle bloß sollen oder dürfen oder nicht dürfen. Wer das nicht faßt, mit dem hab ich nichts gemein.«

Ihr graute vor der Vermessenheit seiner Worte, doch regte sich in ihr etwas wie Jubel und Stolz, und die Lust regte sich, für ihn zu sein, mit ihm zu sein. Bäumte er sich auf wider die Gewalt, die ihn vernichten mußte, so tat er es doch um ihretwillen, und so glaubte sie nicht das Recht zu haben, sich ihm zu entziehen. Was sie wunderbarlich beruhigte, zugleich schlaff machte und hinriß, war die Glut und die Unbeirrbarkeit seines Willens und seines Gefühls.

Aber da begegneten sich ihre Blicke, und im Auge eines jeden war der Name Gertrud zu lesen.

Gertrud stand ja lebendig zwischen ihnen; alles, was sie gesprochen hatten, war von Gertrud ausgegangen, ging zu Gertrud zurück. Daß Daniel an die Lösung seiner Ehe nicht dachte, nicht denken konnte, das wußte Lenore. Ein Kind sollte kommen; wie war es möglich, die Mutter zu verstoßen? Wie war es mög-

ich, bei der Dürftigkeit der Umstände, Mutter und Kind dem Elend preiszugeben? Hierzu war Daniel nicht fähig, das wußte Lenore.

Doch wußte sie auch, sie kannte ihre Schwester gut genug, um dies zu wissen, daß eine Trennung von Daniel so viel hieß, wie Gertrud töten. Sie wußte ferner, daß Daniel sich in seiner Ehe für unverbrüchlich gebunden hielt, nicht nur wegen seiner Kenntnis von Gertruds Charakter, sondern auch, weil in seiner Ehe mit Gertrud etwas enthalten war, unabhängig von Leidenschaften, Einsichten und Entschlüssen, etwas, das sogar im Haß noch festsetzt und in der Verzweiflung kittet.

Dies alles wußte sie. Und sie wußte, daß Daniel es wußte. Und wenn sie nun die einzig mögliche Folgerung aus seinen Worten und aus seiner Seelenverfassung zog, so wußte sie auch, was er von ihr verlangte.

Er verlangte von ihr, daß sie sich opfern solle. Darüber gab es keinen Zweifel mehr.

Wie aber opfern? In Heimlichkeit? Konnte daraus ein Glück erwachsen? Mit Gertruds Einverständnis? Konnte Gertrud dies ertragen, selbst wenn sie großmütig war wie eine Heilige? Wo gab es da einen Weg? Wo drohte nicht Verwirrung, Angst und Untergang?

Sie beugte das Gesicht nieder und bedeckte es mit den Händen. Lange saß sie so. Über die Dächer draußen senkte sich die Dämmerung.

Plötzlich richtete sie sich auf, streckte ihm die Hand hinüber, lächelte mit Tränen in den Augen und sagte mit einem letzten Versuch, dem Ungeheuren zu entgehen, mit einer wunschedurchlammten Eindringlichkeit und einer ergreifenden Schelmerei in der Stimme: »Brüderlein...«

Er schüttelte traurig den Kopf, nahm aber ihre Hand und hielt sie fest zwischen seinen beiden.

Da verdunkelte sich ihr Gesicht wie eine Landschaft beim Anbruch der Nacht. Ihr abgewandter Blick sah die Bäume eines großen Gartens, sah ein häßliches, krankes Weib unter einer Hecke und sah zwei kleine Mädchen, die sich fürchteten und zukunftsang in die untergehende Sonne schauten.

Ein Geräusch ließ sie und Daniel zusammenfahren. Auf der Schwelle stand Philippine Schimmelweis. Ihre Augen glitzerten wie die Haut eines Reptils, das aus dem Sumpf emportaucht. Daniel ging in seine Wohnung hinunter.

10

Seit neun Jahren war der Rokokosaal im Auffenbergischen Haus festlichen Veranstaltungen jeder Art verschlossen gewesen. Es hatte eines langwierigen Briefwechsels zwischen dem Sekretär des in Rom weilenden Freiherrn und dem Sekretär der Freifrau bedurft, um die Erlaubnis zur Benützung des Saales von jenem zu erlangen.

Die Entrüstung über das Nothafftsche Werk war allgemein. Die Leute aus der Gesellschaft wußten sich nicht zu fassen, und die als Liebhaber und auf Empfehlung Geladenen waren gleichfalls wenig erbaut. Das Hauptvergnügen hatte darin bestanden, den Komponisten dirigieren zu sehen. Der Anblick des zappelnden, hopsenden Gesellen hatte den Konsistorialrat Zöllner vor Lachlust beinahe zum Bersten gebracht.

Der alte Graf Schlemm-Nottheim, der nicht nur eine Vorliebe für pornographische Literatur besaß, sondern auch jeden Nachmittag einen Viertelliter von Doktor Rosas Lebensbalsam trank, erklärte, das Unisono sämtlicher Schaubudeninstrumente auf dem Jahrmarkt sei eine musikalische Offenbarung gegen solche Katzenmusik; der Oberlandesgerichtsrat Braun sprach unverhohlen von einer Verschwörung wider den guten Geschmack.

Dies wurde in den Ecken ausgemacht. Um die Freifrau nicht zu beleidigen, spendeten alle ziemlich lebhaft Beifall. Dann vereinigten sich Zuhörer und Mitwirkende an einer riesigen Hufeisentafel zum Diner.

Graf Schlemm-Nottheim war der Tischherr der Freifrau und erkundigte sich bei ihr nach den verschiedenen Persönlichkeiten der Kunstwelt. Er fragte, wer die interessant schwermütige Dame neben dem Major Bellmann sei? Es sei die Frau des Komponisten. Die Frau? Gar nicht übel, diese Frau; damit ließe sich leben, in

der Tat. Und wer sei die dort, zwischen dem alten Herold und dem Franzosen? Ein entzückendes Geschöpfchen; die habe ja Augen wie das Ligurische Meer und Händchen wie eine Prinzessin. Das sei die Schwester der Frau. Die Schwester? Ei, der Kuckuck, eine prächtige Familie, der Unterstützung nicht unwürdig. Es wurden Trinksprüche ausgebracht. Der Fabrikant Ehrenreich ließ den Schöpfer der »Harzreise« leben; der Graf die anwesenden Frauen.

Peinliches Aufsehen erregte Herr Carovius. Er saß bei den Herren vom Gesangsverein »Liedertafel«, die im Chor mitgesungen hatten, und sie schämten sich seiner. Denn er benahm sich ungeziemend.

Es war ihm gelungen, einen Handschuh, den Lenore verloren hatte, unbemerkt aufzuheben und in seine Tasche zu stecken. Vielleicht war er deshalb von so geräuschvoller Lustigkeit. Er warf dem Fräulein Varini eine Krachmandel zu, die er vom Tafelaufsatz genommen hatte. Er ließ den feuchtseligen Blick über den Kristallüster und die mit Goldleisten verzierten Wände schweifen und wurde nicht müde, den Glanz und den Reichtum des Hauses zu preisen, so, als ob er selbst zum Hause gehöre. Er hob das Weinglas und äußerte sich verzückt über Farbe und Blume des Getränks, so, als ob er die Weine des Hauses aus langer Erfahrung kenne.

Da geschah es aber, daß er bei einer heftigen Bewegung seinen Teller umstülpte, und über seine weiße Weste floß ein Bach von braunem Bratensaft. Er verstummte. Er versank in sich selbst. Er tauchte die Serviette ins Wasser und rieb und rieb. Die Lakaien zickerten. Er schloß seinen Gehrock zu und glich einem Auslagefenster in tiefer Nacht.

Noch ein anderes Phänomen bot sich den spöttischen Augen der Lakaien. Sie bemerkten, daß der Kapellmeister Nothafft in bloßen Strümpfen an der Tafel saß. Die neuen Lackstiefel hatten ihn so anleidend gedrückt, daß er kurzen Prozeß gemacht und sich ihrer während des Essens entledigt hatte. So standen sie herrenlos, einer rechts von seinen Füßen, einer links. Wenn die Lakaien vorübergingen, schauten sie unter den Stuhl und preßten grimmig die Lippen aufeinander, um nicht herauszuplatzen.

Der grobe Verstoß gegen den Anstand blieb auch den Nachbarn nicht verborgen. Es wurde getuschelt und gelächelt, Achseln wurden gezuckt, Köpfe geschüttelt. Da sich nun Daniel beim allgemeinen Aufstehen von der Tafel gar keine Mühe gab, seine Stiefellosigkeit zu verschleiern, sondern die lackledernen Quälgeister ohne Rücksicht auf die erstaunten Zuschauer unbekümmert wieder an seinen Extremitäten befestigte, hatte er verspielt, hatte er gründlich verspielt.

Die Kunde der außerordentlichen Begebenheit wurde in den nächsten Tagen, reizvoll ausgeschmückt, von Haus zu Haus weitererzählt, drang aus den hohen Regionen in die niedrigen und erregte Stürme von Gelächter. Niemand wußte etwas über die Symphonie zu sagen, dafür war jeder aufs genaueste mit den Einzelheiten der Lackstiefel-Episode bekannt.

11

Auf dem Heimweg ging Daniel mit Lenore. Gertrud folgte mit Monsieur Rivière in weitem Abstand, denn sie konnte nur sehr langsam gehen.

»Wie war dir denn, Lenore?« fragte Daniel, »war dir nicht wie bei einem Fest der Leichen?«

»Lieber«, murmelte sie. Und sie gingen weiter.

Und als sie eine Weile schweigend gegangen waren, kamen sie unter einen engen Torweg. Da war es Lenore, als ertrüge sie Daniels stummes Fragen nicht mehr. Sie zog den seidenen Schal fester an ihre Wangen und flüsterte: »Laß mir Zeit. Dräng mich nicht. Laß mir Zeit.«

»Ließ ich dir nicht Zeit, du teures Herz, ich hätte den jetzigen Augenblick nicht verdient«, antwortete er.

»Ich kann nicht, ich kann nicht«, brach es verzweifelt aus ihr. Noch eine einzige Hoffnung hatte sie, einen letzten Schimmer von Hoffnung, und ihre ganze Seele drängte dorthin. Doch sie mußte schweigend handeln.

Mit Gertrud in der Wohnstube stehend, gewahrte Daniel, daß die Maske der Zingarella mit Rosenzweigen bekränzt war. Unter

den jungen Blättern leuchteten Blütenknospen hervor, die wie rote Laternen um den weißen Gips hingen. »Wer hat das gemacht?« fragte er.

Lenore war am Nachmittag da, sie hat es gemacht«, erwiderte Gertrud.

Sein flammender Blick war auf die Maske geheftet, als Gertrud ihn umschlang und in der Fülle ihrer Empfindung ausrief: »Ach, Daniel, wie herrlich ist dein Werk, wie herrlich!«

»So? Gefällt es dir? Das freut mich«, entgegnete er trocken.

»Die Menschen fassen es ja nicht«, fügte sie leise und errötend hinzu, »nur ich weiß es, nur ich, weil es mir gehört.«

Am andern Tag legte er die Partitur der »Harzreise« samt allen Stimmen in eine große, alte Truhe und sperrte sie zu. Es war wie ein Begräbnis.

12

In den gewundenen und finstern Gäßchen hinter der Stadtmauer stehen die kleinen Häuser mit großen Nummern und farbigen Laternen. Sie sind von einem süßlich-fauligen Geruch erfüllt und aus mühsam aufgeschmückten morschen Rumpelkammern zusammengesetzt. Durch die geschlossenen Fensterläden dringt allnächtlich gellendes Gelächter, und den Eintretenden empfangen halbtrunkene Scheusale und nötigen ihn auf scheusälige, mit rotem Plüsch überzogene Sessel und Sofas.

Der Bürger nennt diese Baracken Lasterhöhlen, und an die Bewohnerinnen mit den gedunsenen oder abgezehrten Körpern, den raurig oder trunken glotzenden Augen denkt er zwischen Freitag und Sonntag mit lustvollem Grauen.

Dahin lenkte Herr Carovius seine Schritte. Weil es nur ein Schatten war, den er umarmte in Stunden, wo seine von allem Gift der Erde entzündete Phantasie einen Menschenleib beschworen hatte, ergrimte er, ging hin und kaufte sich einen Menschenleib.

Nachdem er in einem halben Dutzend dieser Häuser gewesen, unbelnd begrüßt und unter unflätigen Beschimpfungen entlassen worden war, fand er schließlich, was er suchte, ein Geschöpf, dessen Abgefemtheit noch nicht verjährt war, das noch Menschen-

züge hatte und dessen Gestalt und Wesen eine Erinnerung wachzuhalten vermochte, wenn man entschlossen war, zu sehen, was man sehen wollte, und zu vergessen, was man vergessen wollte. Sie hieß Lena. Holder Anklang an eine begehrte Wirklichkeit! Er folgte ihr aus dem Kreis der Gefährtinnen in die elende Zelle zwischen Winkelstiege und Dachwinkel. Er klimperte mit Geld und gab seine Befehle. Die Nymphe mußte ein Straßenkleid an-
tun, einen bescheidenen Hut auf den Kopf setzen und einen Schleier über das rohgeschminkte Gesicht ziehen. Hierauf näherte er sich ihr, redete sie höflich an und küßte ihr die Hand. Niemals hatte er sich gegen irgendeine Dame draußen in der Welt so fein und zurückhaltend benommen.

Der Dirne ward es angst, und sie lief davon. Sie bedurfte der Belehrung. Durch die Hüterin des Hauses ward ihr Belehrung zuteil. Denn Herr Carovius klimperte mit Geld. »Sie müssen Nachsicht haben«, sagte die Hüterin, »wir sind für so was Raffiniertes nicht eingerichtet.«

Er kam wieder. Lena war belehrt. Allmählich fand sie sich in ihre Rolle.

»Offengestanden«, sagte er zu Lena, »ich habe keine Übung in den Künsten der Liebe. Ich war zu stolz, den Kotau vor dem berockten und bemiederten Idol zu machen. Weibchen ist Weibchen, Männchen ist Männchen. Da lügen sie denn einander vor, daß jedes Weibchen ein besonderes Weibchen, jedes Männchen ein besonderes Männchen sei. Stumpfsinn.«

Die Dirne grinste.

Er ging auf und ab; der Raum erlaubte ihm nur drei Schritte nach jeder Seite. Er entsann sich des Ausdrucks, den Lenores Gesicht während der Aufführung der Symphonie gezeigt, und den er aus dem Hinterhalt gierig beobachtet hatte. Er geriet in Zorn. »Du wirst dir doch nicht einbilden, daß mit solchen dilettantischen Jämmerlichkeiten ein Fortschritt erzielt wird?« keifte er. »Es ist der reine Hokuspokus. In der Kunst gibt es überhaupt keinen Fortschritt, so wenig wie es in der Bahn der Gestirne einen Fortschritt gibt. Hör mal zu!«

Und er brüllte das wuchtige Anfangsmotiv aus der Sonata quasi una fantasia von Mozart. »Da-dada-da-daddaa! Ist darüber hin-

aus ein Fortschritt möglich? Laß dich doch nicht beschwatzen, mein Engel. Sei aufrichtig gegen dich selbst. Er hat dich narkotisiert. In deinem arglosen Herzchen ist das unterste zuoberst gekehrt. Schau mich doch an! Fürchtest du dich vor mir? Ich tue für dich, was in meinen Kräften steht. Gib mir die Hand. Sprich mit mir.«

Die Dirne mußte verlangend die Arme ausstrecken, und er nahm mit gravitätischer Umständlichkeit neben ihr Platz. Hierauf zog er die Nadel aus ihrem Hut, legte den Hut zärtlich beiseite, und sie mußte den Kopf an seine Schulter lehnen.

Dann verfiel er in träumerisches Sinnen.

13

»Drah' di, Madel, drah' di, morgen kommt der Mahdi.« Diesen neuesten Gassenhauer plärrend, trat Philippine zu Gertrud in die Wohnstube. Daniel war nicht zu Hause.

»Da hast«, sagte sie und warf eine Zwirnrolle auf den Tisch.

Gertrud hatte dem Drängen des Mädchens nachgegeben und duzte sie und ließ sich von ihr duzen. »Weil wir doch eigentlich Verwandte sind«, hatte Philippine gemeint.

Gertrud fürchtete sich vor Philippine, aber sie fand kein Mittel, ihre übertriebene Dienstwilligkeit abzuwehren. Was sie vor keinem Menschen empfand, das empfand sie bisweilen vor Philippine: Scham über ihren Zustand.

In der Tat erblickte Philippine in Gertruds Schwangerschaft etwas Unanständiges und schaute stets auffällig in die Luft, wenn sie mit Gertrud redete.

»Nein, was die Leut unverschämt sind«, begann Philippine, nachdem sie sich auf einen Stuhl gelümmelt hatte. »Da fragt mich der Kommiss im Geschäft, ob der Daniel und die Lenore was miteinander haben. Eine Frechheit, gell? Bin ihm aber schön übers Maul gefahren.«

Die Nadel in Gertruds Fingern ruhte. Es war nicht das erste Mal, daß sich Philippine solche Andeutungen erlaubte. Bald kam sie und raunte Gertrud zu, Daniel sei bei Lenore droben, bald äußerte

sie in heuchlerischem Mitleidston, Lenore sehe so abgehärmt aus. Dann berichtete sie von dem und jenem, der dies und jenes gesagt habe. Dann machte sie sich wieder zum Verteidiger der guten Sitte und behauptete, man dürfe die Leute nicht vor den Kopf stoßen.

Ihr drittes Wort war: die Leute. Sie selbst wisse ja ganz genau, was für ein tadelloser Charakter die Lenore sei und wie gern Daniel seine Frau habe, aber die Leute, die Leute! Und man könne ja auch nicht jedem gleich die Augen auskratzen, der einen mit zweideutigen Fragen ärgere, da würde es wenig Augen mehr in der Stadt geben.

Philippines Simpelfransen hatten eine ungewöhnliche Länge erreicht; sie verdeckten die ganze Stirn und hingen bereits bis an die Wimpern. Infolgedessen hatte der Blick, mit dem sie Gertrud betrachtete, etwas über die Maßen Tückisches. So ganz sicher ist die ihrer Sache auch nicht mehr, fuhr es ihr durch den Kopf, und mit einer plumpen und sonderbar lasterhaften Bewegung ihrer Beine machte sie sich auf dem Stuhl breiter.

»Ich glaub halt, der Daniel sollte vorsichtiger sein«, plauderte sie mit ihrer rasselnden Stimme; »das stundenlange Beisammenstecken tut kein gut. Es tut kein gut, sag ich dir. Und immer auf der Lauer alle zwei, er nach ihr und sie nach ihm. Jetzt sollst es einmal wissen. Erwischt man sie, fahren sie auseinander wie Verbrecher. Seit sechs Wochen geht's so, jeden Tag und jeden Tag. Schickt sich das vielleicht? Das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen, Gertrud«, schloß sie mit einem übel aussehenden Versuch zu einer kokett schmollenden Miene. Dann schlug sie die Augen zu Boden und blickte unschuldig drein.

Gertrud war es kalt um die Brust geworden. Ihr Vertrauen zu Daniel war unerschütterlich, aber die giftigen Reden benahmen ihr Klarheit und Ruhe. Schon daß es möglich war, so über Daniel und Lenore zu sprechen, und daß ihr die Worte fehlten, es zu verhindern, weil sie es von Anfang an mit der Gelassenheit ihres Vertrauens und der Verachtung gegen den Klatsch geduldet, bereitete ihr Schmerz.

Wie schal hätte auch jeder Einwand geklungen, wie nichtig ein Verweis! Konnte sie der böse redenden Zunge Einhalt tun mit

dem Hinweis auf Daniels besondere Art? Sollte er Rechenschaft ablegen vor einer Philippine? Ein geringschätziges Lächeln glitt über ihr Gesicht.

Und doch, warum das wehe Herz? Kam es nun endlich, das Wissen um Liebesentbehrung?

Unwillkürlich fiel ihr Blick auf die Gipsmaske, die noch immer mit den längst verwelkten Rosenzweigen bekränzt war. Sie erhob sich und nahm das Blätterwerk herunter. Ihre Hand zitterte dabei, als begehe sie etwas Schlechtes.

»Geh heim, Philippine, ich brauch nichts mehr«, sagte sie.

»Oi, 's is wahrhaftig spät, ich muß fort«, rief Philippine. »Mach dir nur ja keine Gedanken, Gertrud«, tröstete sie. »Und verklag mich nicht bei deinem Mann. Der ist imstand und macht einen Mordskrawall. Wenn du mich verklagst, dann gibt's ein Unglück, das sag ich dir. Ich bin halt eine rechte Gans, daß mir alles rausrutscht. Mein Maul hat kein' Balken, drum kann ich's nit halten. Also, gut' Nacht.«

Sie strich mit komischer Behutsamkeit ihren Rock glatt und ging. Auf der Stiege plärrte sie wieder: »Drah' di, Madel, drah' di, morgen kommt der Mahdi.«

14

Als Daniel nach Hause kam, war es spät. Trotzdem setzte er sich in seinem Zimmer noch zur Lampe und las im Titan von Jean Paul. Nach einer Weile befreiten sich seine Gedanken von dem Buch und zogen ihre eigenen Wege. Er stand auf, ging zum Klavier, öffnete den Deckel und schlug leise einen Akkord an. Er schaute mit geschlossenen Augen. Ihn dünkte, es rief ihn jemand. Die Nacht war schwül, die Stille unheimlich.

Noch einmal den Akkord; Glocken aus der Unterwelt. Und wenn sich die in ihrer Zartheit hinaufschwangen, durch grüngraue Nebel hinauf, und jeder Ton entsandte seine dienende Schar wie Funken, die aus einer Rakete stieben, und Gleichgeartete trafen aufeinander, und was fremd war, fiel zurück, und oben, ganz unerreichbar, berückend deutlich, doch fern wie eine Todesvision der Vollendung, die Melodie der Liebe, die Melodie von Letzterem...

Ja, es rief ihn jemand; aber aus welchem Winkel der Welt? Sein Weib? Die Ferne, die Düstere, die Wartende? Er ließ den Klavierdeckel fallen, so daß das Echo des Geräuschs von der Kirchenmauer drüben durch das offene Fenster zurückkehrte.

Er löschte die Lampe aus, betrat ohne Licht das Schlafzimmer und entkleidete sich beim Schein des Mondes. Der Rand des Vorhangs war mit schwarzen Mäandrinen geziert, und diese zeichneten sich auf dem Boden des Raumes ab; gezackte Pfade und ziellos; die vielen Linien bestanden im Grunde nur aus einer einzigen. Er lag im Bett, und sein Herz fing an zu klopfen. Plötzlich wußte er, ohne hingesehen zu haben, daß Gertrud nicht schlief, sondern so wie er nach oben, ins Leere, starrte. »Gertrud!« rief er.

Aus dem leisen Rascheln des Kissens schloß er, daß sie ihm das Gesicht zuwandte.

»Hörst du mich?«

»Ja, Daniel.«

»Du mußt mir raten; du mußt mir helfen. Hilf mir und deiner Schwester, sonst weiß ich nicht, was geschieht.«

Er hielt inne, um zu lauschen, doch es regte sich nichts.

»Man kann aus Rücksicht lange schweigen«, fuhr er fort; »schweigt man zu lang, so wird Lug und Trug daraus. Was soll aber die Offenheit, wenn man dem andern dadurch, nur um freie Bahn zu bekommen, das Messer in die Brust stößt? Was hilfts, zu gestehen, wenn der andere nicht begreift? Zwei verbluten schon; und der dritte soll auch verbluten, bloß damit geredet ist? Wird ohnehin zu viel geredet. Die Worte, die schauderhaften, schamlosen Worte, vor denen die unschuldige Nacht der Sinne vergeht! Und muß man denn verbluten, wenn einem immer klarer und klarer wird: das, wogegen du dich aufbäumst, sind ja nicht die ewigen Gesetze, wie kann ich Zwerg den ewigen Gesetzen etwas anhaben? Nein, es sind die gebrechlichen und wandelbaren Einrichtungen der Menschen –? Hörst du mich, Gertrud?«

Ein Ja wie ein Vogelton aus weiter Ferne antwortete ihm.

»Nun kann ich aber nimmer schweigen. Ohne dich geht der Weg nicht weiter. Ich will den Mund nicht vollnehmen, nicht von Leidenschaft und Nichtanderskönnen sprechen. Möglich, daß man immer noch anders kann, wenn man beizeiten anfängt. Aber

ver die Zeit wüßte! Und Leidenschaft? Es gibt gar vielerlei von
er Sorte. Jeder Schwengel nennt sein Gelüstchen so. Ich hatte
on keiner was gespürt, an der ein Weib die Schuld getragen.
etzt hats mich gepackt mit Haut und Haaren. Hab mir eingebil-
et, ich könnte mich und dich darüber wegbringen. Verlorene
Müh. Es brennt, Gertrud, es verbrennt mich, ich bin nicht mehr
a, wo ich bin, mein ganzer Mensch ist umgewandelt, und wenn
nicht Rat geschafft wird, geh ich zugrund.«

Eine Zeitlang blieb es totenstill; dann begann er wieder.

Wie aber Rat schaffen? Es ist so wunderlich; seitdem das ge-
chehen ist, weiß ich erst, was uns beide, mich und dich, zusam-
nenhält. Da spinnen sich eben Fäden hinüber und herüber, an die
keine Hand greifen darf, ohne zu verdorren, wie's in der Schrift
heißt. Da ist ein Geheimnis, ein heiliges Geheimnis, und verletzt'
ch's, so wär mir's, als würgt ich nicht nur das Kind in deinem
Leib, sondern auch all die ungeborenen Lieder in meiner Brust.
Es gibt im Leben jedes Mannes eine Frau, in der ihm die Mutter
wieder jung wird, an die ihn eine unsichtbare, unzerreißbare
Nabelschnur bindet, und der gegenüber seine Liebe, groß oder
klein, sein Haß sogar, seine Gleichgültigkeit zum Phantom wird,
wie alles, was wir austeilen, zum Phantom wird an dem, was uns
ausgeteilt wird. Und es gibt eine andere Frau, die ist mein Ge-
schöpf, die Frucht meiner Träume, die ist mein Bild, die hab ich
aus meinem Blut gezeugt, die ist in mir gelegen wie der Samen
n der Blüte, und die muß mein sein, wenn sie sich enthüllt hat,
oder ich sterbe vor Einsamkeit und Sehnsuchtszwut.«

Der maßlose Mensch drückte sein Gesicht in das Kissen und
tönte: »Die muß mein sein, oder ich steh nimmer auf vom
Bett. Aber trät ich über dich hinweg, Gertrud, so müßt ich rufen
wie Faust: O, wär ich nie geboren.«

Gertrud gab keinen Laut von sich. Als nun Minute auf Minute
verfloß und Daniel, ruhiger werdend, ins Zimmer horchte und
das Schweigen der Frau ihn mit Angst erfüllte, richtete er sich
empor. Der Mond war untergegangen, es war stockfinster ge-
worden. Daniel tastete nach Zündhölzern und machte Licht. Die
brennende Kerze in der Hand, beugte er sich zu Gertrud hinüber.
Sie war totenbleich. Mit weiten Augen schaute sie in die Höhe.

»Lösch das Licht aus, Daniel«, flüsterte sie, »ich muß dir was sagen.«

Er blies das Licht aus und stellte den Leuchter weg.

»Gib mir die Hand, Daniel.«

Er suchte ihre Hand, ergriff sie, die eiskalt war, und legte sie auf seine Brust.

»Darf ich bei dir bleiben, Daniel? Willst du mich bei dir dulden?«

»Dulden, Gertrud, wie denn dulden?« fragte er tonlos; »du bist mein Weib; vor Gott mein Weib«, fügte er hinzu, in dumpfer Erinnerung des Wortes einer andern.

»So will ich auch deine junggewordene Mutter sein. Wie du es willst.«

»Ja, wie denn Gertrud, wie?«

»Ich will euch helfen, dir und Lenore. An mir sollt ihr nicht verbluten. Nur laß mich dasein.«

»Das sagt sich leicht, Gertrud, aber es ist schwer.« Er schmiegte sich dicht an sie, schloß sie in seine Arme und schluchzte mit unerwarteter Heftigkeit.

»Es ist schwer. Ja, es ist schwer. Aber du darfst nicht an mir verbluten.«

Sein Kopf lag an ihrer Brust; Krämpfe schüttelten ihn, bis der Tag heraufdämmerte.

Da kam es plötzlich wie ein Schrei von Gertruds Lippen: »Ich bin ja *auch* eine Kreatur!« Als er sie dann fest umschlang, murmelte sie: »Es ist schwer, aber sei nur getrost, Daniel, sei nur getrost.«

15

Dem Apotheker Pflaum war es zu eng in seinem Haus an der Heiligengeistkriche geworden. Er hatte in letzter Zeit mehrere Häuser besichtigt und sich schließlich für das Schimmelweissche entschieden, das zum Kauf ausgebaut war. Die Apotheke blieb vorläufig, wo sie war, auch Jason Philipp Schimmelweis behielt Laden und Wohnung. Der Apotheker wollte als Hausherr den ersten und den zweiten Stock beziehen; er hatte eine zahlreiche Familie.

an einem schönen Augustnachmittag verließen beide Herren, der Apotheker und der Buchhändler, die Kanzlei des Notars Rübsam, wohin sie sich verfügt hatten, um wegen der Umschreibung der auf dem Kaufstück lastenden Hypotheken zu verhandeln. Ein wolkenloser Himmel mit schon abendlich gefärbtem Blau strahlte über der Stadt.

Der Apotheker Pflaum sah aus wie ein Mann, der alle Kummerisse hinter sich hat und sich seiner Sorglosigkeit freut. Jason Philipp Schimmelweis hingegen war verdüstert. Er sah aus wie ein Mann, der heruntergekommen ist. Auf seinem Rock glänzte ein Fettfleck. Dieser Fettfleck erzählte von häuslichen Unannehmlichkeiten; er erzählte, daß Jason Philipp eine Frau hatte, die seit Monaten krank darniederlag, ohne daß ein Arzt zu sagen wußte, in welcher Krankheit sie litt. Jason Philipp war erzürnt gegen die Frau, gegen die Krankheit, gegen die Doktoren und gegen die wachsende Verwirrung und Unordnung seiner Lebensumstände.

Als sie über den Egydienplatz gingen, warf er auf das Haus, in welchem Daniel wohnte, einen Blick unbändigen Hasses. Aber er sagte nichts, er kniff bloß die Lippen zusammen und senkte den Kopf. Dabei bemerkte er den Fettfleck auf seinem Rock und ließ ein ärgerliches Brummen hören. »Ich werde mit Ihnen gehn, Herr Apotheker, und mir ein Fläschchen Benzin mitnehmen«, wandte er sich an seinen Begleiter, und seine Stimme hatte jene kaum wahrnehmbare, wenn auch widerwillige Demut, die der arme dem Reichen gegenüber an den Tag legt.

Schön, schön«, antwortete der Apotheker, »kommen Sie nur.« Und er blies Luft von sich, weil ihm heiß war. »Grüß Gott«, schrie er plötzlich und schwenkte den Arm, »grüß Gott! Was machen denn Sie hier?«

Der Anruf galt Herrn Carovius, der in eigentümlicher Versonnenheit vor dem Gänsemännchen-Brunnen stand.

Ihr Diener, meine Herren«, sagte Herr Carovius.

Ich sehe, es gibt noch Einheimische, die unsere einheimischen Kunstwerke studieren«, spöttelte der Apotheker und blieb stehen. Auch Jason Philipp blieb stehen und schaute zerstreut und verwundert auf den bronzenen jungen Mann mit den zwei Gänsen.

In der Nähe spielten Knaben mit einem Ball, und als sie die drei Männer vor dem Brunnen stehen sahen, unterbrachen sie ihre Beschäftigung und stellten sich grinsend herum, wie wenn etwas Neues zu bestaunen wäre.

»Wir wissen gar nicht, was für Reichtümer wir besitzen«, sagte Herr Carovius.

»Stimmt, stimmt«, nickte der Apotheker.

»Und ich denke eben darüber nach, was für eine Bedeutung diese Gruppe haben mag«, fuhr Herr Carovius fort, »es ist etwas Musikalisches in dem Motiv, ganz unleugbar etwas Musikalisches.«

»Stimmt, stimmt«, wiederholte der Apotheker, um nach einer Pause verblüfft hinzuzusetzen: »Ja, wieso denn etwas Musikalisches?«

»Ausgerechnet etwas Musikalisches?« murrte Jason Philipp Schimmelweis, den das bloße Wort Musik in Unbehagen versetzte.

»Ja, das muß man halt kapieren«, sagte Herr Carovius spitzig und zog einen Jungen, der sich bis an sein Hosenbein gewagt hatte, am Ohr, daß er ein Jammergeschrei von sich gab.

Auf einmal brach Jason Philipp Schimmelweis, nachdem er noch einen wütenden Blick auf das Monument geworfen hatte, in ein Gelächter aus. »Jetzt begreif ich«, stotterte er hustend, »Sie sind ein Fuchs, bester Herr Carovius, Sie sind ein Schlauberger.«

»Was gibts denn, meine Herren?« fragte der Apotheker, der unruhig war, weil er argwöhnte, der Heiterkeitsausbruch sei irgendwie gegen ihn gerichtet.

»Na, sehen Sie denn nicht? Verstehen Sie denn nicht?« keuchte Jason Philipp mit scharlachrotem Gesicht, »die beiden Gänse –? Das Musikalische und die beiden Gänse –? Geht Ihnen noch immer kein Licht auf?«

»Nicht im Allergeringsten«, sagte der Apotheker und bemühte sich, einen Grund zu entdecken, um mitlachen zu können.

Carovius aber hatte verstanden. Er streckte den Zeigefinger der linken Hand kerzengerade in die Luft und brach gleichfalls in ein wieherndes Gelächter aus. Er packte den Apotheker am Arm, und immer in den Pausen zwischen zwei Lachsalven meckerte er: »Großartig! – Unter jedem Arm eine Gans! – Unbezahlbar! –

Herr Schimmelweis, das mög Ihnen Gott vergelten! Das haben Sie ausgezeichnet gegeben.»

„Nun war sich auch endlich der Apotheker über den Zusammenhang klar. Er patschte sich auf die Schenkel und rief: »Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht der beste Witz ist, den ich in meinem ganzen Leben gehört habe.«

Jason Philipp Schimmelweis faßte sich wieder. Er drückte die Hände auf seinen Magen und sagte atemlos: »Wer hätte gedacht, daß das Gänsemännchen leibhaftig unter uns wandelt?«

„Ja, wer hätte das gedacht«, gab Herr Carovius zu. »Ein Fund! Ein Kapitalschuß! Wir beschließen einfach: Gänsemännchen! Wir sind ja beschlußfähig. Wir sind ja drei. Ist doch ein alter Satz: tres faciunt collegium.«

„Und die«, stotterte Jason Philipp, mit dem Finger auf die Brunnenengruppe deutend, indem Lachtränen über seine runden Backen flossen, »die sind auch drei, die auch!«

„Die auch, die auch, das ist wahr«, kreischte Herr Carovius.

„Eine Prise, meine Herren«, sagte der Apotheker, seine Tabakspipette ziehend.

„Nein, auf den Spaß muß ich mir eine Zigarre anstecken«, erwiderte Jason Philipp schluckernd.

„Ich denke, wir begießen die Geschichte mit einem Glas Salvator«, schlug Herr Carovius vor.

Die zwei andern erklärten sich einverstanden, und so marschierte das Kollegium über den Platz, machte bisweilen, von einem gemeinsamen Lachkrampf neuerdings bezwungen, halt und wandte sich mit vertrockneten Kehlen dem Wirtshaus zu.

Vielleicht war es nur ein Abendschatten, der den Ausdruck hervorbrachte, vielleicht eine seltsame Beseelung, aber das stolz stehende Brunnenmännchen hinter seinem Gitter schien ihnen traurig und erstaunt nachzublicken, während die spielenden Buben den ergötzlichen Zwischenfall bald vergessen hatten.

Philippine zündet ein Feuer an

1

Wie in einer früheren Zeit, deren sie ungern gedachten, waren Daniel und Lenore ganz in ein gegenseitiges Verstummen geraten. Oft gingen sie auf der Stiege bloß mit einem flüchtigen Nicken aneinander vorüber, und kam Lenore zur Schwester, so zog sich Daniel wortlos zurück.

Einmal kam sie, als Gertrud nicht zu Hause war. Daniel war verstockt, und Lenore brachte ebenfalls kein vernünftiges Wort über die Lippen. Er ertrug ihren Anblick nicht; ihre Blässe und die äußere Heiterkeit, die sie sich erkämpft hatte, verdächtigte er. »Es ist ein unwürdiger Zustand, Lenore«, stieß er hervor, »machen wir ein Ende.«

Ein Ende machen? Ja, wie denn? dachte Lenore. Jeder Tag schmiedete die Kette fester.

Auch Gertruds Anblick war für Daniel eine Qual. Er fühlte sich von ihr beobachtet und spürte ihre Angst um ihn. Dazu rückte das Ereignis immer näher, das sie mit dem Schimmer des Leidens umgab und der Schonung empfahl. Ihre Züge, obwohl hager und entstellt, hatten im Ausdruck etwas dunkel Verklärtes.

Als Gertrud es eine Weile mitangesehen hatte, wie er seiner Arbeit entfremdet wurde und an nichts mehr Freude hatte, beschloß sie, mit Lenore zu reden. Sie tat es ohne Vorbereitung und ohne Zartheit.

»Siehst du denn nicht, daß du ihn zugrunde richtest?« rief sie ihr zu.

»Du willst also, daß ich zugrunde gehe?« fragte Lenore überrascht und erschrocken. Sie hatte den ganzen Umfang von Gertruds Verzicht sogleich begriffen.

»Was liegt an dir?« entgegnete Gertrud hart, »wofür hebst du dich auf?«

Dieses Wort brachte in Lenore alle Vorstellungen von Pflicht und Ordnung ins Wanken. Mit ungläubigen Augen schaute sie die Schwester schweigend an. Nicht mehr die glückliche und sanfte

ertrud hatte so gesprochen, sondern die von ehemdem, die einame und lieblose.

Was liegt an dir, wofür hebst du dich auf! Das hieß so viel als: nach kurzen Prozeß mit deinem Leben und spinn' die kleine Episode in seinem nicht überflüssig in die Länge.

Da faßte sich Lenore ein Herz, um das Vorhaben endlich auszuführen, das sie lange Zeit bei sich erwogen hatte und auf das sie ihre letzte Hoffnung setzte.

Eines Abends ging sie auf Daniel zu und sagte: »Ich möchte mit dir nach Eschenbach gehen, Daniel, und deine Mutter besuchen.«

Warum möchtest du denn das?« fragte er verwundert. Er und die Mutter schrieben einander nicht, das lag nun einmal im Wesen beider und in ihrem Verhältnis; aber er wußte, daß Lenore wann und wann einen Brief aus Eschenbach erhielt und daß sie ihn beantwortete, ohne mit ihm darüber zu sprechen. Erst jetzt in Zusammenhang mit ihrer Bitte fiel ihm dieses als merkwürdig auf.

Als sie nach ein paar Tagen den Wunsch wiederholte, willfahrte er ihr, und sie vereinbarten den nächsten Sonntag für den Auszug.

2

Latt und warm lag die Oktobersonne über dem Land; die Wälder ammen im Herbstlaub, die Äcker dehnten sich kahl, den Hügeln der Frankenhöhe entlang zogen Wolken als föhniger Flaum.

Sie waren bis Triesdorf mit der Bahn gefahren, dann mit dem Postwagen bis Merckendorf. Von hier aus gingen sie zu Fuß. Daniel wies auf eine Gänseherde hin, die am Ufer eines abgelassenen Weihers trottete, und sagte: »Das ist unser Heimatsvogel, sein Ackgack ist unsere Musik. Es klingt aber gar nicht übel.«

Eine Bäuerin ging vorüber und bekreuzigte sich vor einem Heiligenbild. »Sonderbar, daß hier plötzlich alles katholisch ist«, sagte Lenore.

Daniel nickte und erwiderte, als sein Vater nach Eschenbach gezogen, hätten noch einige protestantische Familien dort gewohnt, die sich zum Gottesdienst zusammengetan. Später seien die mei-

sten ausgewandert, und jetzt sei seine Mutter vielleicht noch die einzige Protestantin im ganzen Ort. Aber sie habe dadurch nie Schlimmes erfahren, und er selbst sei als Knabe häufig in die Kirche gegangen, freilich bloß, um die Orgel zu hören, doch habe niemand daran Anstoß genommen. »Immerhin ist's ein anderer Schlag Menschen«, fügte er hinzu, »äußerlicher als wir und heimlicher zugleich.«

Lenore hielt den Blick auf den Kirchturm gerichtet, dessen spanisch-grünes Dach aus der Talsenkung emporstieg. Nach langem Schweigen sagte sie: »Ob es ein Bub sein wird oder ein Mädchen, Gertruds Kind? Sicherlich ein Mädchen. Eines Tages wird es auf der Welt sein und wird mich anschauen mit Augen, mit wirklichen Augen. Wie seltsam, dein Kind wird mich anschauen!«

»Was ist da zu staunen? Viele werden geboren, viele schauen einen an.«

»Und wie willst du's heißen?« fragte Lenore.

»Wenn es blond ist und blaue Augen hat wie du, soll's Eva heißen.«

»Eva!« rief Lenore aus, »nein, so kann's nicht heißen.« Sie selbst hatte damals für das Kind der Dienstmagd den Namen Eva gewählt, und daß er jetzt gerade auf diesen Namen verfiel, erschien ihr sonderbar.

»Warum denn nicht Eva?« forschte er, »da steckt wieder etwas dahinter. So ein Weibsvolk hat doch immer was im Extratopf zu kochen. Heraus mit der Farbe!«

Lenore schüttelte lächelnd den Kopf. Gern hätte sie ihm alles gestanden, aber sie wußte nicht, wie er es aufnehmen würde; sie fürchtete, er werde umkehren im Zorn über ihre Listigkeit. Trat das Kind einmal vor ihn hin, dann hielt es ihn auch, das wußte sie.

Sie waren stehengeblieben und blickten über die sonneglänzende Ebene. »Wie allein wir sind«, sagte Daniel.

»Alles ist leichter hier«, antwortete Lenore gedankenvoll; »könnte man nur vergessen, woher man kommt, man könnte glücklich sein.«

Sieben Jahre lang bin ich fort gewesen«, sagte Daniel, als sie durch das Tor schritten. Alles erschien ihm lächerlich klein, das Rathaus, die Kirche, der Platz und der Wolframsbrunnen. Auch hatte er sich die Straßen reinlicher und die Häuser wohlhabender aussehend gedacht. Als er über die drei wie Muscheln ausgebogenen Stufen am Tor hinaufstieg und in den Kramladen mit seinen Würzgerüchen trat, schwand die vergangene Zeit zu einem Nichts.

Marianne konnte vor Freude kein Wort sprechen. Sie reichte Daniel die eine, Lenore die andere Hand. Ihre erste Frage war nach Gertrud.

Aber da saß in der Stube ein vierjähriges Kind mit reichem Blondhaar und märchenhaft blauen Augen. Das Gesichtchen war von arteter Schönheit, der Körper von zartestem Bau.

Wer ist das Kind? Wem gehört es?« fragte Daniel.

Es ist dein eigenes Kind, Daniel«, antwortete seine Mutter.

Mein eigenes Kind? Ja, um Gott –!« Errötend und erblassend schaute er von der Mutter zu Lenore.

Dein Fleisch und Blut. Gedenkst du an Meta nicht mehr?«

An Meta . . . Also das. Und ihr, ihr habt's genommen? Und du, Lenore, hast darum gewußt? Und du, Mutter, hast's genommen?« Er setzte sich an den Tisch und verbarg sein Gesicht. »Das also war drin in dem Extratopf«, murmelte er scheu vor sich hin; »es heißt wohl am Ende gar Eva . . .?«

Ja, Eva heißt es«, flüsterte Lenore bewegt. »Geh hin zu deinem Vater, Eva, und gib ihm die Hand.«

Das Kind tat, wie ihm befohlen worden. Dann erzählte Marianne ihrem Sohn, daß Lenore es gewesen, die die Magd nach Eschenbach gebracht und daß Meta später geheiratet habe und mit ihrem Mann nach Amerika gegangen sei.

Der Blick und jede Miene Mariannes verriet, mit wie großer Liebe sie an dem Kind hing und daß sie es wie ihren Augapfel liebte.

Der Ring des wunderbaren Geschehens umschnürte Daniels Herz. Wo Verantwortung lag und wo Schuld, wo der Wille endete und

die Fügung begann, konnte er nicht entscheiden. Dank zu äußern, war gemein; die innere Wallung zu verhehlen, schwer. Er schämte sich vor beiden Frauen; als er aber das lebendige Geschöpf anschaute, verlor die Scham ihren Sinn. Und wie hoch Lenore emporwuchs in seinen Augen, als tätiges wie als empfindendes Wesen schien sie ihm gleich verehrens-wert. Beina-h schauderte ihn davor, sie so nah zu wissen, und daß das, was sie getan, für ihn getan worden, erfüllte ihn mit Demut.

Am allerseltsamsten aber war die kleine Eva. Er wurde nicht satt, sie zu betrachten und staunte über das Spiel der Natur, die sich darin gefallen hatte, aus einer plumpen Magd ein Menschenbild von adeligster Prägung entstehen zu lassen. Es war etwas himmlisch Leichtes an dem Kind. Es hatte feine Hände, feine Gelenke und eine durchsichtige Stirn, deren bläuliches Geäder sich nach verschiedenen Richtungen verzweigte. Sein Lachen war die reinste Musik, und in Gang und Gebärden hatte es einen Rhythmus, der hohe Versprechungen auf künftige Freiheit und Anmut gab.

Daniel führte Lenore durch das Städtchen, dann vors Tor. Es war Jahrmarkt, und es herrschte großes Gedränge. Sie kehrten daher wieder in die stillen Gassen zurück und gingen schließlich in die Kirche. Der Mesner kam; er erkannte Daniel noch und sperrte ihm den Chor auf. Daniel setzte sich an die Orgel, der Mesner trat die Bälge, Lenore nahm auf einem Bänkchen an der Wand Platz.

Daniels Augen blickten fest, die Finger griffen mit Geistergewalt in die Tasten. Es waren zwei Motive, die in freien Quinten gegeneinanderdrängten, sich dann vereinigten und zu einem geworden, von den tiefen in die hohen Register zogen, von der Hölle durch die Welt zum Himmel. Ein Hymnus krönte das improvisierte Gebilde.

Lange stand er noch mit Lenore in der Stille. Unter der gewölbten Höhe atmeten die Gesänge weiter. Es dünkte beide, als fließe das Blut des einen in den Körper des andern hinüber. Früher Erlebtes schwand aus dem Gedächtnis, eine weite Reise schien hinter ihnen zu liegen, keine Stimme mahnte an die Rückkehr, sie waren von Pflicht und Angst erlöst.

Lenore sollte bei Marianne und Eva schlafen, Daniel in seinem alten Zimmer. Er zeigte es Lenore, und sie traten ans Fenster und schauten hinaus. Da gewahrten sie Eva, die drunten im Hof auf einem Holzgeländer barfüßig hintänzelte. Mit ausgestreckten Ärmchen hielt sie sich im Gleichgewicht, und die Grazie ihrer Bewegungen war so elfenhaft, daß sich Daniel und Lenore einander verwundert zulächelten.

Nach dem Abendessen ging Daniel vors Haus. Marianne und Lenore saßen eine Weile beim Fenster, hinter ihnen glomm der Lampenschein. Später kamen sie ebenfalls auf die Straße und gesellten sich zu Daniel. Marianne war aber des Kindes wegen unruhig; sie meinte, es sei heute erregt gewesen und könne nach ihr rufen. »Bleibt nur draußen, solange ihr wollt, ich laß die Tür halt offen«, sagte sie und kehrte um.

Da gingen Daniel und Lenore wieder auf den Jahrmarkt. Es war noch früh am Abend, doch das Gedränge war nicht mehr so dicht. Sie wanderten langsam durch die Budengasse, blieben stehen, um den Tiraden eines Ausrufers zu lauschen, oder um zuzuschauen, wie die Bauernburschen nach Figuren schossen und nach einer Glaskugel, die auf einem Wasserstrahl tanzte. Allenthalben brannten grüne und rote Lampen, vom Wall droben zischten Raketen in die Nacht, in den Wirtschaften spielten Musikanten und ohlten betrunkene Zecher.

Dann kamen sie auf einen Rasenplatz, der nur durch das Licht aus einem Zirkuswägelchen beleuchtet war. Auf der Treppe des Wagens saß ein Mann im Trikot und hielt den Kopf eines schwarzen Pudels auf den Knien.

Das waren die letzten Bewohner der Erde«, sagte Daniel, als sie den Platz überschritten hatten. Der Lärm erstarb, die bunten Lichter verschwanden.

Wie weit willst du noch gehen?« fragte Lenore, ohne Furcht in ihrer Stimme.

So weit, bis ich bei dir bin«, war die rasche Antwort.

Eine Brücke zeigte sich in undeutlichem Umriß, lautlos floß das Wasser unter ihr. Der Pfad schimmerte gelblich, der Himmel war

ohne Sterne. Plötzlich schien der Weg zu enden, Bäume standen da und rückten immer näher aneinander, aus der Dunkelheit wurde Finsternis, die Füße stockten.

»Wir haben einander alles gesagt«, sprach Daniel, »in Worten sind wir einander nichts mehr schuldig. Genug geschwätzt, genug gezaudert, Schmerz genug und Irrtum genug; wir können nicht mehr anders, deshalb dürfen wir nicht mehr anders.«

»Sei still«, flüsterte Lenore, »ich mag dein Hadern nicht, es ist so friedlos und böse, was du redest. Gestern hab ich geträumt, du lägest auf den Knien und hättest die Hände emporgefaltet. Da liebte ich dich sehr.«

»Brauchst du Träume, um mich zu lieben, Mädchen? Ich nicht. Ich brauche dich, so wie du bist. Dreißig werd' ich jetzt, Lenore; mit dreißig wird der Mann erst wach, da gewinnt er erst die Welt. Du weißt, was in mir ruht, du ahnst es. Du weißt auch, wie ich dich brauche, du fühlst es. Du bist mein Inwendiges, bist aus meiner Musik erschaffen, ohne dich bin ich eine leere Hülse, Stückwerk, eine Geige ohne Saiten.«

»Ach, Daniel, ich glaub dir's ja, und doch ist alles nicht wahr«, erwiderte Lenore und ihm dünkte, als könne er in der Finsternis ihr spöttisch-melancholisches Lächeln sehen; »irgendwo, fast möchte ich sagen in Gott, ist es nicht wahr. Und wenn wir bessere Menschen wären, Gottesmenschen, dann müßten wir verzichten. Dann wär es schön zu leben; wie über den Wolken wohnte man, froh und rein.«

»Sprichst du das aus deinem Herzen? Spricht so dein Herz, Lenore?«

»Liebster, ach Liebster! Mein Herz ist so wie deins verdunkelt und verzaubert. Ich kann ja nicht mehr von dir lassen. Ich hab mich abgefunden mit allem. Ich bin mir der ganzen Schuld in meiner Seele bewußt. Ich weiß, was ich tue, und nehm es auf mich. Es nützt ja kein Sträuben mehr, über uns schlagen die Wasser zusammen. Ich meine nur, du sollst dir kein Wahnbild vorgaukeln, als ob wir damit emporgestiegen wären über andere, als ob wir uns einen Dank des Schicksals verdient hätten. Nein, Daniel, was wir tun, tun alle, die sich verlieren, alle, die hinuntersteigen. Laß mich bei dir sein, Liebster, küß mich, küß mich zu Tode.«

Philippine hatte Lenore versprochen, am Sonntag nach dem Inspektor zu sehen und sich um Gertrud zu kümmern.

Als sie über den Fünferplatz ging, trat sie in den Kolonialwarenladen und verlangte für drei Pfennige Heftpflaster. Sie hatte sich zu Hause an einem Nagel die Haut blutig gerissen. Der Gehilfe schnitt das Pflaster ab und fragte, was es Neues gebe.

«Nein, Sie Lamabaz, wollen S' das Allerneueste wissen?» schnarrte Philippine mit selbstgefälligem Grinsen.

«Je neuer, je besser», versetzte der Gehilfe lüstern.

Philippine beugte sich über den Ladentisch und raunte: »Heute machen sie zusammen die Hochzeitsreis'.« Sie lachte scheppernd, der Gehilfe riß die Augen auf. Zwei Stunden später lief das Wort durch die Mäuler aller Weiber des Viertels.

Gertrud lag im Bett. Das Aushilfsweib, das in der Küche kochte, gab Philippine einen Teller, auf dem sich das Mittagessen für den alten Jordan befand, Fleisch, Gemüse und ein paar saure Pflaumen. Auf der Stiege naschte Philippine zwei von den Pflaumen und leckte ihre Finger ab.

Den ganzen Nachmittag hindurch stöberte sie in Lenores Kammer. Sie durchsuchte die Schränke, die Schubladen und die Taschen der Kleider. Als es dämmerte, stand plötzlich, in Hut und Mantel, der Inspektor vor ihr und schaute stumm, mit vergrämem Gesicht, der unerklärlichen Geschäftigkeit des Mädchens zu.

Philippine griff nach dem Besen, der in der Ecke lehnte, und fing an zu kehren. Dabei sang sie, falsch, frech und wild: »Kein Feuer, eine Kohle kann brennen so heiß als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.«

Jordan ging fort, ohne etwas zu sagen. Er hatte vergessen, sein Schloss immer abzusperrern. Kaum gewahrte Philippine, daß der Schlüssel steckte, so öffnete sie die Tür und trat in die Kammer.

Mit abergläubischen, feigen Blicken spähte sie um sich her. Sie hatte Angst vor dem Inspektor wie vor einem überlegenen alten Zauberer. Für solche Fälle hatte sie gewisse Beschwörungsformeln parat; sie murmelte: »Tu Erden hinein, machs Büchselein zu, den

Daumen drauf, bespuck den Schuh.« Und sie spuckte auf ihren Schuh.

Hernach hantierte sie am Schrank herum, weil sie darin die Geheimnisse des Inspektors vermutete. Aber das Schloß trotzte ihren Bemühungen, und so setzte sie sich mißmutig an den Schreibtisch. Dort standen in einfachen Holzrähmchen die Photographien Gertruds und Lenores. Sie lief hinaus, holte eine Stopfnadel und stach diese in Lenores Bild, gerade zwischen die Augen. Dann griff sie nach dem Bild Gertruds, und als sie es eine Weile in Händen gehalten und düster betrachtet hatte, gewahrte sie, daß es blutbefleckt war. Das Pflaster hatte sich von ihrem Finger losgelöst, und die Wunde hatte wieder zu bluten begonnen.

»Jetzt geh, Philippinchen und schau nach, was die Gertrud macht«, sprach sie zu sich selber. In die Kammer Gertruds tretend, fand sie diese im Schlaf. Auf den Fußspitzen schlich sie zum Bett, nahm einen Stuhl, setzte sich rittlings darauf, stützte das Kinn auf die Lehne und stierte unbeweglich in das kaum als ein Schein in der Dunkelheit wahrnehmbare Gesicht der jungen Frau.

Da träumte Gertrud, daß sich ein schwarzer Vogel über sie herabsenkte und mit dem Schnabel nach ihrer Brust hackte. Sie schrie laut auf und erwachte.

Kurz danach mußte Philippine die Wehmutter holen.

Gegen Mitternacht brachte Gertrud nach vielen Schmerzen ein Mädchen zur Welt. Philippine hatte alles mitangesehen. Stundenlang war sie mit aufgerissenen Augen von der Küche in die Kammer, von der Kammer in die Küche gelaufen und hatte wie eine Verrückte unverständliches Zeug gemurmelt.

Umsonst hatte Gertrud in ihrer Qual nach Daniel gerufen, umsonst wartete sie den ganzen Tag auf ihn.

»Wo nur der Daniel bleibt«, jammerte Philippine, »wo er nur bleibt mit seiner verfluchten Lenore!« Die Hände im Schoß gefaltet, mit wirren Haaren und verworrenen Blicken saß sie in der Ecke. Die Wehmutter war noch um Gertrud bemüht, das Neugeborene schrie kläglich.

Daniel hielt das Kind im Arm und betrachtete es aufmerksam, doch ohne Liebe. »Was willst denn du, armer Wurm, auf der Welt?« redete er es an. Er hatte den Hut noch auf dem Kopf, Lenore ebenfalls, denn so, wie sie von der Bahn gekommen waren, standen sie noch da, bestürzt und erregt von dem Geschehenen. Lenore war auffallend blaß, ihre Augen blickten groß verträumt, ihre Gestalt erschien fast knabenhaft schlank. Bisweilen lächelte sie, dann erstarb das Lächeln wieder, als fehle ihr der Mut dazu.

Auch der Inspektor war in der Stube, wie immer seit seinem Sturz in der Haltung eines Gastes, der lästig zu fallen fürchtet. Er sagte bescheiden: »Ich habe Gertrud den Vorschlag gemacht, daß ihr das Kind Agnes nennt, nach meiner seligen Frau.«

»Gut, mag es Agnes heißen«, stimmte Daniel bei.

Gertrud verlangte den Säugling zum Stillen, und Lenore trug ihn hin und legte ihn an Gertruds Brust. Indem sich die Hände der Schwestern berührten, sah Gertrud rasch empor, mit einem unbeschreiblich tiefen, wissenden, dabei zugleich freundlichen Blick. Lenore sank plötzlich in die Knie, schlang die Arme um Gertruds Hals und küßte sie leidenschaftlich. Gertrud streckte die linke Hand nach Daniel aus, und zögernd reichte er ihr seine Hand. Der Inspektor strahlte. »Es ist schön, Kinder, daß ihr euch untereinander gernhabt, es ist sehr schön«, sagte er gerührt.

Du, Daniel, mußt hinaufziehen zum Vater«, sagte Gertrud. Dein Klavier und dein Bett und alle deine Sachen kommen heute noch hinauf, und Lenores Sachen in dein Zimmer. Ich habe schon mit Vater gesprochen, und ihm ist es recht. Er wird auch sehr ruhig sein, damit du nicht gestört wirst. Das Kindergeschrei hier unten und all das Getriebe wäre ja zu arg für dich.«

Eine höchst praktische Anordnung«, antwortete Jordan an Daniels Statt und sah auf seine Rockärmel nieder, die ausgefranst waren und die er deshalb eilig hinter dem Rücken verbarg. »Es tut mir auch lieb, daß du Lenore bei dir hast. Ein Mann schläft doch lange, wenn ein Weib längst auf den Beinen ist, nicht wahr, Schwiegersohn?« Er klopfte Daniel lächelnd auf die Schulter.

Solang Gertrud bettlägerig ist, schlaf ich hier in der Stube«,

sagte Lenore und wich Daniels Blick aus, »allein kann sie doch nicht bleiben, und eine Wärterin kostet zu viel.«

»Sehr richtig, sehr richtig«, bemerkte der Inspektor und schritt zur Türe. Dort kehrte er sich aber wieder um. »Ich möchte nur wissen«, sagte er in klagendem Ton, »wer mir Gertruds und Lenores Bilder beschädigt hat. Das eine ist durchlöchert, das andere hat rote Flecken wie von Blut. Das ist doch eigentümlich, wie? Ich kann mir das gar nicht erklären. Wer mir bloß den Tort angetan hat!« Er schüttelte den Kopf und ging.

»Weißt du, daß übermorgen der erste November ist?« fragte Gertrud ihre Schwester. »Habt ihr denn die Miete? Hat der Vater was verdient?«

»Der Vater hat nichts verdient«, erwiderte Lenore, »aber ich hab das Geld fast beisammen.«

Es war auf den Inspektor in keiner Weise mehr zu rechnen. Er wurde von seinen Kindern erhalten, schien dies jedoch nicht als demütigend zu empfinden. Manchmal machte er geheimnisvolle Anspielungen auf eine große Sache, die ihn beschäftigte und die Geld und Ehre einbringen würde. Befragte man ihn des näheren, so zog er die Brauen hoch und drückte den Zeigefinger auf die Lippen.

»Ich bin dem Manne mehr schuldig als seine Miete«, ließ sich Daniel vernehmen. Er küßte Gertruds Stirn und ging hinaus.

»Leg das Kind in die Wiege und komm dann zu mir«, sagte Gertrud zu Lenore, als sich die Türe hinter Daniel geschlossen hatte. Lenore tat, wie ihr geheißen. Der Säugling schlief. Sie trug ihn und sah mit tiefer Bewegung in das häßlich verfaltete Gesicht. Dann trat sie zu Gertrud.

Gertrud packte sie an beiden Händen und zog sie mit unerwarteter Kraft zu sich herunter, bis Lenores Augen ihren ganz nahe waren. »Du mußt ihn glücklich machen, Lenore«, sagte sie mit heiserer Stimme und einem krankhaften Leuchten ihrer schwarzen Augen, »sonst wär's besser, eine von uns wär unter der Erde.«

Trotz ihres Schreckens befreite sich Lenore mit Sanftheit. »Es ist schwer, darüber zu reden, Gertrud«, hauchte sie und wurde bleich; »es ist schwer, es zu leben, und schwer, daran zu denken.«

Du mußt ihn glücklich machen, und du mußt glücklich sein«,
hr Gertrud wie außer sich fort. »Sag dir das jeden Tag, jede
unde, jede Minute. Du mußt, du mußt, du mußt.«
ch will es lernen«, antwortete Lenore langsam und ernst. »Ich
n... ich weiß nicht, was ich jetzt bin und wie mir zumute ist.
ab nur Geduld mit mir, ich will es lernen.« Mit angstvoller
eugier schaute sie in Gertruds Gesicht. Diese aber preßte beide
ände an Lenores Wangen, zog sie abermals zu sich herab und
ißte die Schwester mit sonderbarer Inbrunst. »Auch ich muß
lernen«, flüsterte sie dann kaum vernehmbar, »das ganze Le-
en muß ich von neuem lernen.«
s wurde an die Tür gepocht, und die Hebamme kam, um nach
rer Patientin zu sehen.

7

u jener Zeit herrschte noch allgemein der Aberglaube, daß im
immer einer Kindbetterin das Fenster nicht geöffnet werden
irfe. Deshalb war immer eine üble Krankenluft in der Stube,
e Lenore nur mit Mühe ertrug, und in der sie nicht schlafen
önnnte. Ferner war dem Tageslicht der volle Zutritt nicht gestat-
t, und da der Raum ohnehin düster war, machte ihn der grüne
orhang, der bis zur halben Höhe des Fensters herabgelassen
ar, noch düsterer.

as Unbequemste aber waren die vielen Visiten von Frauen, die
izunehmen durch den Brauch vorgeschrieben war. Es kam die
attin des Theaterdirektors, es kam Martha Rübsam, es kam die
ofrätin Kirschner, es kam die Metzgerin und die Bäckerin und
e Frau Pfarrer und die Frau Medizinalrätin und die Frau Apo-
eker, und alle erteilten Ratschläge und alle brachen in Rufe des
staunens aus über die Schönheit des Neugeborenen. Einmal traf
aniel eine solche Versammlung in der Stube, blickte wortlos
on einer zur andern, warf den Kopf zurück und ging wortlos
ieder hinaus.

er Provisor Seelenfromm und Monsieur Rivière ließen sich eben-
lls den Weg nicht verdrießen, und sie wurden im Flur von Le-
ore abgefertigt. Und eines Tages erschien gar Herr Carovius,

um sich teilnehmend zu erkundigen. Diesem gab Philippine Auskunft, Philippine, die jetzt schlechte Zeiten hatte, da sie nicht zu Gertrud in die Stube durfte. Gertrud wollte sie nicht sehen.

Um mit ihrer Arbeit, die ja Brotverdienst bedeutete, nicht gar zu weit im Rückstand zu bleiben, schob Lenore den Tisch ans Fenster und schrieb trotz des ungenügenden Lichts und abends bei der Lampe, obwohl ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Nach drei Tagen hatte aber Gertrud keine Milch mehr in der Brust. Da mußte das Kind künstlich ernährt werden, und es schrie nun viele Stunden hindurch ununterbrochen. Beruhigte es sich endlich, so mußten Windeln gewaschen oder ein Bad gerichtet werden, oder Gertrud wollte etwas haben, oder es kam eine der lästigen Besucherinnen. Lenore mußte die Arbeit ganz beiseite legen, am Abend fiel sie aufs Bett und schlummerte zwei Stunden schmerzhaft tief; war es nicht der Säugling, dessen hungriges Geschrei sie weckte, so war es der Druck der schlechten Luft. Der Kopf tat ihr weh und immer weher, doch sie verbarg ihre Schwäche, ihre Sehnsucht, ihre Beklommenheit, und nicht einmal Daniel merkte ihr etwas an.

Sie konnte in dieser Zeit wenig mit ihm sprechen. Aber vielleicht gab es auf der Welt nicht ein zweites Paar Augen, das so beredt sein konnte wie ihres in Mahnung, in Verheißung, in Bitte, in herzlicher Resignation. Eines Abends trafen sie sich vor dem Kücheneingang. »Lenore, ich ersticke«, raunte er ihr zu.

Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihn ruhig an.

»Geh mit mir«, drängte er wie ein dummer Bub, »geh irgendwohin mit mir, geh ganz und gar fort mit mir.«

Lenore lächelte. Sie dachte: Das menschliche Gemüt geht in seinen Forderungen immer um einen Schritt über das Mögliche und Erreichte hinaus.

Am anderen Morgen stürmte er ins Zimmer; Lenore saß noch halbangekleidet da, und mit wunderbarem Zorn schaute sie ihn an, während sie nach einem Tuch langte und es um die Schultern schlug. Doch er setzte sich zu Gertrud ans Bett, und seine Worte überstürzten sich: »Ich will ›Wanderers Sturmlied‹ komponieren. Ich denk es als Seitenstück zur ›Harzreise‹ und zyklisch mit ihr

erbunden. Die ganze Nacht hab ich nicht geschlafen; das Hauptmotiv ist gar zu herrlich.« Und er fing in Fisteltönen an zu krähen: »Wen du nicht verlässest, Genius, nicht der Regen, nicht der Sturm haucht ihm Schauer übers Herz.« Wie gefällt dir das?« Gertrud sah ihn begeistert an.

Darauf mußte man einen guten Tropfen trinken«, fuhr er fort, selten hab ich solche Lust auf eine Flasche Wein gehabt. Hundstöttisch, daß man sich so was nicht leisten kann. Aber wartet nur, laßt mich nur zu Geld kommen, dann steht jeden Tag eine Boueille Tokaier auf meinem Tisch.«

Joi, der gibt's nobel«, ließ sich Philippine boshaft vernehmen, die unhörbar eingetreten war und Daniels Worte gehört hatte.

Daniel winkte ihr unwirsch zu, sie solle schweigen und hinausgehen. Er achtete nicht auf ihre Erwiderung, sondern unterbrach sie gleich und rief: »Irgend etwas muß geschehen. Kann ich nicht trinken, so will ich wenigstens tanzen. Tanz mit mir, Leonore, hier dich nicht, komm, laß uns tanzen!« Er umfing Lenore, preßte sie an seine Brust, sang eine Walzermelodie und zog die verlegene Widerstrebende mit sich fort.

Philippine schlug ihr schepperndes Gelächter auf, dann sagte sie laut, die Hofrätin Kirschner sei draußen und wolle die Frau Kallmeister besuchen. Gertrud machte eine flehende Gebärde gegen Daniel, im selben Augenblick begann das Kind zu weinen, Lenore ließ sich aus Daniels Armen los, ordnete ihre Haare und eilte an die Wiege. Philippine öffnete die Tür, um die Hofrätin hereinzulassen, da erschallte draußen ein heftiger Wortwechsel. Man hörte die Stimme des Inspektors und die eines fremden Mannes.

Es war der Möbelhändler, der auf eine barsche Weise das Geld für die Wiege verlangte, die er geliefert hatte. Er behauptete, schon viermal dagewesen und immer vertröstet worden zu sein. In der Tat ging es Daniel jetzt äußerst knapp mit dem Gelde.

Die Hofrätin zog Daniel beiseite und bot ihm in freundlicher Weise ein Darlehen von zweihundert Mark an. Als Daniel schwieg und mit verknißenen Lippen zu Boden schaute, schalt sie ihn aus. »Immer sich selber Feind sein«, sagte sie; »keine Umstände, lieber Nothafft, heute mittag schick ich's Ihnen, und wenn Sie mal was übrig haben, zahlen Sie mir's zurück.«

Daniel ging hinaus und gab dem polternden Händler sein letztes Zehnmarkstück.

Die Hofrätin hatte für Gertrud eine Flasche Tokaier mitgebracht, denn der Tokaierwein galt damals für eine Art Lebenselixier.

»Siehst du, so schnell werden Wünsche erfüllt«, sagte Gertrud am Abend zu Daniel, als er in ihre Stube kam. Und sie schenkte ihm ein Glas voll ein.

»Habt ihr noch Rechnungen zu bezahlen?« wandte sich Daniel halb an Gertrud, halb an Lenore und klappte sein Portemonnaie auf, in welchem es von Gold funkelte. »Hofratsgold«, sagte er, »echtes Hofratsgold. Wie schön es dreinsieht, lausig schön. Und von so was hängt das Heil meiner armen Seele ab!« Er schüttelte alles Gold auf Gertruds Bettdecke, streckte die Zunge heraus und kehrte ekelnd sich hinweg.

Lenore hielt ihm das Glas Tokaier hin, ihre Augen schimmerten feucht.

»Nein, Lenore«, sagte er, »ich hab mir's verscherzt heute. Hab in meinem Übermut gedacht, ich könnt was vorwärtsbringen. Setz mich hin und brüte, aber es war nur ein Windei. Da ist einem dann zumut, als hätte man einen falschen Schwur getan. Zu was bin ich nutze, Lenore, zu was bin ich nutze, Frau? Sagt mir das doch!«

»Trink nur«, bat Lenore, »vielleicht vergehn die Grillen.« Und sie strich ihm mit der Hand über die Stirn.

Da rief Gertrud der Schwester zu: »Laß ihn! Stell das Glas weg!« Mit so harter Stimme rief sie es, daß Lenore bestürzt zurücktrat und Daniel sich erhob.

»Laßt mich jetzt allein«, sagte sie nach einer Weile, und Daniel und Lenore gingen aus dem Zimmer.

Drüben in der Wohnstube setzte sich Lenore an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. »Was soll denn nun werden, Daniel?« fragte sie, und der Geigenton in ihrer Kehle hatte etwas Ergreifendes.

Daniel stellte die Kerze, die er getragen, in den Erker. Er beugte sich über den Tisch und faßte Lenores Hände bei den schmalen Gelenken. »Nimm das Bittere hin um des Süßen willen«, murmelte er. »Glaub an mich, glaub an dich, glaub an das höhere

esetz. Ich darf's mir nicht bloß eingebildet haben, daß es ein
ügelwesen für mich gibt. Ich muß mich an irgend etwas klam-
ern können, an etwas Unzerstörbares, ja, ich sag's gerade her-
as, an etwas Übermenschliches.«

An etwas Übermenschliches«, wiederholte Lenore mechanisch,
und sie dachte daran, daß er ja auch von der andern, von seinem
Weib, das Übermenschliche forderte. Mit einer unendlich scheuen
Bewegung hob sie den Zeigefinger, wie um ihn zu warnen.

Doch Daniel sah es kaum. In seiner Anmaßung und Leidenschaft
wollte er den ganzen Weltbau zertrümmern und neu schaffen mö-
gen, nur um dieses einzige Geschöpf so zu formen, wie er es
wollte, grenzenlos gefügig und tätig liebend zugleich, ehrwürdige
Gebote selbstherrlich verwerfend und den aus Not und Trotz er-
zeugten heiter vertrauend.

Mir ist's kalt«, flüsterte Lenore erschauernd und sah in die tie-
fen Schatten des Raumes.

8

Diese Augen so nahe zu wissen und ihre reine Glut; diesen auf-
richtigen, kühlen, stummberechten Mund mit den Lippen berüh-
ren zu dürfen, diese Hände halten zu können, in denen Leiden-
haft wohnte wie in der schweigsamen Unruhe eines Boten;
diese bebende Gestalt in ihrer Bereitwilligkeit, ihrem holden Zö-
gern an die Brust zu pressen, es war fast zu viel für Daniel, es
war ein Schmerz darin, eine Ungeduld, ein Durst nach Mehr und
immer Mehr, die sein tägliches Tun und Treiben, seine Gedanken,
Pläne und Verrichtungen aus dem Zusammenhange rissen.

Mit Personen, die er kannte, sprach er wie mit Fremden; Unbe-
kannte setzte er durch treuherzige Vertraulichkeit in Erstaunen;
er vergaß seinen Hut aufzusetzen, wenn er auf die Straße ging,
und legte bei zahllosen Anlässen eine Zerstreutheit an den Tag,
die ihn dem Gelächter preisgab. Er wußte nicht, wann es Mittag
war; er kam um drei Uhr und dachte, es sei zwölf; einmal wäre
er auf ein Haar am Mariengraben von galoppierenden Pferden
bedergerissen worden; ein anderes Mal wurde ihm am Ludwigs-
bahnhof sein Regenschirm aus der Hand gestohlen, ohne daß er
merkte.

O, Flügelwesen, Flügelwesen, sagte er bisweilen vor sich hin und lächelte wie ein Nachtwandler. Tief in seiner Seele brauste ein aufgeregtes Meer von Tönen; er horchte nur hin, trotz gelegentlich hervorbrechenden Zornes über ein Mißlingen des Besitzes und künftiger Windstille sicher. Er lebte so in sich selbst versponnen, daß er kaum den Himmel sah, und Häuser und Menschen und Tiere und, was zur Notdurft des Daseins gehört, nur wie im Traum. Flügelwesen, Flügelwesen!

9

Als Gertrud vom Wochenbett aufgestanden war, folgte Lenore einer Einladung Martha Rübsams und begleitete die Freundin nach Altdorf, zu ihrer Tante Seelenfromm. Der Aufenthalt sollte vierzehn Tage dauern, und Lenore betrachtete dies als eine Probe, ob sie sich selber noch etwas sein könne, sich allein, ohne Daniel.

Aber sie sah, daß sie ohne ihn nicht mehr zu leben vermochte. In dem einsamen Forsthaus kam sie zu der Erkenntnis, daß ihre Liebe groß genug war, um das Ungeheure des ihr auferlegten Schicksals tragen zu können, daß weder Flucht noch Sichverbergen imstande war, sie zu retten, Daniel zu heilen und Gertrud das Verlorene zu ersetzen.

Freilich gab es Stunden, wo sie sich fragte, ob es denn wahr und wirklich, ob es überhaupt möglich sei. Sie wandelte in der Schwärze, von Dämonen umringt; ihre Natur war in die tiefste und seltenste Verwirrung gestürzt und wehrte sich mit leidvollen Gebärden gegen das Unerbittliche.

Doch in einer ihrer schlaflosen Nächte schien es ihr, als überflamme sie Daniels Geist und als rufe seine Stimme nach ihr mit niegekannter Macht.

So wie er lebendig war, war's keiner, den sie je gesehen. Ihre schlummernde Phantasie war aufgewacht unter seinem Laut und Atem. Sie fand, daß ihm die Menschen vieles schuldig seien und daß, da sich niemand anheischig machte, diese Schuld zu zahlen, es an ihr liege, das Versäumnis nachzuholen.

Die Wege seiner Kunst überblickte sie nicht. Der Musiker in ihm

agte ihr nichts Sonderbares und Besonderes. Sie faßte und fühlte nur ihn selbst. Faßte und fühlte nur den Mann, der zu Hohem und Höchstem geboren und entschlossen war und über das Schlechte und Niedrige schweigend hinwegschritt; der sich erwählt wußte und auf Herrschaft verzichten sollte; der stumm erglüht in Waffen stand, um ein stets bedrohtes Heiligtum zu hüten.

Von einem solchen Mann, einem Ritter und einem Kämpfer, hatte sie schon in Kindertagen fromm geträumt. Denn wiewohl sie alle Dinge und Verhältnisse mit Blicken der Wahrheit ergriff, war doch ihre Seele voll heimlicher Schwärmerei gewesen. Hinter lieblich sich bewährender Tätigkeit webten Genien der Romantik ihre bunten Fäden und hatten auch die gläserne Kugel gebaut, in der sie sich so lange vor der Welt verborgen hatte.

Am Morgen nach jener Nacht erklärte sie ihrer Freundin, daß sie heimfahren wolle. Martha versuchte, sie davon abzubringen, aber sie blieb beharrlich. War sie doch vor Sehnsucht beinahe krank.

Martha ließ sie ziehen; sie hatte die traurigsten Gedanken über Lenores Zukunft, da ihr ja zu Ohren gedrungen war, was in dem unglücklichen Hause vor sich ging. Nicht aus Gründen der Moral sorgte sie sich, dazu war sie nicht die Frau; sondern aus echter Uneignung. Es tat ihr weh, Lenore nicht mehr bewundern zu können.

10

Indessen hatte Daniel seiner Frau gesagt, daß ein Kind von ihm bei der Mutter in Eschenbach lebte und daß er dies erst an dem Tage erfahren, als ihn Lenore hingeführt. Er sagte ihr den Namen des Kindes und wie alt es sei und wer die Mutter war und schilderte ihr jene wildgärende Neujahrsnacht, in der er die Magd marmt. Er erzählte, wie er damals vor dem Haus drunten gestanden sei, Gertrud mit allen Sinnen zu sich gewünscht habe, und wie es ihm jetzt beim Anblick der kleinen Eva zumut gewesen, als ob die Vorsehung sich nur zum Schein des Leibes einer Fremden bedient habe und das Kind in Wirklichkeit Gertruds Kind sei.

Darauf antwortete Gertrud: »Ich will das Kind nie sehen.«

»Wenn du Eva einmal kennst, wirst du dich dieses Wortes schämen«, versetzte Daniel. »Du solltest nicht eifersüchtig sein auf ein Wesen, durch das Gott die Erde hat schöner machen wollen.«

»Sprich nicht von Gott!« sagte Gertrud rasch und mit erhobener Hand. Dann, nach einer Pause, während der Daniel sie unwillig betrachtet hatte, fügte sie schmerzlich lächelnd hinzu: »Ich eifersüchtig? O nein, Daniel.«

Die Art, wie sie die Hände auf die Brust preßte, überzeugte Daniel sehr nachdrücklich davon, daß sie ein solches Gefühl nicht kannte. Er schwieg, blieb aber lange bei ihr in der Stube sitzen. Als sie den Brotlaib anschnitt, fiel ihr das Messer herunter; er sprang schnell hin und hob es auf. Niemals früher hatte er dies getan. Gertrud schaute auf ihn nieder, indes er sich bückte. Ihr Auge erlosch, flammte auf, erlosch wieder.

Sprich nicht von Gott! Diese Worte wollten Daniel nicht aus dem Sinn.

Wie nun Lenore zurückkam, erschrak sie bei Daniels Anblick. Er war verstört, seine Lider waren entzündet, als habe auch er die Nächte schlaflos verbracht, er konnte kaum sprechen, und endlich forderte er einen Schwur von ihr, daß sie nicht mehr weggehen werde.

Sie weigerte sich sanft, zu schwören, aber er wurde immer wilder und wilder, da schwor sie es ihm zu. Und als er sie ungestüm in seine Arme schloß, ging die Tür auf, und Gertrud stand auf der Schwelle. Daniel eilte hin und wollte sie bei der Hand fassen, doch sie wich Schritt um Schritt zurück, bis sie an ihrer Schlafzimmertür angelangt war.

Es war Abend, und vier Gedecke befanden sich auf dem Tisch in der Wohnstube, denn auch der Inspektor sollte unten essen. Er kam pünktlich, Lenore trug die Speisen herein, aber Gertrud ließ sich nicht blicken. Da ging Lenore zu ihr. Sie saß an der Wiege und kämmte mit Bedächtigkeit ihre Haare.

»Willst du nicht mit uns essen, Gertrud?« fragte Lenore.

Gertrud schien nicht gehört zu haben. Nach etlichen Minuten erhob sie sich, schritt an die Wand, wo der Spiegel hing, drückte mit beiden flachen Händen das Haar an beide Wangen, und so, mit weitgeöffneten Augen, schaute sie in den Spiegel.

Komm doch, Gertrud«, rief Lenore zaghaft, »Daniel wartet schon.«

Daß man da drinnen noch einmal da ist«, murmelte Gertrud, es ist wie Sünde.« Sie drehte sich um und winkte Lenore zu sich her.

Gehorsam trat Lenore an ihre Seite. Gertrud schlang den Arm um Lenores Nacken, bis deren linke Schläfe ihre eigene rechte berührte und nur Gertruds Haar wie ein Vorhang zwischen den Gesichtern lag. Gertrud schaute wieder in den Spiegel, ihr Blick wurde starr, und sie sagte: »Ja, du bist schöner, du bist viel schöner, du bist hundertmal schöner.«

Da regte sich das Kind, und weil Gertrud noch immer wie verunsichert stand, schritt Lenore zur Wiege. Kaum hatte aber Gertrud dies bemerkt, als sie hinstürzte und mit einer befremdlichen Rauheit ausrief: »Rühr's nicht an! Rühr's nicht an!« Sie riß das Kind aus der Wiege, trug es mit fliegender Eile bis an ihr Bett und sagte leise und drohend: »Es gehört mir, mir ganz allein.«

Seit dieser Stunde wußte Lenore, daß eine furchtbare Veränderung mit Gertrud vor sich ging.

Sie wußte nicht, ob andere Leute es bemerkten, ja, nicht einmal, ob Daniel dessen inne wurde, aber sie sah es, und mit Bangigkeit.

Am einem Nachmittag, zur Dämmerungszeit, kam sie dazu, wie Gertrud im Vorplatz kniete und mit der Bürste den Fußboden leib.

Das solltest du nicht tun, Gertrud, du bist noch nicht gesund genug, es schadet dir, wenn du so grobe Arbeiten verrichtest«, sagte Lenore.

Gertrud gab keine Antwort und rieb weiter.

Warum ziehst du dich nicht mehr hübsch an?« fuhr Lenore beunruhigt fort. »Daniel mag's nicht, wenn du so herumschlampst, immer in dem häßlichen Kittel, glaub mir, er ärgert sich darüber.«

Gertrud richtete sich auf den Knien empor und entgegnete mit wunderbarer Demut: »Schmück du dich nur. Es ist nicht gut, wenn wir uns schmücken. Was soll ich tun?« fragte sie und ließ den

Kopf sinken; »du trägst dein goldnes Kettlein und die Korallen in den Ohren. Das gefällt mir, und es soll auch so sein. Aber ich hab kein goldenes Kettlein und keine Korallen, und hätte ich sie auch, ich trüg sie nicht, und trüg ich sie auch, so wär's von Übel.«

»Ach, Gertrud, wie redest du denn!« klagte Lenore.

Da tönten plötzlich die Kirchenglocken in den Flur. Mit einer strengen Feierlichkeit faltete Gertrud die Hände zum Gebet, und es war, als sei sie in ihrer knienden Stellung versteinert.

Schweren Herzens ging Lenore in die Stube.

11

Durch trennende Räume wurden Daniel und Lenore unwiderstehlich zueinander gezogen. In ihren Gedanken begleiteten sie einander, und jedes erriet des andern Wunsch und Meinung. Kam er verstimmt und gereizt nach Hause, war sie geängstigt und ruhelos, so brauchten sie sich nur Seite an Seite zu setzen, und es war Friede in ihnen.

War Daniels Überredungsgewalt groß, so war es bei Lenore die Macht des Beispiels. Eine Speise war verdorben, und Daniel mochte sie nicht essen; Lenore aß sie nicht bloß, sondern gewann es auch über sich, sie zu loben, da aß er gleichfalls, und sie schmeckte ihm. Gertrud hatte die Speise zubereitet, und Lenore glaubte die Schwester schonen zu sollen; aber Gertrud wollte nicht geschont sein, sie legte Messer und Gabel hin und sagte: »Daniel hat recht, man kann's nicht essen.« Sie stand auf und ging in die Küche, um einen Milchbrei zu kochen und so für das verdorbene Gericht Ersatz zu schaffen. So war sie nun, immer ergeben, stumm beflissen; stumm bemüht, keine Pflicht zu verabsäumen. Daniel und Lenore schauten einander verlegen an, bald jedoch verwandelte sich die Verlegenheit in wechselseitiges Entzücken, und sie konnten die Blicke nicht mehr eins vom andern losreißen.

In Daniels sinnlicher Anlage war nichts von Verführertum. Dafür war er von seinen Wünschen und Begierden in hohem Grad

abhängig, und in seinem leidenschaftlichen Eigensinn wurde er nicht selten rücksichtslos. Doch hatte dann Lenore eine tiefkunnige Ruhe, heitere Bestimmtheit an ihrem Ort und Nachgiebigkeit an ihrem Ort. So viel Ansprüche an Geduld und Maß hätten einen politisch gestählten Geist und das erfahrendste Herz müde machen können, sie aber fand sich durch den unbeirrbaren Instinkt ihrer Natur zurecht und war niemals müde.

Vorgegen er sich am häufigsten aufbäumte, war das, was er die türgerliche Vorsicht an ihr nannte, die Wahrung des notwendigen Scheins. Er wollte die Stunden seiner Liebe nicht wie ein erlostohlenes Gut in Besitz nehmen, nicht über Flur und Stiege schleichen, nicht flüstern, nicht die heimlichste Stunde abwarten, nicht mit Bangen und Zagen kommen und gehen.

Es ist nicht erforderlich, diesen Heimlichkeiten nachzulauschen; wir wollen nicht dem bösen Geist Asmodei ins Handwerk pfuschen, der die Dichter durchsichtig macht und in die Schlafkammern blickt, wir wollen nicht Daniels Spion sein, wenn er in mitternächtiger Stunde die Mansarde verläßt und auf Filzschuhen sich am Geländer heruntertastet, wir wollen nichts von Lenores Qual und Verlangen, von ihrem Harren, von ihrem Flüchten, von ihrer Abwehr, von ihrem Unterliegen erzählen; über diese Dinge wollen wir hinwegsehen, ein erbarmender Vorhang falle über sie, denn sie sind gar zu menschenhaft und wunderlos.

Nur an eine einzige Nacht sei gerührt, wo Daniel in Lenores Kammer trat und zu ihr sagte: »Ich habe dich noch nie gesehen wie ein Liebender seine Geliebte.« Lenore saß auf dem Rand ihres Bettes und begann zu zittern. Danach blies sie die Kerze aus, Daniel hörte das Rascheln ihrer Gewänder, und nun ging sie zum Ofen, machte das Feuertürchen auf, und weil im Ofen helle Kohlen- und Aschenglut war, stand sie von Purpurdunst beleuchtet da, und der zarte, zarte, nackte Leib, eigentümlich figurenhafte, war von der harmonischsten Beseelung erfüllt. Und da nun das Spiel der Glieder, als sie das Licht wußten, plötzlich von Scham gehemmt wurde, bog Lenore den Kopf zur Wand, wo immer noch die Maske der Zingarella hing, die Daniel ihr gelassen hatte. Sie nahm die Maske vom Nagel, hielt sie mit beiden Händen, so daß die Aschenglut auch auf den weißen Gips fiel, dabei senkten sich ihre Augen,

und sie lächelte in einer Weise, die Daniel durch und durch erschütterte. Etwas Ewiges langte an sein Herz, Ahnung des Endes, Schicksalsfurcht.

Zur gleichen Zeit hatte sich Gertrud in ihrem Bett aufgerichtet und starrte mit Augen, als erblicke sie dorten wen, gegen ihre Stubentür. Nachdem sie lange hingestarrt hatte, erhob sie sich, öffnete die Tür, ging unhörbar in den Flur, kehrte wieder um, ging noch einmal hinaus und begab sich dann, die Tür offen lassend, wieder ins Bett, wo sie aufrecht sitzenblieb und nun auf die Tür draußen überm Flur starrte, hinter welcher sie Daniel und Lenore wußte. Von ihrem Haupt hing links und rechts ein Zopf herab, und inmitten des dunkeln Haars oben und der dunkeln Zöpfe an den Seiten glich ihr Gesicht einer Wachsform in einem düstern alten Rahmen.

Kein Zucken der Muskeln gab Kunde von den Bildern, die sich in ihrem Geiste drängten.

Hinter jener Tür lag für sie die ganze Welt. Ihr schien, sie könne es nicht mehr aushalten, das Wissen darum. Überall schlichen sie über die Gänge der Wohnungen, überall lockte ein Weib, zu jedem Weib gesellte sich ein Mann, und sie umschlangen einander und gruben einander die Zähne ins Fleisch. Es war so lästerlich als unsinnig, ein Elend und ein Grauen. Überall sah sie das verwerflich Entblößte, alle Kleider waren wie aus Glas, sie konnte weder Weib noch Mann anschauen, ohne zu erbleichen. Sie hatte nur eine einzige Zuflucht, an der Wiege des Kindes hinzustürzen und zu beten. Stand sie aber wieder auf, so atmete sie wieder in der vergifteten Luft, und das Verlangen, sich zu reinigen von dem Verbrechen, an dem sie sich schuldig fühlte, ohne daß sie bis jetzt hatte ergründen können, was für ein Verbrechen es eigentlich war, raubte ihr den Schlaf. Ihr war nur zumut, als hänge über ihrem Kopf ein schwerer Stein, der sich langsam löste und jeden Tag schrecklicher mit seinem Sturz drohte.

Stunde um Stunde war verronnen, da trat endlich Daniel in den Vorplatz. Er erschrak nicht wenig, als er den Lampenschein und die aufrecht im Bett sitzende Gertrud gewahrte.

Er ging in die Kammer, schloß die Tür, ging an die Wiege, schaute auf das schlummernde Kind nieder und trat dann zu Gertrud. Sie

stetete einen unendlich aufmerksamen Blick in sein Gesicht, einen Blick, der um ein Urteil zu fragen, um einen Richterspruch zu sehen schien. Zugleich aber streckte sie abwehrend die Arme gegen ihn, und als er betroffen stehenblieb, milderte sich der Ausdruck ihrer Augen, und sie sagte: »Gib mir die Hand.«

Sie nahm seine Rechte, streichelte sie und flüsterte: »Die arme Hand, die arme Hand.«

Daniel biß die Zähne zusammen. »O Frau«, sagte er.

Er setzte sich an den Rand des Bettes und schwieg. Gertrud sah ihn wieder mit demselben gespannten und flehenden Ausdruck an wie vorhin. Aber er ließ sich neben sie hinsinken, und den Kopf an ihre Brust gelehnt, schlief er ein.

Sie hielt noch immer seine Hand. Sie schaute in sein fahles, schmales Gesicht und auf die geeckte Stirn, deren Haut unter den wirr hängenden Haaren bisweilen leise zuckte. Das Öl in der Lampe ging zur Neige, und der Docht fing an zu riechen, aber sie getraute sich nicht, die Lampe auszublasen, aus Furcht, Daniel könnte erwachen. Sie sah still zu, wie das Licht verlosch und an seiner Statt ein rotes Glimmern war, bis auch dieses erlosch und finster wurde.

12

Mit einiger Zeit bemerkte Lenore, daß der Bäckergereselle, statt des Morgens die Semmeln in das Säckchen zu legen, wie er stets that, sie achtlos durch das Gatter auf die Erde warf.

Der Zeitungsträger grüßte sie nicht mehr, der Postbote lächelte höhnisch, und sogar die Bettler, so schien es ihr, forderten Almosen mit unverschämter Miene.

Einmal kam sie durch die Schmausengasse, da lehnte ein Weib am Fenster eines Hauses, rief bei ihrem Anblick etwas in die Stube zurück, und sogleich stürzten ein junger Mensch und drei halbwüchsige Mädchen ans Fenster, tauschten Bemerkungen aus und leerten sie mit Blicken an, die sie erbleichen ließen.

Ein andermal brachte ihr Daniel eine Freikarte zu einem Konzert. Sie ging hin, und schon bei ihrem Eintritt fiel ihr das gierige und anständige Schauen der Leute auf. Eine geputzte Dame rückte

von ihrer Seite weg, einige Herren vor ihr drehten sich beständig um und grinsten sie an. Sie konnte nicht bis zum Ende bleiben und floh.

Bewegung in freier Luft hatte ihr schon über manche böse Stunde hinweggeholfen; sie ging zum Schlittschuhlaufen aufs Eis. Als man sie gewahrte, entstand ein Wispern. Sie kümmerte sich nicht darum, sie lief ihre schönen Bogen und Figuren. Aus einer Gruppe junger Mädchen wurde mit Fingern auf sie gedeutet. Mit stolz blitzenden Augen näherte sie sich der Schar, und alle stoben auseinander. Die ihr früher gehuldigt hatten, mieden sie jetzt. Ihr Gefühl war in Aufruhr und lohte bei der Erfahrung von so viel unerwarteter und zurückweichender Gemeinheit in edlem Trotz empor.

An einem Dezembertag schritt sie über den Weinmarkt und wollte durch ein enges Gäßchen zum Hallertor. Vor dem Gäßchen standen einige Männer im Gespräch. Sie erkannte Alfons Diruf unter ihnen. Sie dachte, die Leute würden Platz machen, um sie durchzulassen, aber keiner rührte sich. Sie starrten sie frech an. Nun hätte sie ja weitergehen und einen andern Weg wählen können, doch jener Trotz zwang sie, zu verharren, und unter der Flammenbläue ihrer Augen bequemten sich die Niederträchtigen endlich zu tragem Ausweichen. Sie bildeten ein Spalier, durch welches sie gehen mußte, und ärger als dieses war es, sich von den unzüchtigen Blicken verfolgt zu fühlen, das Lachen vernehmen zu müssen, das sonst bei Nacht aus Wirtshäusern klang, wenn sie beieinanderhockten und Zoten erzählten.

Manchmal in der Dämmerung und am Abend dünkte es ihr, es gehe jemand hinter ihr her. Einst drehte sie sich um, und wirklich sah sie einen Menschen. Der Mensch trug einen Havelock; er trat dann hastig in ein Tor. Wenige Tage später ereignete sich das gleiche, aber nun erschrak sie zutiefst, weil sie Herrn Carovius erkannt zu haben glaubte.

Eines Abends verließ sie das Haus, da bemerkte sie dieselbe Gestalt an der Kirche drüben. Und als sie zögerte und überlegte, kam noch eine andere Gestalt hinzu. Es schien ihr, als ob dies Philippine sei. Sie sprachen leise miteinander, Lenore konnte sie nicht genau sehen, der Schnee fiel zu dicht, die Laterne war zu weit.

ie wußte nicht, weshalb, aber plötzlich hatte sie Angst um Daniel. Bloß um ihn; ihm drohte Gefahr, so schien es ihr, wenn sie nicht umkehrte. Und sie stürmte die Treppe hinauf bis zur Dachkammer. Sie pochte an die Tür; kein Laut. Sie öffnete; es war leer. Aber sie sah, daß sich sein Körper im finsternen Raum gegen das Schneelicht draußen abhob. Er saß am Klavier, hatte die Arme auf den Deckel und den Kopf zwischen die Hände gestützt. Mit einem süßen Weheton eilte Lenore hin und umschlang ihn. Daniel nahm sie auf seinen Schoß, drückte ihren Kopf an seine Brust und lachte mit offenem Mund und gleißenden Zähnen, aber ohne einen Laut. So lachte er jetzt oft.

13

So lachte er über die Ränke, die die Sängerin Varini, seine erbitterteste Feindin, gegen ihn spann und die zur Folge hatten, daß er beim Theater überall auf Widerstand und Mißtrauen stieß.

So lachte er über die anonymen Schmähbriefe, mit denen ihn seine Mitbürger bedachten, und die er in naiver Wißbegier las, weil er erfahren wollte, bis wohin sich Unflätigkeit und hünisch-feiger Haß verirrten.

So lachte er, als die Absage der Freifrau von Auffenberg kam. Sie schrieb ihm, daß ihre Konstitution geschwächt sei und daß sie infolgedessen den Winter auf ihrem Landgut bei Hersbruck verbringen werde. Aber Daniel erfuhr, daß sie häufig in der Stadt war und die Einrichtung regelmäßiger musikalischer Abende getroffen hatte, was sie unter seiner Herrschaft nie zu tun gewagt. Andreas Döderlein war nun ihr Beirat; da konnte sie schwelgen und schwärmen und in Stickluft und künstlichem Aroma ihre raftlose Seele bis zum Überdruß betäuben.

Und so lachte er über die wöchentlich wiederkehrenden Angriffe des »Fränkischen Herold«, die ihm ins Haus geschickt wurden; es waren schlaue und bissige Sticheleien, erschnüffelte Heimlichkeiten, breitgewalktes Hörensagen, perfide Verdächtigungen des Künstlers, des Menschen.

In den Artikeln war stets vom Gänsemännchen die Rede. Daniel fragte sich verwundert, worauf der Name zielen mochte. Das Gänsemännchen wurde zu einer Art von humoristischem Original erhoben. Was gibt es denn Neues vom Gänsemännchen? lautete etwa der Titel, oder man stieß auf folgende kurze Notiz: Das Gänsemännchen lenkt schon wieder die Aufmerksamkeit der Musikfreunde auf sich; es versteift sich darauf, die Oper Stradella durch Einfügung eines Trauermarsches eigenen Fabrikats genießbarer zu machen, und die ergebenen Hausvögel, die es unter den Armen trägt, haben es für dieses Vornehmen mit lieblichem Dankesgeschnatter belohnt.

Die Geburtsstätte dieser ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiet journalistischen Witzes war der Stammtisch im Krokodil. Wenn je in der Welt ehrliche Mannestränen gelacht wurden, so geschah es bei Abfassung solcher Nachrichten über das Leben und Treiben des Gänsemännchens. Der Redakteur Weibezahl war der Protokollführer dieser geistigen Wettkämpfe, bei denen sich am meisten Herr Carovius hervortat. Herr Carovius schöpfte aus sicheren Quellen, wie es im Zeitungsdeutsch hieß, und jeden Abend überraschte er die Tafelrunde mit neuen Köstlichkeiten für Weibezahls Aktentasche.

Davon wußte Daniel nichts, aber das Gänsemännchen, als Wort wie als Gestalt, verwob sich in sein Denken und gewann irgendwo und -wie im Zeitverlauf eine verwandelte Wesenheit.

14

Eines Tages schrieb die Hofrätin Kirschner an Daniel und ließ ihn wissen, daß sie nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wolle. Zugleich forderte sie das Geld zurück, das sie ihm geliehen hatte, und er konnte es nicht aufbringen. Im Theater stand er bereits in Vorschuß; einen Freund besaß er nicht; Monsieur Rivière, der einzige, der vielleicht hätte helfen können, war nach Frankreich abgereist.

Die Sache lief den üblichen Weg; ein Advokat stellte eine Frist; als die verstrichen war, wurde der gerichtliche Zahlungsbefehl

usgefertigt, dann kam der Gerichtsvollzieher, und in Ermangelung anderer Gegenstände von Wert pfändete er den Flügel.

Der Einspruch Daniels hatte keine aufhaltende Rechtskraft. Noch in paar Tage, und das Klavier mußte versteigert werden. Es war in trüber Januarmorgen, da trat Philippine in seine Kammer.

«Du, Daniel», begann sie, »willst Geld von mir haben?»

Daniel drehte langsam den Kopf und musterte sie erstaunt.

«Hab Geld genug», fuhr sie mit heiserer Stimme fort, und ihre Augen glitzerten gläsern unter den Simpelfransen, »hab's pfennigweis zusammengeschart von kleinauf, Jahr um Jahr; kann ich dir geben, was d' für die Hofrätin brauchst. Schmeiß es ihr hin, der alten Hadltruth. Sag zu mir: Bitt dich, Philippine, gib mir das Geld, und es liegt auf'm Tisch.»

«Du bist wohl närrisch», erwiderte Daniel, dem das Mädchen auf einmal unheimlich wurde, »mach, daß du hinauskommst.»

Da packte Philippine, außer sich vor Wut, seine Hand, und ehe er es hindern konnte, biß sie ihn unterhalb des kleinen Fingers ziemlich tief ins Fleisch. Mit einem dumpfen Schrei schüttelte Daniel sie ab und stieß sie zurück. Sie sah ihn frohlockend an, doch ihr Gesicht war gelb geworden.

«Geh zu, Daniel» sagte sie bettelnd, »sei nit so garstig mit mir. Alleweil so garstig, alleweil so neidisch, geh zu.»

Dies infame Lächeln, und die Haare über den Augen, und die roten, plumpen Hände, und die Schneeflocken auf dem zu kurzen Mantel, und unten der Saum des knallroten Kleids, und auf dem Hut das giftgrüne Band; Daniel verspürte ein Grausen wie beim Anblick des häßlichsten und verderblichsten Bildes, das ihm aus der Menschenwelt entgentreten konnte. Aber indem er die Augen abwandte, kam Mitleid über ihn, als ahne er plötzlich, daß dieses Wesen an ihn gekettet war durch Bande, die erst in allen Finsternissen unterirdischer Labyrinthe liefen, bevor sie zum Licht gelangten. Was sie getan, hatte ihn in Bestürzung versetzt, doch als Offenbarung einer Natur überraschte es ihn zugleich und ließ ihn ab ihm zu denken.

Er ging zum Waschtisch, um die blutende Hand ins Wasser zu tauchen. Philippine nahm ein frisches Schnupftuch aus der Kommode und reichte es ihm zum Verbinden. Er sah sie durchdringend

an und sagte: »Was bist denn du für eine? Was steckt denn für ein Teufel in dir? Nimm dich in acht, du Jasonphilippstochter, nimm dich in acht.«

Da aus diesen Worten ein Ton von Güte klang, vibrierte es seltsam in Philippines Gesicht. Ihre Züge waren wie zum Grinsen verzerrt; aber es war dennoch kein Grinsen. Nach einer kurzen Weile zog sie eine lederne Börse aus ihrer Manteltasche und brachte zwei in Papier gewickelte Hundertmarkscheine sowie ein Goldstück hervor. Sie entfaltete die Scheine und das Papier, legte erstere samt dem Goldstück auf den Tisch und reichte Daniel das beschriebene Blatt.

Er las: Ich, unterzeichneter Daniel Nothafft, bin der Philippine Schimmelweis zweihundertundzwanzig Mark schuldig und werde ihr das Geld vom heutigen Tage an mit fünf Prozent verzinsen.

»Damit zahlst den Gerichtsvollzieher und bist aus der Schlemassel«, redete Philippine eigentümlich dringend auf ihn ein. »Kannst doch nicht auf'm Nudelholz Klavier spielen, ist ja dein Handwerkszeug, der Klapperkasten. Unterschreib, und du hast Ruh.«

»Woher ist das Geld?« fragte Daniel. »Wie kommst du zu so viel Geld? Sprich die Wahrheit!« Und er hörte auf einmal Thereses Stimme: Das viele schöne Geld, das viele schöne Geld . . .

Philippine biß an ihren Nägeln. »Das geht dich nix an«, erwiderte sie grob, »g'stohlen is es nit. Übrigens kann ich dir's ja sagen«, fuhr sie eilig fort, als sie sein Mißtrauen bedrohlich werden fühlte, »die Mutter hat mir's zugesteckt. Damit ich nit ganz arm-selig dasteh, wenn was passiert. Denn der Vater, der möcht mich am liebsten verrecken lassen. Heimlich hat sie's beiseite geschafft, und ich hab ihr beim Kruzifix schwören müssen, daß niemand was erfährt.«

Diese Schauergeschichte veranlaßte Daniel zu bedenklichem Kopfschütteln. Er spürte die Lüge, aber von Philippines Blick und Wort ging eine sonderbare Gewalt aus. Er war unschlüssig, er überlegte. Seine Arbeit stand auf dem Spiel. Wochen konnten verfließen, Monate, ehe er wieder zu einem Instrument gelangte. Philippines Dienstwilligkeit war ihm rätselhaft, alles was sie sagte, war abstoßend und gemein, aber sie brachte Hilfe, und demgegenüber mußte er die warnenden Stimmen ersticken.

st ja nur Geld, dachte er verächtlich und setzte sich hin, um seinen Namen auf den Zettel zu schreiben.

Philippine zog die Schultern hoch hinauf und wagte nicht zu atmen, bis er ihr den Zettel wortlos überreichte. Dann blickte sie ihn flehend an und sagte: »So, Daniel, jetzt darfst mich aber nimmer wie eine räudige Katz behandeln.«

15

Man versprach sich heuer sehr viel vom Fastnachtszug, und am Karnevalsdienstag war nachmittags die ganze Stadt auf den Beinen.

Daniel war gerade auf dem Nachhauseweg, als er an der Ecke der Theresiengasse in den Tumult geriet. In lässiger Neugier blieb er stehen, und bald zeigten sich die ersten Gruppen des Zuges: drei Herolde in prächtigen, mittelalterlichen Gewändern, und hinter ihnen berittene Ratsherren.

Darnach kam auf einem Schubkarren eine zum Tod verurteilte Hexe; ihr Gesicht war scheußlich bemalt, und in der Hand schwang sie eine gewaltige Schnapsflasche. Darauf folgte eine char bezopfter Chinesen, denen wieder eine Gesellschaft tanzen-der Kameruner. Dann kam ein Riese, der siebenundzwanzig Maßrüge trug; dann eine Damenkapelle, aus lauter alten Weibern bestehend; dann ein Bauerngemeindewagen mit der Aufschrift: Die Steueranbeter; dann ein Rauchklub mit dem schwedischen Kündholzhändler; dann ein Wagen mit dem aus Bierfässern gegauten Spittlertor; dann die sogenannte Funkengarde; ferner eine Lämme mit einem erwachsenen Wickelkind, welches Husarenstiefel trug; die sieben Schwaben dann, die auf Velozipeden fuhren; eine Chaise mit einer lustig herausgeputzten englischen Familie; ein Fuhrwerk, auf welchem Schriftgelehrte saßen und das eine Tafel zeigte: Die Undsoweiterer, auch Etceteristen geheissen.

Amuletzt kam ein Wagen, auf dem sich eine aus Brettern, Reifen, Eisen, alten Lappen und altem Eisen geschickt verfertigte Nachbildung des Gänsemännchen-Brunnens befand. Das Männchen

selbst war mit einem zerschlissenen Sammetröckchen bekleidet, aus dessen Taschen überall gerollte Notenblätter hervorschauten. Statt des Hütchens hatte es eine verrostete Pfanne auf dem Kopf, und an den Füßen staken ein paar alte Lackschuhe. Unter jedem Arm trug es eine Gans. Die Gänse waren aus Brotteig hergestellt und hatten nicht Gänseköpfe, sondern die Köpfe von Frauen, künstlich bemalt und mit sogenannten Schussern in den Augenhöhlen. Das Gesicht zur Linken sah melancholisch, das zur Rechten vergnügt aus.

Um diesen Wagen herrschte das größte Gedränge, und ein unbändiges Hallo erhob sich jedesmal, wenn er neuen Zuschauergruppen in Sicht kam, auch dort, wo die Leute das Beziegentliche der Darstellung nicht verstanden. Pulzinells hieben mit ihren Pritschen in die Luft, Indianerhäuptlinge umtanzten ihn schreiend, ein Mephistopheles machte Purzelbäume, auf Steckenpferden reitende Ritter salutierten, und Kinder mit Wachsmasken vor den Gesichtern schrien ohrenbetäubend.

Mit ziemlich teilnahmslosen Blicken hatte Daniel den vorhergehenden Schabernack betrachtet, der ihm nur als eine Ausgeburt spießbürgerlichen Behagens erschien. Da kam der Wagen mit dem falschen Gänsemännchen. Oben stand der Bildhauer Schwalbe, toll und voll betrunken, neben ihm, trotz der Kälte, in Hemdärmeln, der Maler Krapotkin. Ein ungeheuer dicker Jüngling, seines Zeichens Schulamtskandidat, hatte den Einfall, den Titelruck von einem Exemplar des »Fränkischen Herold« an das Hütchen des Gänsemännchens zu heften und erntete damit bei den Wissenden großen Jubel.

Der Maler Krapotkin erkannte Daniel. Er rief ihn an, warf Kußhände hinunter, ließ sich eine Pritsche reichen und ahmte damit die Gesten eines Musikdirigenten nach, der Schulamtskandidat schleuderte eine Handvoll Bretzeln gegen den Platz, wo Daniel stand, eine Posaune begann zu schmettern, der Engländer streckte erst den Kopf aus der Chaise und hopste dann mit einer Stange, auf welcher weibliche Gewänder und ein Federhut mit einem Schleier hingen, auf Daniel zu, auf dem Gambrinuswagen wurde ein frisches Bierfaß angezapft, und an den Fenstern der Häuser drängten sich lachende Menschen.

Ihr habt ja das Gitter vergessen!« rief Daniel mit lauter Stimme ihnen auf dem Gänsemännchen-Wagen zu.

Was hat er gesagt?« fragten sie und sahen einander verblüfft an. In der Zuschauermenge trat ein neugieriges Schweigen ein, und viele blickten verwundert auf Daniel.

Ihr habt das Gitter vergessen!« wiederholte er mit blitzenden Augen, »das geschmiedete Gitter. Ohne seinen Schutz ist das arme Gänsemännchen freilich euer Hanswurst.«

Er lachte still, mit offenem Munde und gleißenden Zähnen und entzog sich eilig den zahllosen Gaffern. Und in einem einsamen Häßchen angelangt, fing er mit frenetischem Gesichtsausdruck an zu singen: »Den du nicht verlässest, Genius, wirst ihn heben mit den Feuerflügeln; wandeln wird er wie mit Blumenfüßen über Deukalions Flutschlamm, Python tötend, leicht, groß, Pyrenius Apollo!«

16

Einige Wochen danach ereignete es sich, daß eine wirkliche Sänfterin zu Daniel kam, und daß er von ihr, in wunderbarer Vollendung des Gesangs, mehrere von den Liedern hörte, die er komponiert und die er schon gänzlich von der Welt vergessen gelaubt.

Es war dies ein sehr geheimnisvoller Besuch. Eines Nachmittags, bei schrecklichem Schneetreiben, hatte es an der Wohnung unten geläutet, und als Gertrud öffnete, sah sie eine schwarzverschleierte Dame vor sich stehen, die den Kapellmeister Nothafft zu sprechen erlangte. Gertrud führte sie zu Daniel hinauf; die Fremde sagte ihm, sie habe sich seit langem gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, und da sie, auf der Durchreise nach Italien begriffen, durch die Erkrankung einer nahen Angehörigen genötigt, hier einen Aufenthalt nehmen müssen, sei ihr dies wie ein Wink des Schicksals erschienen, und sie komme nun, ihn zu begrüßen, vor allem aber, ihm für die Lieder zu danken, die ihr einstmals, in einer schweren Stunde ihres Lebens, ein Freund geschenkt habe.

Sie sprach mit einem Akzent, der nordisch klang, dabei leicht, ließend und wie jemand aus der großen Welt. Daniel fragte, mit

wem er das Vergnügen habe, da lächelte sie und bat um die Erlaubnis, ihm ihren Namen vorenthalten zu dürfen; es sei ja nichts daran gelegen, wie sie heiße; vielleicht denke er späterhin lieber an eine Unbekannte, die ihm nur ihre Verehrung und Dankbarkeit habe beweisen wollen, als an ein Fräulein Soundso; als Namenlose hoffe sie besser in seinem Gedächtnis zu bleiben als eine, von der man nur wisse, was alle von ihr wüßten.

Die Mischung von Scherz und Ernst, von Geist und Empfindung in den Worten der Fremden behagte Daniel wohl. Er antwortete zwar knapp und kühl, es war jedoch zu bemerken, daß er sich mit der Besucherin freute, brachte sie ihm doch zum Bewußtsein, daß sein Geschaffenes nicht in einen echolosen Abgrund gesunken war. Nach einer Weile kam das Gespräch neuerdings auf die Lieder, und da sagte die Fremde, sie möchte ihm gern das eine oder das andere Lied vorsingen. Daniel war gleich damit einverstanden, er holte die Noten hervor, setzte sich ans Klavier, und die rätselhafte Frau fing an zu singen. Schon bei den ersten Tönen horchte Daniel hoch auf, eine solche Stimme hatte er noch nie vernommen; so weich, so rein, so seelenvoll, so über alle Schule und Konvention hinaus. Nach dem ersten Lied sah er befangen an der Sängerin empor und murmelte: »Wer sind Sie denn? Wer sind Sie?«

»Keine Recherchen, bitte«, erwiderte die Sängerin lachend und über das mittelbare Lob, das ihr sein Benehmen spendete, froh errötend, »das nächste noch, das Eichendorffsche.«

Gertrud, die sich in ihrem vernachlässigten Anzug nicht länger, als nötig war, hatte zeigen wollen, war wieder in ihre Küche hinuntergegangen; jetzt trat, nach schüchternem Pochen, Lenore ein. Als sie die Stimme gehört, war sie überrascht in den Flur geeilt, und dann hatte sie nicht widerstehen können, sie wollte die Sängerin sehen.

Daniel nickte ihr mit strahlenden Augen zu, die Fremde grüßte gelassen und heiter, hierauf begann sie das nächste Lied, dann das dritte, und so alle sechs. Hinter der Tür aber stand der alte Jordan, hatte die Hände vor das Gesicht gedrückt und lauschte erschüttert.

»So, nun muß ich aber fort«, sagte die Fremde, als sie das letzte

bedeendet hatte. Sie reichte Daniel die Hand und fügte hinzu:
Es war eine schöne Stunde.«

Es war eine der schönsten, die ich erlebt habe«, antwortete Daniel. Leben Sie wohl.«

Leben Sie wohl.»

Und die fremde Dame ging und hinterließ nichts als die Erinnerung an ein Glück, das je märchenhafter wurde, je weiter es die stürmische Zeit entrückte. Daniel sah sie nie wieder, hörte nie wieder von ihr.

17

Während des Gesanges war auch Gertrud unten im Flur gestanden und hatte gelauscht. Sie kannte jeden Ton eines jeden Liedes; jede melodische Figur in der Begleitung war ihr wie ein altertrautes Bild, und sie hatte auch sogleich begriffen, daß da eine begnadete Künstlerin sang.

Aber wie eigen es doch war: sie spürte nichts dabei. Es regte sich nichts in ihr. Ihr war, als sei ein lebendiger Strom in ihrer Brust versiegt und hätte nur Sand und Steine übrig gelassen. Dieses Nichtfühlen äußerte sich wie eine bohrende Gewissensqual.

Mein Gott, mein Gott«, stöhnte sie, »was ist mit mir geschehen!« Sie schlug die Hände zusammen.

Am Abend ging sie in die Frauenkirche und betete lange. Das Gebet beruhigte sie jedoch nicht, und verstörter, als sie ausgegangen war, kehrte sie wieder heim.

Die Wohnzimmertür war offen; Daniel und Lenore saßen unter der Lampe und lasen gemeinsam in einem Buch. Der Säugling in der Wiege regte sich eben; Lenore hatte deshalb die Türe offengelassen, damit sie das Kind hören konnte, wenn es aufwachte. Gertrud nahm das Kind in die Arme, beschwichtigte es und trat mit ihm auf die Schwelle des Wohnzimmers. Die beiden wandten ihr den Rücken zu und waren in ihre Lektüre so verfeßt, daß sie von Gertruds Anwesenheit nichts merkten.

Da kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über Gertrud, und sie mußte um ihre Schuld, die Schuld, die zu ergründen sie so viele Wochen vergeblich gegrübelt hatte.

Sie besaß nicht Liebeskraft genug, das war ihre Schuld. Sie hatte etwas auf sich genommen, was über ihr Vermögen ging. Sie hatte eine Ehe auf sich genommen ohne die dazu erforderliche Stärke des Herzens.

Die Ehe war ihr als das Heiligtum der Heiligtümer erschienen. Die Verbundenheit mit dem Mann, den sie geliebt, war ihr gleichen Sinnes gewesen wie die Verbundenheit mit Gott. Als sie aber dieses Band zerrissen sah, stürzte die Welt in einen Abgrund, unermesslich weit weg von Gott. Und nicht ihr Gatte erschien ihr als der Ungetreue, nicht ihre Schwester war ihr eine Schuldige, nein, sie selbst war ungetreu und schuldig in ihren Augen. Sie hatte sich nicht bewährt, hatte sich über ihre Kraft vermessen, und Gott hatte sie verworfen. Diese Überzeugung befestigte sich unumstößlich in ihrer Brust.

Und da ihr im Bunde mit Daniel die Musik ein Göttliches geworden war, erblickte sie jetzt, wo dieser Bund zerstört war, das Gefährliche und zu Meidende wie ehemals darin, und sie verstand es also, warum ihr Gefühl stumm geblieben war.

Doch wollte sie sich eine letzte Gewißheit verschaffen. Eines Morgens ging sie zu Daniel hinauf und bat ihn, ihr eine Stelle aus der »Harzreise« vorzuspielen, den Schluß des langsamen Mittelsatzes, der sie immer ganz besonders ergriffen hatte. Ihre Bitte klang so dringlich, ja angstvoll, daß Daniel ihr willfahrte, trotzdem er keineswegs in der Stimmung war. Indes Gertrud zuhörte, wurde sie bleicher von Minute zu Minute. Alles bestätigte sich furchtbar; was früher Wonne gewesen, war nun Qual; die Töne und Harmonien wirkten wie etwas Ätzendes auf ihr Inneres, und der Schmerz, den sie empfand, war so ungeheuer, daß sie nur mit großer Selbstbeherrschung imstande war, aufrechten Schrittes das Zimmer zu verlassen. Voll Unruhe schaute ihr Daniel nach.

Als sie unten angelangt war, vernahm sie ein wunderlich klingendes Geräusch aus ihrer Kammer. Sie ging hin und sah, daß die kleine Agnes in die Ecke des Raumes gekrochen war, wo die Harfe stand und mit einem Messinglöffelchen emsig gegen die Saiten schlug, wobei sie freudig lallte. Gertrud spürte einen unbestimmten Schrecken; sie packte die Harfe und schleppte sie in die Küche hinaus, und dort schraubte sie die Saiten aus dem Rah-

ten, rollte sie zusammen, versteckte sie in eine Schublade und trug den leeren Rahmen in die Rumpelkammer auf dem Dachboden.

Was soll ich tun?« flüsterte sie vor sich hin und sah sich hilflos suchend auf dem Dachboden um. Sie hatte Sehnsucht nach Frieden, und hier schien es ihr friedlich, darum blieb sie eine Weile und lehnte sich mit geschlossenen Augen an einen Balken.

Was soll ich tun? fragte sie sich Tag und Nacht. Ich kann meinem Mann nichts mehr sein; nur des Kindes halber ihm im Weg zu stehen, dazu habe ich kein Recht, argumentierte sie. Sie sah, wie er litt und wie Lenore litt, jedes durch sich selbst und eins durchs andere und dann noch durch die Gemeinheit der Menschen, da dachte sie: Wäre ich nicht da, alles wäre gut. Ihr dünkte, ja, sie war endlich dessen sicher, daß alle Wahrheit, die er ihr gegeben, nur den Zweck gehabt hatte, die eine Lüge zu übertünchen, die sie glauben lassen sollte, ihr Dasein sei eine Notwendigkeit für ihn. Das Gewicht dieser Lüge drückte ihn zu Boden, das wußte sie, und sie wollte ihn davon befreien; aber wie, das wußte sie nicht. Und wenn Daniel und Lenore einander in Ehren angehörten, dann standen sie auch vor der Welt gerechtfertigt da, vor der Welt und vor Gott; aber wie das zu erreichen wäre, wußte sie nicht. Und sie suchte und suchte, mit schwerfälligen, jedoch beharrlichen Gedanken. Es war, als liefe sie fortwährend um einen Punkt im Kreise herum und könne nichts anderes tun als auf diesen einen Punkt starren. Jeden Morgen um fünf Uhr stand sie auf und ging in die Kirche. Sie betete mit einer Leidenschaft, die ihr Herz physisch erschöpfte.

Am Morgens kniete sie noch verzweifelter als sonst am Altar, da glaubte sie plötzlich ein Stimmchen zu hören, welches ihr zurief: Du mußt dich umbringen.

Sie fiel in Ohnmacht, und Leute eilten herbei, die ihre Stirn mit Wasser benetzten. Da konnte sie aufstehen und nach Hause gehen. Ein eigentümlich weher, verträumter Zug lag um ihren Mund. Sie wollte sticken, sie erinnerte sich, daß ihr diese Beschäftigung, als sie noch Mädchen gewesen war, die beklommensten Gedanken erscheucht hatte. Aber jedes Gewebe ihrer Hand wurde zu dem Bruch: Du mußt dich umbringen.

Schluchzend sank sie an der Wiege der kleinen Agnes hin, aber das Kind sagte: Du mußt dich umbringen, Mutter. Lenore trat zur Tür herein; um ihre Stirn leuchtete genossenes Glück, ihr ganzer Leib war Glück, ihre Lippen zitterten vor Glück, und ihre Augen sprachen: Du mußt dich umbringen, Schwester.

Philippine stand am Herd und raunte es in die Kohlenglut: Bring dich um, Gertrud, und der Vater holte sich seinen Teller mit Essen, bedankte sich schüchtern und murmelte im Hinausgehen: Bring dich um, Tochter, glaub mir, es ist das beste.

Ging sie an einem Brunnen vorüber, so zwang es sie an den Rand, und die Tiefe lockte mächtig. Aus jedem Becher, den sie hielt, um zu trinken, schaute ihr Ebenbild sie an mit Blicken von jenseits des Grabes. An einem Sonntag stieg sie auf den Vestnerturm, ihr Auge schweifte mit Abschiedskummer über das ebene Land, und in wohligem Grauen lehnte sie sich über die Brüstung des Fensterchens. Doch der Türmer hatte sie beobachtet und umklammerte gebieterisch ihre Arme.

Der Hahn, der krächte, krächte den Tod. Die Uhr, die tickte, tickte den Tod. Der Wind, der wehte, wehte den Tod. Du mußt dich umbringen, du mußt dich umbringen, davon war die Luft voll, die Erde, das Haus, die Kirche, der Morgen, der Abend und der Traum.

Im April wurde Lenore krank und bekam das Fieber. Gertrud wachte Tag und Nacht an ihrem Bett und pflegte sie mit Aufopferung. Aus Angst um Lenore irrte Daniel verstört umher, und wenn er an ihr Lager trat, hatte er für Gertrud keinen Blick. Als es Lenore besser ging, legte sich Gertrud zum Schlafen nieder, denn sie war sehr müde. Sie konnte aber nicht schlafen, und sie stand wieder auf.

Mit bloßen Füßen ging sie in die Küche, wußte jedoch nicht, was sie dorten solle. Es war nur die brennende Unruhe ihres Herzens gewesen, die sie von ihrem Lager aufgescheucht hatte. Die Glieder waren ihr so schwer, aber an keinem Platz mochte sie weilen. Später kam Daniel aus der Stadt und brachte ihr eine silberne Spange, die er an ihrem Handgelenk befestigte. Hierauf berührte er ihre Stirn mit den Lippen und sagte: »Ich danke dir, daß du so gut zu Lenore warst.«

Gertrud blieb wie angewurzelt stehen. In ihrem Innern schrie es fortwährend; es war, als wälze sich in ihrer Brust ein tödlich verwundetes Tier in seinem Blut. Daniel war schon längst in seiner Stube, aber sie stand noch immer. In düsterer Bedächtigkeit löste sie die Spange wieder von ihrem Gelenk, und sie glaubte ein häßliches Mal dort wahrzunehmen, wo das Metall die Haut berührt hatte. Sie ging in ihre Kammer, öffnete das Spind und vergrub das Schmuckstück tief unter einem Stoß weißer Wäsche. Sie hatte nur den einen Wunsch, zu schlafen. Aber sobald sie die Augen zumachte, begann ihr Herz mit verdoppelter, verdreifachter Geschwindigkeit zu klopfen. Dann mußte sie, nach Atem ringend, in der Stube auf und ab gehen.

18

Ein paar Tage später geschah es, daß sie bei strömendem Regen ziellos in den Straßen herumlief. Jeden Augenblick fürchtete, stolperte sie, umzufallen und nichts mehr von sich und der Welt zu wissen. An zwei Kirchen war sie vorübergekommen; die Tore waren versperrt gewesen. Es dämmerte schon, da kam sie zur Haumschen Apotheke. Sie schaute durch die Glastüre in den Laden. Der Provisor Seelenfromm stand an dem langen Tisch und rührte eine Mixtur in einem Mörser. Endlich ging sie hinein und fragte den Provisor, ob er ihr kein Schlafmittel verkaufen könne. Er antwortete, ja, das könne er, und was es denn sein solle. »Eines, bei dem man halt recht lang nicht mehr aufwacht«, sagte er und lächelte ihm zu, um ihn ihrer Bitte geneigt zu machen. Es war das erste Lächeln, das seit vielen Tagen ihr abgehärmttes Gesicht verschönte. Der Provisor wollte ihr eben ein Mittel vorschlagen und setzte sich hierzu in eine etwas eitle Positur, da er die Gelegenheit benutzen wollte, um ein wenig mit der von ihm bewunderten Frau zu scharmuzieren, da kam der Apotheker selbst, und als er vernommen hatte, worum es sich handelte, warf er einen durchdringenden Blick auf Gertrud und sagte: »Gehen Sie nur erst zum Doktor, liebe Frau, und lassen Sie sich was verschreiben. Ich habe mit solchen Sachen schon mancherlei Unannehmlichkeiten gehabt.«

Als Gertrud sich endlich bis nach Hause geschleppt hatte, saß Philippine an der Wiege der kleinen Agnes und schaukelte die Wiege unter leisem Gesumm. »Wo ist denn Lenore?« fragte Gertrud.

»Wo soll sie sein«, erwiderte Philippine gehässig, »bei deinem Mann droben.«

Gertrud hörte, daß Daniel Klavier spielte. Sie hob lauschend den Kopf.

»Sie hat gesagt, ich soll sie nach Glaishammer begleiten«, fuhr Philippine fort, »sie will zu einer Waschfrau gehn, die soll für euch waschen.«

»Ach, wozu brauchen wir denn eine Waschfrau«, antwortete Gertrud müde, »dazu sind wir ja zu arm. Das kostet ja alles Geld. Alles ein Stück Herzblut von Daniel. Nein, laß das nur. Geh nicht nach Glaishammer. Ich will selber waschen.«

In derselben Sekunde wußte sie aber schon, daß sie nie mehr waschen werde. Die Lampe brannte so traurig, das Kindergesichtchen lugte so blaß aus dem Linnen, Philippine kauerte so unheilvoll auf der Erde, aber das war nur jetzt, nur jetzt, sie konnte das alles mit hinauftragen in eine bessere Welt.

Sie beugte sich über das schlafende Kind und küßte es lange, lange, mit heißen Lippen, inbrünstig. Eine lauernde Unruhe malte sich in Philippines Zügen. »Du, Gertrud, du kommst mir aber spanisch vor«, sagte sie.

Gertrud ging in Lenores Stube hinüber; zitternd stand sie im Finstern und überlegte. Manchmal zuckte sie zusammen, weil sie Schritte vernahm und das Öffnen der Tür erwartete. Die Ungeduld, die sie fühlte, war kaum mehr auszuhalten. Da erinnerte sie sich des Dachbodens und wie still es neulich droben gewesen war. Dort konnte sie keiner stören. Sie beschloß hinaufzugehen, und auf dem Weg ging sie noch in die Küche und nahm eine dicke Schnur mit, die von einem Zuckerhut stammte.

Als sie an Daniels Zimmer vorbeikam, sah sie, daß die Tür halb offen war. Er spielte noch, zwei Kerzen standen auf dem Klavier, Lenore war an der Seite hingelehnt, hatte den Kopf auf den Arm gestützt und trug ein Kleid von kargem Blau, welches an ihrer schönen Gestalt ruhig herabfloß.

Mit großen Augen betrachtete Gertrud dieses Bild. Ein unsägliches Drängen, ein Emporlangen und schmerzliches Zurücksinken lag in Daniels Spiel. Gertrud ging unhörbar weiter, ins Dunkel hinauf und tastend fand sie sich zurecht.

19

Als eine halbe Stunde verflossen war, begann sich Philippine über das Ausbleiben Gertruds zu wundern. Sie schaute im Wohnzimmer nach, dann in Lenores Zimmer, dann eilte sie die Stiege hinauf und spähte durch die offene Tür in Daniels Stube. Daniel hatte aufgehört zu spielen und unterhielt sich mit Lenore. Philippine kehrte um; auf der Stiege begegnete ihr der Inspektor, der von seinem abendlichen Gang nach Hause kam. Sie zündete eine Kerze an und schaute in der Küche nach. Gertrud war nicht drinnen.

Es regnet doch, und ihr Mantel hängt am Halter, und ihr Schirm steht da, fortgegangen kann sie also nicht sein, dachte Philippine. Sie setzte sich auf das Küchenbänkchen und starrte vor sich hin.

Etwas gräßlich Ahnungsvolles war in ihr. Sie witterte ein Unheil in der Luft. Abermals war eine halbe Stunde vergangen, da erhob sie sich mit der brennenden Kerze in der Hand, und es sagte sie hin und her, von der Stiege in die Stuben und zurück.

Plötzlich fiel ihr der Dachboden ein. Als sie sich des Aussehens Gertruds entsann, wie sie das Kind geküßt hatte, fiel ihr der Dachboden ein. War doch in jedem Hause und in diesem besonders, der Dachboden der Raum, der die größte Anziehung auf sie ausübte und den ihre lichtscheuen Phantasien stets zum Schauplatz erwählten.

Plötzlich und geräuschlos stieg sie hinauf. Sie hielt den Leuchter vor sich her, starrte gegen den Balken, an dem eine Gestalt in grauenröcken hing, und drehte sie mit einem erstickten Gurgelauslaut rund um ihre Achse. Es erfaßte sie eine Art von Trunkenheit, ein fürchterlicher Trieb zu tanzen, und sie erhob das eine Bein, während die Zähne krampfhaft an den Nägeln der rechten

Hand herumbissen. Gleichzeitig dünkte es sie, als befehle ihr jemand mit starker Stimme: Zünde an! Zünde an!

Neben der Kaminmauer war ein Haufen von Papier und alten Zeitungen. Sie stürzte auf die Knie und schrie: »Lichterloh!« schrie sie, »lichterloh!« Dann stieß sie Laute aus, die wie Huhu und ioi-ioi klangen, halb schauernd und halb jauchzend.

Der Papierhaufen flammte auf, dann lief sie mit markerschütterndem Gebrüll die Stiegen hinunter.

Ein paar Minuten später war das Haus in Aufruhr. Daniel stürzte die Treppe empor, hinter ihm Lenore. Aus den tiefer gelegenen Wohnungen kamen die Frauen und kreischten nach Wasser. Daniel und Lenore kehrten um und schleppten ein großes mit Wasser gefülltes Schaff hinauf. Schon wurde auf dem Platz Feuer gerufen, fremde Männer drangen ins Haus, und mit Hilfe der vielen Arme wurde der Brand im Keim gelöscht.

Der Inspektor war es, der die tote Gertrud zuerst entdeckte. In Glut und Asche stehend, brach er mit dumpfem Seufzen, wie von einem Beilhieb getroffen, zusammen. Die fremden Männer trugen den Leichnam herab, an dem die angesengten Kleider noch rauchten.

Philippine war verschwunden.

s war nun alles vorüber.

Der Besuch des Doktors war vorüber und der des Totenbeschauers; die Nachschau der behördlichen und der Feuerkommission; die Verhöre, die Protokollierungen, die Feststellungen.

Die Ursache des Brandes blieb unaufgeklärt; kein Schuldiger war zu finden. Philippine Schimmelweis hatte beteuert, die Flamme habe schon gelodert, als sie den Dachboden betreten. So nahm man an, die Selbstmörderin habe in ihren letzten Lebensminuten eine brennende Kerze umgestoßen.

Auch der Zudrang der Bekannten und der guten Freunde war vorüber. Dürre Gemüter übten sich in wohlfeilem Mitleid mit dem Kapellmeister Nothafft. Daß einer, der den Kopf so hoch getragen, ihn nun zur Erde beugen mußte, erweckte Befriedigung. Der bestrafte Übeltäter gewann wieder öffentliche Gunst. Damen der besseren Kreise erörterten die Frage, ob ein Verhältnis, welches mit Fug als ein verbrecherisches hatte bezeichnet werden müssen, solange die arme Frau am Leben gewesen, nach Ablauf der gebührenden Frist zu einem gesetzlichen werden würde. In supplerischer Milde waren sie entschlossen, alles Vergangene zu ergeben, im Falle dieses geschah.

Und das Leichenbegängnis war vorüber. An einem stürmischen Tag war Gertrud in Sankt Johannis begraben worden.

Der Pfarrer hatte eine Predigt gehalten, die Leidtragenden hatten ihre Hände frierend in die Manteltaschen und Mütze gesteckt. Als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, rief der Inspektor Jordan: Lebwohl, Gertrud! Auf Wiedersehn, mein Kind!«

Ein Mann drängte sich bis an den Rand des offenen Grabes vor. Das war Herr Carovius. Er stierte über seinen Zwicker hinweg den Inspektor und Daniel und Lenore an. Es schien ihm, daß die Letztere in ihrer Blässe und mit dem schwarzen Gewand schöner sei als die schönste Madonna, die je ein Italiener oder Spanier auf eine unvergängliche Leinwand gezaubert.

Er wandte erschrocken den Blick ab und wäre beinahe über die aufgeworfene Erde gestolpert.

Im Hinblick auf die Haltung Daniels sagte der Apotheker Pflaum: »Ich hätte mehr Gram und Trauer erwartet, nicht solche Verbis-senheit.«

»Ein harter Mensch, ein äußerst harter Mensch«, bemerkte der Provisor Seelenfromm in seinem Schmerz.

Es wurde Daniel arg verdacht, daß er die Herren und Damen vom Theater, die sich vollzählig auf dem Kirchhof eingefunden hatten, mit barschem Hochmut behandelte. Als ihm mehrere die Hand reichten, nickte er nur kurz und verkniff die Augen hinter den kreisrunden Gläsern der Brille, die er seit einiger Zeit trug.

Der Amtsrichter Kleinlein sagte: »Er sollte dankbar sein für die christliche Bestattung, denn die behauptete Sinnesverwirrung der Frau ist trotz dahingehender Zeugenschaften durchaus nicht einwandfrei erwiesen.«

Lenore blickte in das offene Grab. Sie dachte: Schuld häuft sich auf, tiefe, tiefe Schuld.

Alles dies war jetzt vorüber. Daniel und Lenore und der alte Jordan waren in ihr Haus zurückgekehrt.

2

In den Stuben war ihnen öde zumut. Der Inspektor schloß sich in seine Kammer ein. Nur noch selten trat er seine abendlichen Gänge an, und seine Rockärmel und seine Hosenenden bekamen immer längere Fransen. Er verfiel; sein Haar wurde schlohweiß, sein Schritt unsicher, und sein Auge erlosch. Aber er war niemals krank, er beklagte sein Schicksal nie. Er war ein stiller Kostgänger, ein stiller Mann.

Lenore zog wieder zum Vater hinauf, und Daniel bewohnte wieder sein Zimmer neben der Eßstube. Auf einmal war so viel Raum geworden; er wunderte sich, daß das Fortgehen eines einzigen Menschen so viel Raum schaffen könne.

Den Tag über blieb Lenore bei der kleinen Agnes, bis Philippine kam und sie ablöste. Dort arbeitete sie auch.

Venn sie mit dem Schreiben fertig war, mußte sie sich um die
Virtschaft kümmern. Sie konnte nicht kochen und hatte auch
eine Abneigung dagegen, es zu lernen. Deshalb hatte sie es ein-
gerichtet, daß dreimal in der Woche eine Frau kam, die jedesmal
für zwei, am Montag für drei Mittage das Essen bereitete. Die
Frau war bescheiden und verlangte nicht viel. Die aufgehobenen
Speisen brauchten dann nur gewärmt zu werden, und am Abend
gab es Wurst und Butterbrot.
Es war eine praktische Anordnung, aber niemand lobte sie da-
für.

Zuerst hatte sie auch die Nächte bei dem Kind verbracht, in Ger-
truds Kammer. Sie ertrug es bloß drei Wochen lang. Entweder
konnte sie kein Auge schließen, oder sie hatte die schrecklichsten
Träume.

Da nahm sie das Kind am Abend mit in ihre eigene Stube und
machte ihm ein Bettchen auf dem Sofa. Das Kind war oben viel
ruhiger als dort, wo es früher gewesen, und Lenore merkte
wohl, daß sie bei einem so aufreibenden Leben von Kräften kam.
Oft in der Nacht, wenn sie bang und matt das weinende Kind
in den Armen hielt, faßte sie den Vorsatz, mit Daniel zu reden,
aber sobald es Tag geworden, konnte sie es nicht über sich ge-
winnen. Ihr dünkte, als ermahne sie Gertruds Stimme aus dem
Land der Toten zur Geduld.

Undes fühlte sie mit Angst die Zeit nahen, wo sie der harten Pflicht
erliegen mußte, und da erschien wieder Philippine als Helferin.

3

Im Anfang, als Jason Philipp erfahren hatte, daß Philippine täg-
lich zu den Jordanschen Töchtern ging, hatte er ihr diesen Ver-
kehr streng untersagt, und zu wiederholten Malen. Philippine
kümmerte sich nicht darum und tat, was ihr beliebte.

„Ich schlag dich tot“, schrie Jason Philipp das Mädchen an.
Philippine zuckte die Achseln und lachte frech.

Da sah Jason Philipp, daß eine erwachsene Person vor ihm stand;
er fürchtete sich vor dem tückischen Blick seiner Tochter.

Lange wußte er nicht, was sie zu seinen Feinden trieb; dann kam er dahinter, daß sie in der Nachbarschaft, bei Bekannten und Fremden, überall, wohin sie den Fuß setzte, die boshaftesten Gerüchte über Daniel und dessen Familie ausstreute. Nun wurde er zahmer und wollte auch etwas von dem Ohrenschmaus abkriegen. Bisweilen ließ er sich herbei, mit Philippine ein Gespräch anzuknüpfen, und wenn sie ihm ihre Neuigkeiten erzählte, freute er sich diebisch. »Der Tag wird auch noch kommen, wo ich mein Mütchen an dem Musikemacher kühlen kann«, sagte er.

Therese lag noch immer im Bett. Willibald mußte ihr in seinen freien Stunden vorlesen, entweder aus der Zeitung oder aus einem Schundroman. War sie allein, so starrte sie regungslos gegen die Zimmerdecke.

Dann kam die Zeit, wo Willibald die Schule verließ und zu einem Fabrikanten nach Fürth in die Lehre gegeben wurde. Es war kein Zweifel, daß er einer von den pflichttreuen und nüchternen Arbeitsmenschen werden würde, die der Stolz ihrer Eltern sind und mit jedem Jahr um dreißig Mark Gehalt mehr auf der sozialen Stufenleiter emporsteigen.

Der einäugige Markus trat in die väterliche Buchhandlung und wußte alsbald in der Romanliteratur von Dumas und Luise Mühlbach bis Ohnet und Zola Bescheid und in den populären Wissenschaften von Darwin bis Mantegazza. Sein Gehirn war ein Bücherkatalog und sein Mund ein Orakel des Geschmacks von der letzten Ostermesse. Aber er liebte die Bücher nicht nur nicht, sondern all das gedruckte Zeug erschien ihm als ein lustiger Betrug an Leuten, die nicht wissen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen. Der Kommis Zwanziger hatte die Witwe eines Käsehändlers geheiratet und betrieb einen Laden auf der Regensburger Chaussee.

»Ein miserabler Geschäftsgang«, äußerte sich Jason Philipp bei jedem Wochenabschluß. »Ich war zeit meines Lebens ein zu großer Idealist«, pflegte er hinzuzufügen; »hätt ich mich mehr für mein eigenes als für das Wohl der andern eingesetzt, ich stünde heute nicht so belämmert da.«

Und er ging ins Wirtshaus und politisierte. Er hatte sich allmählich zu einem richtigen Querulanten herausgebildet, dem niemand

etwas recht machte, weder die Regierung noch die Opposition. Wenn man ihn hörte, mußte man glauben, daß die Gegensätze sich mit Notwendigkeit auf einen geistigen Zweikampf zwischen dem Fürsten Bismarck und Jason Philipp Schimmelweis zuspitzten. Als der Kaiser Wilhelm starb, trug Jason Philipp eine Miene zur Schau, wie wenn er demnächst das Reichskanzlerpalais beziehen sollte, und als wenige Monate später in diesem denkwürdigen Jahr auch der Kaiser Friedrich seinem Leiden erlag, glich Jason Philipp dem Steuermann, von dessen Unerschrockenheit allein die Rettung des vom Sturm umhergeworfenen Schiffes abhängt.

Geborene Helden erobern stets ein Forum, wo sie sich betätigen können; hat sie das öffentliche Leben zurückgestoßen, so finden sie in der Kneipe ein freundliches Element.

Eines Tages erhob sich Therese von dem Lager, auf welchem sie fünfzehn Monate verbracht hatte, und schien plötzlich wieder gesund. Der Arzt sagte, es sei der eigentümlichste Fall, der ihm je untergekommen. Jason Philipp erwiderte: »Das ist der Triumph einer guten Konstitution.« Und er ging ins Wirtshaus, trank Bier, hielt zündende Reden und spielte Skat.

Aber Therese stand auf, nicht wie eine Frau von sechsundvierzig Jahren, soviel zählte sie, sondern von siebzig. Sie hatte nur noch paarliche graue Haare auf dem viereckigen Kopf, ihr Gesicht war voller Runzeln, ihr Auge hart und kalt. Von der Zeit an schien sie jedoch nicht weiter zu altern; sie keifte nicht mehr, traf ihre Verfügungen kurz und bestimmt und betrachtete die wachsende Verarmung mit Ruhe.

Brot, Kartoffeln und Kaffee bildeten ihre Nahrung; auch Philippine und Markus bekamen nichts anderes; Markus, als der ihrem Herzen Nächste, durfte sich ein Stück Zucker zum Kaffee nehmen, das war der ganze Unterschied. Auch Jason Philipp wurde auf schmale Kost gesetzt. Er wagte nicht aufzumucken. Eine Weile sah Philippine dies mit an; endlich sagte sie zu ihrer Mutter: »Ich mag die Zichorienbrüh nimmer.«

Dann sauf Wasser«, entgegnete Therese.

Nein, in Dienst will ich gehen«, sagte Philippine.

So geh in Dienst«, war die Antwort; »ein Maul weniger.«

»Deine Tochter will in Dienst gehen«, meldete sie, als Jason Philipp nach Haus kam.

Jason Philipp hatte im Kartenspiel verloren. »Meinetwegen geht sie zum Teufel«, erwiderte er übellaunig.

Am Morgen schlich Philippine auf den Dachboden und holte ihre Barschaft aus dem Loch in der Mauer. Es waren neunhundertvierzig Mark, zumeist in Goldstücken, die sie im Lauf der Jahre gegen die Kleinmünze umgewechselt hatte. Durch die offene Luke fiel die Junisonne in ihr Gesicht, das niemals jung gewesen war und das nun vor der Beute langjähriger Verbrechen wie das einer Hexe aussah.

Sie steckte das Geld in einen mitgebrachten Wollstrumpf, wickelte diesen zu einem Knäuel und schob ihn in ihr Korsett zwischen die Brüste, wobei sie sich bekreuzigte und einen ihrer albernen Heilsprüche murmelte. Ihre Kleider, Bänder und sonstigen Besitztümer hatte sie schon in einem Korb verpackt; den trug sie die Stiege hinunter, und ohne von jemand Abschied zu nehmen, verließ sie das Haus.

Ihr Bruder Markus stand mit gespreizten Beinen im Sonnenschein vor der Ladentüre und pfiff ein Liedchen. Er blickte sie mit seinem einzigen Auge an und lächelte höhnisch. »Gute Wanderschaft!« rief er ihr zu.

Philippine drehte den Kopf gegen ihn und sagte: »Du Gezeichneter, du, auf dir ist kein Segen. Dir wird's noch rotzig schlecht ergehn, das merk dir.«

So also kam sie zu Daniel. Sie sagte: »Ich will bei dir bleiben; brauchst nichts zu zahlen, wennst nicht kannst.«

Daniel hatte es längst gespürt, daß Lenore den Anstrengungen nicht mehr gewachsen war, die durch die Umstände an sie gestellt wurden.

»Willst du das Kind pflegen und bei ihm schlafen?« fragte Daniel Philippine.

Philippine nickte. Sie schaute zu Boden.

»Wenn du dich seiner annimmst und es treulich meinst mit ihm und mir, das wollt ich dir danken«, sagte er aufatmend.

Da schlug Philippine die Hände vors Gesicht, und es schüttelte sie von oben bis unten. Nicht als ob sie geweint hätte; es war etwas

iel Düsteres denn Weinen. Eine dämonische Gewalt schien sie durchwühlen, ein gespenstischer Traum sie in einem Augenblick höheren Bewußtseins schrecklich anzufassen. Sie kehrte um und trottete in die Kammer, wo das Kind war und mit einem hölzernen Pferdchen spielte.

Sie setzte sich auf einen Schemel und starrte versunken auf das unruhige kleine Wesen nieder.

Daniel blieb stehen und sah ihr trübe sinnend nach.

4

Während einer Probe zur Traviata herrschte Daniel die Sängerin Varini an: »Achten Sie auf den Einsatz und rennen Sie nicht aus dem Tempo. Es ist ja, um verrückt zu werden, wie schamlos Sie in die Galerie hinaufquietschen; das soll doch Gesang sein und nicht Beifallsgebetel.«

Die Sängerin trat hochbusig an die Rampe. Ihre beleidigte Würde bildete etwas wie einen Pfauenschweif rund um die Hüften. »Wie können Sie es wagen?« schmetterte sie; »sofort leisten Sie Abbitte, oder Sie fliegen noch heute. Meine Macht werden Sie kennenlernen.«

Daniel verschränkte die Arme und ließ den Blick über die Musiker schweifen. Er sagte: »Leben Sie wohl, meine Herren. Da der Direktor zwischen mir und dieser Dame zu wählen hat, besteht kein Zweifel, daß meine Wirksamkeit hier zu Ende ist. In einem Institut, wo das Fleisch höher im Wert steht als die Musik, bin ich ohnedies überflüssig.«

Die übrigen Sänger und Sängerinnen hatten sich aus den Kulissen auf die Bühne gedrängt und schauten schweigend ins Orchester. Als Daniel seinen Platz am Dirigentenpult verließ, erhoben sich auf einmal sämtliche Musiker von ihren Sitzen. Es war ein unwillkürlicher und beinahe ergreifender Ausdruck von stummer Ehrerbietung. Hatten sie diesen Mann auch nicht geliebt, ihn doch stets wie einen fremden, bösen Störenfried im Bezirk ihrer gemütlichen Neigungen empfunden, so ahnten sie doch seine Mächtigkeit und seinen Adel.

Die Sängerin Varini erlitt einen hysterischen Weinkrampf. Der Direktor wurde herbeigerufen. Er versprach Abhilfe und forderte Daniel in einem Brief auf, sich bei der Sängerin zu entschuldigen.

In aller Kürze schrieb Daniel zurück, daß er bei seinem kundgegebenen Vorsatz beharre; er könne mit der Sängerin Varini nicht mehr arbeiten, und wenn sie nicht das Feld räume, müsse er es tun. Darauf wurde er von seiner Entlassung verständigt.

Am gleichen Abend saß er mit Lenore bei Tisch, und nach einem langen Schweigen teilte er ihr in wenigen Worten das Geschehene mit. Lenore hatte nur einen erschrockenen Blick als Antwort.

»Es war höchste Zeit«, sagte Daniel, ohne von seinem Teller emporzuschauen, »ich hab's satt gehabt, über- und übersatt.«

»Und wovon willst du leben, du und dein Kind?« stammelte Lenore.

Sein Auge wurde noch finsterer, als es bisher gewesen.

»Du weißt doch, der Gott, der die Lilien auf dem Felde . . ., ich kenn das Sprüchlein nicht weiter; bin schwach in der Bibel.«

Sie sprachen dann nichts mehr. Das Fenster war offen; in der Erde war ein geheimes Beben, die warme Luft schmeckte widrig wie süßes Öl.

Als es von den Türmen zehn Uhr schlug, erhob sich Lenore und sagte gute Nacht.

»Gute Nacht«, antwortete Daniel mit gesenktem Haupt.

5

So war es nun jeden Abend zwischen den beiden, denn am Tage sahen sie sich kaum.

Stundenlang saß Daniel, ohne sich zu rühren, und brütete.

Er konnte nicht vergessen. Den angesengten, rauchenden Kleidsaum nicht; die Schuhe nicht, an denen Kot von der Straße klebte; das Antlitz nicht mit der verzogenen Oberlippe, die Haare, armselig in ihrem Gewirr, die ängstlich verzogene Braue.

Im Spind unter der Wäsche hatte er die Armspange gefunden, die er ihr geschenkt. Warum hat sie das Schmuckstück dort ver-

haben? fragte er sich. Der Seelenzustand, in welchem sie das Spind geöffnet und die silberne Spange versteckt hatte, wurde ihm so lebhaft gegenwärtig, daß er mit seinem eigenen verschmolz. Dann entdeckte er die Harfe ohne Saiten. Er stellte sie in seine Kiste, und wenn er sie anschaute, glich sie einem Gesicht ohne Fleisch.

„Bin ich dir zu schwer?“ tönte es aus der Vergangenheit herüber. Und das andere Wort: Ich will deine junggewordene Mutter sein; und dieses: Ich bin ja auch eine Kreatur.

Er erinnerte sich an einige alte Briefe von ihr, die er aufbewahrt hatte. Er las sie mit der Aufmerksamkeit durch, mit der man Verträge studiert, in denen es um Gut und Blut geht. Und es waren Stickerien aus ihrer Mädchenzeit vorhanden, deren er sich jetzt versicherte, um sie wie Heiligtümer zu verschließen.

Die wurde ihm von Tag zu Tag lebendiger. Sooft er daran dachte, wie sie dagesessen, wenn er gespielt oder über sein Geschaffenes gesprochen, würgte es ihn im Halse. Und wie sie einst hergekrochen war und die Stirn auf seinen Schenkel gelegt hatte, dieses Bild war vom Schauer unergründlichsten Geheimnisses umweht.

Es war nicht Schuldgefühl, was ihn so an die Tote schmiedete. Auch nicht Reue oder Selbstvorwurf oder die Sehnsucht, die durch die Empfindung gehäufter Versäumnisse zum Ausdruck kommt. Die Phantasie wehrte sich gegen den Tod. In ihrem schöpferischen Trotz verlieh sie der Hingegangenen eine Wirklichkeit, die sie nie geessen hatte, solange sie als wirkliche Gestalt auf der Erde gewandelt war.

Für Daniel wurde sie erst jetzt zur Gestalt. Dies ist das Wunderbare und das Lasterhafte am Musiker. Ihm gehören die Dinge und die Menschen nicht, während sie sein eigen sind. Er lebt mit Schatten, und nur, was er verloren hat, wird ein Lebendiges. Losgelöst vom Augenblick, greift er nach dem, der gewesen ist, nach dem gestrigen Tag, und stürmt ungeduldig in den morgigen. Was er in Händen trägt, ist verdorrt, was hinter ihm am Wege liegt, ist in Blüte. Sein Denken ist ein Winter zwischen zwei Frühlingen, dem wahren, der vorüber ist, und dem kommenden, den er nur träumt und, wenn er einbricht, versäumt. Er sieht nicht, er hat gesehen; er liebt nicht, er hat geliebt; er ist nicht glücklich, er

war nur glücklich. Gebrochene Augen öffnen sich im Grabe, und die lebenden, die hineinblicken, jetzt alles erblicken, alles verstehen, alles verklären und schmücken, erscheinen sich vom Tod und seiner immerwährenden Dauer wie betrogen.

Jetzt wurde Gertrud zur Melodie. Was sie getan und gewirkt, war Melodie. Ihr Dumpfes wurde wach, ihr Schweigen beredt. Einst hatte er sie und Lenore geschaut, im braunen Kleid die eine, im blauen die andere, Moll und Dur, die Endpunkte seiner Welt. Nun stieg das Moll empor gleich der Nacht über der einsamen Erde und hüllte alles in Trauer. Der Schmerz nährte sich an Bildern, die einst alltäglich gewesen waren, nun aber die Leuchtkraft einer Vision bekamen.

Wie sie im Bett gelegen, rechts und links die Zöpfe, und das Gesicht wächsern aus dem dunkeln Rahmen geleuchtet hatte. Wie sie eine Schüssel ins Zimmer getragen, eine Nadel eingefädelt, ein Glas an die Lippen gesetzt, einen Schuh am Fuß festgebunden, und welchen Ausdruck das Auge gehabt, wenn es warnte, bat, staunte oder lächelte. Wie unvergleichlich sternenhaft war dieses Auge auf einmal! Immer emporgeschlagen, immer erfüllt, immer gegen ihn gewendet. Unter diesem Blick fand er in einer Dämmerungsstunde das dämonisch rufende Motiv einer B-moll-Sonate; eine Gebärde, deren er sich entsann, es war damals gewesen, als Lenore mit dem Myrtenkranz vorm Spiegel gestanden, gab den Impuls zu dem unterirdisch wühlenden Presto im ersten Satz eines Quartetts, und den zweiundzwanzigsten Psalm, der mit den Worten beginnt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, skizzierte er, als er von einem Traum erwachte, in welchem ihm Gertrud in stiller Haltung, unendlich blaß, das Kinn auf die Hand gestützt, erschienen war.

Doch arbeitete er nicht. Was so zu Papier gebracht wurde, drang wie aus fieberhaften Anfällen hervor. In aller Eile kritzelte er Noten hin, in schuldbewußter Eile gleichsam. Er stahl es sich selbst. Töne dünkten ihm Verbrecher. Als die ergreifende Hauptmelodie des Psalms in ihm entstand, zitterte er vom Kopf bis zu den Füßen, und wie von Furien gepeitscht, verließ er das Haus, trotzdem es mitten in der Nacht war. Die wiederkehrende Baßfigur des Prestos klang wie ein schaurig-angstvoll gestammeltes:

Mensch, halt den Atem an, Mensch, halt den Atem an. Und er hielt den Atem an, voller Angst, indes seine Eingebungen den eisigen Bann durchbrachen, in welchen sie eine leidenschaftliche Verhaltenheit seiner Natur gezwungen.

Wenn in immer weiterem Umkreis sah er die Menschheit von sich zurückweichen, und da er sich nicht von der Zeit gefordert fühlte, verschmähte er die Zeit. Es kam dahin, daß er seine Produkte als etwas behandelte, das für die Welt in keinem Sinn bestimmt war, gegen niemand davon sprach und nie den Wunsch hatte, daß jemand von ihnen erfuhr. Je geheimer er sie hielt, je wahrhaftiger wurden sie ihm, und der Gedanke, man könne ein Werk der Musik für Geld hingeben, war ihm allmählich so unnützlich geworden wie der, daß man seine Mutter, seine Geliebte, ein Kind oder eines seiner Gliedmaßen veräußern könne.

Anfolgedessen empfand er nur Ekel, wenn er von den geschickten Händlern hörte, die von der Mode hochgetragen wurden. Es graute ihm vor allem, was berühmt war, denn der Ruhm der Mitwelt schmeckte und roch nach dem Gelde. Es graute ihm vor der Wirrnis der Meinungen und Urteile, vor dem Streit über Schulen und Richtungen, vor den herumziehenden Virtuosen aller Zonen und Nationen, dem Lärm, den sie zu entfachen wußten, den Wahrheiten, die sie verkünden ließen, den Lügen, in denen sie lätscherten. Es graute ihm vor Konzertsälen und Theatern, vor dem Geklimper aus den Fenstern der Bürger, vor der falschen Andacht der Menge und ihrer ohnmächtigen Verzückung. Seine ganze Musik roch und schmeckte nach Geld.

Er hatte sich die Lebensbeschreibungen der großen Meister angeschafft. Er erfuhr deren Not und Mühsal und kleinliche Umstände, die schale Alltäglichkeit, die zu ihrem unsterblichen Bild nun nicht mehr hinaufreichte. Doch als er eines Tages las, daß Mozarts Leichnam in einem Massengrab verscharrt worden war, schleuderte er das Buch fort und schwor sich, dergleichen Bücher nie wieder anzufassen. In das Feuer der Vergötterung schlug er beißende Rauch des Menschenhasses; er wollte keinen sehen, er eilte aus der Stadt und hatte nicht eher Ruhe, als bis er sich in der tiefen Abgeschiedenheit eines Waldes vor jedem Menschenritt und -blick geborgen fühlte.

In der Nacht ging er durch die Gassen, stets schnell und mit gesenktem Kopf. Wenn er müde war, landete er in einer kleinen Kneipe, wo er sicher sein konnte, keinen Bekannten zu treffen. Begegnete ihm einer auf der Straße, so grüßte er nicht, sprach ihn einer an, so war er überlaut und sonderbar in seinen Antworten und entfernte sich mit einem kaustischen Witz.

Die Stube zu betreten, in der Philippine mit dem Kind hauste, hatte er im Anfang nur mit Widerwillen vermocht. Später rührte ihn an dem Kind die Bewegung und die Gestalt, er kam ein paar-mal am Tage, immer nur für wenige Minuten, nahm es auf den Arm, ließ sich von seinen Händchen betasten, duldete, daß es an seiner Brille zerrte, und lauschte verwundert auf sein Lallen und Plappern. Philippine stand währenddessen in der Ecke, hatte die Augen niedergeschlagen und war schweigsam. Da wurde er sich drückend der Verpflichtung bewußt, die ihm durch die rätselhafte Treue dieser Person auferlegt wurde und die er auf keine Weise einlösen konnte, auch quälte es ihn, das Kind so mutterlos, so seltsam verlassen zu sehen, der helle Blick, die ausgestreckten Ärmchen quälten ihn, er hatte Furcht vor dem in der Kinderbrust noch tief schlummernden Gefühl, und es trieb ihn hinaus.

Eines Morgens im August erhob er sich bei Sonnenaufgang, bereitete sich sein Frühstück in der Küche selbst, und als er fertig war, griff er nach seinem Stock und verließ das Haus. Er wollte zu Fuß nach Eschenbach wandern.

Er wanderte den ganzen Tag mit kurzen Rasten. Nur während der heißesten Mittagszeit erbat er sich von einem Bauern, der ihn mit seinem Leiterwagen einholte, die Erlaubnis, ein Stück mitfahren zu dürfen.

Er hatte keine bestimmte Absicht, keinen Plan. Etwas Dunkles, dem er nicht widerstehen konnte, zog ihn in die Heimat.

Als er endlich das Städtchen erreicht hatte, war es tiefe Nacht, und der Mond schien. Die Gassen waren wie ausgestorben. Die Fenster am Haus der Mutter waren alle schwarz, er setzte sich auf die oberste Stufe am Tor hin, und es war ihm, als höre er die Atemzüge der alten Frau und des jungen Kindes, das sie behütete, durch die Fugen der Tür dringen.

Es war ihm sonderbar, zu denken, daß die Mutter von seinem

hiersein nichts wußte. Hätte sie darum gewußt, sie hätte das Tor aufgesperrt und ihn erschüttert angesehen, und wenn er nicht hätte reden wollen, hätte er den Kopf in ihren Schoß legen und still weinen müssen. Etwas anderes war nicht möglich; zu reden war nicht möglich; die Furcht aber, er werde dennoch reden, er werde erzählen müssen, packte ihn so heftig, daß er beschloß, sich wieder auf den Rückweg zu begeben, ohne die Mutter und ein Kind gesehen zu haben. Die eigentümliche Unruhe, die ihn ergetrieben, war beschwichtigt, seit er im Schatten des Häusleins saß.

Aber weil er sehr müde war, versank er in Schlaf. Er träumte, das Kind und die Greisin stünden vor ihm, und jenes trug Trauben in der Hand, indes diese eine Schaufel hielt und mit trauriger Miene die Erde aufgrub. Eva dünkte ihm noch viel schöner als vor einem Jahr, und er fühlte zu dem Kind eine unbezwingbare, schmerzhafteste Liebe, die in einer wunderlichen Beziehung zu dem Fun der Mutter stand. Je länger sich die alte Frau mit dem Aufschaufeln der Erde abmühte, je schwerer wurde ihm ums Herz, aber er konnte nichts sagen, und es war ihm, als ob aus seinem Innern ein herrlicher Gesang ströme, dessengleichen er nie zuvor gehört. In dem Entzücken darüber wachte er auf; zuerst glaubte er den Gesang noch zu vernehmen, doch es war nur das Plätschern des Wassers am Wolframsbrunnen.

Der Mond stand hoch am Himmel. Daniel ging hinüber zum Brunnen, da kam der Nachtwächter daher, blies sein Pfeifchen und sang: »Hört ihr Herrn und laßt euch sagen, unsre Glocke hat zwei geschlagen.« Er wurde des einsamen Menschen am Brunnen gewahr, stutzte, fuhr aber dann in seinem Gesang fort. Schon oft, als Kind und als Jüngling, hatte Daniel gelesen, was auf dem Sockel der Wolframsfigur geschrieben war. Heute las er die vom Mond bestrahlten Worte mit ganz andern Augen.

Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
Befruchtung gibt des Wassers
Kraft aller Kreatur der Welt.
Vom Wasser wird das Aug erhellt,
Wasser wäscht manche Seele rein,
daß kein Engel mag lichter sein.

Er tauchte seine Hände in das Becken, strich damit über seine schlaftrunkenen Augen, und nachdem er noch einen Blick auf das Haus der Mutter geworfen, wandte er seinen Fuß gegen die Landstraße.

Im Feld war es überall zu feucht, als daß er dort hätte ruhen können. Bei einem alleinstehenden Bauernhaus befand sich ein Heuschober, und er ging hinein und legte sich nieder.

6

Eine immer gleiche Angst erfüllte Lenores Brust, wenn sie Daniel betrachtete. Sie begriff ihn nicht, nichts an ihm begriff sie, und Freudigkeit haftete ihr nur noch aus vergangenen Tagen an.

Er schien sich ihrer kaum mehr zu entsinnen. Ein Wort hätte sie von ihrem Kummer befreit, irgendein Wort. Aber er sprach mit ihr, wie er mit Philippine sprach, oder mit Frau Kütt, der Zugesherin.

Schlimm, mit Philippine zu hausen, den steten Haß der Unheimlichen zu spüren; zu ahnen, daß sie um Dinge wußte, die das Licht scheuten. Ihr das Kind ausgeliefert zu sehen, welches sie als ihr gehörig behandelte und mit solcher Eifersucht bewachte, daß sich ihr Gesicht vor Wut verzerrte, wenn Lenore bloß fünf Minuten bei ihm weilte.

Schlimm auch die Gesellschaft des stummen alten Vaters, der Tag und Nacht seinen mysteriösen Verrichtungen oblag und friedlos einem unbekannten Ziel zustrebte. Es war so schaurig oft, in den Stuben unten und in denen oben; Lenore hatte Angst vor dem Winter. Manchmal war ihr, als habe ihre Stimme einen unwirklichen Klang, und das Gewöhnlichste, was sie sagte, hatte einen düsteren Widerhall.

Sie flüchtete in ihre früheren Sehnsuchtsbilder, die Landschaften des Südens mit Hainen, Statuen und einem Meer von sagenhafter Bläue. Aber sie war nun doch zu reif, um sich an leeren Traumspielen dauernd zu genügen, lieber wollte sie sich in mühseligster Arbeit vergessen. Erst wenn die Feder ihrer Hand entsank, in dem Leid um die schmucklosen Stunden, drängte es sie mit Macht

ns Bilder- und Geisterreich zurück, aber da suchte sie Anhalt bei
en Gegenständen ihrer sichtbaren Welt.

Da nahm sie etwa eine Birne und sann sich in das Innere der
Frucht hinein, wie wenn es möglich wäre, drinnen in der engsten
Sphäre Schutz zu gewinnen. Oder sie hielt ein farbiges Glas zwi-
schen den Fingern und schaute hindurch, damit das Gewohnte
schöner werde. Oder sie sah ins Herdfeuer und beobachtete
ächelnd das romantische Züngeln der Flammen; oder sie hatte
Begierde nach alten Gemälden, da feierte sie einen Morgen lang
und ging ins Germanische Museum. Dort stand sie vor einer
Kreuzigung, einem Abendmahl, ganz Auge, das Herz voll flie-
ßender Bewegung.

Dann regte sich ihre Vorliebe für Blumen stärker als je, und sie
ging an, sich mit den Blumen abzugeben. Die meisten pflückte sie
selbst, die nur in Gärten wuchsen, kaufte sie billig bei einigen
Gärtnern. Nachdem sie mehrere Male gekommen war, nahmen
die Gärtner kein Geld mehr und schenkten ihr Blumen, soviel
und welche sie haben wollte. Sie trug sie heim und band sie zu
Straußen.

Eines Abends wurde sie dabei von Philippine gestört, die sie rief,
weil die kleine Agnes fieberte. Lenore holte den Doktor, der be-
ruhigte sie, und als sie wieder hinaufkam, blieb sie verwundert
auf der Schwelle stehen. Der Blumenstrauß, den sie gebunden,
erschien ihr so schön, im Zusammenklang der Farben so eigen,
daß sie sich unwillkürlich umschaute, im Wahn, ein Fremder
mabe während ihrer Abwesenheit das kunstvolle Werk getan.

Indessen meldete sich der Mangel im Hause. Metzger und Bäcker
wollten die Waren nicht mehr auf Kredit liefern; fünf Menschen
konnte Lenore aber mit ihrer Schreibearbeit nicht ernähren, von
der Kleidung und der Miete zu schweigen. Wenn sie sich auch
noch so anstrengte, konnte sie bloß das Notdürftigste beschaffen,
und ihre Sorge wurde von Tag zu Tag größer.

Vom Schuldenmachen war sie eine Feindin, aber man konnte ja
nicht hungern, und so mußten eben Schulden gemacht werden.
Da waren denn bittere Demütigungen unvermeidlich, und mit
Bangigkeit blickte Lenore in die Zukunft. Sie zerbrach sich den
Kopf mit Pläneschmieden, beklagte ihre Schwäche, ihre lücken-

hafte Bildung, ihre und Daniels Verlassenheit und bemerkte voller Furcht, wie Philippine an der zunehmenden Bedrängnis ihre Freude zu haben schien.

Zweimal am Tag schickte der Drogist um das Geld für die letzte Rechnung, endlich kam er selber. Am Abend kam er und läutete. Philippine war grob mit ihm, darauf wurde er unverschämt und schrie, daß die Bewohner der untern Stockwerke ans Stiegen-geländer eilten. Lenore lief herab, mit gefalteten Händen stand sie vor dem Manne, auch der Inspektor trat aus seiner Kammer und schaute seufzend über die Stiege.

Auch andere kamen am Abend und machten Skandal. Da huschte Philippine zu Lenore und sagte mit einem Lachen im Gesicht, als ob sie wunder was für ein Glück zu berichten habe: »Es ist schon wieder einer drunten; komm, Lenore, und geh ihm ein bißchen um den Bart, sonst holt er vielleicht gar die Polizei.«

War es dann still im Haus geworden, so räsionierte Philippine und maulte vor sich hin. »Schön dumm ist der Daniel. Könnt's haben wie ein Kaiser, wenn er sich an die richtige Person wenden tät. Ich weiß eine, die hat Geld und kriegt noch viel mehr, aber so ein Stockfisch wie der hat ja keinen Schimmer vom menschlichen Leben.« Und sie lachte ingrimmig oder schmiß irgendeinen Gegenstand wütend auf den Boden.

Lenore hörte nicht, was sie sagte. Ihr war alle Hoffnung geraubt. Drei Monate war es nun her, daß Daniel in rätselhafter Untätigkeit verharrete. Bald war die Miete fällig, und was sollte dann geschehen?

Eines Morgens trat sie in Daniels Zimmer und redete ihn an: »Daniel, es ist kein Geld mehr da.«

Er saß lesend am Tisch und schaute sie an, als müsse er sich erst besinnen, wer sie sei. »Nur Geduld«, antwortete er, »ihr werdet nicht umkommen.«

»Ich tue ja, was möglich ist«, fuhr Lenore auf, »aber du, Daniel, wie willst du's nun einrichten mit der Wirtschaft? Ich kann mir nimmer helfen. Faß dich doch, Daniel, sag mir, wie du dir's denkst.«

»Ein Musiker muß arm sein, Lenore«, entgegnete Daniel mit Augen, die wie gefroren aussahen.

«Aber er muß auch leben, sollt ich meinen.»
«Vom Fraß allein kann man nicht leben, und für den Fraß kann ich nicht schufteln.»

«Daniel, ach Daniel, wo bist du mit deinem Geist und Herzen!»
«Tief Lenore verzweifelt.»

«Dort, wo ich schon längst hätte sein sollen», war seine finstere Erwiderung. Er erhob sich und sprach halblaut, das Gesicht von Lenore weggekehrt: »Nur jetzt keine Argumente, keine Triftigkeiten, keine Zwangsmaßregeln. Nur jetzt nicht, wo ich mit meinem Lichtstumpf noch an der Erde krieche und den Ausweg aus der Höhle suche. Man verreckt nicht so schnell, Lenore; der Magen ist ein elastisches Stück Haut.«

Er ging in die andere Stube, setzte sich an den Flügel und schlug ein schleppendes Baßmotiv an.

Lenore wandte sich gegen die Mauer und drückte die heiße Stirn in die verschränkten Hände.

7

Es lag aber nicht in Lenores Art, sich ohne äußerste Kraftanstrengung in ein Unglück zu fügen.

Sie schrieb vierzehn bis sechzehn Stunden am Tage. Die Folge war, daß sie mit ihrem Quantum viel schneller fertig wurde, und mehr als dieses Quantum wurde nicht von ihr verlangt.

Dann sah sie sich nach einer einträglicheren Beschäftigung um. Es war vergeblich; Frauenzimmerarbeit stand nirgends hoch im Preis; auch hatte sie keine Empfehlungen, keine Zeugnisse, nichts, worauf sie hinweisen konnte.

Schließlich hatte sie den Einfall, ob sie nicht ihre Blumenkünste verwerten könne. Sie ging zu einem Blumenhändler am Lorenzerplatz und nahm einen aus Nelken und Reseden gewundenen Kranz mit, den sie tags zuvor verfertigt. Sie sagte, sie verstehe sich auf die Hantierung und habe auch hübsche Sträuße gemacht. Der Mann lachte und antwortete, für dergleichen habe er wenig Verwendung, und wenn sich auch Käufer fänden, sei die Bezahlung allzu gering, als daß dem Fräulein die Arbeit lohnen könne. Tief entmutigt trug Lenore ihren Kranz wieder heim. Sie sah ja

selbst, was für ein vergängliches Ding es mit den Blumen war; am Abend welkten sie schon dahin.

Sie hatte nicht wahrgenommen, daß ein Herr, als sie den Laden des Blumenhändlers verlassen, auf der andern Seite der Straße stehengeblieben war, um ihr nachzuschauen. Es war ein hagerer, junger Herr von verdrossenem, bläßlichem Aussehen, ein Herr mit einem Drosselbart-Kinn.

Er schaute lange in die Richtung, nach der sich Lenore entfernt hatte. Sicherlich hatte etwas im Wesen und im Gesichtsausdruck des Mädchens seine besondere Aufmerksamkeit erweckt, ein Gefühl, das edler war als Neugierde und ernster als das Wohlgefallen eines Müßiggängers.

Der junge Herr setzte sich endlich in Bewegung, stelzte gravitatisch über den Platz und betrat den Laden des Händlers. Eine Weile später riß der Blumenhändler, ein bejahrter Mann mit einer Säufernase, die Türe auf und zugleich sein Käppchen vom Kopf, und dies wie auch sein tiefer Bückling verkündeten den benachbarten Ladeninhabern, daß er ein nicht alltägliches Geschäft mit dem jungen Herrn abgeschlossen habe, der mit lässigen Schritten von dannen ging.

Am nächsten Morgen kam ein Bursch zu Lenore, der Abgesandte des Blumenhändlers, und richtete ihr aus, sie möge sogleich zu seinem Prinzipal kommen, er habe ihr was Wichtiges mitzuteilen. Lenore folgte dem Ruf, und als sie im Laden des Händlers war, begrüßte sie der mit einer seltsamen Artigkeit und sagte ihr, es habe sich gestern noch ein Liebhaber für derlei Sträuße und Kränze gefunden, wie sie ihm gezeigt, und er könne ihr in jeder Woche zwei, nötigenfalls auch drei Stück zu je zwanzig Mark abnehmen; sie solle sich nur fleißig dranhaltten, bei solchem Glücksregen müsse man das Schaff vor die Türe stellen. Das einzige, worum er sie ersuche, sei Verschwiegenheit, die betreffende Kundschaft wolle weder gesehen werden noch sich mit Namen nennen; offenbar stecke dahinter eine Schrutle, wie man sie bei vornehmen Leuten häufig finde.

Wer war seliger als Lenore! Sie machte sich gar keine Gedanken über das Ungereimte und Märchenhafte in dem Angebot eines Mannes, der ihr vorher so schlau und vorsichtig erschienen war.

ie glaubte ohne weiteres an die wortreiche Erzählung des Händ-
ers, glaubte, daß es in dieser Stadt und unter ihren Menschen
inen Sonderling gäbe, der für ihre Blumengebinde solch fürst-
liche Preise aus reiner Liebhaberei zahlen wolle. Sie war nicht
erwöhnt vom Glück, dennoch erweckte die Wandlung der Um-
stände durchaus keinen Argwohn, ja nicht einmal Befremdung
n ihr; sie war zu froh, um zu mißtrauen, zu dankbar, um zu
zweifeln, und sie dachte nur an Daniel und daß er nun gerettet
war. Den ganzen Weg nach Hause lächelte sie traumverloren.

Dann saß sie Abend für Abend bei den Blumen, die sie am Vor-
mittag aus dem Wald, von den Wiesen und aus den Gärten hinter
der Feste geholt hatte. Dort war ein alter Gärtner, der sie beglei-
ete und ihr immer die prächtigsten Zierblumen aussuchte. Auch
hatte er einen lahmen Sohn, der verliebte sich in Lenore und
stand meist mit strahlender Miene an der Pforte, wenn sie kam.
Er versprach ihr auch für den Winter Blumen aus den Treib-
häusern.

Der Metzger wurde bezahlt, der Bäcker wurde bezahlt, der Drogist
wurde bezahlt, die Miete wurde bezahlt, und Philippine riß die
Augen auf, schüttelte den Kopf und sagte, da sei etwas nicht
geheuer; was es sei, werde gewiß ans Tageslicht kommen, und
wenn's der Hinkel vom Mist kratzen sollte. Sie berichtete den
Leuten von einem Gespenst, welches allnächtlich auf dem Dach-
boden des Hauses sein Unwesen treibe, und einmal, bei Mond-
schein, rannte sie schreiend aus ihrer Kammer und beteuerte, ein
knöcherner Finger habe ans Fenster geklopft.

Lenore aber band Rosen und Levkojen und Tulpen und Stief-
mütterchen und Moosblumen und allerlei anderes Gewächs zu
reizenden, teppichartigen Gebilden oder zu Girlanden; mit vieler
Liebe gab sie sich dieser Beschäftigung hin und atmete dabei in
solchen Wohlgerüchen, daß ihr manchmal schwindlig wurde.
Dann lehnte sie sich aus dem offenen Fenster und sang leise in
die Nacht hinein.

Daniel wußte nichts von ihrer Tätigkeit. Wie er sich um die Not
nicht gekümmert hatte, so fragte er auch jetzt nicht, woher die
Fülle kam.

Kurze Zeit nach dem Tod Gertrud Nothaffts war Eberhard von Auffenberg in die Stadt zurückgekommen. Die letzte große Summe, die er ein Jahr zuvor von Herrn Carovius erhalten hatte, war nahezu aufgebraucht. Er fand Herrn Carovius in seinem Betragen ihm gegenüber bedeutend verändert. Herr Carovius erklärte, daß er ruiniert sei und kein Geld mehr aufbringen könne. Statt zu wehklagen oder zu prahlen oder seinen freiherrlichen Freund zu umschmeicheln und anzustacheln, wie er sonst getan, hüllte er sich in ein Schweigen, das nichts Gutes hoffen ließ.

Eberhard hatte nicht Lust, zu bitten. Die Person des Herrn Carovius war ihm zu verächtlich, als daß er Betrachtungen hätte über ihn anstellen mögen. Seine Gedanken gingen andere Wege.

Der Klatsch, der über Lenore im Schwung gewesen, war natürlich auch zu ihm gelangt. Herr Carovius hatte es an Andeutungen, brieflichen wie mündlichen, nicht fehlen lassen. Jedoch Eberhard hatte sie ignoriert. Unglimpf, der sich an Lenore wagte, hatte ihm nicht glaubhafter gedünkt als Straßenschmutz am strahlenden Mond.

Eines Tages mußte er eines Wechselprotestes halber Herrn Carovius aufsuchen. Sie besprachen die Angelegenheit ganz trocken und geschäftlich, plötzlich fixierte Carovius den Freiherrn mit durchdringendem Blick, wanderte sodann in seinem Schlafrock beständig um den Tisch herum und fing an, sich über das schreckliche Ende von Daniel Nothaffts junger Frau zu verbreiten.

Er geriet in eine unbegreifliche Aufregung. »Nun wird aber das Kapellmeisterlein hoffentlich zur Vernunft kommen«, schrie er mit seiner Fistelstimme. »Am Hungertuch nagt er sowieso schon. Bergab geht's, bergab. Man wird sammeln müssen für das verkannte Genie. Eine ist dabei hingeworden; die andere zappelt noch. Wie gefällt Ihnen der zappelnde Engel, Baron? Tut's Ihnen nicht leid um den netten Heiligenschein, der wie alter Trödel an einer ehebrecherischen Bettstatt hängt? Freilich, dem Genie ist ja alles erlaubt. O Lenore! Verfratzte Lüge, die du bist, heuchlerische, duckmäuserische Lüge!«

Ganz gelassen schritt Eberhard auf den entfesselten Dämon im

chlafrock zu, packte seine Kehle und drückte sie mit eisernem Griff derart zusammen, daß Herr Carovius in die Knie brach und sein Gesicht blau wurde wie ein gesottener Karpfen. Später war er merkwürdig still; er verkroch sich. Bisweilen kicherte er einseitig, bisweilen schoß ein giftiger Blick unter seinen Lidern hervor.

Eberhard goß Wasser in ein Becken, tauchte die Hände hinein, trocknete sie und ging fort.

Das Bild des winselnden Menschen mit den herausgequollenen Augen und dem blauen Gesicht war unverwischbar. Er hatte die Völlust des Mordens gespürt; ihm war gewesen, als richte und strafe er nicht nur seinen Peiniger und Verfolger, sondern zugleich den heimlichen Feind der Menschheit, den Erzbösewicht, den hämischen Zerstörer aller edlen Saat.

Desungeachtet hatte der exaltierte Ausbruch des Herrn Carovius gerade diejenige Wirkung, die Eberhard am wenigsten erwartet hatte. Sein Vertrauen in die Schuldlosigkeit Lenores war plötzlich erschüttert. Vielleicht war bei aller feigen Verleumdung ein Etwas in Herrn Carovius' Stimme aufgeklungen, das wahrer zeugte, als der Elende selbst es ahnte, und Eberhard erblickte in dieser Stunde die angebetete Gestalt zum ersten Male als Gleichgeartete unter den Menschen und erfuhr das Geschehene wie durch ein Ferngesicht.

Seine Illusionen waren vernichtet.

Entsagt hatte er in seinem Innern schon längst. Seine leidenschaftlichen Wünsche von ehemals hatten einen Verblutungsprozeß durchgemacht. Er hatte gelernt, sich ins Unabänderliche zu fügen; er hatte darum gerungen. Wenn er das Leben überschaute, das er in den vergangenen fünf Jahren geführt, so glich es trotz seiner Unstetheit und dem fortwährenden Wechsel der Städte und Länder dem Aufenthalt in einem Raum mit geschlossenen Läden. Als er in die Stadt zurückgekommen war, die er nur deshalb liebte, weil sie Lenore beherbergte, hatte er nicht die Absicht gehabt, Lenore an die abgelaufene Frist zu mahnen. Es wäre ihm geschmacklos erschienen, neuerdings als lästiger Bewerber aufzutreten und das Garn dort wieder anzuknüpfen, wo es vor fünf Jahren gerissen war. Er hatte sich vorgenommen, Lenore in keiner

Weise zu beunruhigen. Aber zu ihr gehen, mit ihr zu sprechen, das war die lichtvolle Hoffnung in all den öden Jahren gewesen. Nach dem Vorfall mit Herrn Carovius hatte er den Entschluß gefaßt, Lenore aus dem Weg zu gehen.

Seine Barmittel waren auf wenige hundert Mark zusammengeschrumpft. Er entließ seinen Diener, veräußerte einen Teil seiner Schmucksachen und mietete sich in einem der winzigen Häuschen ein, die gegenüber den Felsen, auf denen die Burg steht, wie Wespennester eins am andern kleben. Das betreffende Häuschen hatte vordem ein Pfragnersehepaar bewohnt, und es war mitsamt seinen drei Kammern nicht viel geräumiger als ein mittlerer Tierkäfig in einer Menagerie. Doch er hatte sich's in den Kopf gesetzt, dort oben zu residieren. Er kaufte sich einige alte Möbel und schmückte die krummen Wände der altertümlichen Baracke mit den Bildern, die er besaß.

Eines Abends wurde an die grüne Tür des Häuschens gepocht. Eberhard öffnete und sah Herrn Carovius vor sich stehen.

Herr Carovius trat in die puppenhaft kleine Wohnstube des Freiherrn, schaute sich verwundert um und sagte schließlich, ganz bleich: »Straf mich Gott, aber mir scheint, Sie wollen hier den Eremiten spielen. Daraus wird nichts, lieber Baron, das ist kein Quartier für einen Edelmann, die Schande laß ich nicht auf mir sitzen, das kann nicht sein, das dürfen Sie mir nicht antun.«

Eberhard griff nach dem Buch, in dem er gelesen, einem Band von Carl du Prels Schriften, und las weiter, ohne zu antworten und ohne auf die Gegenwart des Herrn Carovius zu achten.

Herr Carovius trippelte von einem Fuß auf den andern. »Vielleicht geruhen Euer Gnaden, dero Konto in Augenschein zu nehmen«, sagte er mit sonderbar flehentlichem Hohn. »Ich bin in einer bösen Klemme. Das Kapital futsch und eine Zinsenschuld, die anschwillt wie die Pegnitz im Frühjahr. Wollen Sie wissen, wovon ich seit drei Monaten lebe? Von Rüben lebe ich, von Wurstabfällen, von Backsteinkäse. Alles für Sie, alles für meinen Baron.«

»Es interessiert mich nicht, wovon Sie leben«, erwiderte Eberhard hochmütig und las weiter.

Herr Carovius fuhr mit einem albernem Ausdruck von Schmollen

ort: »Wie Sie neulich von mir weggegangen sind, nach dem kleinen Zank, den wir wegen dem Gänsemännchen hatten, dachte ich nicht, daß Sie blutigen Ernst machen würden. Was sich ereignet, das neckt sich, dachte ich mir. Kommst schon wieder, Baronin, dachte ich, kommst so sicher wie's Lachen auf's Kitzeln. Na, ich habe mich geirrt. Habe Sie für sanftmütiger gehalten, für nachsichtiger mit einem alten Freund. Man irrt sich eben.« Eberhard blieb stumm.

Nun seufzte Herr Carovius und setzte sich schüchtern auf das schmale Kanapee, das an der gelbgetünchten Mauer stand. Fast eine Stunde lang saß er schweigend da, und Eberhard empfand weder das Lächerliche noch das Unheimliche in diesem Schweigen und in dem Benehmen seines Gastes. Er las.

Auf einmal zog Herr Carovius seine Briefftasche aus dem Rockfutter, klappte sie auf, nahm mit zitternden Fingern einen Tausendmarkschein heraus, legte ihn nebst einem Quittungsformular mit einer hastigen Gebärde auf das Blatt, über welches Eberhards Auge glitt, und ehe sich der Freiherr von seinem Erstaunen erholt hatte, war er bereits verschwunden, hatte die Haustür zugeschlagen, und von der Gasse tönte sein geschwindes Trippeln in die Stube.

Was für seltsame Lebendige hast du, Welt, und was für seltsame Tote, ging es Eberhard durch den Sinn.

9

Daß zwei so grundverschieden geartete Naturen wie Eberhard und Daniel eben zu der Zeit, wo beide freiwillig auf den Verkehr mit Menschen verzichtet hatten, einander begegneten und nähertraten, beruhte auf einer jener Fügungen, die ein Gesetz der Kristallisation oder der Anziehung polarer Kräfte enthalten, so zufällig sie auch scheinen.

Das Zusammentreffen ereignete sich am Tag nach jener Wanderung, die Daniel nach Eschenbach unternommen hatte. Als der Morgen anbrach, hatte er sich entschlossen, den Rückweg über Schwabach einzuschlagen, sowohl der Abwechslung wie der ge-

ringeren Dauer wegen. Die Sonne brannte noch sengender vom Himmel als am Tag vorher, und in den Stunden der größten Glut legte sich Daniel in den Wald. Wie er nun spät am Nachmittag in die Nähe von Schwabach kam, zogen schwere Wolken von Westen herauf, ein unheilverkündender Sturm begann zu wehen, Blitze zuckten über das finstere Firmament, und so sehr auch Daniel seinen Schritt beschleunigte, das Wetter überfiel ihn doch: ehe er den Schutz eines Hauses erreichte, war er am ganzen Leibe naß.

Es goß in Strömen weiter; nach langem Harren mußte er in den Regen hinaus, und vor Nässe und Kälte schlotternd, gelangte er auf den Bahnhof. Als er das Billett nehmen wollte, stand am Schalter vor ihm ein hagerer, apart gekleideter Mann. Daniel mochte sich wohl in seinem Ärger und Unbehagen zu hart an ihn gedrängt haben, denn der Herr wandte sich unwillig um, und Daniel erkannte den jungen Freiherrn in ihm. Eberhard seinerseits erkannte auch Daniel sofort. Es gab nicht leicht ein Gesicht, das so sehr nur einem einzigen Menschen gehören konnte wie das Daniels.

Was den Freiherrn nach Schwabach geführt hatte, war die Anhänglichkeit an einen bestimmten Menschen, die er sich seit seiner Kindheit bewahrt hatte. Es lebte dort seine Amme, eine Frau, die ihm von jeher mit rührender Liebe ergeben war, die stolz auf ihn war, als hätte sie in ihm das erlesenste Exemplar der Männerwelt an ihrer Brust gesäugt, und an deren Märchen und Geschichten er sich noch jetzt oft und gern erinnerte. Sie hatte den Werkführer einer Zinngießerei geheiratet, besaß nun selber schon Söhne und Töchter, und Eberhard hatte sich seit Jahren vorgenommen, sie einmal zu besuchen. Dies war nun geschehen. Er hatte nicht viel Freude davon gehabt, er mußte sich sagen, daß ihm der Besuch eine innere Gestalt geraubt hatte, und ob die Amme bei dem Anblick des grämlichen, steifen und hochaufgeschossenen Milchsohnes das Entzücken empfunden, das sie sich ausgemalt, bleibe dahingestellt.

Als Eberhard den Zustand gewahrte, in welchem sich Daniel befand, regte sich sein ritterliches Gefühl. Tapfer besiegte er eine Abneigung, die so alt war wie sein Wissen von diesem Mann

nd der sich vor wenigen Wochen Abscheu und quälende Eifer-
acht beigesellt hatten. »Sie sind ins Unwetter gekommen?« fragte
t höflich, obschon in strenger und abweisender Haltung.

Wie Sie sehen«, antwortete Daniel kurz und musterte den Frei-
errn mit gerunzelter Stirn.

Sie werden sich erkälten, darf ich Ihnen nicht meinen Mantel
nieten?« fuhr Eberhard noch höflicher fort, und es war ihm,
ls tauche hinter Daniel Lenores Antlitz auf, von Blumen um-
eben, und lächelte ihm freudig und dankbar zu. Er preßte die
ippen zusammen und verfärbte sich.

Daniel schüttelte den Kopf. »Ich bin an allerlei Wetterstürze ge-
wöhnt«, gab er zurück; »danke.«

So wickeln Sie wenigstens das hier um den Hals; das Wasser
läuft Ihnen ja von den Haaren herunter.« Und Eberhard reichte
ihm ein weißes Seidentuch, das er aus der Tasche seines Mantels
zog. Daniel machte eine Grimasse, nahm aber das Tuch, schlang
es um den Nacken und band einen Knoten unter dem Kinn.

»Sie haben recht«, gestand er dann und zog den Kopf zwischen
die Schultern, »es erinnert einen gleich an ein warmes Bett.«

Eberhard starrte gegen die Lokomotive des einfahrenden Zuges.
Plebejer, dachte er geringschätzig.

Gleichwohl setzte er sich zu diesem Plebejer ins Kupee dritter
Klasse; und er hatte ein Billett erster Klasse gekauft. War es das
weißseidene Tuch, das ihn plötzlich an den Plebejer fesselte? Was
konnte es anderes sein, da sie während der ganzen Fahrt einander
schweigend gegenüber saßen, ein höchst wunderliches Paar, der
eine im armseligen, feuchtglänzenden Anzug, einem Hut, der
halb an einen Tünchermeister, halb an einen zigeunernden Bar-
den gemahnte, und einer Riesenbrille, aus der die Augen grün
und flackrig blitzten; der andere wie aus dem Ei geschält, stäub-
chenlos, in Lackstiefletten, englischem Strohhut und einer ame-
rikanischen Zigarette im Mund.

Daneben saß eine Bäuerin mit einem Geflügelkorb, ein rothaari-
ges Mädchen, welches das Hinterteil eines Schweins auf den
Knien hielt, und ein Arbeiter, dessen Gesicht verbunden war.

Bisweilen trafen sich ihre Blicke. Dann senkte der Freiherr er-
schreckt die Lider, und Daniel schaute gelangweilt in den Regen

hinaus. Aber es mußte irgendeine Mitteilung oder Verständigung in der kurzen Begegnung der Blicke verborgen gewesen sein, denn als sie am Ziel ihrer Reise das Kupee und den Bahnhof verlassen hatten, schritten sie friedlich nebeneinander durch die Straßen, wie wenn es sich von selbst verstehe, daß sie jetzt beisammen blieben.

Der Mensch sucht den Menschen. Da hilft kein Trotz und keine Verschlossenheit, da ist etwas, das den Stärksten zwingt, wenn er einen spürt, der willig ist, sich zu geben, und das geglaubte Genügen an der Einsamkeit enthüllt sich als Selbstbetrug.

»Sie werden wohl nach Hause gehn und sich umkleiden«, sagte Eberhard und blieb an einer Straßenkreuzung stehen.

»Ich bin schon trocken«, antwortete Daniel, »und zum Heimgehn hab ich keine Lust. Da drüben an der Insel Schütt ist ein kleines Gasthaus, nennt sich zum Peter Vischer. Ich mag's gern, weil bloß alte Leute drin verkehren, die von alten Zeiten erzählen, und weil's auf einer Brücke liegt, so daß man in einem Schiff zu schwimmen meint.«

Eberhard ging mit. Sie saßen von acht Uhr bis Mitternacht einander gegenüber. Ihre Unterhaltung beschränkte sich auf Wendungen wie: »Es ist wirklich recht angenehm still hier.« – »Es scheint, der Regen hat aufgehört.« – »Ja, er hat aufgehört.« – »Der weißbärtige Schwätzer am Ofen ist ein Uhrmacher vom Unschlittplatz.« – »So? Er sieht noch recht rüstig aus.« – »Er soll die Schlacht bei Wörth mitgemacht haben.« Und dergleichen mehr.

Als sie sich trennten, wußte Eberhard, daß Daniel am nächsten Mittwoch wieder beim Peter Vischer sein, und Daniel, daß er den Freiherrn dort finden werde.

Philippine kniete am Herd und schob Spreißel in das Feuerloch, Lenore saß vor der Anricht und addierte in einem schmalen Heftchen die Ausgaben der Woche.

»Du solltest heiraten, Lenore«, sagte Philippine und blies auf einen glimmenden Span, »es wär schon Zeit für dich.«

«Laß mich zufrieden mit solchem Gerede«, erwiderte Lenore ungeduldig.

Philippine kauerte sich noch tiefer am Herd hin. »Ich mein's dir nicht«, sagte sie. »Du rackerst dir ja deine Jugend vom Leib. Mit dieser so feinen weißen Haut und so zuckrigen Augen, ioi! Da sollt ich schon einen kapern, wenn ich du wär. Die Mannsbilder sind ja alle so saudumm.«

«Sei still«, sagte Lenore und zählte: »sieben von fünfzehn, bleibt noch acht...«

«Ein Englein hat's Bett gemacht«, warf Philippine kichernd ein. »Ich wüßt jemand für dich«, fuhr sie dann fort, und ihr Blick wanderte, »einen Reichen; einen, der sich in dich vergafft hat. Wenn ich zu dem geh und sag ihm: die Lenore Jordan hat nichts dagegen, ich glaub, der tät mir einen Sack voll Gold schenken, der alte Spitzbub. Ehr und Seligkeit, Lenore, 's ist ein feiner Mann, und Klavier spielen kann er so gut wie der Daniel, wenn nicht noch schöner. Da fliegen die Fetzen nur so, wenn der spielt.«

Lenore erhob sich und schlug das Heft zu. »Willst dir einen Kuppelpelz verdienen, Philippine?« sprach sie, mitleidig lächelnd; »und fragst bei mir an? Geh doch zu, du Närrin.«

«Komm, Wind, und weh mein Feuer an, damit mein Süpplein kochen kann«, raunte Philippine mit einem finstern Gesicht.

Lenore verließ die Küche und stieg die Treppe hinauf. Sie sehnte sich; ihr Herz wollte schier bersten vor Sehnsucht.

11

Es war Anfang Oktober, als Daniel den Freiherrn zum erstenmal in seinem Zwergenhaus an der Burg oben besuchte.

Sie hatten sich am Abend in dem Wirtshaus auf der Schütt getroffen, dort aber waren eines Fischessens halber mehr Gäste als sonst gewesen, der Lärm war ihnen unbequem, und sie waren beizeiten aufgebrochen.

Sie gingen schweigend bis zum Rathaus, da sagte Eberhard:

«Kommen Sie noch auf eine Stunde zu mir.« Daniel nickte.

In dem winzigen Stübchen zündete Eberhard die sechs Kerzen eines Leuchters an. Daniels verwunderten Blick bemerkend, sagte

er: »Mir ist nichts widerwärtiger als Petroleum oder Gas. Das da ist Licht, das andere illuminiertes Gestank.«

Eine Weile blieb es still. Daniel hatte sich aufs Kanapee gerekelt.

»Illuminierter Gestank«, wiederholte er plötzlich mit befriedigtem Auflachen; »nicht übel. Das ist eben die neue Zeit. Ich glaube, sie heißen's *Fin de siècle*. Nichts soll blühen mehr, alles wird fabriziert. Die Männer sind Amerikaner, grauhaft ernüchtert vom Erwerbsrausch, die Weiber verlieren den edlen Eigensinn des Instinkts, die Städte sind zu ungeheuren Dampfmaschinen geworden, alt und jung liegt vor den sogenannten Wundern der Technik auf dem Bauch, als ob es für die Menschheit wirklich etwas zu bedeuten hätte, wenn irgendein Faulenzer in Paris schon beim Frühstück erfährt, daß der Papst gut geschlafen hat, oder wenn eine Gewehrkugel vierzehn Leute hintereinander durchbohrt statt wie bisher sieben. Wer will da noch aus seiner innern Seele schaffen? Es ist wie Wahnsinn und Unzucht.«

»Doch, man kann aus seiner innern Seele schaffen«, sagte der Freiherr, in dessen Gesicht der verdrossene Ausdruck einem angespannten Witz wich, »man kann den unsichtbaren Geist in die Sichtbarkeit bannen.«

Daniel, der noch nicht ahnte, daß der Freiherr gewissermaßen aus einem ganz andern Land mit einer ganz andern Sprache redete, fuhr fort: »Aller Vorrat von Anteil und Enthusiasmus, den die Nation zu vergeben hat, ist aufgezehrt. Die altherwürdigen Werke bestehen in ihrer Gültigkeit, sie werden bestaunt und gepriesen, zeugende und umbildende Kraft haben sie nicht mehr. Sonst gedeiht nur der Hokuspokus, und wer ihm nicht vergibt, dem wird nicht vergeben. Das Leben aber ist kurz, ich spür's an jedem Tag, und hegt man die Pflanze nicht, so welkt sie hin.«

»Es ist nicht nur Hokuspokus«, erwiderte Eberhard, der jetzt völlig verwandelt war, jedoch auch seinerseits die schmerzliche Empörung des Musikers nicht begriff; »sehen Sie, ich habe mit Menschen wenig verkehrt; meine Zuflucht war das Reich der Abgeschiedenen, der unsichtbaren Geister, die in die Erscheinung treten, wenn das gläubige Gemüt nach ihnen ruft. Meine Aufgabe war es, mich zu entsinnlichen, zu entmaterialisieren, dann bekamen die Geister Stoff und Gestalt.«

aniel richtete sich überrascht empor und sah, was für einen bleibenden Blick der Freiherr hatte. Ihm schien, daß sie ganz nah und ungeheuer fern voneinander waren. Er mußte aber seinen Faden weiterspinnen. »Ja, ja, ja«, rief er mit demselben kurzen Aufwachen wie am Anfang des Gesprächs, »auch meine Geisterchen erlangen Gläubigkeit und wimmern und klagen um Form und Gestalt. Das haben Sie fein ausgedrückt, Baron.«

Und haben Sie ihnen gegenüber, den Geistern gegenüber, auch Verzicht geleistet?« fragte Eberhard streng.

Verzicht? Worauf? Denken Sie, das braucht's bei mir? Ich bin das Widerspiel zu Kronos. Mich fressen meine Kinder, und das ist lebendigem Leibe. Ich beschwöre Geister und geb ihnen Fleisch und Blut, dafür machen sie mich zum Schatten. Es sind rebellische Jungs, sag ich Ihnen, die kein Erbarmen kennen. Ich soll eine für Gleichgültigkeit erstarrte Bürgerwelt für sie alarmieren. Was mich kränkt und ekelt, soll ich auf die leichte Achsel nehmen; ich soll ihre Hure sein und mich feilbieten; ich soll ihr Krämer sein und für sie schachern. Kampf ist ja was ganz Schönes, und wenn's gegen Feinde geht, kann man sich ins Zeug legen. Aber meine Geisterchen wollen bejubelt und verhätschelt werden, und was ich an Haß in mir aufhäuft, ist vielleicht nur die Wut über das ergebliche Werben. Nein, es ist kein ehrlicher Haß, weil ich nach jedem Lumpenkerl schmachte, der nichts von meinen Geistern wissen will, weil meine ganze Existenz darin besteht, Gehör von ihnen zu erbetteln, die nicht hören mögen, Liebespfennige bei ihnen zusammenscharren, die nicht lieben können, weil mir einer der zwei oder drei nicht genügen, sondern weil ich Tausende haben muß, weil ich nichts bin ohne die Tausende, und mich in Angst und Not verblute, wenn ich mir nicht einbilden kann, die Welt geht nach meinem Schritt und Takt. Den Michel Pfifferling kann ich verachten, der sich besoffen zu seinem Weibe legt und für den der Name Beethoven ein unverständlicher Schall ist; Mason Philipp Schimmelweis macht mich lachen, wenn er mir ins Gesicht schreit: die ganze Kunst ist mir piepe. Aber es steckt doch wieder Menschheit in ihnen, und soweit Menschheit in ihnen steckt, muß ich sie haben, muß sie von mir überzeugen, und wenn sie mir das Herz darüber aus dem Busen reißen. Ist das ein Le-

ben? Einen Kirchhof aus den Gräbern graben und den Leichnamen Atem einhauchen müssen, damit sie tanzen? Und immer mit dem Bewußtsein: dieser Augenblick ist der einzige! Ich bin, ich bin; da steht der Tisch, da brennen die Kerzen, da vor mir sitzt ein Mensch, und wenn ich aufgehört habe zu reden, ist schon alles anders, als ob ein Jahr vergangen wäre, alles unwiederbringlich. Zeigt mir einen Weg zur Menschheit, ihr Menschen, dann glaub ich an Gott.«

Dem Freiherrn wurde es schwül zu Sinn. Er mußte an gewisse aufregende Zusammenkünfte denken, wo man in zitternder Erwartung im Dunkel gesessen war, und dann war eine Stimme aus dem Jenseits gekommen, bei der einem das Mark in den Knochen gefror. Er wagte kaum nach der Stelle hinzusehen, wo Daniel sich befand; die Worte des Musikers verursachten ihm eine tiefe Pein; es lag in ihnen eine Gefräßigkeit, eine Schamlosigkeit und eine Grausamkeit, die ihm Schrecken einflößten.

Beinahe hätte er gefragt: Und Lenore? Und Lenore?

Aber so sehr er sich, aus seiner Erziehung, seinen Gewohnheiten und Lebensansichten heraus, abgestoßen fühlte, es war da noch etwas anderes, wovor er sich beugte. Er hätte nicht genau sagen können, was es war; es schloß Empfindungen zwischen Furcht und Erschütterung in sich.

Während er darüber nachdachte, vernahm er ein Klirren der Fensterscheibe. Er blickte hin und sah das Gesicht des Herrn Carovius, angepreßt an die Scheibe, so daß die Nase schier plattgedrückt war und die Zwickergläser zwei schillernden Fettflecken auf dem Wasser ähnelten.

Auch Daniel schaute empor; auch er gewahrte das von Ingrimmt und Drohung verzerrte Gesicht des Herrn Carovius. Bestürzt sah er den Freiherrn an. Dieser erhob sich und sagte: »Entschuldigen Sie die Störung; ich habe vergessen, den Vorhang herunterzulassen.«

Er ging ans Fenster und ließ den dunklen Vorhang über das Gesicht des Herrn Carovius fallen.

an derselben Nacht, als Daniel über den Flur in seine Stube treten wollte, fiel ihm ein intensiver Blumenduft auf. Schon mehrmals hatte er den Geruch verspürt, nur war er nie so stark gewesen; dazu kam, daß die Jahreszeit eine solche Wahrnehmung doppelt ungewöhnlich machte.

Er schnupperte eine Weile und bemerkte dann, daß im oberen Stock Lenores Kammer offen war. Der Lichtschein drang auf die Treppe.

Wenn Daniel am Abend nicht zu Hause war, öffnete Lenore immer die Tür ihrer Stube, damit sie ihn hören konnte, wenn er heimkehrte. Davon wußte Daniel nichts; er hatte in keiner früheren Nacht den Lichtschein gesehen.

Er besann sich eine Weile, schloß hernach das Gatter wieder auf und ging die Treppe empor. Aber Lenore mußte wohl seinen nahenden Schritt erlauscht haben; sie trat hastig auf den kleinen Vorplatz und sagte befangen: »Bleib unten, Daniel, der Vater schläft. Ist dir's angenehm, so komm ich noch auf eine Viertelstunde ins Wohnzimmer hinunter.«

Sie wartete seine Antwort nicht ab, ging in die Kammer zurück, holte die Stehlampe und folgte Daniel ins Wohnzimmer. Daniel machte das Fenster zu und schüttelte sich fröstlich, denn es war nicht geheizt, und die Nacht war kühl.

»Was ist das für ein Blumengeruch im Hause?« fragte er. »Hast du so viele Blumen oben?«

»Ja, ich hab Blumen«, erwiderte Lenore und errötete.

Er blickte sie scharf an, wollte jedoch nicht weiter forschen, oder es interessierte ihn nicht, zu erfahren, was es bedeutete. Die Hände in den Taschen vergraben, ging er im Zimmer herum.

Lenore hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und ließ den auf und ab Schreitenden nicht aus den Augen.

»Du, Daniel«, sagte sie plötzlich, und der Wohllaut ihrer Geigenstimme riß ihn aus seinem dumpfen Sinnen, »ich weiß jetzt, was der Vater treibt.«

»Nun also, was treibt er, der Alte?« fragte Daniel zerstreut.

»Er arbeitet an einer Puppe, Daniel.«

»An einer Puppe? Hältst du mich zum besten?«

Lenore, deren Wangen wieder blaß geworden waren, erzählte: »Gestern, gegen Abend, hat er das schöne Wetter benutzt und ist, zum erstenmal nach langer Zeit, spazierengegangen. Wie er fort war, bin ich in seine Stube hinein, um ein bißchen Ordnung zu machen. Da seh ich, daß die Türe von dem großen Schrank nicht zugesperrt ist wie sonst immer, sondern bloß angelehnt. Wahrscheinlich hat er vergessen, sie zuzusperren. Ich denke mir nichts Arges und mach die Schranktür auf, und da seh ich nun eine große Puppe, so groß wie ein vierjähriges Kind vielleicht, ein Wachsgesicht, und die offenen Augen und langes gelbes Haar. Aber keine Kleider; und von dem Leib nur der hintere Rumpf, der vordere Teil vom Hals bis an die Beine war weggenommen. Und im Innern, da, wo bei Menschen Herz und Eingeweide sind, da war ein Gewirr von Rädern und Schrauben und dünnen Röhrchen und Draht, alles aus purem Metall.«

»Sonderbar«, sagte Daniel, »wirklich sonderbar. Was hältst du davon?«

»Er konstruiert etwas«, fuhr Lenore fort, »soviel ist klar. Doch wenn ich dir nur schildern könnte, wie mir dabei zumut gewesen ist, Daniel! Ich war so traurig wie noch nie in meinem Leben. Ich bin mir so lieblos gegen ihn erschienen, wie es das Schicksal gegen ihn war. Und alles, die Luft und das Licht und die Menschen und was man für die Menschen fühlt und was Menschen für einen fühlen, alles ist mir so unbeschreiblich lieblos erschienen, daß ich mich vor die Puppe mit ihrer Maschine im Leib habe hinsetzen müssen und weinen. Der arme Mann! Der arme alte Mann!«

»Sonderbar, wirklich sonderbar«, sagte Daniel immer nur.

Nach einer Weile nahm er schuldbewußt am Tisch neben ihr Platz. Da stand aber Lenore auf, trat zum Fenster und lehnte die Stirn ans Glas.

»Komm zu mir, Lenore«, sagte er mit veränderter Stimme.

Sie kam. Er ergriff ihre Hand und schaute ihr ins Gesicht. »Wie hast du's eigentlich die ganze Zeit her mit dem Haushalt zustande gebracht?« fragte er in der Erleuchtung seines Schuldgefühls.

Lenore senkte die Augen. »Ich hab geschrieben«, erwiderte sie;

und mit dem Blumenbinden hat sich's auch glücklich gefügt. Ich hab sogar einiges sparen können. Schau mich nicht so an, Daniel; das war nichts Großes, hast mir nichts zu verdanken.«
Er zog sie auf seine Knie und umschlang ihre Schultern. »Du wirst einst vielleicht, ich hab dich vergessen«, sagte er leidvoll und schaute in die Höhe; »meine Lenore vergessen? Meine Geisterhchwester? Nein, nein, du liebes, gutes Herz, du weißt ja längst, daß wir unsere Wanderschaft zusammen auf Leben und Tod angetreten haben.«

Lenore lag in seinem Arm, vollkommen weiß im Gesicht, vollkommen starr am Körper. Ihre Augen waren geschlossen. Daniel küßte ihre Augen. »Du mußt mich halten, auch wenn ich mich scheinbar lasse«, murmelte er.
Dann trug er sie auf den Armen durch die Tür in seine Stube. »Ich hab mich so gesehnt«, hauchte Lenore, mit den Lippen an seinem Hals.

13

Schneller, als man gedacht, kam der Winter, und der Platz mit der Kirche lag im Schnee.

Lenore war aufs Eis gegangen, und als sie zurückkehrte, wartete sie in der Wohnstube auf Daniel. Mit ihrem Pelzkäppchen saß sie da, müd und versonnen, und hielt am Riemen die Schlittschuhe in der Hand.

Als nun Daniel ins Zimmer getreten war und sie begrüßt hatte, schloß sie die Augen und sagte mit leiser Stimme: »Ich bin guter Hoffnung, Daniel. Seit heute weiß ich's.«

Da ließ er sich auf die Knie vor ihr nieder und küßte ihre Fingerspitzen. Lenore atmete auf, und ein Lächeln von traumhafter Heiterkeit glitt über ihre Züge.

Am andern Tag ging Daniel aufs Rathaus und bestellte das Aufgebot.

Skaum hatte Philippine gehört, daß Daniel und Lenore im Februar heiraten sollten, so verschwand sie spurlos. Die kleine Agnes rief umsonst nach ihrer »Pine«. Erst am sechsten Tag erschien die Unheimliche wieder, ebenso plötzlich, wie sie fortgegangen war.

Ihre Züge waren abschreckend finster, ihre Haare zerzaust, ihre Kleider zerdrückt, und an ihren Stiefeln hingen die Sohlen in Fetzen. Sie war stumm wie ein Klotz und blieb es wochenlang.

Kein Mensch wußte, und keiner hat es je erfahren, was sie während dieser sechs Tage getan und wo sie sich aufgehalten hatte.

Eine kirchliche Trauung war Lenores inniger Wunsch, und dessen Erfüllung verursachte Daniel manche Mühe und manchen verdrießlichen Weg. Aber er nahm es auf sich, weil er Lenore nichts von ihrem Glück abhandeln mochte. Und Lenore nähte sich selbst ihr weißes Kleid und ihren Schleier. Gisela Degen, eine jüngere Schwester von Martha Rübsam, und Else Schneider, die Tochter des Pfarrers von Sankt Egydien, sollten Brautjungfern sein. Auch Marianne Nothafft und Eva sollten von Eschenbach hereinkommen; Lenore hatte ihnen schon das Reisegeld geschickt.

»Hilf mir nähen, Philippine«, sagte Lenore eines Abends zu der finstern Hausgenossin, und sie reichte Philippine den Schleier, an welchem der Saum zu nähen war.

Philippine setzte sich schweigend Lenore gegenüber und fing an zu nähen. Unterdes fiel die kleine Agnes bei ihren Gehübungen auf den Boden und schrie kläglich. Lenore eilte hin und hob das Kind auf, da knisterte es plötzlich, und wie sie sich umwandte, sah sie, daß der Schleier einen langen Riß hatte. »Was machst du, Philippine, du böses Ding!« rief sie aus.

»Ich hab nichts getan, er ist von selber entzweigerissen«, brummte Philippine, und ihr Blick entfloß feig.

»Laß es sein, laß die Hände davon, du nähst böse Gedanken hinein«, erwiderte Lenore ahnungsvoll.

Philippine erhob sich. »Zerrissen ist er nun einmal, der Schleier«, sagte sie in düsterm Trotz; »soll's Böses bedeuten, so kommt das Böse doch, ob du mich fortschickst oder nicht.« Sie ging hinaus.

Der Schaden war nicht so arg, wie Lenore gefürchtet. Das zerrissene Stück konnte abgetrennt werden, und der Schleier war auch dann noch brauchbar.

Aber von jener Stunde an war eine Traurigkeit über Lenore gebreitet wie erster Nebel des Herbstes über eine schöne Landschaft. Vielleicht war nicht der Riß im Schleier daran schuld, in ihrem Gemüt war kein Schatten eines Aberglaubens; vielleicht war es

ir das Glück und die Erfüllung. Es mochte sein, daß Glück und Erfüllung ihr als ein Ende erschienen, weil hernach nichts kommen konnte als der Alltag, der nicht mehr spendet, nur noch ubt.

ielleicht auch wurde ihr Sinn von dem verspürten Leben in ihrem eibe umdunkelt, denn das Werdende strahlt seine Melancholien as so wie das Vergehende. Warum sollte eine reingestimmte eele nicht innerliche Kunde haben von dem Schicksal, das ihrer arrt, und in ihren Träumen nicht um das Unabänderliche issen?

nmerken konnte man ihr nichts. Ihr Auge war hell, ihr Blick oll Ruhe. Oft saß sie vor der Maske der Zingarella, die sie jeden ag mit frischen Blumen umkränzte und die ihr ein geheimnisolles Bild dessen war, was ihr Dasein in sich faßte.

Marianne Nothafft kam allein zur Trauung. Wie damals bei Geruds Hochzeit hatte sie Eva zu einer Nachbarin gegeben. Sie sagte u Daniel und Lenore, daß sie es nicht hätte über sich gewinnen önnen, das Kind mitten im Winter auf die Reise mitzunehmen. ie sprach von Eva nur mit halblauter Stimme, und ein zärtliches ächeln spielte um ihren harten Mund.

ei der Trauung in der Egydienkirche waren der Notar und die otarin Rübsam anwesend, der Archivrat Bock, der Impresario örmaul, Philippine Schimmelweis, ferner Marianne und der Inspektor Jordan. Auf der letzten Bank saß der Herr Carovius, und nter einem Pfeiler stand, ungesehen von den meisten, Eberhard on Auffenberg.

hilippine hockte häßlich zusammengekauert neben dem Inspektor, und hätte sie nicht an ihren Fingernägeln gebissen, so hätte an glauben müssen, sie schlafe.

Während das Brautpaar zum Altar schritt, fiel plötzlich die volle onne durch die Kirchenfenster, und es wirkte eigentümlich rühend, als dabei Lenore das Haupt erhob, den Schleier zurücktreifte und mit schimmernden Augen das goldene Licht empfing.

Der alte Jordan hatte die Stirn auf das Betpult gelegt, und sein Rücken zitterte.

Spät in der Nacht, und in unsinniger Erregung, weil eines hochzeitlichen Bettes denkend, das ihn den äußersten Qualen der Eifersucht preisgab, spielte Herr Carovius auf seinem Klavier die Revolutionsetüde von Chopin. Immer wieder begann er von vorn, immer wuchtiger wurde sein Anschlag, immer toller das Tempo, immer großartiger der Schwung seiner Gebärden und immer drohender sein Gesicht.

Er hielt Abrechnung mit dem Weibe, das er leibhaftig vor seiner erneronischen Tribunal nicht ziehen konnte, und schüttete, was er gegen den Musiker Nothafft auf dem Herzen hatte, in die Musik eines andern. Der Neid des Nachempfunders vergriff sich am Schöpfer, die Ohnmacht des Schmeckers raste gegen den Koch. Es war, wie wenn ein durchgefallener Komödiant in der Wildnis deklamiert, wo ihm nur das Echo seiner eigenen Stimme antwortet.

Sein Haß gegen das Allgemeine, gegen die Einrichtungen der Gesellschaft, gegen Gesetz und Wohlfahrt, Staat und Familie, Liebe und Ehe, Weib und Mann war zur höchsten Flamme aufgelodert. Selten hat einer so sich selber aufgerissen, zerfleischt und besudelt wie dieser entbürgerte Bürger, indem er musizierte. Er machte die Musik zu einer ausschweifenden Orgie, zu einem erniedrigenden Laster.

»Genug!« röchelte er, mit einer grellen Disharmonie schließend. Er schlug krachend den Deckel des Instruments zu und warf sich in einen abgeschabten Ledersessel.

Was sein inneres Auge sah, spottet des Wortes. Er war in dem Haus dort. Er hatte die Macht, seinen Nebenbuhler zu zerschmettern. Er durfte das Weib mißhandeln, das ihm durch die Tücke der Umstände versagt war. Er züchtigte sie, er zog die Wimmernde bei den Haaren aus dem Bette der Lust. Er weidete sich an ihrer Scham, wie auch an den zornigen Zuckungen des geknebelten Musikers. Er ersparte ihnen keine Beschimpfung, die ganze Stadt war Zeuge seines Strafgerichts, und alle Menschen fürchteten sich vor ihm.

So befriedigt der Kleinbürger seinen Rachedurst. So ahndet der

ro unserer Zeit die Verbrechen, die die Menschheit dadurch ihm verübt, daß sie sich Genüsse und Glücksgüter verschafft, ren er nicht theilhaftig werden kann.
eil er aber heute mehr als je seine grauenhafte Verlassenheit pfand und ihm das Unrecht zu Bewußtsein kam, welches ihm r eine Mensch zufügte, an dem er seit Jahren mit hündischer eue hing und der ihn jetzt mied, wie man einen zum Dienst cht mehr tauglichen Hund meidet, so beschloß er in seinem er- tterten Gemüt, hierfür eine Sühne zu nehmen, die nicht in blo- n Phantasiespielen bestand.
it diesem Vorsatz suchte er endlich den Schlaf.

15

er Inspektor hauste nun allein in den beiden Dachstuben. Er atte sich von selbst erbötig gemacht, an Lenores Stelle die chreibarbeiten anzufertigen, und die Arbeitgeber hatten sich amit einverstanden erklärt. So verdiente er wenigstens die Miete nd konnte auch ein paar Taler für seine Beköstigung zahlen.
enore und Daniel schliefen in dem vorderen Eckzimmer; in der ohnstube, wo jetzt auch das Klavier stand, arbeitete Daniel. hilippine und Agnes blieben in der Kammer neben der Küche.
och immer band Lenore Blumen, noch immer bezog sie von dem ysteriösen Unbekannten reichlichen Lohn dafür. Sie trieb diese eschäftigung nicht in Daniels Nähe, sondern in ihrem früheren übchen unterm Dach.
a saß oft der Vater bei ihr und schaute ihr gedankenvoll zu. Sie atte bisweilen das Gefühl, als ob er um alles gewußt habe und s habe er nur in unendlicher Zartheit und Bescheidenheit, wohl uch in Furcht und Schmerz, darüber geschwiegen. Denn vor die- er Zeit war er nie bei ihr gewesen, hatte sie nie so still ange- haut, war immer vorübergegangen, immer bestrebt gewesen, lein zu sein.
s dünkte ihr, als wisse er überhaupt vieles von Menschen und ingen und schweige nur aus sanfter und mitleidiger Überlegen- eit.

Daniel lebte nicht viel anders denn vor der Hochzeit. Nächtelang saß er am Tisch und schrieb. Oft traf ihn die frühaufstehende Lenore mit der Feder in der Hand und eingeschlummert. Dann lächelte sie eigen und weckte ihn durch einen Kuß auf die Stirn. Er schrieb die Noten aus dem Kopf wie andere Leute ihre Briefe. Er brauchte gar kein Instrument mehr zur Probe und Unterstützung.

Einmal zeigte er Lenore achtzehn verschiedene Fassungen von ein und derselben Melodie. Die ganze Arbeit der Nacht hatte darin bestanden, zu ändern und wieder und wieder zu ändern. Lenores Herz war beklommen, und beinahe hätte sie gefragt: Für wen, Daniel? Alles für die Truhe?

Langsam fing sie an zu begreifen, daß nicht der grübelnde Verstand die Stufenfolge der Vollendung erzwingt, sondern der sittliche Wille. Es kam wie ein Blitz, daß sie eines Tages das dämonische Element in diesem Trieb erkannte, den sie ehemals seiner Bastelsucht und seinem nörglerischen Wesen hatte zuschreiben wollen. Da schauderte sie vor der ungeahnten Not und fühlte Erbarmen mit dem Mann, der sich in Finsternis vergrub, um die Welt lichter zu machen.

Die Welt? Was wußte die Welt von den Gebilden ihres Daniel? Opus auf Opus lag in der großen Truhe, und kein Mensch bekümmerte sich um die in einem Sarg ruhenden Schätze von Musik. Das ging nimmermehr mit rechten Dingen zu. Es war etwas verdorben im Uhrwerk der Zeit; es war etwas krank in den Menschen, da war irgendein Gift, irgendein Übel, irgendein arges Versäumnis.

Sie konnte an gar nichts anderes mehr denken. Eines Tages machte sie sich auf und besuchte den alten Herold. Zuerst ließ er sie bärbeißig an, dann hörte er immer aufmerksamer zu. Ihre Züge waren wunderbar belebt, während sie sprach, und Professor Herold äußerte sich später: »Wenn man mir die ewige Seligkeit dafür verspräche, daß ich das Bild dieser schwangeren Frau vergessen soll, wie sie vor mir stand, um in Sachen Daniel Not-hafft gegen Publikum zu plädieren, ich tät's nicht, ich könnt's nicht vergessen.«

Der Alte bat Lenore, sie möge ihm womöglich eine von Daniels

zten Kompositionen bringen. Sie sagte es zu und entwendete am
 deren Morgen das Streichquartett in B-moll aus der Truhe. Sie
 g es zum Professor hin, er schlug die Partitur auf und begann
 lesen. Lenore setzte sich und betrachtete geduldig die vielen
 malten Bilderchen, die an den Wänden der Stube hingen.
 ne Stunde war verflossen. Der weißhaarige Mann schlug das
 zte Blatt um, stemmte die geballte Faust auf das Papier, und
 n seinen Löwenmund zuckte es halb grimmig, halb im erschüt-
 rten Gefühl, als er sagte: »Der Prozeß wird in Gang gebracht,
 e würdigste aller Lenoren, oder ich bin nicht mehr der Herold.«
 schritt erregt hin und her, rang die Hände und rief: »Welch
 n Aufbau! Welche Klangfarbe! Was für ein Reichtum an Melo-
 e, an Rhythmus, an Ursprünglichkeit! Welche Bändigung!
 elche Süßigkeit! Welche Kraft! Was für ein Kerl überhaupt!
 nd so einer lebt! Hier unter uns lebt so einer, plagt sich, sorgt
 ch. Schimpf und Schande! Marsch, liebe Frau, gehen wir zu ihm,
 n muß ihn an meine Brust drücken...«
 ber Lenore, deren Gesicht heiß war vor Glück, unterbrach ihn
 nd sagte: »Dann würden Sie alles verderben. Raten Sie mir lie-
 er, was zu tun ist. Er wird immer eigensinniger und immer bis-
 ger, wenn nicht endlich ein Sonnenstrahl von außen auf sein
 eschaffenes fällt.«
 er Alte sann. »Lassen Sie mir die Partitur, ich möchte was damit
 nternehmen«, erwiderte er nach einer Weile.
 oll Hoffnung ging Lenore von ihm weg.
 as Quartett wurde nach Berlin gebracht und kam in die Hände
 nes Mannes von Einfluß und Verständnis. Einige Leute vom
 ch lernten alsbald die Komposition kennen. Professor Herold
 hielt einige begeisterte Briefe und beantwortete sie klug. Es bil-
 ete sich dort ein Sagenkreis um die Person des unbekannten
 leisters. Man erzählte sich, daß er als Klausner in den fränki-
 hen Wäldern lebte und Enthaltbarkeit von irdischen Genüs-
 en predige.
 n Leipzig wurde das Quartett einem Zirkel von Musikfreunden
 orgespielt. Der Beifall klang ganz anders, als man ihn bei einer
 it musikalischen Neuigkeiten überfütterten Versammlung ge-
 ohnt war.

Dadurch erfuhr Daniel endlich das Geschehene. Eines Tages bekam er einen Brief von dem Veranstalter des Konzerts, einem Geheimrat Löwenberg. Der Brief schloß mit den Worten: »Eine Gemeinde von Verehrern ist nach Ihren Schöpfungen begierig und grüßt Sie in herzlicher Dankbarkeit.«

Daniel traute seinen Augen nicht. Es war wie Hexerei. Stumm reichte er den Brief Lenore. Sie las ihn und blickte Daniel ruhig an.

»Ja, ich bin schuld«, sagte sie, »ich habe das Quartett gestohlen.«
»Soso; weißt du denn auch, was du mir damit angetan hast, Lenore?«

In Lenores Gesicht malte sich Verwunderung und Schrecken.

»Du sollst es wissen«, sprach er ernst, »vielleicht vergeht dir künftighin die Lust zu solchen Weiberstreichen.«

Er ging auf und ab und blieb dann dicht vor ihr stehen. »Du hältst mich wahrscheinlich für einen Dickkopf und Justament-schädel; für einen, dem einmal der Frost die Finger zerbeult hat und der nun hinterm Ofen sitzt und raunzt und das Wetter scheut. Da bist du auf dem Holzweg. Früher war etwas Ähnliches bei mir im Verzug, jetzt hat's keine Gefahr mehr.«

Er ging wieder auf und ab, blieb wieder stehen. »Nicht weil sie mir zu gut scheinen oder weil ich zu faul und zu feig bin, verwahr ich meine Elaborate unter Schloß und Riegel. Da müßt ich ja Heu im Kopf haben, wenn ich nicht begriffen hätte, daß die Wirkung zum Werk gehört wie die Wärme zum Feuer. Ein Werk, das nicht zu den Menschen redet, ist so gut wie nicht geschaffen. Es sind Lügner, die sich einbilden, sie könnten auf Anerkennung oder Erfolg verzichten. Was ich gemacht habe, ist gar nicht mehr mein Eigentum; es strebt zur Welt und ist ein Stück der Welt, und ich muß es ihr geben, wohlgemerkt, falls es etwas Lebendiges ist.«

»Nun also, Daniel«, kam es erleichtert von Lenores Lippen.

»Eben, da liegt der Hase im Pfeffer«, fuhr er unbeirrt fort, »um die Lebendigkeit handelt's sich, um die wahre Wesenhaftigkeit. Wozu die Leute mit dem Halbfertigen und Unausgereiften ab-speisen? Sie haben sich mit zu vielem von der Art zu plagen. Zu viele wollen, zu viele können heutzutage, aber es ist kein Him-

szwang dabei, kein göttliches Muß. Mein Unvollkommenes
rde meinem Vollkommenen nur die Bahn sperren. Hat einen
s Publikum mal verführt, daß man sich am Halben genügt,
nn wird das Ohr taub und die Seele blind, eh man's recht
iß, und man ist dem Teufel verfallen. Der falsche Schritt ist
nell getan, ein Zurück gibt's nicht, denn so zahllos wie die
öglichkeiten, so einmalig ist die Tat, und so ersprießlich die Er-
unterung von außen sein kann, so mörderisch ist sie, wenn sie
s Gewissen überlärm. Was ich da in all den Jahren verfertigt
be, es sind ja gute Sachen, aber es sind schließlich nur Ver-
che zu dem Großen, was mir vorschwebt. Vielleicht schmeichl'
mir mit Trug und Traum, vielleicht überschätz ich meine
aft, aber es steckt in mir drinnen und muß an den Tag. Es
rd sich ja dann zeigen, was für eine Kreatur es ist. Dann hat
s Dahintestehen ein Ende, dann will ich mich schon rühren,
nn tret ich hinaus, dann will ich auch als der gelten, der ich bin.
arauf kannst du dich verlassen.«

um jemals hatte Daniel so zu Lenore gesprochen. Als sie ihn
schaute, von der Leidenschaft seiner Worte bezwungen, und
n dastehen sah, so furchtlos, so ehern unerbittlich, hob ein
fzter ihre Brust, und sie sagte: »Gebe Gott, daß es gelingt und
ß du's erlebst.«

is ist alles Schicksal, Lenore«, entgegnete er.

forderte und erhielt das Quartett zurück.

on da an unterdrückte Lenore jede Regung der Unzufriedenheit
sich. Sie spürte, daß er Grausamkeit und Härte für das kleine
ben brauchte, um Geduld und Liebe für das große zu bewah-
n.

, sie betete zur Vorsehung, daß sie ihn grausam und hart blei-
en lasse.

enore ist mein Weib, sagte sich Daniel bisweilen, und es ge-
hah, daß er mitten auf einem Weg innehielt, um die Süßigkeit
eses Bewußtseins ganz zu halten.

r wußte es immer. Doch wenn er bei Lenore war, vergaß er nicht

selten ihre Gegenwart. Es gab Tage, wo er an ihr vorüberging wie an einem zufälligen Gast.

Es gab andere Tage, wo das Glück ihn zweifelsüchtig stimmte und ihn fragen ließ: Ist es denn das Glück? Warum empfinde ich's nicht schauriger, glühender?

Oft prüfte er ihre Gestalt, ihre Hände, ihren Schritt und wünschte sich neue Augen, um sie neu zu sehen. Und er ging fort, um sie besser zu sehen. Wenn er nachts mit der Kerze an ihr Bett trat, wuch ein sanftes Leid aus ihren Zügen, und die Flammenbläue ihres Blicks ließ seine Pulse rascher schlagen.

Es ist ein Punkt, wo die keuschste Frau sich nicht von einer Dirne unterscheidet; das macht den tiefsten Schmerz des Mannes, welcher liebt, und kein Weib kann diesen Schmerz verstehen oder nur ahnen.

So grübelnd und bildlos hadernd, in den Armen der Geliebten, empfing er das abgründig wehvolle Eingangsmotiv in D-moll der Symphonie, die allmählich zur großen Vision seines Lebens wurde und der, viele Jahre später, eine Anhängerin den Namen der prometheischen verlieh. Beim Erklingen des Themas brüllte er auf wie ein Tier, aber vor Freude. Ihm war, als sei in diesem Augenblick die Musik überhaupt erst geboren worden.

Er preßte Lenore so heftig an sich, daß ihr der Atem verging, und murmelte zwischen den Zähnen: »Man hat nur die Wahl, aneinander stumpf oder aneinander wund zu werden.«

»Die Maske, die Maske«, flüsterte Lenore bang und wies in die Ecke, wo die Maske der Zingarella aus der Halbdunkelheit wie ein unheimlich-schönes Gespensterantlitz leuchtete.

Vor der Tür stand Philippine und horchte. Sie hatte eine Ratte gefangen, hatte sie getötet und legte den Kadaver auf die Schwelle. Als Lenore am andern Morgen in die Küche gehen wollte, stieß sie einen lauten Schrei aus und wankte zitternd in die Stube zurück.

Daniel strich über ihr Haar und sagte: »Kränk dich nicht, Lenore, auch Ratten gehören in die Ehe, so gut wie versalzene Suppen, zerbrochene Kochtöpfe und Löcher in den Strümpfen.«

»Ach, Daniel, soll das ein Vorwurf sein?« fragte Lenore mit ihrem melancholischen Kinderlächeln.

ein, Liebe, kein Vorwurf, nur ein Bild der Welt. Du hast eine
nzessinnenseele, du weißt nichts von den Ratten. Sieh einmal
starren schwarzen Perlenaugen, sie erinnern mich an Jason
ilipp Schimmelweis und an Alphons Diruf und an Alexander
rmaul und an Stammtische und Kaffeekränzchen und Schweiß-
ße und Vereinsabende und alles, was unappetitlich, gemein und
se ist. Schau mich nicht so erstaunt an, Lenore, ich hab einen
ßlichen Traum gehabt, nichts weiter. Ein lumpig aussehender
ensch wollte immerfort deinen Namen wissen, ich konnt ihn
er nicht nennen, denke dir, es war mir ganz entfallen, wie du
ißt. Es war unerhört quälend. Leb wohl, leb wohl.«

hatte seinen Hut aufgesetzt und ging. Er rannte in die Gegend
n Feucht und blieb den ganzen Tag im Freien, ohne etwas an-
res zu sich zu nehmen als Schwarzbrot und Milch. Dafür staken
ne Taschen am Abend bei der Rückkehr voll von Notenskiz-
n.

machte den Umweg über den Burgberg und klopfte am Häus-
en Eberhards von Auffenberg an. Da nicht geöffnet wurde,
hlenderte er eine Weile an dem alten Gemäuer entlang und kam
gen neun Uhr wieder. Auch jetzt waren die Fenster noch
warz.

it zwei Monaten hatte er Eberhard nicht gesehen. Er entsann
h jetzt des bedrückten und erregten Wesens des Freiherrn, als
ihn zuletzt, Ende März war es gewesen, aufgesucht hatte. Eber-
rd hatte wenig gesprochen und mit eigentümlich blicklosen
ugen vor sich hin gestarrt; er hatte den Eindruck eines Menschen
macht, der im Begriff ist, Ungewöhnliches, ja sogar Schreck-
hes zu erleben.

es kam Daniel erst jetzt zu Bewußtsein, er hatte in den vergan-
nen Wochen nicht mehr daran gedacht und bedauerte, sich
cht um Eberhard gekümmert zu haben.

ls er nach Hause kam, lag Lenore in verfrühten Wehen. Phil-
pine empfing ihn mit den Worten: »Es gibt Familienzuwachs,
aniel.« Und sie schlug ein rohes Gelächter auf.

»Schweig, Kröte!« herrschte Daniel sie an; »seit wann hat sie Schmerzen? Warum holst du nicht die Hebamme?«

»Kann ich's Kind allein lassen? Schimpf einen nicht so«, erwiderte Philippine mürrisch und drohend. Sie ging fort und holte die Hebamme. Nach einer halben Stunde kehrte sie mit der Frau zurück. Es war Frau Hadebusch.

Daniel war unangenehm berührt. Er wollte fragen und Widerspruch erheben, Frau Hadebusch kam ihm mit ihrer alten Zungen-geläufigkeit zuvor. Grinsend, knicksend, augenverdrehend und auf alle Weise schöntuend, berichtete sie, daß ihr Ehegespons vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet habe und daß sie sich und ihren armen Heinrich, den Idioten, als Geburtshelferin schlecht und recht ernähre. Sie schien sich schon mit Lenore ins Einvernehmen gesetzt zu haben, denn als sie ins Zimmer trat, wurde sie von dieser wie eine Bekannte begrüßt.

Während Daniel ein paar Minuten mit Lenore allein war, fragte er entrüstet: »Wie kommst du denn zu dem lästerlichen Weib?«

Sanft und arglos antwortete Lenore: »Sie ist halt eines Tages dagewesen und hat mir zugeredet. Sie hat von dir geschwärmt und hat mir erzählt, daß du bei ihr gewohnt hast, und da hab ich gedacht: es ist ja gleich, welche es ist, und hab sie bestellt.«

Mit Mühe sprach sie zu Ende. Ihr Gesicht, weiß wie Papier, spannte sich im Ausdruck ungeheurer Qual. Sie langte nach Daniels Hand und umklammerte sie so stark, daß ihm vor Angst kalt wurde.

Als sie zu stöhnen begann, wandte er sich ab und drückte die Fäuste gegeneinander. Frau Hadebusch trug einen Kübel voll heißen Wassers herein. »Hier hat kein Mannsbild was zu tun!« kreischte sie mit freundlicher Gesichtsverzerrung, packte Daniel bei der Schulter und schob ihn durch die Tür.

Die kleine Agnes stand im Flur und sagte: »Vater.«

»Bring das Kind zu Bett«, schrie Daniel Philippine an.

Der Inspektor trat aus der Küche. Er hielt ein irdenes Näpfchen, in welchem sich Suppe befand, die man ihm aufgehoben hatte und die er sich selbst überm Herdfeuer gewärmt hatte. Er ging auf Daniel zu und sagte mit bebendem Kinn: »Unser Herrgott schütze sie und verfare gnädig mit ihr!«

«daß das, Vater«, antwortete Daniel ungeduldig. »Unser Herr regiert mit Vorbehalten, die mich toll machen.«

«Willst der Agnes nicht Gutnacht sagen?» fragte Philippine in wirschem Ton aus der Kammer.

Er ging hinein. Das Kind schaute ihm furchtsam entgegen. Je mehr es zum Menschen heranwuchs, je größer wurde seine Scheu vor diesem Kind. Vollends unerträglich war ihm stets das Beisein Lenores mit dem Kind gewesen. Ergründen hatte er das Gefühl nicht können. Er wußte nur so viel, daß er Lenore nicht mehr eigenlebend sah, wenn das Kind mit seinen großen ertrudsaugen und dem gebogenen Lenorenmund daneben war, sondern daß sie sich plötzlich in die Schwester jener andern verwandelte, daß sie nur noch Schwester war. Und dies empfand er als etwas Verhängnisvolles.

Als Agnes' großen Kinderaugen blickten ihn beide Schwestern an, zu einem einzigen Wesen verschmolzen, und ein vorausweisendes Entsetzen beschlich ihn. Schwestern! Das Wort klang auf einmal feierlich in seinen Ohren, voll dunkler Beziehung, mysteriös groß.

«Schlaf, Kindla, schlaf, da draußen stehn zwei Schaf, ein schwarzes und ein wei-ißes . . .« plärrte Philippine. Wunderlich, wieviel Unsartigkeit in ihrem Singsang lag.

Daniel hielt es in der Wohnung nicht aus und irrte bis weit über Mitternacht in den Straßen herum. Immer, wenn er den Entschluß faßte, heimzukehren, mußte er daran denken, daß ihm Frau Habbusch in den Weg treten würde, und da hätte er sich lieber auf Pflaster legen und warten mögen, bis ihm jemand Kunde brachte, wie es mit Lenore ging.

Es schlug eins, als er das Haustor öffnete. Am Stiegeengeländer standen die Magd vom ersten und die Magd vom zweiten Stock. Sie hatten nicht Schlaf finden können. In ihren Kammern hatten sie die Schreie der jungen Frau vernommen. Jetzt hatten sie sich ineinandergesellt und lauschten zitternd. Und raunten.

Daniel hörte die eine sagen: »Da sollte der Kapellmeister doch um den Doktor schicken.«

Die andere seufzte und erwiderte: »Ein Doktor kann auch nicht hexen.«

»Jesus, Jesus«, riefen nun alle beide, als wieder ein markerschütternder Schrei durch das öde Haus hallte.

Daniel stürmte die Treppen hinauf. »Zum Doktor Müller, so schnell du kannst«, sagte er keuchend zu Philippine, die mit struppig aufgelösten Haaren und barfuß in der Küche stand und Tee kochte. Dann eilte er zu Lenore hinein. Frau Hadebusch wollte ihn nicht zu ihr lassen, er stieß sie zähneknirschend beiseite und warf sich am Bett nieder.

Lenore hob den Kopf. Sie war totenbleich, ihr Gesicht war von Schweiß überströmt. »Daniel, du darfst hier nicht sein, darfst mich nicht so sehen«, stammelte sie mit Anstrengung, aber ihr Ton war so bestimmt und so gebieterisch, daß Daniel aufstand und zögernd aus dem Zimmer ging. Ein seltsamer, rasender Zorn erfaßte ihn. Er trank in der Küche Wasser und schleuderte das Glas zu Boden, daß es in hundert Scherben zersprang.

Frau Hadebusch war ihm gefolgt. Sie sah finster aus. Als er dies bemerkte, schwindelte ihm, und er mußte sich setzen. »Der Doktor wird kommen«, sagte er rauh.

»Herrjemine, was es jetzet für kotzwehleidige Leut gibt«, keifte die Alte, doch war ihr die Nachricht ersichtlich ganz angenehm. Sie fand sich durch den heutigen Fall in Schwierigkeiten verstrickt, denen sie sich nicht gewachsen fühlte. »Der Satan soll so ein zartgebautes Weibsvolk holen«, hatte sie vor einer Stunde gegen die grinsende Philippine bemerkt.

Philippine kam zurück und meldete, der Doktor Müller sei auf Urlaub. »Ist denn nur der eine in der Stadt, du Vieh?« heulte Daniel, »so geh zum Doktor Dingolfinger. Der wohnt noch näher, gleich neben dem Pellerhaus. Oder bleib da, ich lauf selber.«

Doktor Dingolfinger war ein jüdischer Arzt, ein ziemlich bejahrter Mann schon, und es dauerte lange, bis ihn Daniel aus dem Schlaf geläutet hatte. Endlich schritt er an seiner Seite über den Platz. Er hatte das Lämpchen im Tor stehenlassen und leuchtete dem Doktor voran.

nn saß er auf dem Küchenbänkchen, wie lange, das wußte er
ht, den Rumpf vorgeneigt, den Kopf in die Arme gestützt. Die
reie wurden immer ärger. Es war nicht mehr Lenores Stimme,
war eine entmenschte, eine entseelte Stimme. Daniel hörte,
hte, fühlte nichts anderes als diese Stimme. Bisweilen durch-
kte ihn der schauerliche Ruf: Schwestern! Schwestern!
u Hadebusch holte mehrmals heißes Wasser. Der gelbe Zahn
rrte aus ihrem Unterkiefer wie ein geiles und aberwitzig fre-
es Überbleibsel des Lebens. Einmal erschien Doktor Dingolfin-
t, kramte in seiner Ledertasche, die er im Flur aufgehängt hatte,
lickte Daniel und sagte mit abirrenden Augen: »Es wird schon
nen, es wird schon werden.« Danach schlurfte Philippine an
n Herd und warf Kohlen zu. Mit heimlichem Schielen beobach-
te sie Daniel und ging wieder. Von Stunde zu Stunde pochte der
e Jordan am Gatter, damit Philippine ihm Bericht erstatte.
mochte vier Uhr sein, die düsteren Steinquadern der Hof-
bäude schimmerten bereits im rosigen Frühlicht, da erschallte
a Schrei, so fürchterlich, so namenlos wild, daß Daniel auf-
rang und an allen Gliedern bebend stehenblieb.
ann wurde es ruhig, unheimlich ruhig.

19

setzte sich wieder hin. Nach einer Weile fielen ihm die Augen
, und er schlief ein.
ne halbe Stunde mochte er geschlafen haben, da weckten ihn
hritte.
ngs um ihn standen der Doktor, Frau Hadebusch und Philip-
ne. Der Doktor sagte etwas, wozu Daniel den Kopf schüttelte.
klang wie: »Leider kann ich Ihnen die traurige Mitteilung
cht ersparen.« Daniel verstand ihn nicht. Er zog die Lippen aus-
ander und dachte: so wirres Zeug zu träumen!
Mutter und Kind, beide tot«, sagte der alte Doktor mit Tränen
den Augen, »beide tot. Ein Knäblein war's gewesen. Hier war
e menschliche Wissenschaft ohnmächtig, ist die feindselige Na-
r stärker gewesen. Die Verblutung war nicht aufzuhalten.«

»So zart gebaut«, murmelte Frau Hadebusch mißbilligend, »wie ein Pflanzenstengel so zart.«

Als Daniel allgemach die Überzeugung erlangte, daß er nicht träumte, daß dies Philipppines glitzernde Augen wirklich, Frau Hadebuschs gelber Zahn wirklich, Doktor Dingolfingers Silberbart wirklich war und daß er wirkliche Worte gehört, fiel er um und verlor die Besinnung.

20

Schmerz, Trauer, Verzweiflung, das waren nicht die Worte, die seinen Zustand bezeichneten.

Er wußte nichts von sich und hatte keine Gedanken. Er lag auf dem Kanapee in der Wohnstube, Tag und Nacht, aß nicht, sprach nicht, rührte sich nicht.

Als sie den leeren Sarg in die Sterbekammer trugen, wühlte er das Gesicht tief in die Ecke des Kanapees. Der alte Jordan wankte durch den Raum, um sein totes Kind noch einmal zu sehen. »Er hat sich versündigt«, schluchzte er drinnen auf, »er hat sich an unserm Herrgott versündigt.«

Im Flur draußen wurde getuschelt. Martha Rübsam und ihr Mann, der Notar, hatten sich eingefunden. Martha weinte still. Ihre schmale Gestalt mit dem blassen Gesicht stand im Türrahmen, und sie suchte Daniel mit den Blicken.

»Willst deine Lenore nicht noch anschauen, vor sie den Sarg zumachen?« fragte Philippine dumpf.

Er rührte sich nicht; seine Züge verzerrten sich grauenhaft.

Neben ihm auf dem Tisch standen kaltgewordene Speisen, auch Brot und Äpfel.

Sie trugen den Sarg hinaus. Es schien ihm, als sei an der Stelle seines Herzens ein schwarzer, leerer Raum. Die Glocken tönerten, ans Fenster klatschte Regen.

In der zweiten Nacht darauf verspürte er eine wunderliche Lockerung seines Gemüts. Dann ein kurzes Aufflammen, dann wurde es brennend naß in seinen Augen. Lautlos ergab er sich, und ihm war, als begriffe er zum erstenmal in seinem Leben die Schönheit des reinen Dur-Dreiklangs.

Es verging noch ein Tag. Er vernahm, wie der alte Jordan über ihm herumging, mit schweren Schritten, unablässig. Es fror ihn, und als Philippine ins Zimmer huschte, bat er sie um eine Decke. Philippine war überaus eifrig, ihm zu willfahren. Da bimmelte das Flurglöckchen. Philippine ging hinaus und öffnete.

Vor ihr standen ein Herr und eine Dame. Sie hatten etwas so Vornehmes, daß Philippine nicht wagte, sie zurückzuhalten, als sie zur Tür der Wohnstube schritten, die nicht zugemacht war und durch die man Daniel auf dem Kanapee liegen sah.

Daniel schaute den Eintretenden gleichgültig entgegen. Ganz allmählich kamen Sammlung und Erinnerung in seinen Blick.

Es waren Eberhard von Auffenberg und seine Kusine, Sylvia von Erfft, die ihn besuchten. Sie waren ein verlobtes Paar.

In bedeutenden Umwälzungen seines Lebens stehend, hatte Eberhard erst vor wenigen Stunden vom Tod Lenores Kunde erhalten.

Es war ein seltsamer Besuch. Keines von den dreien sprach ein Wort, und Daniel blieb unter seiner Decke regungslos liegen. Nur als Sylvia sich erhob, sagte sie, zu Daniel gewandt: »Ich kannte Lenore nicht, aber es ist mir doch, wie wenn wir Freundinnen gewesen wären.«

Eberhard stieß sein Drosselbartkinn in die Luft und war blaß und stumm.

Sie kamen an den folgenden Tagen wieder, und nach und nach übte die Gegenwart der beiden einen wohltuenden Einfluß auf Daniel aus.

DRITTER THEIL

Das Zimmer mit den verwelkten Blumen

1

Herr Carovius führte den Vorsatz, den er in der Erbitterung über Lenores Heirat gefaßt hatte, wenige Tage später aus.

Es war Ende März gewesen; er hatte erfahren, daß der alte Freiherr eben aus Berlin zurückgekehrt sei. Er ging hin und ließ sich melden. Es wurde ihm gesagt, der Herr Baron empfangen niemand, er möge sein Anliegen schriftlich vorbringen.

Herr Carovius wollte aber seinem Schuldner Auge in Auge gegenübertreten, das war ja gerade sein Traum, und als er bei einem zweiten Versuch wieder abgewiesen wurde, machte er einen gewaltigen Lärm und verlangte, man solle ihn dann wenigstens zur Freifrau führen.

Die Freifrau hatte ihre Musikstunde. Die fünfzehnjährige Dorothea Döderlein, die eine hoffnungsvolle Virtuosin auf der Geige war, spielte mit der Freifrau Sonaten.

Andreas Döderlein hatte ihr Talent schon früh erkannt. Seit ihrem zehnten Jahr hatte sie täglich sechs Stunden üben müssen. Sie hatte verschiedene Lehrer gehabt, die sie alle durch ihre Ungebärdigkeit zur Verzweiflung brachte. Nur vor ihrem Vater luckte sie sich.

Mit Worten voll objektiver Anerkennung hatte Andreas Döderlein der Freifrau seine Tochter empfohlen. Die Freifrau erklärte sich bereit, mit ihr zu musizieren, und Andreas Döderlein sagte zu Dorothea: »Du hast nun eine Gelegenheit, durch Protektion emporzukommen; versäume sie nicht. Die Baronin liebt das Gefühlvolle. Sei gefühlvoll. Manchmal verlangt sie etwas Dämonisches. Tu ihr den Willen. Nach Art reicher Leute hätschelt sie irgendeinen Luxuskummer. Störe sie darin nicht.«

Dorothea war gelehrig.

Sie spielten die Frühlingssonate von Beethoven, als der Lärm auf dem Vorplatz erscholl. Die Zofe kam und flüsterte ihrer Herrin etwas zu. Die Freifrau erhob sich und schritt zur Türe, Dorothea ließ den Geigenbogen sinken und blickte mit etwas erkünstelter Verwunderung um sich, als erwache sie aus einem Traum.

Auf einen Wink der Freifrau gab der alte Diener Herrn Carovius den Weg frei. Mit rotem Gesicht trat er ins Zimmer und machte einen lächerlichen Kratzfuß. Seine Augen verschlangen die seidenen Portieren, den geschliffenen Spiegel, die Kristallvasen, die Bronzefiguren, dabei hatte er den rechten Arm in die Hüfte gestemmt, ein Bein elegant vor das andere gesetzt und sah aus wie ein Provinztanzmeister.

Er schimpfte über die Anmaßung der Domestiken und versicherte die Freifrau seiner Ehrerbietung. Er sprach von seinem guten Willen und vom Druck der Umstände. Als ihn die ungeduldige Miene der Zuhörerin endlich veranlaßte, auf den Zweck seines Besuches zu kommen, zuckte die Freifrau zusammen, denn von dem ganzen Schwall von Worten vernahm sie nichts weiter als den Namen ihres Sohnes.

Mit hauchenden Lauten näherte sie sich Herrn Carovius und packte ihn beim Ärmel. Ihre glanzlos schwarzen Augen wurden kugelrund, der flehentliche Blick war Balsam für Herrn Carovius. Da genoß er sich; da wurde er frech; da wollte er sich an der Mutter für die Hoffart des Sohnes rächen. Er sah, daß die Freifrau der Vorstellung nicht entsprach, die er sich vom Wesen einer Aristokratin gemacht. In seiner Phantasie und Erinnerung lebte sie als eine gebieterische und unzugängliche Erscheinung, nun stand vor ihm eine fette, ängstliche alte Dame. Infolgedessen verlieh er seiner Stimme einen schrilleren Klang, seinem Gesicht einen boshafteren Ausdruck, als er die unglückliche Lage zu schildern begann, in die er durch Eberhard geraten.

Seine Gutmütigkeit sei an allem schuld. Freilich, ohne ihn hätte das Barönlein verhungern oder sonstwie im Elend verkommen müssen, denn mit der moralischen Widerstandskraft sehe es bei dem jungen Herrn windig aus. Aber was habe er davon gehabt? Undank, bitteren Undank.

»Hat mich ausgeplündert bis auf den letzten Heller und dann so getan, als wär's meine verdammte Pflicht gewesen, für Seine freiherrliche Gnaden ins Feuer zu springen«, schrie Herr Carovius. »Ehedem war ich ein vermöglicher Mann, ein Mann, der sich satt essen konnte, ein Mann, der hin und wieder die Annehmlichkeiten des Daseins genoß. Heute bin ich ruiniert. Mein Geld ist

in, mein Haus mit Hypotheken überlastet, meine Seelenruhe
dem Teufel. Zweimalhundertsechundsiebzigttausend Mark ist
der junge Herr mir und meinen Geschäftsfreunden schuldig, alles
hübsch aufgeschrieben und unterschrieben und bei Zins und Zin-
eszins summiert. Soll ich mir dafür noch die Tür vor der Nase
zuschlagen lassen? Das müssen Sie doch selbst einsehen, Frau
Baronin, daß das nicht angeht. Dafür hab ich mir schon ein biß-
chen Respekt verdient.«

Die Freifrau hatte die Hände zusammengepreßt und erregt vor
sich hin gestarrt. Jetzt ließ sie sich, in gramvoller Schwäche, auf
einen Sessel fallen. Ein Grinsen irrte über das Gesicht des Herrn
Carovius; er drehte den Kalabreser zwischen den Fingern, und
seine Blicke liefen leer an den Wänden entlang. Da gewahrte er
Dorothea Döderlein, die er bis jetzt in seinem Glücks- und Wut-
tausch übersehen hatte.

Als Herr Carovius eingetreten war, hatte sich Dorothea mit dem
Wissen um Diskretion, aber ohne ernstlichen Vorsatz dazu in den
entferntesten Winkel des Raumes geschmiegt. Zitternd vor neu-
gieriger Erregung, hatte sie in den gegenüberhängenden Spiegel
geschaut und sich so klein wie möglich gemacht, weil sie von ih-
rem Onkel Carovius, dessen sie sich schämte, nicht erkannt wer-
den wollte.

Sie hielt ihn für einen komischen Sonderling, der ohne Nah-
rungsorgen, jedoch in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte.
Wie er nun die Summe nannte, die ihm das freiherrliche Haus
Auffenberg schuldete, erfüllte sie ein verwunderter und freudiger
Schrecken, und sie sah ihn plötzlich mit ganz andern Augen an.

Herr Carovius seinerseits hatte Dorothea in den letzten Jahren
kaum zu Gesicht bekommen. War er ihr begegnet, so war sie
einstig vorübergehuscht. Daß sie das Violinspiel lernte, wußte er;
zum Grauen oft hatte er das ihm abscheulich klingende Gefiedel
auf Flur und Stiege vernommen.

Er fixierte das Mädchen und rief auf einmal aus: »Ein Roß will
ich sein, wenn das nicht die Döderleinische ist! Wie kommst du
denn daher, Nichtchen? Gehst wohl in die Häuser und produzierst
dich? Ist euch die Musik noch nicht genug auf dem Hund, dir und
deinem Erzeuger?«

Die Freifrau, sich der Anwesenheit des jungen Mädchens entsinnend, hob den Kopf und sah Dorothea vorwurfsvoll an. Zum erstenmal dünkte es sie, daß die Hilfsquellen versiegt seien, die sie einem Leben der Verlassenheit abgetrotzt; zum erstenmal überlief sie ein Schauer, als sie ihrer musikalischen Betäubungen gedachte.

Sie sagte zu Herrn Carovius, er möge sich einige Tage gedulden, er werde von ihr hören, sobald sie mit ihrem Mann gesprochen. Seine eifrige Erwiderung schnitt sie mit einer Geste ab, die ihn einschüchterte, dann nickte sie auch Dorothea verabschiedend zu, die ihre Geige einpackte, den Kasten in die Hand nahm, einen Knicks machte und ihrem Onkel aus dem Zimmer folgte.

Sie blieb an seiner Seite. Sie gingen zusammen durch die Straßen. Herr Carovius wandte sich bisweilen mit ein paar hämischen Worten an sie. Sie lächelte bescheiden.

Damit begann das wunderliche Verhältnis, das von nun ab zwischen den beiden herrschte.

2

Seit einiger Zeit hatte es den Anschein, als habe sich der Freiherr von Auffenberg vom Schauplatz der Politik zurückgezogen. In den Kreisen, die ihn früher hoch gewürdigt hatten, galt er als eine gefallene Größe.

Seine Freunde suchten die Ursache in den fortwährenden Beeinträchtigungen, welche die Partei erlitten hatte; in der allenthalben zutage tretenden Umwandlung des öffentlichen Geistes, dem heftiger werdenden Druck von oben, der wachsenden Gärung von unten; in der fieberhaften Bewegung, von der das Bürgertum ergriffen war und in der seine Gestalt, seine Lebensform, seine Ideale, seine Überzeugungen einen bedeutungsvollen Umwandlungsprozeß erlitten, in der schwierigeren Behandlung, die alle Fragen der nationalen Kultur boten.

Aber dies konnte nicht den Zug steinernen Widerwillens erklären, den dieses Antlitz früher unter Menschen nie gezeigt; den harten Blick, die finstere Ungeduld nicht, und die Schweigsam-

keit, die er auch dort übte, wo er ehemals durch sein scharmantest
Plaudertalent entzückt hatte.

Im Innern freilich hatte er seine Gesinnungsgenossen stets ver-
achtet, ihr Reden und ihr Tun, ihre Begeisterung und ihre Em-
porung. Aber er hatte sich trotzdem nicht von ihnen losgesagt,
wenn er hatte die Entdeckung gemacht, daß Geringschätzung und
Herzenskälte sich sehr gut eignen, um die Menschen zu beherr-
schen.

Vonnun an er im Anfang seiner Laufbahn mit dem Schwung,
den ihm seine Begabung verliehen, für Freiheit und Toleranz ge-
kämpft hatte, so war ihm doch der ganze Liberalismus nicht viel
mehr als eine Zeitungsphrase geworden, ein Mittel, um den denk-
faulen Bürger zu beschäftigen und dem gehaßten, heimlich be-
wunderten Bismarck Hindernisse in den Weg zu legen.

Er hatte Macht ausgeübt im Bewußtsein der Lüge, nur durch Ge-
wände, nur durch Berechnung, nur durch Gewandtheit. Dies aber
riß am Mark des Lebens.

In seinen Augen war nichts von Bestand als jenes ungeschriebene,
doch in allen Zeiten siegende Gesetz, das die Kleinen unter die
Großen, die Schwachen unter die Starken, die Unmündigen unter
die Erfahrenen, die Armen unter die Reichen zwang. Demnach
teilte sich ihm die Menschheit in zwei Lager: hier diejenigen, die
sich dem Gesetz beugten, dort die Verworfenen, die sich dagegen
auflehnten.

Von den Verworfenen der Verworfenste war sein Sohn Eber-
hard.

Mit dem schmerzenden Stachel in der Brust, inmitten eines lär-
renden und lügnischen Daseins von dem Gefühl der Einsam-
keit bedrängt, von einem täglich zunehmenden Abscheu gegen
den Überfluß und die Verweichlichung seiner Existenz erfüllt,
hatte er aus der Gestalt des Sohnes etwas wie ein leibhaftiges
böses Prinzip gemacht.

Er erblickte ihn in Verkommenheit und in Ausschweifungen jeder
Art; als einen Verräter seines Namens von Stufe zu Stufe sin-
kend; wie in einem grausam befriedigenden Traum sah er ihn im
Bund mit den Elenden und Gezeichneten, im Verkehr mit Dieben,
Straßenräubern, Hochstaplern, Falschmünzern, Anarchisten, Dir-

nen und Literaten. Er sah ihn in schmutzigen Spelunken, und flüchtig auf einer Landstraße, und betrunken in einer Spielhöhle, und als Bettler auf einem Jahrmarkt und als Angeklagter vor der Justiz.

Den Vorsatz, so lange zu warten, bis der Entartete vor aller Welt gebrandmarkt war, hatte er aufgegeben. Seine Ungeduld, Frieden zu finden, die Larven abzuwerfen, nichts mehr zu wissen von den Verstrickungen, Verstellungen und dem gewohnten Wohleben, war so groß, daß er dem Tag, der ihn erlöste, wie einer Neugeburt entgegensah.

Doch warum zögerte er? War noch ein Zweifel in seiner Brust, schlummerte vielleicht ganz in der Tiefe seines Herzens, wohin Bitterkeit und Rachsucht nicht dringen konnten, ein anderes Bild des Sohnes? Warum zögerte er von Woche zu Woche, von Monat zu Monat?

Inzwischen hatte er viele Hunderttausende für Armenhäuser, Spitäler, Stiftungen und Spenden ausgegeben. Er wollte noch Millionen verteilen, soviel jedenfalls, daß den Erben nur die Ährenlese blieb. Die Nutznießerin der Brauereibetriebe und der Landgüter sollte Emilie werden.

Dies stand fest, und als ihm seine Frau berichtet hatte, in welcher Lage sich Eberhard befand, hielt er sich für berechtigt, seine Verfügungen zu treffen. Der Nachweis unwürdigen Wandels konnte jetzt erbracht werden; die Schuldenlast, die leichtsinnig oder betrügerisch auf den Namen des Vaters gehäuft war, verurteilte ihn zur Genüge. Und wenn nicht, mochten sie über seinem Grab zanken; mochte ihnen sein letzter Wille als Gespenst alle Freuden vergällen.

Seit sieben Jahren lag der Testamentsentwurf bereit; es war nichts weiter erforderlich, als den Notar rufen zu lassen.

Aber warum zögerte der Freiherr? Ging mit verkniffenen Lippen Tag und Nacht in seinem Zimmer umher? Rief seinen Diener, um ihm zu befehlen, den Notar zu holen und verlangte dann irgend etwas anderes?

»Dépêche-toi, mon bon garçon«, krächzte der Papagei.

Im Lauf dreier Tage hatte die Freifrau fünf Unterredungen mit ihrem Gatten. Er schlug ihre Bitte, die Verhältnisse des Sohnes zu regeln, jedesmal rundweg ab, und wenn sie immer dringender klagte, verstummte er.

Bei dem letzten Versuch, den sie machte, hörten die Dienstleute sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit reden. Als sie dann das Zimmer des Freiherrn verließ, gab sie, vor Erregung am ganzen Körper bebend, den Auftrag, daß man ihre Koffer packe und den Wagen anspannen lasse.

Eine Stunde später fuhr sie in Begleitung ihrer Zofe auf das sechzehn Kilometer entfernte Gut Siegmundshof. Sie fand dort jedoch keine Ruhe, ging bei Tage, dumpf vor sich hinjammernd, durch die Zimmer und lag des Nachts schlaflos. Am vierten Tag kehrte sie in die Stadt zurück, ließ den Wagen bis vor das Haus des Grafen Ulrich fahren und schickte den Kutscher hinauf, um die Gräfin zu holen. Emilie kam und fragte erschrocken nach dem Begehren der Mutter. Die Freifrau wünschte, daß ihre Tochter sie zu Herrn Carovius begleite, dessen Wohnung sie aus dem Adreßbuch erfahren hatte.

Herr Carovius hatte umsonst auf die Nachricht gewartet, die ihm die Freifrau versprochen. Der Ärger übermannte ihn, er beschloß, ein Exempel zu statuieren, und betrat das Auffenbergsche Haus wie die strafende Gerechtigkeit in Person. Als ihm gesagt wurde, daß er nicht vorgelassen werden könne, begann er wieder Skandal zu machen, die ganze Dienerschaft lief herzu, schließlich kam sogar ein Polizist, der ihn zur Rede stellte, der Portier drängte ihn aus dem Torgang, und er stand in dem Menschauflauf vor dem Haus mit bloßem Kopf und fuchtelnden Armen, ein Bild der Wut.

Als bald bekamen die stillen Hintermänner Wind von seinen vergeblichen Versuchen, die Bezahlung der Schuld zu erlangen. Sie wurden besorgt, rannten Herrn Carovius die Türen ein und vertrauten schließlich einen Advokaten mit der Führung des Prozesses. Herr Carovius hatte mittlerweile durch einen Späher Kunde erhalten, daß es zwischen dem Freiherrn und der Freifrau

zum Bruch gekommen, daß die Freifrau bei Nacht und Nebel geflohen sei und unter den Dienstleuten und Freunden des Hauses große Bestürzung herrsche.

Ein wollüstiges Leuchten huschte über sein Gesicht. Niederlage und Verzweiflung; Heulen und Zähneklappern; Besseres konnte er sich nicht wünschen. Er erschien sich als der Vertilger der gesamten Aristokratie, und wenn es schon ein beglückendes Grauen ist, das zerstört zu sehen, was man verachtet, um wieviel mehr erst, was man liebt und bewundert.

In dieser Stimmung trafen ihn die Freifrau und ihre Tochter. Der Anblick der beiden Damen beraubte ihn der Sprache. Er vergaß, zu grüßen, er dachte nicht daran, sie ins Zimmer zu bitten.

Die Freifrau wollte wissen, wo sich Eberhard befand. Sie war entschlossen, zu ihm zu reisen. Als ihr Herr Carovius stotternd mitteilte, der junge Freiherr wohne kaum dreihundert Schritte von hier, fing sie an zu zittern und lehnte sich kraftlos an die Mauer. Darauf war sie nicht gefaßt gewesen. Sie hatte sich immer vorgestellt, Eberhard weile an einem geheimnisvollen Ort in geheimnisvoller Ferne.

Herr Carovius machte sich sogleich anheischig, die Damen hinzuführen, aber die Freifrau erklärte plötzlich, sie fühle sich nicht fähig, es werde vielleicht ihr Tod sein. »Bring mich zu dir nach Hause«, flehte sie ihre Tochter an, »und sprich erst mit Eberhard.«

Jedoch Emilie hatte ihren Bruder in den neun Jahren ihrer Ehe nicht gesehen und fürchtete sich vor der Begegnung noch mehr als ihre Mutter. Die Freifrau in ihre Wohnung zu bringen, daran war ganz und gar nicht zu denken; die alte Dame hatte offenbar vergessen, daß sie dem Grafen Ulrich vor mehreren Jahren, als es bekannt geworden war, daß er die Bonne seines Kindes geschwängert, in den stärksten Ausdrücken ihr Haus verboten hatte.

Da sich die Freifrau beharrlich weigerte, in ihre Stadtwohnung zurückzukehren, und ebensowenig Lust zeigte, wieder nach Siegmundshof zu fahren, blieb Emilie nichts anderes übrig, als sie in ein Hotel zu führen. Herr Carovius, der den zwei Damen auf die Straße gefolgt war und ihr klägliches Gebaren mit innigem

Genuß verfolgt hatte, schlug den Bayrischen Hof vor. Er setzte sich auf den Bock, gab dem Kutscher mit leutseliger Miene Anweisung und blickte triumphierend auf die Fußgänger hinunter. Gräfin Emilie, die sich keinen Rat mehr wußte, sandte eine Depesche an ihre Tante Agathe. Am nächsten Mittag kam Frau von Erfft mit ihrer Tochter Sylvia. »Clotilde ist wie von Sinnen«, sagte sie zu Emilie, nachdem sie eine Stunde lang im Zimmer der Schwester gewesen war; »ich gehe jetzt zu deinem Vater, ich muß einmal mit Siegmund reden.«

Der Freiherr empfing seine Schwägerin nicht eben freundlich, trotzdem er gerade vor ihr immer große Achtung gehabt hatte. Frau von Erfft vermied es klüglich, über die Familienverhältnisse zu sprechen. Sie erzählte von Sylvia, daß die nun Siebenundzwanzigjährige alle Heiratsvorschläge gleichmütig abgewiesen habe und daß sie und ihr Mann darüber in Sorge seien.

»Sie will sich nicht begnügen«, sagte Frau Agathe, »sie sucht in der Ehe eine Mission und fürchtet nichts so sehr wie den Verlust ihrer Freiheit. So sind unsere Kinder, lieber Siegmund, und wenn wir sie anders zur Welt gebracht hätten, wären sie anders. Zu unserer Zeit war Gehorsam das Ideal, jetzt haben sie die Pflicht gegen sich selbst entdeckt.«

»Dann sollen sie nur sich selber helfen«, antwortete der Freiherr, der die Anspielung verstand, mit finsterem Blick.

Aus den wirren Reden ihrer Schwester hatte Agathe doch entnommen, was zwischen den Eheleuten vorgefallen war. Sie kannte die schmerzliche Vergangenheit, und als sie nun in das Gesicht des Mannes schaute, erriet sie, was hier nötig war. Sie faßte den Entschluß, Eberhard zu seinem Vater zu führen.

Vor allem wollte sie Clotilde beruhigen und zur Rückkehr in ihre Häuslichkeit veranlassen. Die Aufgabe war bei der Schwäche und Haltlosigkeit der Freifrau nicht schwer. Sylvia blieb bei ihrer Tante, und ihre stille Festigkeit übte einen wohlthuenden Einfluß auf sie aus. Agathe hatte sich unterdessen Eberhards Adresse verschafft. Nach einigem Suchen fand sie das Haus; Eberhard war daheim.

Die erste Unterredung mit ihm verlief ohne Resultat. Er wich ihren mutigen Worten aus und überhörte, was er nicht hören wollte. Er war zugeknöpft, höflich und verdrossen. Voll Ärger berichtete Agathe ihrer Tochter von der Enttäuschung, die sie erlitten, da äußerte Sylvia den Wunsch, ihre Mutter zu begleiten, wenn sie wieder zu Eberhard ging. Agathe schüttelte den Kopf, doch war sie keineswegs gesonnen, ihre Absicht aufzugeben.

Im freiherrlichen Hause änderte sich nichts. Baronin Clotilde befand sich dauernd in einer Erregung, die sie und alle, die um sie waren, quälte, und der Baron bildete ein beunruhigendes Rätsel für seine Umgebung. Er verließ seine Zimmer nie, in denen er viele Stunden lang mit gleichmäßigen Schritten, die Hände auf dem Rücken, hin und her wanderte.

Agathe kam ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal zu ihrem Neffen. Wenn auch Eberhards Kälte unüberwindlich schien und er sich um nichts nachgiebiger zeigte, so gelang es ihr allmählich doch, ihn aus seinen Hinterhalten zu reißen, und als sie dann Sylvia mitbrachte, die bei der Mutter wie gewöhnlich ihren Willen durchgesetzt hatte, eröffnete er sich plötzlich ganz unerwartet, und man sah, wie es in seinem Innern kämpfte.

Stockend und in seiner nicht selten gespreizten und schnörkelhaften Redeweise erzählte er von seiner Jugend, dem ewigen Unfrieden zwischen Vater und Mutter, dem häßlichen Gezänke; daß die Mutter, kaum hatte sie einen Befehl erteilt, stets Gegenbefehl vom Vater erfahren; wie die Kinder bald gemerkt, daß der Vater seine eigenen Wege ging und die Mutter ihre eigenen; daß sie einander mißtraut, einander Fallen gelegt; daß die Mutter bei all ihrer liebenswürdigen Sanftmut doch in dem einen Punkt von geradezu teuflisch zu nennendem Drang besessen gewesen sei, den Mann immer wieder dort zu reizen, zu stacheln und zu verwunden, wo sie ihn schon tausendmal gereizt, gestachelt und verwundet hatte; daß dieser Mangel an Vernunft und Überlegenheit auf der einen und von Güte und Offenheit auf der andern Seite das Haus allmählich zu einer Hölle gemacht, die Herzen der aufwachsenden Kinder zerrissen und in der Zerrissenheit ver-

ärtet habe und sie keine freundliche Miene irgendeines Menschen für aufrichtig genommen, jede Hand, die sich ihnen entgegengestreckt, gemieden hätten. Wie dann in dieser liebeleeren Ödnis sich Bruder und Schwester leidenschaftlich aneinandergeklammert und diese Beziehung sowohl in Eberhards wie in Emilies Innern heiligster, unantastbarer Besitz geworden und sie förmlich einen Bund gegen alle übrige Welt geschlossen, sich alles mitgeteilt, stets beraten, jedes Buch gemeinsam gelesen, Glück und Unglück gemeinsam getragen hätten; wie dann eines Tages der Vater vor Emilie hingetreten, um ihr zu sagen, daß Graf Ulrich um ihre Hand angehalten und daß er sie ihm versprochen hätte.

Hier schwieg Eberhard, preßte die Lippen zusammen, und sein trahler Blick, der Agathe nie so sehr wie jetzt an den des alten Freiherrn erinnert hatte, bekundete einen unheilbaren Schmerz.

In groben Zügen kannte Agathe diese Geschichte; so aber, wie sie sie jetzt gehört hatte, regte sie ihr tiefstes Gefühl auf. »Man muß vergessen können«, sagte sie.

»Vergessen? Nein, das kann ich nicht, hab ich nie gekonnt. Mag's ein Laster sein oder eine Tugend, vergessen kann ich nicht. Emilie, die noch ein halbes Kind war, wurde mit der Zeit gefügig gemacht. Aber daß meine Mutter damals nicht alles aufgeboten hat, um diese Greuelthat zu verhindern, daß sie darüber in ihre wehselige Schwäche versunken ist, das war die furchtbarste Erfahrung meines Lebens.«

»Es ist deine Mutter, Eberhard. Nie und nimmer hat ein Sohn das Recht, die Mutter zu verurteilen.«

»Nicht, daß ich wüßte«, antwortete Eberhard frostig. »Auch Mütter sind Menschen. Auch Mütter können sündigen, wenn sie uns den Wurmfraß des Zweifels und des Lebensekels als Mitgift geben. Vater und Mutter, Eltern; sie sind ein Symbol, ein herrliches, wenn sie über uns schweben, verehrungswert. Sie sind nur Begriffe, Schemen nur, wenn nichts als Pflicht mich an sie bindet. Es gibt keine andere Pflicht als die Liebe.«

Sylvia hatte nichts gesprochen. Unbewußt befolgte sie das schönste Gesetz harmonischer Seelen, nicht durch Worte und Gründe, sondern durch reines Sein zu wirken. Zustimmung und Abwehr lagen wie Licht und Schatten auf ihrer Stirn.

Dadurch erinnerte sie Eberhard immer mehr und mehr an Lenore. Vielleicht war es die Macht dieser Erinnerung, die ihn im Lauf des Abends endlich zu dem Versprechen bewog, am nächsten Tag mit Agathe zu seiner Mutter zu gehen. Die einzige Bedingung, die er stellte, war, daß man ihn vor einem Zusammentreffen mit seinem Vater sicherte.

Als Frau von Erfft ihn hierin unerbittlich sah, gab sie sich zufrieden, hatte aber die vertrauensvolle Vorahnung, daß die Ereignisse und die Stunde stärker sein würden als Wille und Absicht.

5

Beim Betreten des Boudoirs seiner Mutter fiel Eberhards erster Blick auf die Alabasteruhr, deren Zifferblatt von drei Figuren getragen wurde, welche die Töchter der Zeit darstellten. In seinen Knabenjahren hatte ihm die Uhr immer etwas höchst Poetisches bedeutet, etwas wie die Erfüllung sehnstüchtiger Wünsche.

Die Freifrau war von ihrer Schwester vorbereitet worden. Während Eberhard mit Sylvia im Erkerzimmer gewartet hatte, waren einige Leute von der Dienerschaft an der Tür gestanden und hatten scheu miteinander geflüstert.

Eberhard ging auf seine Mutter zu und küßte ihr die Hand. Das Gesicht der Freifrau hatte eine Färbung wie Blei. Ihre Augen waren weit aufgerissen, gleichwohl schien sie fast ohne Besinnung. Abseits stand Emilie; die Finger ihrer auf die Brust gedrückten Hände bewegten sich wie in Konvulsionen.

Frau Agathe suchte der Situation das Feierliche und Unnatürliche zu nehmen und begann in launigen Worten von Eberhards Asyl auf dem Burgberg zu erzählen. Baronin Clotilde schaute ihren Sohn gespannt und furchtsam an. »Ich erkenne ihn ja kaum«, sagte sie mit heiserer Stimme; »er hat sich so verändert.«

»Auch du, Mutter, hast dich verändert«, brachte Eberhard hervor, und das Drosselbartkinn verkroch sich in den Ausschnitt des Rocks. Er war stocksteif. Agathe musterte ihn voll Ärger und Befremdung. Er sah aus, als quäle ihn während des ganzen Vorgangs die unsäglichste Langeweile.

Aber es war nur eine Maske. Indem er die Mutter anschaute, das alte, verschwommene, müde, zaghafte Gesicht, wurde er sich seiner Verfehlung bewußt, spürte er, daß es nicht galt, das Wort: »Mütter sind auch Menschen.« Er hatte hier etwas gutzumachen, hier war eine Tat notwendig, und es schien ihm, daß schon sein nächster Schritt zu unabwendbarer Selbstverachtung führen müsse, wenn er die sittliche Tat der Reue unterließ.

Als er so mit sich rang und wie gelähmt in den Aufruhr seines Innern starrete, war der Blick eines Augenpaares hinter die scheinbare Unempfindlichkeit gedrungen. Über Sylvias Wangen schoß eine jähe Röte; sie schritt auf ihren Vetter zu und packte seine Hand. Er schrak sichtlich zusammen; sofort begriff er, daß sie ihn erraten hatte und seinen Kampf zur Entscheidung bringen wollte. Sie führte ihn aus dem Zimmer; er folgte ihr; sie führte ihn durch den Speisesaal, den Empfangsraum, das Rauchzimmer, die Bibliothek bis zu den Zimmern des Freiherrn. Agathe, Emilie und die Baronin hatten sich staunend einander angesehen. Sie waren zur Schwelle des Boudoirs gegangen und lauschten in atemlosem Schweigen.

Mutig öffnete Sylvia die Thür. Der alte Freiherr saß auf dem Ledersessel vor dem Ofen. Seine Beine waren in einen Schal gewickelt; der Ausdruck seines Gesichts war von einer geradezu steinernen Kälte.

Kaum hatte er die beiden gewahrt, so sprang er empor, als hätte der Blitz neben ihm gezündet. Er wankte; er tastete um sich; ein ersticktes Gurgeln kam aus seiner Kehle.

Da trat ihm Eberhard gegenüber und streckte die Hand aus.

Eine Sekunde lang schien es, als wolle der alte Mann niederbrechen. Eine letzte Flamme von Groll und Haß zuckte wild aus seinen blauen Augen, dann streckte auch er die Hand aus, und sein Arm zitterte, während sich auf den Backen dicke, bebende Muskelknoten bildeten. Sylvia hatte die Thür leise zugemacht und war verschwunden.

Bange Minuten verflossen, und nichts geschah, als daß jeder des andern Hand in der seinen hielt und seinen Blick in das Auge des andern bohrte. Nur das Knistern des Ofenfeuers unterbrach die Stille.

»Gerade noch zu rechter Zeit«, murmelte der alte Freiherr, ohne aufzublicken, verloren vor sich hin, »gerade noch zu rechter Zeit.«

Eberhard antwortete nicht. Er stand regungslos da, die Hacken geschlossen, wie ein junger Offizier vor seinem Vorgesetzten.

Nach einer Weile drehte er sich um und verließ langsam das Zimmer.

In der Bibliothek wartete Sylvia. Die Dämmerung ließ nur den Umriß ihrer Gestalt erkennen.

Eberhard faßte sie an und flüsterte: »Ich glaube, ich habe doch keinen Vater mehr.«

6

Noch in derselben Nacht war der alte Freiherr abgereist. Mitten in der Nacht; um vier Uhr hatte ihn sein Diener auf die Bahn begleitet.

Auf seinem Schreibtisch fand man am Morgen zwei Briefe; einer war an Eberhard gerichtet, der andere an die Freifrau. Der letztere enthielt nur einen Abschiedsgruß, jener war etwas ausführlicher gefaßt, gab die Genugtuung darüber kund, daß Eberhard, den er als Chef des Hauses willkommen hieß, zu seiner Familie zurückgekehrt sei, deutete an, daß er ihm alle gesetzlichen Machtbefugnisse binnen kurzer Frist erteilen werde und schloß mit dem überraschenden Satz: »Was mich selbst betrifft, so werde ich nunmehr in die katholische Religionsgenossenschaft eintreten, um den Rest meines verfehlten Lebens zu Viterbo im Dominikanerkonvent della Quercia zu verbringen.«

Keine Gefühlsergüsse, keine Erklärungen, keine Bekenntnisse, nur die nackte Tatsache.

Die Freifrau war weder erstaunt noch erschrocken. Sie fiel in dumpfes Sinnen, dann sagte sie: »Er war niemals froh. Er war niemals in seinem ganzen Leben froh. Ich habe ihn niemals von Herzen lachen hören, und an seiner Seite hab ich das Lachen verlernt. Von jeher ist seine Brust ein Kloster gewesen, ein Ort der Dürsterkeit und Strenge. Er hat heimgefunden, weiter nichts, und mag wohl müde sein von dem langen Weg zu seiner Seele.«

»Dummes Zeug, Clotilde!« rief da Frau von Erfft heftig. »Das mit dem Lachen mag schon stimmen, und ein Mensch, der nicht lachen kann, ist ein halbes Tier. Aber muß deswegen ein gebildeter Mann zu solchem Mittel greifen, um zum Frieden mit sich und seinem Gott zu gelangen? Ein Mann, der ein Beispiel zu geben verpflichtet ist? Ist noch nicht genug Finsternis in den Köpfen? Muß man die Fackeln auslöschen, bei denen man Wache gehalten hat? Hier hat mein Verzeihen ein Ende, da bin ich Weltkind ganz und gar und steh lieber bei denen, die für Heiden gelten und uns Werke des Lichts und der Erleuchtung geschaffen haben.«

Bei diesen Worten trat Eberhard ein, und als sie in sein Gesicht schaute, war Frau von Erffts Gedanke: auch er kann nicht lachen.

Der Glaubenswechsel des Freiherrn von Auffenberg verursachte überall im Lande die größte Erregung. Die liberalen Zeitungen brachten geharnischte Artikel, in den liberalen Vereinen wurden flammende Proteste gegen die schleichenden Umtriebe Roms erhoben; die ultramontanen Parteigänger jubelten und benutzten die wunderbare Rückkehr eines Ungläubigen in den Schoß der allein seligmachenden Kirche kräftig zur Werbung neuer Jünger und Anfeuerung alter. Durch die Bürgerstuben wehte ein Schauer von Priestertyrannei und Geistesknechtung.

Wenig berührt vom Wirrwarr der Meinungen, fand sich Eberhard rasch in die veränderte Lebenslage. Plötzlich Herr zu werden über so vieles und so viele, das erforderte Ernst und Haltung, klaren Blick und feste Hand. Übereifer und Dünkel waren seinem Wesen keine Gefahr, eher Bedenklichkeit und Vorliebe für den Platz im Schatten. Seltsam, die Fülle der Verantwortung heiterte sein Gemüt auf; was der Anteil an der ihm zugewachsenen, sehr äußerlich bewegten Welt nicht vermochte, das vollendete Sylvias Einfluß.

Im Mai begleitete er sie und ihre Mutter nach Erfft. Sie machten dort täglich gemeinsame Spaziergänge, und immer wieder erzählte Eberhard von Lenore; erst scheu und verhalten, dann, als er tieferes Vertrauen zu seiner Zuhörerin gefaßt hatte, so offen, daß diese Offenheit schon ein Zeichen innerer Befreiung war.

Als er von Lenores Heirat mit Daniel Nothafft berichtete, unter-

brach ihn Sylvia lebhaft und stellte einige Fragen in bezug auf Daniel. »Ach, das ist ja unser Gast von damals«, sagte sie, »das ist ja der Kapellmeister.« Und nun erzählte sie ihrerseits von dem Aufenthalt Daniels in Erfft, mit einem Lächeln, in dem Nachsicht und wiedererwachte Verwunderung lag.

Auch dieses Lächeln erschien Eberhard eigentümlich lenorenhaft. Doch kam er in Sylvias Nähe, gerade weil bei ihr alles ein wenig abgeschwächt war, deutlicher zur Erkenntnis, was ihn so machtvoll zu Lenore hingezogen hatte. Er konnte es nicht in Worte oder Begriffe schließen, er fühlte nur, es war das ihm unbekannte Reich der Klänge, der unbekannte Schmelz innerer Melodie, die tönende Ordnung der in Seele verwandelten Musik.

Anfang Juni fuhr Sylvia mit Eberhard und ihren beiden Eltern nach Nürnberg zurück. Ein paar Tage später fand im freiherrlichen Haus die Verlobung statt.

7

Herr Carovius war bezahlt worden. Das Konsortium stiller Hintermänner hatte sich aufgelöst.

Nie hat es einen befriedigten Gläubiger gegeben, der so unglücklich war wie Herr Carovius. Er hatte kein Wegziel mehr; auch die Wegweiser waren zerbrochen. Das Geld hatte er bekommen, schön; auf seinen Teil war sogar ein Profit von über sechzigtausend Mark gefallen. Aber was wog das gegen die Erwartung des großen Kladderadatschs? Was bedeutete Wohlleben und Besitz gegen den Genuß, den man beim Fall von Gestirnen empfindet? Was hatte noch Reiz in der Welt, nachdem diese hoffnungsvolle Angelegenheit, die als eine Tragödie begonnen und sich so gesteigert hatte, daß man glauben durfte, alle Gegensätze der Natur würden vernichtend zusammenprallen, als ein gemeines Rührstück mit allseitiger Versöhnung geendet hatte?

Aber es lag nicht an dem allein, daß Herr Carovius, bisher eine elastische Gestalt, einer von den unverwüstlichen Junggesellen, denen keine Schranke gesetzt scheint, sich plötzlich alt werden fühlte. Eine Unruhe war in seinem Gemüt, eine böse Ahnung, eine Angst vor Wetterwechsel.

Er spürte einen inneren Hunger und hatte gleichwohl keinen rechten Appetit mehr auf die Dinge. Verloren, seufzte es in ihm, verspielt und vertan. Doch es konnte denen, die sich auf seine Kosten bereichert hatten, nicht zum Gedeihen ausschlagen, das wußte er.

Seine Haare fielen aus, und er bekam das Reißen in den Gliedern. Bei zehn Grad Wärme schepperte er, und wenn es regnete, blieb er zu Hause. Er fing an, sich auf eigene Faust mit der Medizin zu beschäftigen, namentlich mit der Heilwissenschaft der Altvordern. Er las die Schriften des Paracelsus und erklärte alle, die nach Paracelsus geschrieben und geforscht hatten, für Quacksalber und Giftmischer.

So wurde er auch in allem Musikalischen immer krauser und wunderlicher. Er hatte einen altnürnbergischen Komponisten entdeckt, des Namens Staden, und in dessen Oper »Seelewig«, der ersten deutschen Oper überhaupt, wollte er den Gipfel der Kunst erblicken, über Mozart und Bach hinaus. Er spielte seiner Nichte Dorothea Arien und Chöre aus »Seelewig« vor.

»Wenn du das kapierst«, eiferte er, »wenn du's so weit bringst, daß ich in deinem Spiel hören kann, was da drinnen liegt, Himmel und Hölle in einem Griff und Bogenstrich, dann, du Maulaffe, bin ich imstand und setz dich zu meiner Erbin ein.«

Das war das sehnlich erwartete Wort für Dorothea. Es bestätigte ihre Berechnung, es krönte ihre Träume. Um es endlich zu vernehmen, war ihr keine Mühe des Werbens zuviel gewesen.

Herr Carovius war ja nicht verwöhnt. Seit ihm die Schwester den Haushalt geführt, hatte sich nie ein Frauenzimmer um ihn gekümmert. Aber damals war er jung gewesen; hatte sich noch im Wahn befunden, sie warteten auf ihn, die Weiber, und er habe bloß nötig, mit dem Finger zu winken, damit sie scharenweise herbeistürzten. Und nur weil er die Mißlichkeit der Wahl und die Unkosten gescheut, hatte er es unterlassen zu winken und ihnen großmütig die Freiheit geschenkt.

Daß so eine kleine weiche Frauenhand wie die Berührung eines Zauberstabs wirken konnte, erfuhr er jetzt. Was für eine angenehme Fratze das Döderleinsche Erzeugnis hat, dachte er. Und wenn Dorothea, die ihm noch immer einredete, daß sie ihn heim-

lich besuchte, als sie sich der Zustimmung ihres Vaters schon lang versichert hatte, einige Tage hindurch ausblieb, wurde er ganz wild und hackte Holz in seiner Küche, um nur etwas zerschlagen zu können.

Übrigens gaben die musikalischen Unterweisungen, die er Dorothea angedeihen ließ, dem jungen Mädchen einen neuen Begriff von ihrer Kunst und weckten ihren Ehrgeiz. Befriedigt von ihrer Willigkeit und ihren Fortschritten, nannte sie Herr Carovius bisweilen scherzhaft den künftigen weiblichen Paganini des Zeitalters und dichtete für sich selbst die Rolle eines dämonischen Impresarios.

Aber was ihm an Dorothea immer mehr auffiel und ihn erstauen machte, war ihr Verhältnis zu den Spiegeln.

Der Spiegel übte eine unwiderstehliche Gewalt auf sie aus. Begehrliches Entzücken malte sich in ihrem Gesicht, wenn sie beim Vorübergehen ihr Bild im Spiegel fing und hielt, eine lüsterne Unruhe vorher, zurückziehende Ungewißheit nachher. Im Glanz der Augen lag stets Verlangen nach dem Spiegel, Schritt und Gebärde schienen sich im Spiegelgefühl Aufgaben zu stellen und Überraschungen zu bereiten. Die ganze Person lebte wie in Gemeinschaft mit einer geisterhaften Spiegelschwester, deren geliebten Anblick sie sich so oft als möglich zu verschaffen trachtete.

8

Es war Dorothea gelungen, ihrem Vater den Vorteil klarzumachen, der sich für sie, als der nächsten Anverwandten, aus einer liebevollen Beziehung zu Herrn Carovius ergeben mußte. Andreas Döderlein sträubte sich eine Weile, aber er konnte dem vorausblickenden Scharfblick seiner Tochter die Anerkennung nicht versagen.

Als sie ihm den Auftritt im freiherrlichen Haus erzählt und die ungeheure Summe genannt hatte, die Herr Carovius mit Siegermiene eingefordert, hatte Döderlein ernst vor sich hingeblickt. Des verjährten Zwistes gedenkend, wahrte er den Schein der Unnahbarkeit und sagte: »Wir wollen uns nicht des elenden Mammons wegen erniedrigen.«

in paar Tage später jedoch sagte er ganz von selbst, seufzend wie ein Mann, der einen schweren sittlichen Kampf glorreich bestanden hat: »Tu, was du willst, mein Kind, aber laß es mich nicht wissen.«

Man war ja arm. Man lebte von der Hand in den Mund. Das geringe Heiratsgut, das Herr Carovius seiner Schwester mitgegeben, war aufgebraucht. Margaret hätte Anspruch auf dreißigtausend Mark gehabt, Herr Carovius hatte ihr nur zwölftausend ausbezahlt, und dagegen war kein Appell möglich, denn Herr Carovius hatte sich von seiner sklavisch ergebenen Schwester um den Preis seiner Einwilligung in die Heirat eine schriftliche Verzichtserklärung ausstellen lassen.

»Ich bin düpiert worden«, sagte Andreas Döderlein und trug seinen Groll mit Würde.

Der Direktor der Musikschule starb, und Andreas Döderlein, der kraft seiner Leistungen wie auch seiner Persönlichkeit die nächste Anwartschaft auf dieses Amt hatte, erhielt die Bestallung. Seine ehemaligen Kollegen behaupteten, daß er, um dieses Ziel zu erreichen, manchen sauern Gang zu den Machthabern unternommen habe. Döderlein las in ihren Augen den Neid und lächelte.

Aber es war doch ein mühseliges Leben. »Die Kunst geht nach Brot«, sagte Döderlein mit einem heroischen Fernblick. »Was für eine Position könnte ich einnehmen, was für Werke könnte ich schaffen, wenn ich Zeit hätte! Man gebe mir Zeit, und« – mit einer Handbewegung nach oben – »die Adler werden mich grüßen.«

9

Herr Carovius und der Tod waren gute Freunde. Sooft der Tod sein trauriges Geschäft zu verrichten hatte, klopfte er bei Herrn Carovius an, gleich, als suche er neben denen, die sein Handwerk mißbilligten und verwünschten, auch einen, der es zu schätzen wußte.

Aber als Herr Carovius erfuhr, daß Lenore Nothafft gestorben sei, fand er, daß sein alter Freund diesmal des Guten zuviel getan hatte. Der Fall ging ihm nah. Er hatte ein zusammenziehendes

Gefühl in der Magengegend und sperrte sich für die Dauer eines ganzen Tages in seinem Gerichtszimmer ein. Dort verfiel er in eine Art von Katalepsie; sein Gesicht veränderte sich grauenhaft, wie wenn alle Bosheit, alle Hoffnungslosigkeit und alle Verzweiflung des durch Liebe nie entsühnten Menschen für alle Zeiten darin versteinert wären.

Die Vorahnung hatte sich erfüllt.

Es war ein regnerischer Junitag, als sie Lenore begruben, und Herr Carovius, in den schäbigen gelben Überzieher mit den großen Taschen gehüllt, war zugegen. Auch viele andere Menschen gaben Lenore das letzte Geleit. Jede Miene war ergriffen, jedes Auge aufgelockert wie die Erde ringsum. Die sie nicht gekannt, hatten doch von ihr gehört; sie hatten gewußt, daß sie dagewesen war, auf irgendeine Weise, wie man von Himmelserscheinungen hört, und wußten jetzt, daß sie fort war. Einen Augenblick lang wurden sie zu tiefen, schauenden, fühlenden Wesen, einen Augenblick lang entäußerten sie sich ihres nichtigen Tuns, ihrer kleinen Laster, Begierden, Sorgen und Eitelkeiten und wurden inne, daß es nun weniger Wahrheit, weniger Reinheit, weniger Lieblichkeit und weniger Liebe auf der Welt gab.

Herr Carovius ging nach Hause und kochte sich einen Lindenblütentee. Der half ihm oft gegen übles Befinden.

Das Regenwasser tropfte auf das Sims am Küchenfenster, und Herr Carovius sagte vor sich hin: »Das war die letzte Leiche; von nun an geh ich zu keiner mehr.«

Um die Abendzeit kam Dorothea, und gleich nach ihr erschien auch Philippine Schimmelweis. Herr Carovius hatte ihr manches Fünzigpfennigstück zugesteckt für die Spionendienste, die sie ihm geleistet, und jetzt wollte sie erfahren, was er zu dem Unglück sagte. Sein verliebtes Interesse an allem, was die Person Lenores betraf, hatte sie heimlich belustigt, doch hatte sie sich wohl gehütet, ihn dies merken zu lassen, sondern hatte bei seinen Fragen, Aufträgen, Belehrungen und bittern Betrachtungen stets einen scheinheiligen Ernst gezeigt, hatte ihn aufgestacheln, ihm plump geschmeichelt und jede Gelegenheit benutzt, seine lächerlichen Hoffnungen zu nähren. Dadurch war eine wachsende Vertraulichkeit zwischen ihnen entstanden, und die greisenhafte

liebestollheit des Herrn Carovius hatte in Philippine niedrige und verworfene Lüste geweckt.

Sie sagte, sie müsse bald wieder heim; das Kind sei eingeschlafen, das Gatter habe sie zugesperrt, aber man wisse doch nicht, was geschehen könne; mein Gott, in einem solchen Haus geschehe gar viel, da sei es nicht wie in andern Bürgerhäusern.

Die Gegenwart Dorotheas störte und ärgerte sie. Sie setzte sich auf die Ofenbank und sah das junge Mädchen mit giftigen Blicken an. Dorothea ihrerseits konnte ihren Abscheu vor Philipppines unbeschreiblicher Häßlichkeit kaum verhehlen. Ihr Mund zuckte, und sie ließ das mit krächzender Stimme redende, mit verbundenem Kopf dasitzende Geschöpf nicht aus den Augen.

Philippine hatte nämlich Zahnweh, und deshalb trug sie das Gesicht eingebunden. Das Tuch war abenteuerlich bunt gesprenkelt, und unter dem Hut ragten zwei Zipfel heraus.

Mit Selbstgefälligkeit und Gruselfreude erzählte sie, einen wie schweren Tod Lenore habe sterben müssen. Nun sitze der alte Jordan flennend in seiner Dachkammer, der Daniel esse nicht und trinke nicht und sehe einen an, geradewegs zum Fürchten.

Soweit habe er's nun gebracht, schmälte sie; zwei Frauen unter der Erde, ein hilfloses Kind im Haus, keine Arbeit, keinen Verdienst, was für ein Ende werde das nehmen? Die Kosten für die Beerdigung habe die Notarin Rübsam ausgelegt, der Daniel habe ja nicht einmal verstanden, was man zu ihm geredet, und der Alte habe keine zwanzig Mark im Vermögen gehabt. Sie werde das Elend nicht mehr lang mitansehen; wenn der Daniel die brotlose Musiziererei und Klimpere nicht bald an den Nagel hänge, werde sie wissen, wo der Zimmermann das Loch gemacht.

Gegen seine sonstige Gepflogenheit unterließ Herr Carovius alle Zeichen der Zustimmung. Auch feixte und zwinkerte er nicht, sondern starrte tiefsinnig und düster vor sich hin. Dieses Schweigen machte Philippine wütend. Sie sprang plötzlich auf, ging ohne Gruß davon und schlug erst die Zimmer-, dann die Flurtüre hinter sich zu.

Dorothea stand beim Klavier und stöberte in den Notenheften. Ihre Gedanken waren mit dem beschäftigt, was sie eben gehört hatte.

Sie erinnerte sich Daniel Nothaffts wohl. Sie wußte, daß zwischen ihm und ihrem Vater ein unversöhnlicher Haß herrschte. Sie hatte ihn gesehen; man hatte ihr den grimmig blickenden Menschen auf der Gasse gezeigt. Es war ihr damals gewesen, als habe sie schon mit ihm gesprochen, doch wußte sie nicht mehr, wann und wo. Sie wußte ungefähr, was man sich über ihn erzählte und daß er in der Stadt wie der böse Feind geachtet war.

Ein zielloses Verlangen regte sich in ihrem Innern. Ihr Blut kam ins Prickeln, die stockige Umwelt geriet in Bewegung, auf einmal ergriff sie Geige und Bogen und begann mit lachendem Gesicht und verwegen blitzenden Augen einen ungarischen Tanz zu spielen.

Herr Carovius erhob den Kopf: »Tempo!« befahl er, »Tempo!«, schlug den Takt mit den Händen und stampfte mit dem Fuß.

Dorothea lachte, schüttelte die Haare und spielte immer schneller.

»Tempo!« heulte Herr Carovius, »Tempo!«

Vom Hof herein drang ein krankes Bellen. Es war Cäsar, der Hund, der in den letzten Zügen lag.

10

Daniels Mutter war gekommen; sie hatte die kleine Eva mitgebracht.

Aus der Zeitung hatte Marianne den Tod Lenores erfahren; niemand hatte ihrer gedacht, niemand hatte an sie geschrieben. Und in der Zeitung hatte nicht einmal sie selbst es gelesen, sondern der Eschenbacher Doktor, der auf den Fränkischen Herold abonniert war, hatte ihr eines Morgens das Blatt gereicht und zaghaft auf die Todesanzeigen gewiesen.

Das Begräbnis hatte sie versäumt. Sie ging aber auf den Kirchhof und betete an Lenores Grab.

Daniels Verlust begriff sie ganz. So wie sie ihn antraf, so hatte sie sich vorgestellt, daß er sein würde. In der Maßlosigkeit seines Schmerzes, in der stummen Verzweiflung erkannte sie ihren Sohn, er war ihr näher dadurch als irgendwann vorher. Sie würdigte

inen Schmerz, sie hatte nicht das Bedürfnis, ihn zu verringern oder abzulenken. Sie schwieg, wie Daniel selber schwieg, und legte bloß bisweilen die Hand auf seine Stirn. Da murmelte er: »Mutter, ach Mutter!« Und sie antwortete: »Laß nur; acht' nicht meiner.«

Sie sagte sich: Wenn eine Lenore dahingehen muß, in der Jugend Blüte, dann muß man trauern, bis die Seele von selber wieder hungrig wird nach Leben.

Eva hatte anfangs versucht, mit ihrem Stiefschwesterchen zu spielen, wurde aber von Philippine stets aus dem Zimmer gejagt. Einmal kehrte sie sich gegen die Wütende und rief aus: »Ich werd's meinem Vater sagen.«

»So? Deinem Vater? Sag's ihm nur, deinem Vater«, versetzte Philippine höhnisch. »Wer is er denn, dein Vater? Was is er, wo is er? Im Pommerland vielleicht?« Und sie fügte singend hinzu: »Pommerland is abgebrannt – Maikäfer flieg!«

»Mein Vater? Der ist doch da; drinnen ist er«, erwiderte Eva verwundert und gekränkt; »bist ja in seinem Haus. Und das Agneslein ist ja meine Schwester.«

Philippine riß Mund und Augen auf. »Dein Vater – ist drinnen –?« stotterte sie, »und das Agneslein – deine Schwester –?« Sie erhob sich, packte Eva roh an der Schulter und zerrte sie mit sich über den Flur in die Stube, wo Marianne und Daniel waren. Mit einem Lachen, das irr klang, und einem Ausdruck von Frechheit und Raserei im Gesicht keuchte sie: »Der Balg behauptet, Daniel wär sein Vater und das Agneslein seine Schwester. So ein mundsföttischer Balg!«

Voll Schrecken stand Marianne auf und eilte zu Eva hin, die bleich, das Gesicht von Tränen überströmt, die Arme nach ihr streckte. »Loslassen!« befahl sie. Philippine ließ das Kind los und wich zurück. »Ist's denn wahr?« lispelte sie plötzlich furchtsam, »ist's denn wahr?«

Marianne kniete auf dem Boden und hob ihr Pflegekind empor. »Geh deiner Wege, du Racker«, sagte sie finster zu Philippine.

»Daniel?« machte Philippine fragend, mit aufgehobenen Händen zu Daniel gewandt, und wieder: »Daniel?« So, als wolle sie ihn auffordern, zu sprechen, als wolle sie ihm vorwerfen, daß er sie

betrogen. Es hatte einen unheimlichen Ton, dies fragende Daniel, Daniel.

»Geh zu deinem Agneslein«, antwortete Daniel gequält. Er fühlte sich je länger, je mehr in Philipppines Schuld; und jetzt gar, was sollte er beginnen ohne sie, die die einzige Hüterin seines Kindes war. Die Mutter konnte nicht in der Stadt bleiben, sie hatte draußen ihr Brot, und Eva wuchs bei ihr in Frieden auf. Das Agneslein durfte man Philipphine nicht rauben, auch wenn es die Mutter hätte übernehmen wollen; an dem Kind hing Philipphine mit einer richtigen Affenliebe. Auch für den alten Jordan war Philipphine unentbehrlich; Daniel konnte ihm nicht die Stube aufräumen, konnte nicht für sein Essen sorgen.

Und Philipphine ging hinaus. »Der Luderskerl«, sagte sie vor der Türe und ballte die Faust, »der Luderskerl! Noch ein Bankert hat er, der Luderskerl! Wart nur, Bankert! Dir kratz ich die Augen aus.«

Das in sich hineinschluchzende Kind auf dem Schoß haltend, saß Marianne neben Daniel. »Tu nicht weinen, Eva«, tröstete sie, »bald fahren wir wieder heim.«

Da schaute Daniel seiner Mutter aufmerksam ins Gesicht, und er erzählte ihr, wie Philipphine ins Haus gekommen sei; und erzählte ihr den Betrug Jason Philipps und wie die eigene Tochter den Vater verraten hatte; er erzählte ihr, daß sein Vater dreitausend Taler zu Jason Philipp getragen und daß Jason Philipp damals, als der alte Jordan in der schlimmen Not wegen seines Sohnes gesteckt, einen Teil des Geldes hergegeben und daß er, Daniel, auf das übrige verzichtet habe.

Mariannes Kopf sank tief auf ihre Brust. »Dein Vater war ein wunderbarer Mann, Daniel«, sagte sie nach langem Schweigen, »aber auf die Menschen hat er sich nicht verstanden, und sein Weib hat er erst recht nicht gekannt. Er war wie einer, der blind ist und das Blindsein verhehlen will und geht und nicht weiß, wohin, und steht und nicht weiß, wo. Kommst mir auch oft so vor, Daniel. Mach die Augen auf! Bitt dich, Daniel, mach die Augen auf!«

Das Kind in ihrem Schoß war eingeschlafen. Als Daniel in Evas Gesichtchen blickte (ja, er machte die Augen auf), als er dies

arte, süße, holdwehe Antlitz der Schläferin so dicht vor sich
ah, vermochte er nicht mehr an sich zu halten, er drehte sich
gegen die Wand und schrie, wie wenn es ihm das Herz zerrisse:
Ich bin ein Mörder!«

Nein, Daniel«, sagte Marianne leise; »oder jeder, der lebt, ist an
jedem Toten ein Mörder gewesen.«

Aber Daniel krümmte sich in seinem Schmerz, und seine Zähne
knirschten.

Drinne ist der Vater«, flüsterte Eva im Traum.

11

Am schwersten fiel Marianne das Zusammensein mit dem alten
Jordan, denn der war nur noch ein Schatten seiner selbst. Zu Da-
niel in die Stube kam er nicht, sie ging immer zu ihm hinauf,
und da saß er, still, hilflos, ausgelöscht, ein Bild der Verlassen-
heit.

Er sprach nicht von seinem Kummer, er geriet in Unruhe, wenn
er in Mariannes Miene Mitleid las. In seinem Benehmen war
dann etwas Höfliches, ja Weltmännisches, das im Verein mit sei-
nem armseligen Aussehen und der armseligen Umgebung er-
schütternd wirkte.

Marianne hoffte von ihm einigen Aufschluß über Daniels Lebens-
lage zu bekommen. Die sehr bedrängten Verhältnisse des Sohnes
waren ihr bekannt, und sie war deshalb schon in großer Sorge;
aber sie wollte auch wissen, was er in der Welt galt, und ob das
Musikantentum wirklich eine Sache sei, auf die ein Mensch seine
Existenz stellen könne. In diesem Punkt war ihr Mißtrauen und
ihre Furcht noch von gleicher Stärke wie ehemals; nur im Hin-
blick auf Lenore hatte sie in den letzten Jahren Vertrauen gefaßt;
es war, wie wenn ihr Lenores Art, Lenores Gegenwart eine dun-
kelferne Ahnung von Musik gegeben hätte. Jetzt kehrten alle
Zweifel zurück.

Jordan aber zeigte sich verschlossen, sobald sie von Daniel redete.
Seine Augen hatten dann einen gepeinigten Ausdruck. Er schaute
nach der Tür, steckte die Hände in die Rockärmel und zog den
Kopf zwischen die Schultern.

Einmal sagte er: »Können Sie mir erklären, liebe Frau, weshalb ich lebe? Können Sie mir so einen paradoxen Unsinn erklären, wie es mein jetziges Dasein ist? Der Sohn, ein Lump, spurlos verschollen für die Welt, und für mich nicht mehr vorhanden. Die Töchter im Grab; beide; beide im Grab, liebe Frau. Ich bin ein Mann gewesen, ich bin ein Gatte gewesen, ich bin ein Vater gewesen. Ein Vater *gewesen*! Was für ein Hohn der Natur! Essen, trinken, schlafen – was für widerliche Beschäftigungen! Und doch, wenn ich nicht esse, hungert mich, wenn ich nicht trinke, dürstet mich und wenn ich nicht schlafe, bin ich krank. Wie einfältig, wie zwecklos! Für mich singen keine Vögel mehr, läuten keine Glocken mehr und haben die Musiker keine Musik mehr.«

Da aber Marianne irgendeine Beruhigung um jeden Preis gewinnen wollte, so wandte sie sich an Eberhard und Sylvia, die fast täglich zu Daniel kamen. Die zwei Menschen gefielen ihr; es war so viel Rücksicht in ihrem Betragen, so viel Feinheit in allem, was sie sagten. Das Fräulein nahm nicht den geringsten Anstoß an Daniels finsterner Schweigsamkeit; sie behandelte ihn mit einer Achtung, die Marianne wohlthat, weil sie ihr bewies, daß er bei den Guten und Edlen geschätzt war. Der Freiherr schien auf geheimnisvolle Weise immer von Lenore zu sprechen, ohne je ihren Namen zu nennen. Es war eine Trauer in seinen Augen, die mit übersinnlicher Gewalt an die Verstorbene mahnte. Oft war es Marianne zumute, als seien Daniel und dieser Fremde Brüder und zugleich Feinde im Schmerz der Erinnerung. Auch Sylvia schien es zu spüren und sich nicht dagegen zu wehren.

Als Marianne die beiden einmal auf den Flur begleitete, faßte sie sich ein Herz. »Wie wird's ihm denn nun ergehen?« fragte sie, »er hat kein Amt, spricht nie von Arbeit, was soll da werden?«

»Wir haben daran gedacht«, antwortete Sylvia, »und ich glaube, es ist ein Weg gefunden. Er wird bald Näheres hören, nur, denke ich, darf er nicht wissen, daß wir die Hand im Spiel haben.« Sie schaute ihren Verlobten an, und dieser nickte. Marianne atmete auf.

Darüber waren sich Eberhard und Sylvia von Anfang an klar, daß man Daniel in keiner Form Geld anbieten konnte. Kleine oder große Gaben, sie demütigten ihn, entwürdigten sie. Von

er höchsten zur tiefsten Stufe des Besitzes hinab stößt die Hilfsbereitschaft auf unüberwindliche Hindernisse; es ist keine Zartheit möglich, keine Klausel, kein liebevoller Betrug, da steht der Reichtum vor der Armut so ratlos wie diese vor ihm.

Entschlossen, der Not des Musikers zu steuern, hatte sich Sylvia zu ihrer Mutter gewendet. Auf den Beistand der Freifrau war nicht zu zählen, sie war von Andreas Döderlein so nachhaltig gegen Daniel beeinflusst worden, daß sie drohend die Stirn runzelte, wenn man von ihm redete.

Agathe von Erfft setzte sich mit einigen Personen in Korrespondenz, die ihr dienliche Winke geben konnten. Durch diese wurde sie insofern gefördert, als sie ohne zeitraubende Irrwege an die rechte Stelle gelangte. Eines Tages erschien sie vor Eberhard und Sylvia mit dem fertigen Projekt.

Ein angesehenes Mainzer Verlagshaus hegte schon seit Jahren die Absicht, eine Sammlung mittelalterlicher Kirchenmusik zu veranstalten und herauszugeben. Viel Material lag schon vor, ein zwischen verstorbener Musikschriftsteller hatte es zusammengetragen; anderes mußte erst beschafft werden; hierzu waren Reisen nötig, bedeutende Geldopfer, ein Mann vor allem, der die Mühe nicht scheute und dessen Sachkenntnis keinen Zweifel zuließ. Da nun schon im Beginn des Unternehmens die Kosten den zu hoffenden Ertrag bei weitem überstiegen hatten, war der Verleger bedenklich geworden und hatte, weil auch eine geeignete Kraft fehlte, auf die Ausführung des Planes verzichtet.

Agathe hatte schon früher davon gehört. Daß die Angelegenheit wieder in Fluß gebracht werden konnte, erfuhr sie durch eine mittelbare Erkundigung, eine unmittelbare bestätigte es. Der Verleger wollte jedoch die geschäftliche Gefahr nicht mehr allein tragen, er suchte einen Mäzen, der sich mit einem Kapital beteiligte. Kam dies zustande, so war er bereit, Daniel Nothafft, dessen Name ihm von ungefähr bekannt war, die verantwortungsvolle Aufgabe anzuvertrauen. Da die verschiedenen Arbeiten, als: das Sammeln in Archiven, Bibliotheken und Klöstern; die Korrekturen; Erläuterungen; Überwachung des Drucks und so weiter sich über eine Reihe von Jahren erstrecken würden, mußte man ihn der Firma verpflichten und sei erbötig, ihm bis zur Beendi-

gung des Werkes ein Jahresgehalt von dreitausend Mark zu zahlen.

Eberhard zog verlässliche Nachrichten über den Ruf und Kredit jenes Hauses ein, und da diese günstig lauteten, erklärte er, die bedungene Kapitalhilfe leisten zu wollen.

Ein paar Tage nach dem Gespräch zwischen Sylvia und Marianne erhielt Daniel mit der Frühpost einen Brief des Verlags Philander und Söhne, worin er aufgefordert wurde, dem nach Art und Ziel genau bezeichneten Unternehmen seine Dienste zu widmen. Im Falle seiner Einwilligung hatte er nur seine Unterschrift auf den mitgeschickten Kontrakt zu setzen.

Er las alles ruhig von Anfang bis zu Ende durch. Seine Miene erhellte sich nicht. Er schritt einige Male auf und ab, trat dann ans Fenster und schaute hinaus. »In diesem Sommer scheint's bloß Regen zu geben«, sagte er.

Marianne war zum Tisch gegangen. Sie nahm den Brief samt dem Vertrag und las beides. Ihre Pulse klopften vor Freude, doch drängte sie jede Äußerung aus Furcht vor Daniels Widerspruchsgeist und unberechenbarer Laune zurück. Kaum traute sie sich nach ihm hinzublicken und wartete bang auf das, was er tun würde.

Endlich trat er wieder an den Tisch, zog eine Grimasse, starrte eine Weile auf die Schriftstücke und sagte lakonisch: »Kirchenmusik? Ja; das will ich machen.« Langte nach dem Federhalter, tauchte ihn ein und kritzelte seinen Namen unter den Vertrag.

»Gott sei Dank!« flüsterte Marianne.

Am selben Mittag verabschiedete sie sich von Daniel. Eva hing am Hals ihres Vaters und wollte sich gar nicht trennen. Ohne Scheu küßte sie ihn unzählige Male voll natürlicher, sprudelnder Leidenschaft und lachte dabei. Daniel ließ es geschehen. Er blieb ernst. Wenn sein Blick dem Blick des Kindes begegnete, schauderte ihm vor der grenzenlosen Fülle des Lebens, aber er empfand auch eine Verheißung, und dagegen sträubte er sich mit aller Macht.

s war ein sonniger Septembertag. Eberhard, der den ganzen August in Erfft verbracht hatte, war zurückgekehrt, um einige dringende Geschäfte zu erledigen, sowie die Anstalten zur bevorstehenden Hochzeit zu beschleunigen.

Um die Stunde, wo die Gassen voll von spielenden Kindern waren, schritt er versonnen den Burgberg hinan. Er wollte sein Häuschen aufsuchen, das er seit Monaten nicht betreten hatte, es verlangte ihn nach der Stille dort, der tiefen Stille, nach einem Blick in die Vergangenheit, nach einem der schattenhaften Bilder seiner selbst, die er in allen Zeiten wandeln sah, in allen Räumen, wo er gewesen, auf vielen Wegen, wo er gegangen, auf den vergilbten Seiten von Büchern sogar, die er in der Einsamkeit zu Gefährten gehabt.

Er zögerte häufig, blieb stehen, schien unschlüssig. Auf einmal kehrte er um und wandte sich mit ziemlich raschen Schritten gegen den Egydienplatz. Als er die Tenne von Daniels Wohnhaus betrat, kam dieser die Treppe herunter. Daniel begrüßte Eberhard und reichte ihm die Hand.

«Ich wollte Sie gerade abholen», sagte der Freiherr, »wollte Sie bitten, mit mir in meine Eremitage zu gehen.«

Daniel schaute durch seine Brillengläser einer Schwalbe nach, die in fabelhaftem Schwung über die ganze Weite des Platzes schnellte. »Offengestanden, Baron, zum Schwatzen fehlt mir die Lust«, antwortete er so schonend, wie es ihm möglich war.

«Es muß nicht geschwatz't werden», sagte Eberhard. »Mich drückt in Geheimnis, und ich kann es Ihnen mitteilen, ohne daß wir zu reden brauchen.«

Daniel ging mit.

In dem Häuschen herrschte eine muffige Luft. Eberhard machte über die Fenster nicht auf; es sollte so still bleiben, wie es war. Daniel setzte sich auf einen der Stühle in der ehemaligen Wohnstube des Freiherrn, Eberhard meinte, er setze sich aus Müdigkeit, und nahm gegenüber seinem Gaste Platz. Die Abendsonne fiel schräg auf einen alten Stahlstich, der eine Schäferszene darstellte; eine Maus rumorte in einer Ecke.

»Was ist es also mit dem Geheimnis?« fragte Daniel nach langem Schweigen ziemlich brüsk.

Eberhard erhob sich und machte eine Gebärde, die Daniel aufforderte, ihm zu folgen. Sie schritten über den schmalen Gang, eine winzige Treppe hinauf, und oben, auf dem winzigen Stiegenabsatz, öffnete Eberhard eine Tür, die in die Dachkammer des Häuschens führte.

Ein betäubender Modergeruch schlug ihnen entgegen. Daniel kehrte sich unwillkürlich ab, der Freiherr jedoch deutete stumm auf die Wände.

»Was ist das? Was für ein Raum ist das?« stieß Daniel hervor.

Alle vier Wände des Raumes waren vollständig von Sträußen, Girlanden und Kränzen verwelkter Blumen bekleidet. Von den meisten Blumen waren längst die Blütenblätter abgefallen und bedeckten ringsherum den Boden. Die grün gewesenen Blätter waren braun geworden, hingen zusammengekrümmt da, die Gräser waren zerfasert, die Zweige morsch. Manche Sträube und Gewinde hatten Bänder, deren Rot und Blau abgeblaßt war, manche hatten Goldfäden, an denen sich Rost angesetzt hatte. Auf manche fiel die schräge Sonne, wie unten auf den Stahlstich mit der Schäferszene, und in den purpurnen Strahlen zitterte ein dicker Strom von Staub.

Es war ein Blumengrab-Gewölbe, eine Leichenkammer der Erinnerungen. Daniel ahnte. Schwer lag ihm die Zunge im Gaumen, Frost überlief seinen Rücken, und als Eberhard nun doch sprach, wälzte es sich glühendheiß und naß in seine Augen.

»Die Blumen sind von ihren Händen gepflückt und gebunden worden, von Lenores Händen«, sagte Eberhard. Dann, nach einer Pause: »Sie hat die Sträube für einen Händler angefertigt, und ich habe sie, ohne daß sie es wußte, gekauft.« Dann sagte er nichts mehr.

Da schaute Daniel in sein Leben zurück, als risse ihn ein unsichtbarer Arm auf einen Gipfel. Und er schaute, und seine Seele verging vor Angst und Qual und Reue.

Was war ihm denn geblieben? Zwei Gräber waren geblieben. Und eine zerbrochene Harfe; und verwelkte Blumen; und eine Maske aus Gips.

er sah die abgestorbenen Stengel und die zerfallenen Kelche; einst hatten Lenores Finger sie alle berührt, und wie Geisterfiguren schwebten die Finger noch um die toten Blumen. In den staubigen Pinnengeweben nisteten die ungenutzten Stunden, versäumte gute Worte, versäumter Trost, versäumte Aufmunterung, versäumte Rücksicht, versäumtes Glück. O dies Nichtwissen um eine Gegenwart, um ein lebendiges Leben, um den wunderbaren Tag, die atmende Stunde, dies Hinschlurfen, Hinstürzen, Hinwüten in die Nacht des Wunschs und Wahns, dies eitle, verbrecherisch eitle Ungenügen! O Flügelwesen, Flügelwesen, wo bist du, wo ruft man dich an?

Nichts geblieben als zwei Gräber, eine zerbrochene Harfe und verwelkte Blumen und eine Maske. Und ein helles Kind dort und ein dunkles hier, und ein drittes, das ins Leben getreten war, um zu sterben. Und über alldem, hoch über dem Gipfel noch, das Ungeheure, Unausdrückbare, das Meer der Träume, erträumten Klänge, Odem Gottes und höllischer Finsternis Verkündigung, Botschaft der Ewigkeit und Wunder der Zeitlichkeit, Tanz und Schalmei, Donnerschall und süßes Weben, Musik!

Es war Abend geworden. Der Freiherr schloß die Tür. Daniel reichte ihm schweigend die Hand und ging nach Hause.

Prometheische Symphonie

1

Herbst und Winter hindurch führte Daniel ein schweigsames, einsames Leben. Im Frühjahr schrieb ihm Sylvia von Auffenberg, er möge zu ihr und Eberhard nach Siegmundshof kommen und einige Wochen bei ihnen zubringen. Er schlug es ab, versprach, später zu kommen.

Bisweilen besuchte ihn der alte Herold. Er erzählte von den Mißständen, die unter Döderleins Regiment an der Schule eingerissen waren und sagte, die Welt sei drauf und dran, ein Saustall zu werden.

Auch der Provisor Seelenfromm stellte sich ein, ferner der Architekt mit dem Zungenfehler, und Martha Rübsam kam hie und da. Gegen Ende des Winters erschien auch Herr Carovius. Er hatte ein umgänglicheres Wesen denn ehemals und gab originelle Ansichten über Musik zum besten.

Alles Reden klang an Daniels Ohr vorüber. Oft waren mehrere Menschen um ihn, er schien ihnen zuzuhören, und doch war in seinem Gesicht eine vollständige Geistesabwesenheit. Wandte sich jemand mit einer Frage an ihn, so geschah es nicht selten, daß ein kindliches Lächeln auf seine Lippen trat. Keiner hatte dieses Lächeln früher an ihm bemerkt.

Er gab Philippine das Geld zurück, das sie ihm damals geliehen, als das Klavier gepfändet worden war. Philippine sagte: »Joi! Mir scheint, Daniel, du schwimmst in Geld.« Sie brachte ihm den Schuldschein, trug das Geld in ihre Kammer und rechnete lang auf einem Stück Papier, ob die Zinsen stimmten.

Das Agneslein saß am Boden und schnullte an einem Süßholz. Es freute sich, wenn Philippine da war. Vor seinem Vater hatte es Angst.

Die Freunde hatten gemeint, die Wohnung sei jetzt zu geräumig, Daniel möge sie aufgeben und eine kleinere und billigere nehmen. Da war er aufgebraust und hatte erklärt, freiwillig werde er sich hierzu nie verstehen, das Haus bedeute ihm noch was anderes als

n gemietetes Quartier, und es müsse alles so bleiben, wie es bisher gewesen.

ines Tages im Frühjahr sagte er zu Philippine: »Ich geh jetzt ort für lange Zeit. Gib acht auf das Kind, und daß es dem alten Mann droben an nichts fehlt. An jedem Ersten schick ich dir das Geld für die Wirtschaft, und du bist mir verantwortlich für alles, was geschieht. Und noch was; ich will dir Lohn zahlen. Du sollst mir nicht umsonst dienen. Ich will dir fünf Taler im Monat geben.«

Das Schüttern, das Daniel schon öfter beobachtet hatte, lief über Philipppines Züge. Sie ruckte mit den Schultern, machte ihr hässlichstes Gesicht und antwortete: »Spar deine Batzen, wirst sie schon brauchen, mußt nit gleich 'n großen Herrn spielen; kauf lieber dem Agneslein ordndliche Schuh und ordndliche Kleider, is 'scheiter.« Daniel ließ sie stehen.

Schwerlich war ihre Geldgier geringer geworden, seit sie bei ihren Eltern gestohlen hatte; sie liebte das Metall; sie liebte, es zu sehen und zu betasten; sie liebte die Scheine, liebte es, sie glattzureichen; sie liebte die Vorstellung, daß die Menschen sie für arm hielten und daß sie, ihnen zum Possen gleichsam, in einem alten Strumpf zwischen ihren Brüsten mehr als tausend Mark herumtrug. Sie liebte es, wenn andre über die schlechten Zeiten kammerten, wenn Bettler auf der Straße ihr die Hand entgegenstreckten. Dann dachte sie an ihren Schatz, blähte ein wenig den Leib auf, um den alten Strumpf besser zu spüren und freute sich der Sicherheit, die sie sich bei so jungen Jahren bereits verschafft hatte.

Trotzdem war ihr zumut, wie wenn sie Daniel mit den Fingernägeln die Augen auskratzen müßte, als er von Lohn für ihre Dienste sprach. Sie empfand es als schwärzesten Undank; wenn in ihrer dunklen, neidischen und boshaften Seele ein Kummer überhaupt Wurzel schlagen konnte, so war es jetzt und aus diesem Grund.

ie lief in die Küche und schmiß Messer und Gabeln voll Wut in den Spülbottich. Nach einer Weile begab sie sich zum alten Jordan, klopfte an seine verschlossene Kammer, und nachdem er ihr geöffnet hatte, teilte sie ihm erbittert mit, daß Daniel verreisen

wolle. »Kaum is ein übriger Groschen im Haus, so treibt's ihn schon auf die Juchhee«, räsionierte sie. »Da steckt doch ganz gewiß wieder so ein Deifelsfrauenzimmer dahinter. Sagen Sie's ihm nur, Herr Inspektor, sagen Sie's ihm nur, was das für eine Gemeinheit ist, sein Kind und den alten Vater im Stich zu lassen. Sagen Sie's ihm, dann kriegen S' zum Sonntag Kartoffelklöß' mit Lebkuchensaft.«

Jordan schaute Philippine scheu ins Gesicht. In seinem Auge war etwas wie Hunger nach der versprochenen Speise, denn Philippine hielt ihn bei schmaler Kost, und manchmal ging er heimlich, nur um sich zu sättigen, in einen Wurstladen und kaufte sich für zehn Pfennige Preßsack.

»Ich will mich nach dem Zweck seiner Reise erkundigen«, murmelte er; »aber ich glaube nicht, daß ich da etwas über ihn vermag.«

»Jetzt gehn S' 'naus, gehn S' a bisla spazier'n«, befahl Philippine, »die Fenster müssen geputzt wer'n, die starren ja vor Dreck.«

Am späten Abend noch kam Daniel zu Jordan, um sich von ihm zu verabschieden.

»Wohin geht denn die Fahrt?« fragte der alte Mann.

»Will mir ein wenig das deutsche Reich ansehen«, erwiderte Daniel. »Hab im Norden droben zu tun, in Städten und auf dem Land.«

»Glück zu«, sagte Jordan bedrückt, »Glück zu, lieber Sohn. Wie lang bleibst du denn fort?«

»Weiß noch nicht. Kann sein, Jahre.«

»Kann sein, Jahre«, sprach Jordan, und seine Blicke suchten auf dem Boden Halt; »da werden wir uns auf ewig Lebewohl sagen müssen, scheint mir.«

Daniel schüttelte den Kopf. »Wann immer ich auch zurückkomme, ich treff dich noch hier«, sagte er mit seltsamer Bestimmtheit. »Hat's das Schicksal zu arg mit einem Menschen getrieben, dann geht es ihm aus dem Weg. Es kommt mir vor, als wärest du jetzt ganz schicksalslos.«

Jordan antwortete nicht. Seine Augen weiteten sich wie vor Furcht, und er seufzte.

Am andern Morgen verließ Daniel sein Heim. Er hatte eine

aune Joppe an, die bis zum Hals mit Hirschhornknöpfen geschlossen war. Darüber hing ein Mantel mit einer Pelerine. Der weitkrepmpige Hut überschattete das Gesicht, welches jung ausah, obgleich so ernst, so abgekehrt, daß Stimmen, Blicke und Geräusche von ihm abzuprallen schienen wie bewegtes Wasser an einer steinernen Mauer.

Philippine trug ihm den Koffer zum Bahnhof. Ihr Kleid war mit hellfarbigen Bändern geradezu überhäuft. Die Weiber auf dem Markt bekamen den Hetscher vor Lachen.

Als Daniel ihr adieu sagte und ins Kupee stieg, tat sie den Mund nicht auf. Mit gerunzelter Stirn, die Fingerspitzen aneinander rübend, stand sie da und schaute beharrlich zur Erde. Nachdem der Zug längst aus der Halle gefahren war, stand sie immer noch da, bis ein Beamter sich ihr näherte und sie, mit schlecht verhehltem Spott über die rare Erscheinung, befragte, worauf sie warte.

Sie kehrte ihm den Rücken und ging. Sie machte einen Umweg über den Jakobsplatz und sprach für ein Viertelstündchen bei ihrer Freundin, der Frau Hadebusch, vor. Es war ein Sonntag. Benjamin Dorn kam eben von der Kirche und machte Philippine eine tiefe Verbeugung.

Frau Hadebusch klopfte Philippine auf den Schenkel und zwinkerte bedeutungsvoll.

Herr Francke wohnte nicht mehr bei Frau Hadebusch. Herr Francke wohnte im Gefängnis. Er hatte einer herrschaftlichen Königin die Ehe versprochen, hatte sich aber nicht damit beeilt, sondern einstweilen nur die Ersparnisse seiner Braut im Billardspiel vertan.

2

Daniel hatte Empfehlungen an den Prior des Klosters zu Löhriedt. Dort suchte er nach einer Handschrift, die von einem Zeitgenossen des Orlando di Lasso, wenn nicht von diesem selbst, sein sollte.

Er blieb über zwei Monate und arbeitete an dem Sammelwerk. Den Verkehr mit den Mönchen fand er angenehm und war auch bei ihnen wohlgelitten. Einer, der ihn wegen seines Orgelspiels

besonders schätzte, aber von strenger Frömmigkeit war, gab ihm zu verstehen, wie sehr er es bedauerte, daß er ihm als Protestanten nicht mit jenem Vertrauen entgegenkommen könne, mit dem ein Mann seinesgleichen ausgezeichnet zu werden verdiene.

»Ei, da wollt ich doch, daß ich ein Jud wär«, erwiderte ihm Daniel, »dann könntet ihr erst recht sehn, was unser Herrgott ohne euer Zutun zu machen imstande ist.«

Der betreffende Klosterbruder hieß Pater Leonhardt und war ein kleiner, sehniger Mensch mit schwarzen Augen und dunklem Teint. Er schien viel erlebt, schien manchen Anlaß zu Reue und Buße zu haben, denn seine religiösen Übungen hatten nichts Gewohnheitsmäßiges, sondern echte Inbrunst und Hingebung. Seine Gläubigkeit ergriff Daniel, aber er hatte Angst vor dem Zuschauer in seinem Innern; er hielt den Zuschauer für einen Feind, für einen Philister, und daher sah er den Pater Leonhardt lieber gar nicht an.

Er wohnte in der Nähe des Klosters bei einem Bahnoffizial, und einmal besuchte ihn der Pater Leonhardt. Daniel saß am Fenster und wollte noch rasch eine Korrektur beenden, der Pater schaute sich im Zimmer um, und seine Blicke fielen auf eine runde, hölzerne Schachtel, die auf einem Stuhle lag und einer Tortenschachtel ähnlich war.

»Da haben sie Ihnen wohl aus der Heimat was zum Schleckern geschickt«, bemerkte der Pater, als sich Daniel erhob.

Daniels Blick folgte dem des Mönchs. Er nahm die Schachtel, zögerte eine Weile und machte dann den Deckel auf. In der Schachtel befand sich, ganz in Sägespäne gebettet, die Maske der Zingarella. Sie war ein Teil von Daniels geringem Gepäck, und er führte sie überall mit sich.

Erschrocken prallte Pater Leonhardt zurück. »Was bedeutet das?« fragte er.

»Es bedeutet Sünde, und es bedeutet Reinigung«, antwortete Daniel, indem er die Maske gegen das vergehende Tageslicht hielt; »es bedeutet Schmerz und bedeutet Erlösung, es bedeutet Verzweiflung und bedeutet Gnade, es bedeutet Liebe und bedeutet Tod, es bedeutet Chaos und bedeutet Gestalt.«

Von dem Tag ab richtete Pater Leonhardt das Wort nicht mehr

Daniel. Und wenn der fremde Musiker die Orgel spielte, verließ er eilends die Kirche und floh an einen Ort, wohin die Töne nicht drangen.

3

Im Sommer kam Daniel nach Aachen und in die Gegend von Lütlich, Löwen und Mecheln, von da an wanderte er zu Fuß weiter, nach Gent und nach Brügge.

Auf den Stellen, wo er Nachforschungen zu betreiben hatte, konnte er sich meist nur durch Briefe verständlich machen, die ihm das Verlagshaus geschickt hatte. Zur Stummheit verurteilt, lebte er einsam und allein.

Schönheitswürdigkeiten lockten ihn nicht. Selten stand er vor einem alten Gemälde; nur wenn das Schöne seinen Weg versperrte, zwang es ihn zum Aufenthalt. Er ging immer wie zwischen zwei Mauern, immer der Nase nach, kehrte ungern um und spürte erst Müdigkeit, wenn er sich zum Schlafen hinlegte.

Auch in der Müdigkeit war noch ein nagendes Gefühl des Beunruhigten, Unruhe auch noch im Schlummer. Hast drückte sich er in seinem Auge, in seinem Gang, in seinen Verrichtungen. Hastig nahm er die Mahlzeiten, hastig schrieb er seine Briefe, hastig redete er.

Die Blicke der Menschen auf sich gerichtet zu wissen, war ihm keine Pein. Obwohl er sich in jedem Wirtshaus in die verborgensten Ecken begab und jeden Anlaß vermied, der ihm zum Zielpunkt der Neugier machen konnte, wurde er doch überall sofort gesehen, beobachtet und bestaunt. Denn alles an ihm war auffallend, die Energie seiner Mimik, seine heftigen Gesten, das Fletzen der Zähne, der eilige, hackende Schritt, mit dem er durch Gruppen schwatzender Leute ging.

Er hatte sich auf den Anblick des Meeres gefreut. Auf Ungeheures war er gefaßt gewesen, auf ein titanisch brodelndes Element, den Sturm der Apokalypse. Das friedliche Schwanken und harmlose Brausen enttäuschte ihn. Man sollte die Dinge, vor denen einem die Phantasie Ehrfurcht eingeimpft hat, nicht kennenlernen, dachte er.

Er konnte mit der Natur hadern wie mit einem Menschen; was er

ihre Unvollkommenheit nannte, erregte seinen Groll. Doch liebte er eine bestimmte Stelle in einem Wald, wohin es ihn immer wieder trieb; oder einen Baum in der Ebene; oder die Abendstunde an einem Kanal.

Am meisten liebte er die engen Gassen der Städte, wenn aus offenen Fenstern Stimmengemurmeln drang und aus geschlossenen das Licht der Lampen; wenn er an Höfen und Kellern, an Toren und Zäunen vorbeiging; eines alten Mannes Gesicht auftauchte, eines jungen Mädchens Gesicht, Arbeiter aus den Fabriken kamen, Soldaten aus den Kasernen, Seeleute vom Hafen. Da war für ihn Erzählung drinnen; da war er wie der Leser eines aufregenden Buches.

Einst ging er in Kleve bei Nacht durch dunkle Straßen. Da sah er vor einer Kirche einen Mann und eine Frau und fünf Kinder, arm-selig gekleidet alle; vor ihnen auf dem Pflaster lagen mehrere Bündel, die ihre Habe enthielten. Nach einer Weile kam ein Mensch und redete herrisch mit ihnen; sie hoben die Bündel auf und folgten ihm in traurigem Zug. Es waren Auswanderer, ihr Führer hatte vom Schiff gesprochen.

Daniel dünkte es, als spanne sich eine Saite in seiner Brust und schwinde tonlos. Die sich entfernenden Schritte der acht Menschen wurden zum rhythmischen Gefüge. Verworrenes teilte sich ab; finster Gewesenes schoß ins Licht. Voller Beklommenheit ging er seinen Weg, die Augen zu Boden geheftet, als suche er; und er sah nicht mehr, hörte nicht mehr, wußte die Stunde nicht.

Nach einer Erstarrung von anderthalb Jahren wehte Märzwind in seiner Seele.

Aber es war wie Krankheit. Ungeduld verzehrte ihn. Sein nächstes Ziel war Kloster Oesede bei Osnabrück, von dort wollte er nach Berlin. Er konnte das Stillsitzen in der Eisenbahn nicht aushalten; in Wesel gab er seinen Koffer als Fracht auf und wanderte mit Mantel und Rucksack weiter. Er marschierte acht bis zehn Stunden täglich, trotz des schlechten Wetters. Es war Ende Oktober, die Morgen und Abende waren kalt, die Straßen naß, die Quartiere elend. Nichts beirrte ihn; er ging und ging, suchte und suchte, oft bis in die späte Nacht, leidenschaftlich in sich versunken.

Als er ins Eisen- und Kohlenrevier kam, hob er immer öfter den Kopf empor. Die Häuser waren schwarz, die Luft war schwarz, die Berge schwarz, geschwärzte Menschen begegneten ihm. Kupferhämmer schlugen im Nebel, Hämmer dröhnten, gewaltige Räder surrten, Schlote rauchten, Dampfpfiffeißen gellten, es war wie Traumvision, Landschaft eines unbekannten, verfluchten Sterns.

Eines Abends trat er aus einer Kantine, wo er in Eile etwas zu sich genommen hatte. Er war noch zehn Kilometer von Dortmund, wo er übernachten wollte. Er hatte die Dorfstraße verlassen, da umgibt ihn ringsum die Feuer der Hochöfen durch den Nebel, der nachfolgedessen blutrot glühte. Bergleute kamen schweigend auf das Dorf zu, und ihre müden Gesichter sahen im Flammenschein wie dämonische Fratzen aus. Fern oder nah, man konnte es nicht unterscheiden, zog ein Pferd einen Karren über glitzernde Schienen; oben stand ein Mann und schwang die Peitsche. Tier, Karren und Mensch zeigten sich riesengroß, das Hühott klang wie ein wilder Geisterschrei, und die eisernen Laute aus den Werkstätten glichen dem Brüllen gequälter Kreaturen.

Da fand Daniel, was er gesucht. Da fand er die wehevolle Melodie, welche ihn von Lenore am Tag ihres Todes fortgetrieben hatte. Wohl hatte er sie damals aufs Papier gebracht, aber sie war ohne Folge geblieben, war mit Lenore ins Grab gegangen. Jetzt war sie auferstanden, und alle Folge mit ihr, in wunderbarem Bogen hingedehnt, gegliedert wie ein Leib, erfüllt wie eine Welt.

Aus der Maschine war ihm die Musik wiedergeboren worden.

4

Jason Philipp Schimmelweis hatte das Haus an der Museumsrückseite verlassen müssen. Die Miete war zu teuer geworden, und seine Geschäfte gingen schlecht. Der Zufall wollte, daß in dem Haus am Kornmarkt, von welchem er vor zwanzig Jahren seinen Aufstieg genommen, eine billige Wohnung frei war, und er zog dort hin.

Verstand Jason Philipp seine Zeit nicht mehr? War er zu alt, zu

stumpf, um dem Publikum die literarische Nahrung mundgerecht zu machen? Waren seine Anpreisungen ohne Kraft, die Reizmittel, die er ersann, ohne Würze? Niemand wollte mehr Prachtwerke und Lexika auf Raten bei ihm kaufen, auch die reichen alten Herren, die nach zweideutiger Lektüre lüstern waren, kamen nicht mehr. Jason Philipp war ein säumiger Zahler geworden, die Verleger schickten ihm keine Kommissionsexemplare, er kam auf die schwarze Liste.

Und er schimpfte über die neueren Schriftsteller und sagte, es sei kein Wunder, daß das Bücherschreiben von lauter nichtswürdigen Subjekten ausgeübt werde, da ja die ganze Nation am Gehirnschwund leide.

Es half aber kein Räsonieren, der Zusammenbruch war nicht aufzuhalten. Ein Mann namens Rindskopf kaufte die Lagerbestände zu Makulaturpreisen, und die Firma Schimmelweis hatte aufgehört zu sein.

In seiner Bedrängnis hatte Jason Philipp bei der liberalen Partei Unterstützung gesucht. Er pochte auf die Freundschaft, die ihn mit dem vormaligen Führer, dem Freiherrn von Auffenberg, verbunden hatte. Da kam er übel an. Ein Renegat beruft sich auf den andern, hieß es; natürlich, gleich und gleich gesellt sich gern.

Dann ging er den Freimaurern um den Bart und wollte in die Loge eintreten. Doch gab man ihm zu verstehen, daß man einigen Grund habe, der Reinheit seiner Gesinnung zu mißtrauen, und daß seine Bemühungen deshalb vergeblich seien.

Eine Zeitlang wurde es ihm schwer, das tägliche Brot aufzubringen. Die Agentenstelle bei der Prudentia hatte er schon längst gekündigt. Seit einer Interpellation im Reichstag und einem großen Prozeß, der kurz hernach gegen die Gesellschaft anhängig gemacht worden war, und den sie verloren hatte, war es mit dem Ansehen des klug ersonnenen Brandschatzungs-Unternehmens vorbei.

Jason Philipp hatte keine andere Wahl: er mußte wieder zur Buchbinderei seine Zuflucht nehmen. Er mußte wieder leimen, schneiden und falzen. Von wo er als ehrgeiziger, plänereicher, selbstsicherer, streitbarer Mann ausgegangen war, dorthin kehrte er am Abend seines Lebens arm und verbittert zurück. Nichts

atte gefruchtet, Beredsamkeit nicht, Pfiffigkeit nicht, Wechsel der
berzeugung nicht, Einsicht in die wirtschaftlichen Konjunkturen
icht und Spekulation nicht. Er hatte niemals an eine gerechte
Weltordnung geglaubt, weder als Sozialist noch als ehrenfester
ürger, jetzt schien sie ihm nicht einmal passend für einen Merk-
bruch in einer Kinderfibel.

Willibald war nach wie vor ein braver Handlungskommis; Mar-
us bekam einen Posten in einem Möbelgeschäft und lernte Vola-
ik, denn er verfocht die Ansicht, daß sich alle Völker der Erde
nnen kurzem nur noch dieser verbrüdernden Sprache bedienen
würden.

Therese siedelte so ruhig in das Haus am Kornmarkt über, als sei
e schon seit Jahren mit dem Gedanken vertraut. Es befand sich
ort ein Erkerfenster, an diesem saß sie, wenn die Arbeit in der
üche getan war, und strickte Strümpfe für ihre Söhne. Bisweilen
ratzte sie mit der Nadel ihren grauen Kopf, bisweilen griff sie
ach einem Schälchen ungezuckerten, kalten Kaffees, das stets
eben ihr stand. Ihr Blick war der trübste Menschenblick, den
an wahrnehmen konnte, ihre Hand die schwieligste, runzligste
auernhand, die je eine Städterin gehabt.

unterbrochen mußte sie an das viele Geld denken, das in den
wei Dezennien, die sie am Ladentisch in der Plobenhofgasse ver-
racht hatte, durch ihre Hand gegangen war.

e malte sich aus, wohin das viele Geld gerollt sein konnte, wem
jetzt diente, wen es jetzt quälte. Denn sie war nun seiner ledig,
nd sie freute sich in ihrem Innern, daß sie seiner ledig war.

nes Tages trat Jason Philipp aus seinem Arbeitsraum in die
tube, eine Zeitung in der Hand, und rief mit strahlender Miene:
Endlich, meine Liebe, endlich! Ich bin gerächt. Jason Philipp
himmelweis war doch ein guter Prophet. Nun, was meinst du?«
hr er fort, als ihn Therese ohne sonderliche Neugier anschaute,
was meinst du? Rate mal. Ich laß was draufgehen, wenn du's
errätst. Aber du errätst es ja nicht, das kann kein Weiberschädel
ssen.« Er stieg auf einen Stuhl, hielt die Zeitung wie eine Fahne
a die Höhe und jubelte: »Mit Bismarck ist's aus! Er wird gegang-
en! Der Kaiser hat ihn geschäßt! Nun kann kommen, was will,
h habe nicht umsonst gelebt.«

Jason Philipp hatte das Gefühl, als sei es hauptsächlich seinem Wirken zuzuschreiben, daß dem großen Kanzler die Zügel der Regierung entrissen worden waren. Seine Befriedigung äußerte sich auch weiterhin auf eine ebenso geräuschvolle wie seinem Alter unangemessene Weise. Er fiel die Bekannten auf der Gasse an und forderte Gratulationen von ihnen. Er spendierte in seinem Stammwirthshaus ein Faß Bier und legte in einer mit allerlei Sarkasmen und volkstümlichen Wendungen gespickten Rede die Gründe dar, weshalb er diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens betrachte.

Er sprach: »Erwiese mir das Schicksal die Gunst, vor diesem Schädling, diesem gewissenlosen Tyrannen einmal Mann gegen Mann zu stehen, wahrhaftig, ich nähme mir kein Blatt vors Maul, und er sollte Dinge von mir zu hören kriegen, die ihm noch kein Sterblicher gesagt hat.«

Mehrere Monate vergingen, und eines Tages unternahm der mit seinem Geschick hadernde Bismarck von seinem Sitz im Sachsenwald eine Reise nach München. Eine gewaltige Erregung machte sich in Nürnberg bemerkbar, als es hieß, der Eiserne Kanzler werde um die und die Stunde den Bahnhof passieren.

Alles wollte ihn sehen, jung und alt, vornehm und gering, schon in der Morgenfrühe drängte sich das Volk in dichten Scharen durchs Königstor.

Bei diesem Schauspiel durfte Jason Philipp nicht fehlen. »Einen Tiger, dem die Krallen abgeschnitten und die Zähne ausgebrochen worden sind, zu beaugapfeln, ist ein Vergnügen, das sich meiner Mutter Sohn nicht entgehen läßt«, sagte er.

Seine Ellenbogenkraft leistete ihm nützliche Dienste, und als der Zug in die Halle fuhr, stand unser Rebell in der vordersten Reihe der zu einer undurchdringlichen Masse zusammengekeilten Menschen.

Der Zug hatte einige Minuten Aufenthalt, und unter dem betäubenden Hurrageschrei des Volkes verließ der Fürst seinen Wagen. Er drückte dem Bürgermeister die Hand und begrüßte einige hohe Offiziere.

Jason Philipp rührte sich nicht. Es fiel ihm nicht ein, Hurra zu rufen. Nein, es fiel ihm nicht ein. Ein säuerlich höhnisches Lächeln

spielte seinen Mund, und sein schon weißer Bart zuckte, wenn die Lippenwinkel in satanischer Genugtuung auseinanderzog. fiel ihm nicht ein, den Hut zu ziehen, trotzdem in seiner Nähe ein unheildrohendes Murren vernehmbar wurde. Ich bin konsequent, mein lieber Bismarck, dachte er; ich, Jason Philipp Schimmelweis, bin unbestechlich.

Noch schien ihm die Genugtuung, die wir als satanisch bezeichnen, nicht ganz begründet, da sie in einem zu schroffen Gegensatz zum rings um ihn herrschenden Enthusiasmus stand. Was war dem dummen Pöbel gefahren? Was raste er? Sah den Feind vor sich, den Henker, sah ihn unschädlich, im bürgerlichen Kleid, und gebärdete sich, als sei der Messias aus dem Extrazug gestiegen!

Es dünkte es Jason Philipp, wie wenn die Blicke des Fürsten sich geradeaus gegen ihn richteten, wie wenn der furchtbar große Mann mit dem seltsam kleinen Kopf und den ungeheuerlich lauen Augen Anstoß an seinem Schweigen genommen, wie wenn von seiner Gesinnung irgendwie Kunde erhalten hätte.

Das säuerlich höhnische Lächeln erstarb in Jason Philipps Gesicht, verspürte eine laue Unkraft, Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, unwillkürlich drückte er die Knie durch und die Brust herab, riß den Hut herunter, öffnete den Mund und schrie: Hurra!«

Er schrie Hurra. Der Blick des Fürsten wandte sich wieder von ihm ab.

Über Jason Philipp hatte Hurra geschrien.

Er schlich beschämt nach Hause. Er zog die Pantoffeln an die Füße (»Dem Müden zum Trost«); sie waren schon recht zerfranst, die Pantoffeln, sie hatten gelitten im Lebenskampf; er streckte sich auf dem Sofa aus, das Gesicht zur Wand, den Rücken gegen das Fenster, gegen die Welt gekehrt.

Wochenlang hatte Daniel in Berlin einsam gelebt, weit draußen, im Osten der riesigen Stadt. Da kam einer der Leiter des Hauses

Philander und Söhne zu ihm. Er besuchte den Mann wiederum, und im Verlauf von zwei Stunden wurde er gegen seinen Willen mit einem ganzen Schwarm von Komponisten, Dirigenten, Virtuosen und Musikkritikern bekannt.

Einige hatten von ihm gehört, er erschien ihnen merkwürdig, sie warfen ihre Netze nach ihm aus, er entschlüpfte, mußte sich bei unvermuteten Begegnungen dennoch fangen lassen, mußte Rede stehen, sich enthüllen, fand sich verpflichtet, interessiert, aber keiner hatte Gewalt über ihn, er ging nur zwischen ihnen durch.

Sie lachten über seine Mundart und seine Unmanierlichkeit. Was sie anzog, war sein Selbstrespekt, was sie reizte, war sein verschlossenes Wesen, was sie originell fanden, war, daß er immer wieder für Monate aus ihrem Gesichtskreis schwand.

Eine geschiedene junge Frau, eine Jüdin, Regina Sußmann mit Namen, faßte eine Schwärmerei für ihn. Sie erkannte in Daniel die elementare Natur; je mehr er ihr auswich, je hartnäckiger warb sie um seine Beachtung. Manchmal tat es ihm wohl, wieder eine Frau zu spüren, den helleren Laut, den zarteren Schritt, den reineren Atem, doch glaubte er nicht an Regina Sußmann, weil sie ihm zu wissend schien. Da war nichts von jener Pflanzenart, ohne die ihm eine Frau bildlos und verwildert vorkam.

An einem Wintertag besuchte sie ihn in dem öden Mietszimmer, das er in der Greifswalder Straße bewohnte. Sie setzte sich an das Piano und phantasierte vor sich hin. Zuerst war es wie Dunst; plötzlich lauschte er betroffen. Was er hörte, klang ihm auf eine halb unbehagliche, halb schmerzliche Weise vertraut. Es waren Motive aus dem Quartett, dem Lenoren-Quartett, wie er es für sich benannt hatte. Es stellte sich heraus, daß Regina Sußmann vor drei Jahren bei der Aufführung in Leipzig gewesen war.

Nach einer lastenden Stille griff eine Frage Reginas kühn in sein Inneres. Sie wollte Fäden vom Werk zum Menschen knüpfen; sie wollte von seinem unbekannten Schicksal den Schleier reißen. Er stieß sie zurück. Danach tat sie ihm leid, und zögernd fing er an, von seiner Symphonie zu sprechen. Die leidenschaftlich-stumme Teilnahme der Frau hatte etwas Verzauberndes; er verlor sich, er vergaß sich, er eröffnete sich. Er baute das Werk in Worten vor ihr auf, die sieben Sätze gleich sieben Treppen eines Tempel-

ms, ein herrliches Empor in die oberen Sphären, ein tragischer Sturm mit tragisch heiteren Pausen der Erinnerung und Besinnung, von lächelnden Genien begleitet, welche die Pfeiler der Baumregion schmückten und bekränzten.

Dann begab er sich ans Klavier, schlug das wehvolle Hauptmotiv und die beiden Seitenthemen, kontrapunktierte sie, steigerte, variierte, modulierte und sang zugleich. Seine Pupillen hatten sich weitert und loderten hinter den Gläsern der Brille in grünem Feuer. Da kniete Regina Sußmann neben dem Instrument nieder. Vielleicht zwang sie die Ergriffenheit, dies zu tun, vielleicht wollte sie ihm einen sichtbaren Beweis ihrer Andacht und Verehrung geben. Da wurde ihm die Frau plötzlich widerwärtig, das löste Schmachten ihrer Augen erregte seinen Ekel, ihre kniende Stellung dünkte ihm wie Spott und Grimasse, eine Erinnerung war entweicht, er sprang auf, eilte wortlos, mit zornig verkniffenen Lippen hinweg und ließ sie in seinem Zimmer allein zurück. Als er spät in der Nacht heimkehrte, fürchtete er, sie noch zu treffen, aber sie war nicht mehr da. Nur ein Brief lag neben der Lampe auf dem Tisch.

Er schrieb, daß sie ihn verstanden habe; sie habe verstanden, daß er in seiner Vergangenheit wie in einer Festung wohne, und daß Schatten um ihn seien, die durch keine Anmaßung eines Lebendigen verscheucht werden dürften. Sie wolle sich nicht in sein Inneres drängen, doch habe sie Angst um seine Zukunft und wie den Hunger des Leibes, den Hunger des Herzens einst niederzupfen würde.

»Schamlose«, murmelte Daniel, »Spionin!«

Er habe seine Größe erkannt, hieß es in fast perverser Demut weiter, er sei der Genius, dem sie entgegengeharret, und sie wünsche sonst nichts, als ihm zu dienen. In der Ferne, da er ihre Nähe nicht ertragen wolle; er möge es sich um seinen- und der Menschheit willen gefallen lassen.

Daniel verbrannte den Brief. In der Nacht wachte er auf und hatte Sehnsucht nach der zärtlichen Berührung einer Unberührten. Er träumte ein Lächeln auf dem Antlitz einer Siebzehnjährigen, arglos Spielenden, und es schauderte ihm vor sich selbst.

Kurze Zeit hernach fuhr er nach Dresden, wo er in der König-

lichen Bibliothek zu arbeiten hatte. Es kamen Menschen zu ihm, die für ihn wirken wollten. An vielen Zeichen merkte er, daß Regina Sußmann glühende Propaganda für ihn trieb.

Eines Tages erhielt er von einer Gesellschaft von Musikfreunden in Magdeburg die Aufforderung, dort ein Konzert zu leiten. Er schwankte lange, endlich willigte er ein. Äußerlich hatte der Abend nur geringen Erfolg, doch spürten die Hörer seine Macht. Stümpernde Musikanten, sich vergessend, wurden zu beseelten Sklaven seines Arms und Blicks. Ein ungewisses Glück, das er in den Guten weckte, rief ihn weiter auf der Bahn. Zwei Winter lang dirigierte er klassische Konzerte in den Provinzstädten des Nordens. Er war der erste, der damit begann, das Publikum an strenge Programme zu gewöhnen. Der erste erntet selten Dank. Hätte er sich nicht so puritanisch der Darbietung von Süßigkeiten enthalten, von Opernnummern und beliebten Tongemälden, sein Wirken hätte sich besser gelohnt. Er wurde mit Achtung genannt, dennoch ging er dunkel durch die Städte.

Regina Sußmann war immer dort, wo er ein Konzert gab. Er wußte es, auch wenn er sie nicht sah. Bisweilen gewahrte er sie in der vordersten Reihe. Sie näherte sich ihm niemals. Dann und wann erschienen begeisterte Artikel in den Zeitungen, die erkennbar von ihr beeinflußt waren. Einmal begegnete er ihr auf der Treppe eines Hotels. Sie blieb stehen, bleich, mit gesenkten Augen. Er ging vorüber. Da flammte wieder die Sehnsucht auf nach der zärtlichen Berührung einer Unberührten. Hungerte wirklich schon sein Herz? Er biß die Zähne zusammen und arbeitete die ganze Nacht hindurch. Es schien ihm, als bedrohe ihn die düstere Nüchternheit seiner Zeit und seiner Welt schrecklich. Aber bedurfte es, um sie abzuwenden, eines Weibes? Die Schatten wichen trauernd zurück, Gertrud und Lenore, schwesterlich umschlungen.

Laß ab von deinem Tun! riefen sie. Und er sah, daß ihn die provinziellen Konzertreisen zu falschen Zielen lockten, falschen Ehrgeiz entfachten, seine Kräfte zerteilten. Auch ertrug er die blendend hellen Säle nicht mehr, die geputzten Menschen, die leer kamen, unverwandelt gingen. Es war alles wie Lüge. Da ließ er ab, gerade als die Verführung am stärksten war, als ihn die Ber-

der Philharmonie eingeladen hatte, in ihren Räumen seine eigenen Schöpfungen zu dirigieren.
Ötzlich war er verschollen. Ehe drei Monate vergingen, war sein Name zur Sage geworden.

6

Sommer, Herbst und Winter des Jahres 1893 verbrachte er mit ununterbrochenem Wandern. Bald saß er an einem entlegenen Ort in Thüringen, bald in einem Tal der Rhön, bald im Erzgebirge, bald in einem Fischerdorf an der Ostsee. Tagsüber arbeitete er an dem Singspielwerk, in der Nacht komponierte er. Und nur der Firma Schott in Mainz war sein jeweiliger Aufenthalt bekannt. Vor den Brotverdienern durfte er sich nicht verstecken.

Allmählich entwöhnte er sich des Wortes so, daß es ihn Mühe kostete, mit einem Wirt über den Preis eines Zimmers zu verhandeln. Das beständige Schweigen meißelte seine Lippen zu unheimlicher Schärfe aus.

Er hörte nichts von seiner Mutter, nichts von seinen Kindern. Es war, als hätte er vergessen, daß es Lebendige gab, die seiner mit Liebe, mit Angst gedachten.

Die einzigen Boten aus der Welt waren Briefe, die er in Zwischenräumen von vier bis fünf Wochen durch das Verlagshaus in Mainz nachgeschickt bekam. Die Briefe waren von der Hand Regina Schottmanns, aber sie trugen ihre Unterschrift nicht, sondern die Schreiberin nannte sich »die Schwalbe«. Und sie redete Daniel mit Du an.

Sie erzählte ihm von ihrem Leben, von Büchern, die sie las, von Menschen, die sie sah, und von ihren Ideen über Musik. Ihre Mitteilungen wurden ihm nach und nach unentbehrlich, ihre Treue bewährte sich, und daß sie sich ihres Namens entäußert hatte, gefiel ihm. Sie hatte eine erstaunliche Feinheit und Kraft im Ausdruck, und so unwahr, so gespannt sie im persönlichen Verkehr auf ihn gewirkt hatte, so überzeugend und natürlich war alles, was sie schrieb. Nie ein Wunsch, daß er geben möge, was er doch nicht geben konnte; nie eine Klage. Dafür eine Leidenschaftlichkeit

des Verstandes, die ihm neu war, die er an Frauen noch nicht kannte, eine Glut und Sicherheit im Erfassen seines Wesens, vor der er sich beugte wie vor einer höheren Stimme.

Er beantwortete keinen Brief, doch wartete er nicht selten mit Ungeduld auf den, der fällig war. Oft dachte er an die Schwalbe, in der Nacht, wenn er an ein schwarzes Fenster trat; er dachte an sie wie an einen allsehenden Geist, der in den Lüften haust. Die Schwalbe, das war sinnvoll, die unruhige, zarte, schnelle Schwalbe. Und er sah jene eine, die sich damals in fabelhaftem Bogen über den Kirchenplatz geschwungen hatte, als Eberhard von Auffenberg gekommen war, um ihn zu den verwelkten Blumen zu führen.

Da schrieb er an Philippine: »Schmücke meine Gräber, kauf zwei Kränze und leg sie auf die Gräber!«

»Du mußt zum Wolkengipfel hinan, sonst bist du verloren, Daniel«, lautete eine Stelle in einem der Schwalbenbriefe; »sobald du um eine Einsamkeit weißt, mußt du in eine andere, ungewußte schlüpfen, sobald ein Weg sich dir bahnt, mußt du ins Dickicht stürmen, sobald ein Arm dich umschlingt, mußt du dich losreißen, und gibt's auch Blut und Tränen. Du mußt über die Menschen hinaus, du darfst kein Bürger sein, nichts Liebliches darf dir lieb werden, keinen Begleiter und keine Begleiterin darfst du haben, kühl und still müssen die Zeiten um dich schwingen, erzumschlossen bleibe dein Herz, denn die Musik ist eine Flamme, die im Menschen, der sie gebiert, alles durchbricht und verzehrt, bloß nicht den Stoff, den die Götter um den Auserwählten geschmiedet haben.«

Wie hätte da nicht vollends das Bild der rothaarigen Jüdin entschwinden sollen, vor der Daniel in Widerwillen geflohen war? Da war eine Muse, wie sie von Dichtern erträumt wird. Jüdin, wunderbare Jüdin, dachte Daniel, und dieses Wort Jüdin erhielt für ihn eine eigene Bedeutung von Gemüts Gewalt und prophetischem Flug.

»Das Werk, Daniel Nothafft, das Werk«, schrieb diese zweite Rahel ein anderes Mal, »der Prometheusraub, wann schenkst du ihn der verarmten Menschheit? Die Zeit ist wie erdig schmecken-der Wein, dein Werk muß Filter sein; sie ist wie ein epileptischer

örper im Starrkrampf, dein Werk sei die heilende Hand, die an ihm auf die Stirn legt. Wann endlich gibst du, Sparsamer, wann reifst du, Baum, wann ergießt du dich, Strom?»

Über dem Baum eilte es nicht, die Früchte abzuwerfen; der Strom und den Weg lang bis zum Meer; er hatte Gebirge zu durchwühlen und Felsen zu zerbrechen. O qualvolle Nächte, in denen stehende Form wieder und immer wieder verfiel! O hundert qualvolle Nächte, in denen kein Schlaf war, nur aufgeregtes Tonen vieler Stimmen! Trübe Morgen, wo die Sonne auf zersetzte Blätter schien und auf ein verstörtes Gesicht, ein Gesicht voll Leiden, immer neuer Leiden. Und Mondnächte, wo einer singend hinschweift, nicht fröhlich singend, sondern singend wie einst der Ketzer auf den Marterbänken der Inquisition; und Regennächte, Sturmnächte, Schneenächte, wo er dem Phantom einer Melodie nachrast, die halb schon sein Eigentum ist, halb noch im unendlichen Raum unter den Sternen irrt.

Da wurde alle Landschaft bleiche Vision, Busch und Gras und Bäume wie Gespinnst in einem Fieber, Menschen, die vorübergingen, und Nebelschwaden, die überm Wald faserten, waren von Einsamkeit und derselben Beschaffenheit; nichts war greifbar; der Gauken schmeckte den Bissen nicht, die Finger spürten kein Ding. Schlechtes Wetter war das willkommene; es dämpfte die Geräusche, machte die Menschen stiller. Verflucht die Mühle, die schappert, verflucht der Zimmermann, der den Balken schlägt, verflucht der Fuhrknecht, der die Gäule anruft, verflucht das Lachen von Kindern, das Quaken der Frösche, das Zwitschern der Vögel! Ein Fühlloser blickt auf euch, einer, der stumm und taub ist, einer, der Kleid und Schmuck von der Welt reißen will, damit keine Farbe und kein Glanz sein Auge ablenkt, einer, der bei Nacht zum Himmel fliegt, um das ewige Feuer zu stehlen, und bei Tag in Gräbern wühlt, ein Auswürfling.

Als das Frühjahr kam, begann er den dritten Satz, ein Andante mit Variationen. Es drückte den schauerlichen Frieden aus, den Seniores schlummerndes Antlitz eine Nacht vor ihrem Tod gezeigt. Da waren plötzlich alle Quellen erschöpft, und er wußte nicht, warum seine Hand und seine Phantasie erlahmten.

Eines Abends kehrte er von einer langen Wanderung nach Arn-

stein zurück, einem Marktflecken im Unterfränkischen, wo er um diese Zeit sein Quartier aufgeschlagen hatte. Er wohnte bei einer Näherin, einer armen Witwe, und als er in sein Zimmer trat, sah er das Töchterchen der Witwe, ein zehnjähriges Kind, vor der geöffneten Schachtel stehen, in der sich die Maske der Zingarella befand. In harmloser Neugier hatte das Mädchen den Deckel heruntergenommen und war gebannt von dem unerwarteten Anblick.

Als es Daniel gewahr wurde, zuckte es erschrocken zusammen und wollte fliehen. Aber Daniel legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Bleib nur!« Er fühlte den mageren Körper, die furchtsam bebende Gestalt unter seiner Hand, und eine ferne Erinnerung schlug ihm wie mit Krallen in die Brust. Der Mund der Maske schien zu sprechen, Stirn und Wangen leuchteten weiß; wenn er die Augen abwendete, tanzte oben im Raum ein Elfchen, und das Elfchen erregte eine schuldvolle Unruhe in seinem Gemüt.

7

Philippine wollte nie erlauben, daß das Agneslein mit andern Kindern spielte.

Einmal war das Kind auf den Platz gegangen und hatte zugeschaut, wie kleine Mädchen »Schneider, leih mir die Scher'« spielten und lachend von Baum zu Baum liefen. Gern hätte es sich zu ihnen gesellt, aber niemand forderte das blasse, scheue Wesen auf, am Spiele teilzunehmen. Da schoß Philippine wie eine Furie daher und rief erbost: »Geh in die Stuben 'nauf, sonst kriegst a Schell'n, daß dir drei Tag lang die Zähn im Maul klappern.«

Auch zog sie immer ein schiefes Gesicht, wenn der alte Jordan sich zu dem Kind setzte, um mit ihm zu reden. Beachtete er dies Zeichen ihres Unwillens nicht, so begann sie erst leise zu singen, dann lauter, dann schimpfte sie in gehässiger Weise und gab sich nicht eher zufrieden, als bis Jordan mit einem Seufzer aufstand und hinausging. Er durfte es nicht wagen, Philippine zu trotzen; sie bestrafte ihn, indem sie ihm schlechtes Essen und winzige Por-

nen verabreichte. Und er litt viel an Hunger. Er verdiente nur ein paar Groschen in der Woche und mußte das Geld sparen, damit er die Ausgaben bestreiten konnte, die ihm durch die Arbeit an seiner Erfindung verursacht wurden.

Er glaubte an die Erfindung. Sein Glaube ward mit den Jahren immer fester. Kein Mißlingen beirrte ihn; im Gegenteil, er war überzeugt, daß ihn jeder Fehlschlag näher zum Ziel brachte.

Er fragte er Philippine: »Warum wollen Sie denn nicht, daß ich mich ein bißchen mit meinem Enkelchen beschäftige? Es tut mir wohl, es lenkt mich ab, es mildert die Spannung meines Geistes.«
»Lüdes Geschwätz«, antwortete Philippine, »das Agneslein ist mit seinem Vater übel genug dran, der Großvater, der fehlet mir doch, der tät das Kraut fettmachen.«

Ein andermal sagte der Greis: »Schließen wir einen Vertrag: Sie lassen mich täglich eine halbe Stunde bei dem Kind, und ich bringe Ihnen dafür die Gänge in der Stadt.«

Philippine erwiderte grob: »Meine Gäng' besorg ich mir selber, und das Agneslein gehört mir; basta.«

Dabei war Philippine um jene Zeit besonders guter Laune. Es hatte sich nämlich gefügt, daß Benjamin Dorn, der zusammen mit Herrn Zittel von der Prudentia weggegangen und jetzt bei der Gesellschaft »Exzelsior« beamtet war, sich lebhaft für sie interessierte. Philippine hatte ihrer Freundin, der Frau Hadebusch, zu einer schwachen Stunde verraten, daß sie beträchtliche Ersparnisse besaß, und mit dieser Wissenschaft hatte Frau Hadebusch den Methodisten auf ernste Heiratsgedanken gebracht.

Der Methodist gab sich Mühe, Philipppines Gunst zu gewinnen. In ihrer gottlosen Denkungsart nahm er freilich Anstoß und künftels betrubt den Kopf, wenn sie ihn einen Pfaffen nannte. Er erklärte, das fromme Getue sei ihr wurscht, die Hauptsache wäre, daß man Moneten im Sack habe, eine Meinung, der Frau Hadebusch mit allem Nachdruck beipflichtete. Frau Hadebusch sagte zu Benjamin Dorn, eine tüchtigere, drallere, vermöglichere, von oben bis unten besser ausgestaffierte Person als das Fräulein Himmelweis könne er auf dem ganzen Erdenrund nicht ausfindig machen, er und sie seien für die Ehe geschaffen wie Essig und Öl für den Salat. Man solle nur sehen, was für stattliche

Gewänder die Person habe und wie sie sich zu putzen verstehe, und von guter Familienabstammung sei sie noch überdies; kurz, jedem Mann wäre zu gratulieren.

Und zu Philippine sagte Frau Hadebusch: »Der Dorn, das ist ein Schreiber, wie es ausgezeichneten keinen gibt. Der führt Ihnen eine Feder, daß es ein wahrer Staat ist. Er hinkt ein bisla, no ja; wie viele gehen auf zwei gesunden Beinen und haben bloß Lumpereien im Kopf. Der aber, kein Wasserlein kann er trüben; er ist so sanft wie Zwetschgenmus, und wenn ihn ein Hund anbellt, gibt er ihm ein Stück Zucker. So ein Mann ist das.«

Im Oktober gingen Benjamin Dorn und Philippine auf die Fürther Kirchweih, und das Agneslein wurde natürlich mitgenommen. Benjamin Dorn wußte, was er sich schuldig war; er ließ Philippine zweimal auf dem Karussell fahren, zahlte das Entree in ein Wachsfigurenkabinett und nahm ein Los am Glückshafen. Es war eine Niete. Da setzte er Philippine auseinander, daß es unmoralisch sei, in einer Lotterie zu spielen, und kaufte eine Tüte mit Pfeffernüssen, was doch ein solider Genuß war.

Philippine benahm sich außerordentlich kokett. Sie lachte grundlos, sie verdrehte die Augen, sie sprach mit gespitzten Lippen, sie wackelte mit den Hüften und ergriff jeden Anlaß, um ihre Bildung zu zeigen. Als sie mit der Eisenbahn zurückfuhren, sagte sie, sie habe Lust, einmal in einer Chaise zu sitzen; aber zwei Rosse müßten sein und ein Kutscher mit einem Zylinder. Benjamin Dorn entgegnete, solches ließe sich machen; und er deutete schalkhaft an, daß er eine gewisse feierliche Zeremonie nicht ohne ein derartiges Vehikel veranstalten würde. Philippine kicherte und sagte: »Joi, Sie sind ja ein ganz Geriebener.« Worauf Benjamin Dorn glücklich und verlegen grinsend zu Boden schaute.

Dann trennten sie sich, denn das Agneslein war in Philipppines Arm schon eingeschlafen.

Wie sich Philippine zu der Bewerbung des Methodisten innerlich verhielt, war schwer zu ermessen, obgleich sie so tat, als fühle sie sich geehrt und in ihren Erwartungen geschmeichelt. Benjamin Dorn war seiner Sache keineswegs sicher, und wenn Frau Hadebusch auch noch so resolut ins Zeug ging, mußte sie sich von Philippine immer wieder vertrösten lassen.

vorher aber hatte Philippine so viele Lieder geplärrt, nie waren ihre Bewegungen so hurtig gewesen. Jeden Tag zog sie ihr Sonntagskleid an und schmückte es mit den erlesensten Bändern; und wusch ihre Hände mit Mandelseife und frisierte sich vor dem Spiegel. Simpelfransen waren nicht mehr modern, dafür baute sie aus ihren Haaren einen Turm und sah aus wie eine Chinesin. Inzwischen besuchte sie Herrn Carovius, den sie stets allein traf, da Dorothea Döderlein war von ihrem Vater nach München geschickt worden, wo sie sich in ihrer Kunst vervollkommen sollte. Mit halben Worten, augenzwinkernd, dumm und herausfordernd lachend, berichtete sie von Benjamin Dorn und seinen Absichten, wie wenn es gar nicht anders möglich sei, als daß Herr Carovius die brennendste Neugier nach ihren Erlebnissen hege. Herr Carovius war ihrer schon längst überdrüssig, mochte aber die Tür nicht weichen. Es stand mit ihm so, daß er aufhörte, wenn er eine menschliche Stimme hörte. Es stand mit ihm so, daß er sich in seinen vier Wänden vor der Stille fürchtete. Keiner kam zu ihm, keiner sprach mit ihm, und er seinerseits traute sich keinem zu nähern. Mit dem Hochmut von ehemals war er es aus, und nun fand er keinen Weg mehr zu den Menschen. Daß er ins Paradieschen, so kannte ihn niemand. Die Brüder im Jammertal waren zerstreut, ein anderes Geschlecht saß da, von anderer Herkunft, mit andern Tiraden, und er war alt. Dorotheas Abwesenheit konnte er nicht verwinden. Er zählte die Tage bis zu ihrer Rückkunft, und das Klavier öffnete er nicht mehr, weil alle Musik, und die zumeist, die er liebte, einen Trübsinn aufschießen ließ, der die Stube erfüllte gleich Miasmen. Der Nero unserer Zeit litt an der Cäsarenmelancholie. Der Kleingerber war in die unterste Tiefe des finstern Schachtes hinabgesunken, den er selber gebohrt, um alle Freuden, alles neue zu werden, alle Flügelwesen darinnen zu verscharren. Das schlimmste war, daß er keine Beschäftigung hatte und daß er gegen kein Kopfzerbrechen half. Die Welt lief ihren Gang, räthselhaft, lief ihren Gang ohne seine Kritik, ohne seinen Beifall, ohne seinen Richterspruch und seine Totengräberei. Philippine ärgerte sich über den scheelblickenden Ofenhocker, und ihre Besuche wurden spärlicher. Mit Frau Hadebusch wollte

sie sich nicht aussprechen, die schien ihr zu nahe beteiligt bei der Sache; sonst hatte sie niemand, und sie mußte ihre Ungeduld und Aufregung im Zaum halten.

Es wurde Weihnachten. Am Heiligen Abend hatte sie für Agnes einen kleinen Tannenbaum geschmückt und Kerzen darauf angezündet. Als Christgeschenke für das Kind lagen ein großer, brauner Lebkuchen, ein Körbchen mit Äpfeln und Nüssen und eine billige Puppe unter dem Baum. Für den alten Jordan hatte sie ein Paar Stiefel gekauft, deren er dringend bedurfte. Seit dem Herbst ging er mit zerrissenen Sohlen herum.

Der alte Jordan saß neben der Tür und hielt die Stiefel auf den Knien. Agnes betrachtete mit ihren traurigen Augen die Puppe, ohne sie anzurühren. Nachdem der Inspektor eine Weile in die flackernden Kerzenflammen gestarrt hatte, sagte er: »Dank Ihnen, Philippine, dank Ihnen. Sie sind eine wirkliche Wohltäterin. Auch daß Sie des Kindes gedacht haben, dank ich Ihnen. 's ist ja ein armseliges Ding, so eine Puppe aus dem Fünzigpfennigbasar, aber wer Kindern schenkt, verdient sich den Himmel, und es wird dabei nicht gewogen und nicht gezählt.«

»Lamentieren S' doch nicht alleweil«, wies ihn Philippine schnödel zurecht. Sie biß an ihren Nägeln und war kaum imstande, ihre Erregung zu verbergen. Frau Hadebusch hatte ihr Nachricht gegeben, daß Benjamin Dorn noch im Laufe dieses Abends kommen werde, um ihr einen förmlichen Heiratsantrag zu machen.

»Warte nur, Agnes«, fuhr der alte Jordan fort, »warte nur, bald wirst du ein Wunderding von einer Puppe zu sehen kriegen. Noch ein paar Jährchen, und die Welt wird staunen. Du aber bist die erste, die das vollendete Werk schauen darf. Die erste bist du, Agneslein. Was haben wir denn heute, am heiligen Christfest doch, zu essen?« wandte er sich zaghaft an Philippine.

»Kalte Naundscher und g'sottne Mehlwürmer«, erwiderte diese höhnisch.

»Und... und... keinen Brief von Daniel?« fragte er mit veränderter, trüber Stimme, »nichts? Gar nichts?«

Philippine zuckte die Achseln. Der alte Mann erhob sich und schwankte hinaus, um in seine Kammer zu gehen.

Bald danach hörte Philippine humpelnde Schritte, und die Gatter-

ocke läutete. »Mach auf«, befahl Philippine dem Kind. Agnes
rließ die Stube und kehrte mit Benjamin Dorn zurück. Der
ethodist trug einen schwarzen Anzug, und in der Hand hielt er
n schwarzes Filzhütchen, das flach wie ein Pfannkuchen war.
verbeugte sich vor Philippine und fragte, ob er nicht störe.
ilippine schob ihm einen Stuhl hin, er nahm umständlich Platz
d lächelte schal. Da Philippine schwieg und nur gespannt in
in Gesicht starrte, fing er an zu sprechen.

erst verbreitete er sich über die Vorzüge des Ehestands im all-
meinen, dann, daß es für ihn im besondern wünschenswert sei,
n braves Weib heimzuführen. Er habe lange mit sich im Kampf
legen, doch Gott habe ihn erleuchtet und auf den rechten Weg
wiesen. So trage er denn kein Bedenken mehr, dem Fräulein
himmelweis Herz und Hand anzubieten, könne aber nicht um-
n, den Wunsch auszudrücken, daß sie den wichtigen Schritt
och einmal in christlicher Weise reiflich erwäge.

ilippine war unruhig von einem Fuß auf den andern getreten.
ötzlich lachte sie. Sie bog den Oberkörper vor und lachte hef-
g. »No, Sie Kniedlaskupf«, fing sie an, »Sie woll'n g'wiß nur
ein Geld! Sagen S' es aufrichtig, mein Geld wollen S' haben,
s?«

ährend Benjamin Dorn dumm und bestürzt dreinsah, geriet
e mehr und mehr in Wut. »Das tät Ihnen schmecken, Sie Habe-
chtsnos'n«, schrie sie, »so a Madl, was gleich den Verstand ver-
ert, wenn sich a Mannsbild blicken läßt, und die sich ihre paar
utzen z'sammg'spart hat, daß sich der Sprazl auf die Bärenhaut
gen kann. Da wird nix draus, die Philippin' betackelt man nicht,
e weiß, was ihr für Lumpenvolk seid. Marsch, fort mit Ihnen,
rt! Hinaus!« Sie warf rabiāt die Arme und wies nach der Tür.

Benjamin Dorn stand auf, stotterte erschrocken, zog sich rück-
wärtsgehend nach der Tür zurück und verschwand dann so eilig,
ß Philippine neuerdings in schrilles Gelächter ausbrach.
Kumm her, Agneslein« sagte sie dann, setzte sich auf den Tritt
a Erker und nahm das Mädchen auf ihren Schoß.

ange schwieg sie, und das Kind getraute sich nicht zu sprechen.
ide schauten in die Kerzenlichter des Christbaums. »Singen wir
as«, sagte Philippine endlich. Mit heiserer Baßstimme begann

sie »Stille Nacht, heilige Nacht« zu singen, und mit hohem, mutlosem Stimmchen fiel Agnes ein.

Als sie das Lied gesungen hatten, entstand wieder ein Schweigen.

»Wo ist denn mein Vater?« fragte Agnes plötzlich, ohne Philippine anzublicken. Es klang, als habe sie seit Jahren auf die Gelegenheit gewartet, diese Frage zu stellen.

Philippines Gesicht wurde grau, ihre Zähne mahlten. »Dein Vater, der lungert im Land herum«, antwortete sie und blies ein Lichtchen aus, welches im Niederbrennen einen Zweig zum Glimmen gebracht hatte; »er hat's auf Weibsleut abgesehen und läßt alle Sieben grad sein. Klimpern tut er und 's Papier vollschmieren. Da kann eins verrecken, und er kümmert sich nicht drum.« Mit einem rohen Stoß setzte sie das Kind auf die Erde, sprang empor, ging zum Fenster und riß es auf, als könne sie's vor Hitze nicht aushalten.

Sie beugte sich über das schneebedeckte Sims.

»Es huschert mich«, klagte das Mädchen. Aber Philippine hörte sie nicht.

8

Daniel schrieb an Eberhard und Sylvia, ob er zu ihnen kommen könne. Er dachte: dort sind Freunde, vielleicht brauch ich wieder einmal Freunde.

Von einer fremden Hand erhielt er den Bescheid, daß die Baronin bedaure, ihn in Siegmundshof jetzt nicht aufnehmen zu können, aber sie liege im Wochenbett; sie sende ihm herzliche Grüße und lasse ihm mitteilen, daß es sowohl dem Neugeborenen wie auch dem andern Kind, welches nun schon drei Jahre alt sei, gut gehe; beides seien Knaben.

»Überall wachsen Kinder auf«, sagte Daniel, und er packte seinen Koffer und reiste langsam südwärts, der Heimat zu, so langsam, als fürchte er sich vor einem Ziel, wohin zu gehen es ihn doch zwang.

An einem Abend im April kam er in Nürnberg an. Als er in die Stube trat, schlug Philippine laut klatschend die Hände zusammen und blieb wie angewurzelt stehen.

Agnes maß den Vater mit scheuen Blicken. Sie war hochaufgeschossen, weit über ihre Jahre.

Der alte Jordan kam herunter. »Du siehst schlecht aus, Daniel«, sagte er und wollte Daniels Hand nicht loslassen, »dürfen wir nun hoffen, dich hierzubehalten?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Daniel und schaute geistesabwesend an den Wänden hin, »ich weiß nicht.«

Am dritten Tag bemächtigte sich seiner eine ganz ungewohnte Angigkeit. Ihm war, als sei er irregegangen und als habe es ihn unerlich an einen andern Ort getrieben. Er ging zu Philippine in die Küche. Sie buk für ihn Kartoffelnudeln, in Schmalz. Es roch gut.

»Ich fahr nach Eschenbach hinaus«, sagte er zu seiner eigenen Erwunderung, denn der Entschluß war mit dem Wort gekommen.

Philippine riß die Pfanne vom Feuerloch, das Feuer stieg jäh in die Höhe. »Meinetwegen fahrst hin, wo der Pfeffer wächst«, herrschte sie ingrimmig. Beschienen von den Flammen, sah sie sie eine Hexe aus.

Daniel schaute sie prüfend an. »Was ist mit der Agnes?« fragte er nach einer Weile, »warum geht mir das Kind aus dem Weg?«

»Wird schon wissen, warum«, versetzte Philippine tückisch und stellte die Pfanne wieder aufs Feuer, »die is keine Zuläufige.«

Daniel verließ die Küche.

Zu seinem Bankert fuhr er, der Luderskerl, zu seinem Bankert«, murmelte Philippine. Sie kauerte sich auf den Schemel und starrte kampf vor sich hin.

Die Kartoffelnudeln verkohlten.

9

Bei sinkender Nacht betrat Daniel das Häuschen der Mutter. Als er die Mutter gewahrte, wußte er, daß ein Unglück geschehen war.

Mutter war fort. Eines Abends, vor vier Wochen, war sie verschwunden gewesen. Eine Seiltänzergesellschaft hatte Vorstellungen im

Städtchen gegeben, die wurde beschuldigt, das schöne Kind geraubt zu haben. In dieser Überzeugung hatten sich die Eschenbacher Leute auch dann nicht erschüttern lassen, als die Gendarmerie die umherreisende Gesellschaft aufgegriffen hatte, ohne des vermißten Mädchens habhaft zu werden.

Alle Gemeinden des Kreises waren alarmiert worden, im ganzen Land wurden die Nachforschungen betrieben, noch bis zur Stunde; vergebens, es war nirgends eine Spur zu finden, der Fall war den Behörden wie den Einwohnern ein Rätsel.

Die Wälder wurden durchsucht, die Weiher abgelassen, die Landstreicher befragt, vergebens. Da hatte eines Tages der Bürgermeister einen Brief ohne Unterschrift bekommen, und sein Inhalt war dieser: »Das Mädchen, nach dem ihr fahndet, ist wohl aufgehoben. Es ist kein Zwang an ihr geübt worden, freiwillig und aus Liebe zur Kunst ist sie mit denen gegangen, bei welchen sie weilt. Sie schickt ihrer Großmutter zärtliche Grüße und hofft, sie einst wiederzusehen, wenn sie erreicht hat, was sie sich wünscht.«

Darunter hatte Eva mit Federzügen, die Marianne Nothafft als ziemlich zweifellos von dem Kinde herrührend bezeichnet hatte, geschrieben: Das ist wahr. Lebwohl, Großmütterchen!

Die Leute, die mit Marianne um den Verlust des Kindes von Eschenbach trauerten, sagten, wenn es Eva wirklich sei, die diese Zeilen geschrieben hatte, so sei sie eben von den Räubern dazu genötigt worden.

Der Brief trug den Poststempel einer rheinpfälzischen Stadt. Ein Telegramm ging hinüber, die Antwort lautete, es habe vor kurzem eine Gesellschaft von Gauklern dorten gastiert, aber sie seien längst abgereist; auf welcher Straße sei nicht bekannt, wahrscheinlich nach Frankreich hinüber.

Marianne war gebrochen. Sie hatte keine Lebenslust mehr, sogar über die Ankunft Daniels bekundete sie keine Freude.

Und Daniel war es, wie wenn der hellste Stern an seinem Himmel untergegangen sei. Als er das Furchtbare aufgefaßt hatte, schlich er in die Dachstube, warf sich auf das verlassene Bett seiner Tochter und schluchzte. Weinst du, Mann, weinst du endlich? schien eine Stimme zu rufen.

An vielen Abenden saß er bei der Mutter, und sie grübelten beide

er sich hin. Einmal fing Marianne an zu sprechen, und sie erzählte von Eva. Die Vorliebe des Kindes für Schaustellungen aller Art habe sie stets beunruhigt; vor Jahren sei eine Truppe wandernder Komödianten im Ort gewesen, da habe die damals erst achtjährige eine leidenschaftliche Erregung gezeigt und sich vom Morgen bis zum Abend vor der Bude herumgetrieben, in welcher die Leute gespielt. Auch habe sie Bekanntschaft mit einigen von ihnen geschlossen, und eine junge Person habe sie dann zu der Aufführung eines Stückes mitgenommen. Sooft ein Zirkus auf dem Jahrmarkt gewesen, hätte man sie kaum bändigen können; bisweilen dacht ich mir, es muß Zigeunerblut in dem Kind sein«, sagte Marianne traurig, »aber es war ein so gutes und folgsames Kind sonst.«

Ein andermal erzählte sie folgendes. An einem Sonntag im Frühjahr habe sie einen Spaziergang mit Eva gemacht. Es sei spät geworden, auf dem Rückweg sei die Nacht eingebrochen, sie hätten durch den Wald gehen gemußt, da habe sie sich müde auf einen Baumstumpf gesetzt, um ein bißchen zu rasten. Der Mond habe erschienen, es war eine kleine Lichtung da, plötzlich sei Eva aufgesprungen und habe zu tanzen begonnen. »Das war wunderbar anzusehen«, schloß Marianne ihren Bericht, »das schlanke, kleine Figürchen, wie es sich im Mondschein und auf dem Moose lustlos um sich selbst gedreht hat. Aber mir hat's das Herz zusammengeschnürt, und mir war, als sollte sie nicht mehr lange bei mir bleiben.«

Daniel schwieg. O zauberisches Ding du, dachte er, Erbteil und Geschick.

Drei Wochen blieb er bei der Mutter, dann engte ihn das Gewohnte zu sehr ein, Haus und Städtchen, und er nahm Abschied. Er fuhr nach Wien; dort hatte der Kustode an einem kaiserlichen Institut wichtige alte Handschriften für ihn liegen.

Unterhalb Monate später bekam er einen Brief, der ihn erst nach allerlei Irrfahrten erreicht hatte. Er meldete ihm den Tod seiner Mutter. Der Lehrer von Eschenbach schrieb ihm dieses mit dem Hinzufügen, daß die Greisin in der Nacht friedlich und schnell verschieden sei.

Ein zweiter Brief folgte, darin wurde er um Anweisungen gebe-

ten, was mit dem Häuschen geschehen solle, und ob es zum Verkauf auszuschreiben sei; ein Nachbar, der Getreidehändler Merk, habe sich freiwillig angeboten, Daniels Interessen zu vertreten. Daniel antwortete, sie möchten tun, was ihnen am besten schiene. Es lasteten Schulden auf dem Häuschen, und der Verkauf konnte keinen großen Ertrag bringen. Er verkroch sich in eine Einöde.

10

In kleinen Städten und Dörfern an der Donau brachte er endlich den dritten Satz der Prometheischen Symphonie zu Ende. Als er wie aus Fieberdelirien erwachte, war es Herbst geworden.

An einem Morgen im Oktober hörte er einen Heiligen die Orgel spielen. Es war in Sankt Florian bei Enns. Der große Künstler, einst hatte er im Stift gelebt, kam jetzt nur zuweilen, um Zwiesprache mit seinem Gott zu halten. Hingenommen bis ins Innerste, war es Daniel zumut, als sitze sein gekrönter Bruder oben an der Orgel; demütig und erschüttert lauschte er in einem Winkel. Als dann ein Mensch an ihm vorüberging, ein gebückter, hagerer, etwas wunderlicher Greis mit einem sorgendurchfurchten Gesicht und in einem schlechten Anzug, da überwältigte ihn das Grauen vor der Körperlichkeit des Genies, und er erschien sich selber gespensterhaft.

Die Schwalbe schrieb: »Uns kann nur einer erlösen, der Musiker. Die Zeit der Religionsstifter, der Staatengründer, der Waffenhelden und der Entdecker ist vorüber. Vielleicht sogar die Zeit der Dichter. Die Dichter haben nur Worte, und unsere Ohren sind müde von Worten; sie haben nur Bilder und Gestalten, und unsere Augen sind müde vom Sehen. Der letzte Trost der Seele liegt in der Musik, dessen bin ich gewiß. Wenn etwas die verlorenen Illusionen des Glaubens zu ersetzen vermag, wenn etwas uns beschwingen und verwandeln kann, wenn es noch eine Rettung vor dem Abgrund gibt, dem die Menschheit mit verwilderten Sinnen zurast, ist es die Musik. Wo bist du, Erlöser? Heimatlos ziehst du über die Erde, der ärmste, der entbehrendste, der

huldigste, der verlassenste Mensch. Wann bezahlst du deine Schuld, Daniel Nothafft?»

Seben Monate brachte Daniel in Ravenna, Ferrara, Florenz und Pisa zu. Er suchte nach Handschriften von Frescobaldi, Borghesi und Ercole Pasquini. Als er die wichtigsten gefunden hatte, durfte das Sammelwerk als abgeschlossen betrachten.

Die Menschen erschienen ihm wie Spielfiguren, die Landschaften die Malerei auf Glas, er sehnte sich nach Wäldern, und seine Räume wurden wüst.

Im Genua wanderte er zu Fuß durch die Lombardei und über die Alpen. Er schlief in harten Betten, um die Erhitzungen des Lutes zu mindern und nährte sich von Brot und Käse. Die Anzeichen von Erschöpfung, denen er ausgesetzt war, beachtete er zuerst nicht, aber in Augsburg stürzte er auf der Straße zusammen. Er wurde in ein Spital geschafft und lag dort drei Monate lang am Sterbepfuhl. Von seinem Fenster aus sah er Fabrikschlote und ewig ziehende Wolken. Es war Winter geworden, und der Schnee fiel.

Sechs Jahre nach seinem letzten Abschied betrat er wieder das Haus am Egydienplatz. Als ihn Philippine gewahrte, so abgelehrt und bleich, stieß sie einen Schreckensschrei aus.

Sein Gesicht war noch länger, noch dürrer, noch ernsthafter geworden. Sie weilen, wenn sie ihren Vater anschaute, hätte er ihr zornig antworten mögen: Was soll dein Gefrage? Dabei war kein Wort über ihre Lippen gekommen.

Als Philippine sah, daß Daniel so einsam zurückgekehrt war, wie er ausgezogen war, legte sie in ihrem Benehmen gegen ihn eine ungewöhnliche Sanftheit an den Tag. Der alte Jordan lebte unverändert dahin. Alles ging seinen vorgeschriebenen Weg, alles war, wie wenn Daniel nicht sechs Jahre, sondern sechs Tage fortgewesen wäre.

Er fühlte sich noch nicht ganz gesund, trotzdem arbeitete er Nacht für Nacht. Der vierte Satz versprach ein Wunder an Polyphonie zu werden. Ursein, Ursehnsucht, Urschmerz tönten in ihm. Der ewige Wanderer gelangte an die Himmelspforte und wurde nicht eingelassen. Überirdisch bewegte Harmonien hatten ihn emporgetragen; dumpfe Paukenschläge bezeichneten sein flehendes Klopfen an verschlossenen Toren; drinnen erklang das schauerliche

Nein der Posaunen. Umsonst war das Bitten der Geigen, umsonst der Fürspruch des Engels, der zur Rechten stand, auf eine Harfe ohne Saiten gelehnt, umsonst die süße Beschwörung des andern, blumenbekränzten, zur Linken, umsonst der Elfenchor der oberen Stimmen, umsonst die aufschäumende Klage der unteren; hie führt kein Pfad, hieß es, hie ist für ihn kein Raum.

Eines Abends erblickte Daniel am Fenster seiner Stube ein fremdes Mädchen. Sie war schön. Betroffen erhob er sich, um sich ihr zu nähern. Da war sie verschwunden. Es war eine Halluzination gewesen. Er fürchtete sich vor sich selbst, verließ das Haus und wanderte wie in vergangenen Zeiten durch die Gassen.

11

Es war Faschingstag, und die Bürger waren wieder einmal lustig. Maskierte Knaben und Mädchen zogen in lärmenden Scharen umher.

Als Daniel durch die Füll ging, stutzte er; die Fenster in der Bendaschen Wohnung waren erleuchtet. Da erinnerte er sich, daß ihm der Provisor Seelenfromm gesagt, Frau Benda sei schon vor langer Zeit aus Worms zurückgekehrt; sie lebe mit einer Nichte, denn sie sei völlig erblindet.

Er stieg die Treppe hinauf und läutete. Eine grauhaarige, vergrämt aussehende Frau öffnete ihm; es mußte wohl die Nichte sein. Daniel sagte seinen Namen, die Frau hatte von ihm gehört.

»Sie wissen ja wahrscheinlich, daß Friedrich verschollen ist«, sagte sie in schläfrig singendem Ton. »Acht Jahre sind vergangen, seit er den letzten Brief aus Innerafrika geschickt hat. Wir haben schon auf alle Hoffnung verzichtet; auch in den Zeitungen ist es schon ganz still geworden.«

»Ich habe nie was gelesen«, murmelte Daniel. »Aber Friedrich kann nicht tot sein«, fuhr er kopfschüttelnd fort, »daran glaub ich nun und nimmer.« Er heftete seine Augen mit einem zugleich zerstreuten und intensiven Blick auf die Frau, die gebannt auf seine Brillengläser starrte.

»Wir haben alles versucht, was menschenmöglich ist«, erwiderte

«haben uns an die Konsulate, die militärischen Stationen und die Missionsvorstände gewandt, es hatte gar keinen Erfolg.» Nach einer Pause sagte sie ein wenig lebhafter: »Sie werden nicht wollen, daß ich Sie ins Zimmer führe. Es ist qualvoll für die Antenne, wenn sie eine fremde Stimme hört, und daß Sie mit ihr reden, könnt ich nicht zulassen, da würde der ganze Schmerz von neuem in ihr aufgewühlt.«

Manuel nickte und ging. Vom Flur herauf drang ein übermütiges Gelächter, das peinigend in seine dunkle Stimmung fiel. Sein Herzschlag dünkte ihm matt; er empfand ein wehtuendes Verlangen nach etwas, wofür er keinen Namen wußte, nach etwas Süßem und Strahlendem.

Auf dem letzten Treppenabsatz blieb er verwundert stehen und schaute in den Flur hinunter.

Herr Carovius tänzelte wie ein Bajazzo vor seiner Wohnungstür herum. Er hatte eine silberpapierne Krone auf dem Kopf und suchte sich mit einem greisenhaften und zärtlichen Grinsen der unwilligen Zudringlichkeit eines jungen Mädchens zu erwehren. Das Mädchen befand sich in einem Karnevalsauzug. Das dunkelblaue Sammetkleid, welches die üppige Gestalt fast schlank erscheinen ließ, war über und über von Silberfäden behangen. Von ihren Schultern bis auf den Boden, wo es noch drei Schritte hinter ihr schleppte, hing ein schleierartiges, schwarzes Tuch herab, das mit glitzerndem Flitterwerk besät war. In der Hand hielt sie eine scheußliche Wachsmaske, das Gesicht eines Saufbolds mit einer roten Nase darstellend, und ihre Bemühungen zielten darauf hin, das Gesicht des Herrn Carovius mit der Maske zu bedecken.

Sie wollte, daß er sich ihr füge, sie versicherte, sie werde nicht weiter vom Fleck gehen, als bis Herr Carovius die Maske aufgesetzt habe. Herr Carovius rüttelte an der Tür, die zugefallen war, er kratzte in seinen Taschen nach dem Schlüssel, aber das Mädchen gab ihm keine Ruhe.

«Komm, Butzi!», rief sie dabei, »komm, Onkelchen, sei nicht langweilig«, und näherte sich immer wieder mit der Maske.

«Wart, ich will dich lehren, Respektspersonen zum Narren zu halten!», gilfte Herr Carovius in wohlwollendem Ärger und glich einem alten Hund, der Sprünge macht, wenn sein Herr einen Spa-

zierstock ins Wasser wirft. Da er aber in dem Eifer, das Attentat auf seine Würde zu verhindern, die Papierkrone auf seinem Haupt vergessen hatte und diese bei all seinen Bewegungen komisch wackelte, geriet das junge Mädchen vor Lachen völlig außer Atem.

Nun trat eine Magd ins Tor und brachte Schnee, den sie vom Hof geholt und in ihre Schürze getan hatte. Das Mädchen lief ihr entgegen, füllte die Hand mit Schnee und erhob sie scherzhaft drohend gegen Herrn Carovius. Herr Carovius winselte um Gnade, mit dem Schnee als wirksamem Zwangsmittel kam sie heran, und Herr Carovius hatte solche Furcht vor dem kalten Bombardement, daß er keinen Widerspruch mehr leistete und sich die Larve umbinden ließ. Das Mädchen legte, erschöpft vom Lachen, die Stirn auf seine Schulter, und die Magd, es war Döderleins Magd, stieß vor Vergnügen Laute wie ein gackerndes Huhn aus.

Die Szene wurde vom dürftigen Licht eines an der Mauer hängenden Lämpchens beleuchtet und hätte deshalb auch ohne den Anblick des Herrn Carovius mit der Papierkrone und der Säuermaske etwas Phantastisches gehabt.

Daß das Mädchen Dorothea Döderlein war, wußte Daniel nicht, obwohl er es halb und halb erriet. Doch wer sie auch sein mochte, er war betroffen von dieser Fröhlichkeit, dieser Lachlust, dieser unbändigen Ausgelassenheit. Er kannte dergleichen nicht, und wenn er es jemals gekannt hatte, erinnerte er sich nicht mehr daran. Die jungen Züge, die leuchtenden Augen, die weißen Zähne, die behenden Gesten, das alles flößte ihm Ehrfurcht ein, und in seinen Augen malte sich ein erschüttertes Gemüt. Er fühlte sich so alt, so fremd; so ohne Sonne und ohne Blüte; ihm war, als zeige sich ihm das Leben mit einem Mal von einer neuen, freundlichen und verlockenden Seite.

Zögernd schritt er herab.

»Ist's die Möglichkeit!« schrie Herr Carovius und riß die Larve von seinem Gesicht; »was sehen meine Augen! Unser Maestro! Oder ist's sein Geist?«

»Er und sein Geist, beide«, entgegnete Daniel trocken.

»Geister haben hier nichts zu tun«, rief Dorothea und schleuderte einen Schneeball, der seine Schulter streifte.

ter Daniels Blick errötete sie plötzlich und schaute Herrn Carovius fragend an. »Kennst du denn unsern Daniel Nothafft nicht, die ungebildete Katze?« sagte dieser; »weißt du nichts von unsrer Oryphäe? Wieder in der Heimat, Meister? Ruhmbedeckt zurückkehrt?«

In anderer Zeit hätte der gallige Spott des Herrn Carovius Daniels Unwillen erweckt; jetzt bemerkte er ihn kaum. Wie jung sie war, dachte er, indem er die befangen lächelnde Dorothea musterte, wie herrlich jung!

Dorothea ärgerte sich, daß sie nicht ihr rotes Kleid anhatte, das sie sich in München hatte machen lassen.

Dorothea!« tönte eine gewaltige Stimme im ersten Stock.

Och, der Vater!« flüsterte Dorothea erschrocken und lief auf den Fußspitzen, den langen Schleier raffend, die Treppe empor. Die Jagd folgte ihr.

Ein Teufel, ein wahrer Teufel, Maestro«, wandte sich Herr Carovius triumphierend zu Daniel. »Sie müssen einmal zu mir kommen und hören, wie sie den Fiedelbogen streicht. Ein Teufel, sag ich Ihnen.«

Daniel wünschte Herrn Carovius gute Nacht und trat gesenkten Hauptes auf die Straße.

12

Für unsere Provinz war Dorothea Döderlein, nachdem sie aus der Hauptstadt zurückgekehrt war, eine Erscheinung, die alles Interesse auf sich lenkte. Ihr Betragen erschien zwar etwas frei, aber da sie eine Künstlerin war und ihr Name bisweilen in den Zeitungen genannt wurde, sah man ihr vieles nach. Als sie ihr erstes Konzert gab, war der große Adlersaal beinahe ausverkauft.

Der Musikkritiker des »Herold« war begeistert von ihrem kapriösen Spiel. Er nannte sie eine phänomenale Kraft und prophezeite ihr eine glänzende Zukunft. Andreas Döderlein nahm gönnerhaft die Gratulationen entgegen, Herr Carovius schwamm in Wonne. Von Kritik war bei dem ehemals so Gestrengen keine Rede mehr; der Kultus, den er mit Dorothea trieb, machte ihn ganz urteilslos.

Anfangs fehlte es Dorothea nicht an Einladungen zu allerlei Kränzchen, Hausbällen und Familienasembleen. Sie wurde lebhaft umschwärmt, und die heiratsfähigen Töchter konnten vor Neid nicht schlafen. Bald aber zogen sich die soliden jungen Männer, gewarnt durch ihre Mütter, Schwestern und Basen, ängstlich zurück.

Es erregte Mißbilligung, daß sie mit ihren Verehrern öffentlich lustwandelte. Auch sah man sie häufig in Gesellschaft mehrerer Offiziere in der Eisenbeißschen Konditorei sitzen, wo sie Schokolade trank und ausgelassen lachte. Einmal war sie mit einem blonden Schweden von den Schuckertwerken im Tingeltangel gesehen worden; dann verbreitete sich das Gerücht, sie habe in München ein liederliches Leben geführt, die Nächte durchschwärmt, Schulden gemacht und mit allen möglichen Männern kokettiert.

Indessen tauchten doch einige ernsthafte Bewerber auf, die durch Andreas Döderleins diplomatisches Wirken ins Haus gezogen wurden und am Sonntag mit Vater und Tochter speisten. Aber Dorothea schien es nur darauf anzulegen, einen gegen den andern zu hetzen, und da es bürgerlich denkende Männer waren, wurden sie unsicher und verwirrt. Um sie geduldig zu stimmen, hielt ihnen Döderlein bisweilen Vorträge über die verwickelte Anlage der Künstlernatur, oder er machte geheimnisvolle Andeutungen über die große Erbschaft, die seine Tochter zu gewärtigen habe.

Eben dieser Umstand nötigte ihn zur Rücksicht gegen Dorothea. Von ihrem Trotz und ihrer Unberechenbarkeit war zu befürchten, daß sie eine Dummheit beging und den alten Narren Carovius beleidigte. Es war ja schon eine große Hilfe, daß er Dorothea hie und da ein wenig Taschengeld gab.

Denn die Vermögenslage Andreas Döderleins war trostlos. Nur mit Mühe hielt er den Schein der Wohlhabenheit noch aufrecht. Die Hauptschuld hieran trug eine langjährige Beziehung zu einer Frau, mit der er drei Kinder gezeugt hatte. Diese zweite Familie zu ernähren, von deren Existenz niemand in seiner Umgebung etwas wußte, bürdete ihm eine Sorgenlast auf, unter der er die heitere Jupitermiene kaum bewahren konnte.

Seit vierzehn Jahren führte er ein Doppelleben; seine regelmäßigen Gänge zu der Geliebten, die zurückgezogen am äußersten

de einer Vorstadt hauste, unauffällig zu machen, das Verhältniß selbst mit all seinen Folgen vor den wachsamen Augen seiner Mitbürger zu verbergen, erforderte eine beständige Verstellung, Vorsicht und Schlaueit; unter dem Druck der Geldnot erfüllten den Mann, der sie üben mußte, mit stiller Wut und Furcht. Er fürchtete sich auch vor Dorothea. Es gab Augenblicke, wo er am liebsten mit Fäusten traktiert hätte; und sah sich doch gezwungen, sie mit süßen Worten in Schach zu halten. Sie war ihm durchdringlich. Dabei war sie immer da, immer in lästiger Weise gegenwärtig, immer voll von Wünschen, Plänen, Geschäften und Intrigen. Man glaubte sie zu beherrschen und entdeckte plötzlich, daß sie einen tyrannisierte. Eben war sie einer Lappalie wegen in Tränen ausgebrochen, jetzt lachte sie, als ob nichts geschehen wäre. Die Rosen, die ihr die ernsthaften und wohlhabenden Bewerber brachten, zerpflückte sie vor deren Augen und warf sie dann ins Kehrichtfaß. Man ließ ihr herzliche Ermahnungen im Hinblick auf Sittsamkeit und Haltung zuteil werden, sie hörte sie wie eine Heilige, fünf Minuten später lag sie am Fenster und ließ sich bäugeln mit einem Friseurgehilfen.

Ich bin ein unglücklicher Vater, sagte sich Andreas Döderlein, als er zu allem Überfluß auch an der künstlerischen Begabung Dorotheas zu zweifeln begann. Kurz nach dem Nürnberger Erfolg hatte sie in Frankfurt gespielt, aber es blieb ziemlich still danach. Dann produzierte sie sich in einigen Mittelstädten, wurde bejubelt und mit Lorbeerkränzen bedacht, doch davon war nicht viel zu halten.

Eines Abends lernte sie bei der Kommerzienrätin Feistmantel, einer Frau, deren Vergangenheit mancher stadtbekannte Skandal durchgezogen hatte, den Schauspieler Edmund Hahn kennen. Er hatte vollige, blonde Haare und ein aufgeschwemmtes, blasses Gesicht. Er war ziemlich groß und hatte lange Beine. Dorothea schwärmte für lange Beine. Es war eine sinnliche Atmosphäre um ihn, und er verschlang Dorothea mit frechen Blicken. Seine Person, sein Auftreten, seine bald blasierte, bald emphatische Redeweise machten Eindruck auf Dorothea. Bei Tisch saß er neben ihr und suchte mit seinen Füßen die Füße des Mädchens. Endlich erwischte er mit einem linken Stiefel ihren Halbschuh und trat darauf. Sie wollte

den Fuß zurückziehen, er trat fester darauf. Verwundert schaute sie ihn an. Er lächelte zynisch. Bald hernach waren sie schon ganz vertraut miteinander und zogen sich in eine Ecke zurück, von wo man Dorothea kichern hörte.

Es wurde ein Stelldichein verabredet, und sie trafen sich in der Dunkelheit an einer Straßenecke. Er schenkte ihr Freikarten zu »Maria Stuart« und zu den »Räubern«; er gab den Mortimer und den Kosinsky und brüllte, daß das Gebälk zitterte. Er machte Dorothea mit mehreren seiner Freunde bekannt, diese brachten ihre Freundinnen mit, und sie saßen im Nassauerkeller, bis der Morgen graute. Ein gewisser Samuelsky war darunter, Prokurist des Bankhauses Reutlinger; er hatte die Manieren eines Lebemanns, zahlte Champagner und war von Dorothea ganz hingerissen. Sie ließ sich seine Anbetung gefallen, auch nahm sie kleine Geschenke von ihm an, doch schien es stets, als ob sie sich zuvor der Zustimmung Edmund Hahns versicherte. Einmal wollte er sie küssen, da gab sie ihm eine schallende Ohrfeige. Er wischte sich die Backe und nannte sie eine Sirene.

Die Bezeichnung gefiel ihr. Sie stand bisweilen vor dem Spiegel und flüsterte lächelnd: »Sirene.«

Als Andreas Döderlein von dem Treiben erfuhr, bekam er einen Anfall von Raserei. »Ich verstoße dich«, schäumte er, »ich schlage dich zu einem häßlichen Krüppel.« Aber in seinen Augen war wieder jene Furcht, die seinen Berserkerzorn Lügen strafte.

»Eine Künstlerin braucht sich nicht nach den Vorschriften der Philistermoral zu richten«, sagte Dorothea mit größter Unverfrorenheit; »es sind feine Leute, mit denen ich verkehre; jeder ist ein Herr.«

Ein Herr; das war ein Argument, gegen welches kein Einspruch bei ihr galt. Der war ein Herr in ihren Augen, der sich's was kosten ließ, Kellnern und Kutschern imponierte und gebügelte Hosen trug. »Keiner darf mir zu nahe kommen«, sagte sie stolz, und das entsprach der Wahrheit, denn noch keiner hatte ihre tiefste Neugierde aufgeweckt, und sie war entschlossen, sich teuer zu verkaufen. Nur Edmund Hahn hatte Macht über sie, weil er vollkommen fühllos war und eine Art von Schamlosigkeit besaß, die sie entwaffnete und erschreckte.

Andreas Döderlein mußte sie gewähren lassen und sich mit der Überlegung trösten, daß eine echte Döderlein sich nicht wegwerfen würde. War Dorothea eine echte Döderlein, so marschierte sie selbstbewußt auf das Ersprießliche und Nützliche des Lebens zu; fehlte sie darin, so war eben ein Makel an ihrer Geburt. Und er hüllte sich kühlbeschauend in die Wolken seines Olymp. Ihrem Onkel Carovius aber erzählte Dorothea ausführlich, wie sie die jungen und die alten Courmacher zappeln ließ. Wie der Schau- und Musikant zappelte und der Bankmensch zappelte und der Kerzenfabrikant zappelte und der Oberingenieur zappelte, und wie sie sie alle miteinander an der Nase zog. Da strahlte Herr Carovius und hieß sie seinen süßen Maulaffen und das Glück seines Alters. Er sagte sich, daß sie eine echte Carovius und ausersehen sei, Großes zu vollbringen.

«Du hast's nicht nötig, zu heiraten», eiferte er und rieb sich die Hände; »wenn ein Graf kommt mit einem Schloß und ein paar Millionen im Hintergrund, darüber läßt sich reden, aber daß dich der erste beste Schmierenkomödiant mir wegstibitzt oder irgend- ein dickärschiger Bürogauleiter dich in seinen Stall schleppt, das wäre doch schöner. Gib's ihnen nur, gib's ihnen tüchtig, den geilen Lumpenkerlen.«

«Ach, Onkelchen», klagte dann Dorothea, »ich weiß, du meinst es gut mit mir, du bist der einzige, der's gut meint. Aber wenn ich nur nicht gar so armselig dastünd! Schau mich an, was ich für ein Leid tragen muß! Eine Schande.« Und sie drückte das Gesicht in den aufgehobenen Arm und schluchzte.

Herr Carovius zerrte an seinem Schnurrbart, zog die Augenbrauen hoch, dann ging er zu seinem Sekretär, öffnete eine Lade, zog einen Hundertmarkschein heraus und reichte ihn Dorothea mit abgewendetem Kopf und mit Bewegungen, als fürchte er sich vor dem erzürnten Schutzgeist des Geldschrankes.

So lagen die Dinge, als Daniel im Haus des Herrn Carovius der jungen Dorothea begegnete und mit ihrem unverlöschlichen Bild in der Seele hinwegging.

Die nahenden Vierzig erschienen Daniel wie ein finsternes Tor zum Niedergang. Erraffe, was noch zu erraffen ist, rief eine Stimme in ihm, auf den Gräbern wächst kein Gras.

Die Sinne tobten wider den Geist, wider das Herz. So wie jetzt hatte er Frauen nie angeblickt.

Eines Tages fuhr er nach Siegmundshof hinaus. Eberhard war auf Reisen. In Sylvias Gesicht lag eine stille Melancholie. Sie hatte drei Kinder, eins hübscher als das andre, aber wenn ihr Auge auf ihnen ruhte, war es voll Trauer. Frauen, die in der Ehe leiden, haben erloschene Züge, und ihre Hände sind durchsichtig und gelb.

Rascher, als er gewollt, nahm Daniel wieder Abschied. Er empfand einen egoistischen Unwillen gegen die Freudlosen.

Er ging zu Herrn Carovius. Die Lachende, die er suchte, traf er nicht.

Herr Carovius sah ihn bisweilen argwöhnisch an. Das Gesicht seines alten Feindes gab ihm zu denken. Es war durchpflügt wie ein Acker und von Flammen verbrannt wie ein Herdstein. Es war ein Sträflingsgesicht, verbissen, ausgemergelt, gespannt und bedrohlich umwittert. Herr Carovius verstand sich auf Gesichter.

Um dem leeren Gerede zu entkommen, spielte Daniel Herrn Carovius einige alte Motetten vor. Herr Carovius war so begeistert, daß er in seine Vorratskammer lief und ein halbes Dutzend Borsdorfer Äpfel holte, die er Daniel in die Taschen steckte. Diese Äpfel kaufte er im Herbst metzenweise und hütete sie wie einen Schatz.

»Bei solcher Musik könnte man wahrhaftig ein frommer Christ werden«, äußerte er sich.

»Es ist Frühling drin«, antwortete Daniel, »da ist die Kunst noch unschuldig wie junge Saat. Aber Ihr Instrument ist verstimmt.«

»Symbol, Symbol, geschätzter Freund«, rief Herr Carovius und blähte die Backen auf; »aber wenn Sie wiederkommen, ist der Schaden gerichtet. Kommen Sie nur fleißig, Sie verdienen sich einen Gotteslohn damit.«

Herr Carovius, um Gesellschaft bettelnd; es hatte etwas Ergrei-

ndes. Daniel versprach, einige von den Handschriften mitzu-
ingen, die er gesammelt. Als er ein paar Tage später kam, war
rothea da, und dann jedesmal. Und seine Besuche wurden im-
er länger. Als Herr Carovius bemerkte, daß nun auch Dorothea
ufiger kam, setzte er alles daran, um Daniel zu bewegen, täg-
h zu kommen. Er überschüttete ihn mit Vorwürfen, wenn er
nmal ausblieb; selbst bei Verspätungen begrüßte er ihn mür-
sch und scheute nicht vor indiskreten Fragen zurück. An den
achmittagen, wo er allein war, rückte die Zeit nicht vom Fleck;
glich er einem Trinker, dem man das gewohnte Quantum
chnaps vorenthält. Die Gegenwart der beiden Menschen wurde
m so unentbehrlich, wie ihm in vergangenen Jahren die Zei-
ngslektüre, die Brüder vom Jammertal, die Bedrängnisse Eber-
ards und die Beerdigungen unentbehrlich gewesen waren. Dem
leinbürger wird jede Gewöhnung zur Leidenschaft.

Wenn Daniel die alten Kirchenhöre spielte, hörte Dorothea ruhig
u, verhehlte aber die Langeweile nur schlecht, die sie dabei emp-
nd.

Einmal geriet die Rede auf ihr Geigenspiel, und Herr Carovius
rang in sie, sie möge doch etwas zum besten geben. Sie weigerte
h ohne Ziererei. Daniel sprach kein Wort der Aufmunterung.
er fand, daß diese Bescheidenheit sie lieblich kleidete; er glaubte,
rkenntnis und Entsagung darin zu spüren, und lächelte ihr
reundlich zu.

Erzählen Sie lieber etwas!« sagte sie zu Daniel. Allmählich trat
s zutage, daß sie keinen andern Wunsch hatte als diesen.
Ich bin ein schlechter Erzähler«, versetzte Daniel, »ich hab eine
schwere Zunge.«

ie bat ihn aber mit gestammelten Worten und flehentlichen Ge-
ärden. Herr Carovius kicherte. Daniel nahm die Brille ab, putzte
ie und schaute das Mädchen mit verkniffenen Augen an. Es war,
ls hätte ihn die Brille gehindert, Dorothea genau zu sehen, oder
ls ziehe er es vor, sie undeutlich zu sehen. »Wüßte nicht, was ich
erzählen sollte«, meinte er kopfschüttelnd.

Alles, alles!« rief Dorothea in seltsamer Begehrlichkeit und
treckte die Hände aus. Ihm erschien das kindlich. Er hatte nie
inem Kind erzählt. Er hatte überhaupt nie erzählt; Gertrud und

Lenore gegenüber hatte ihm die Not einer Stunde Bekenntnis und Klage entrissen, mehr war es nicht gewesen, hatte es nicht sein dürfen.

Plötzlich lockte ihn das Wort, in welchem sein Schicksal sich ruhig spiegeln würde; lockte ihn das feurig-junge Auge, in dessen Glanz das Wirre einfach, das Dunkle hell werden konnte; lockte ihn der böse alte Mann, dem in seinem Sumpfloch die ganze Welt zur giftigen Speise geworden war.

Und mit seiner brüchigen Stimme erzählte er von den Ländern, in denen er gewandert war; vom Meer und von den Städten am Meer; von den Alpen und ihren Seen, von Domen und Palästen und Klöstern, von wunderlichen Leuten, denen er begegnet war, von seiner Arbeit, seiner Einsamkeit, alles ohne rechten Zusammenhang, trocken und lieblos. Trotz der Lockung wich er dem, was an inneres Erlebnis streifte, im letzten Augenblick stets aus. Als er von der Jüdin sprach, von der Schwalbe, beendete er sogar den Satz nicht, machte eine lange Pause und schilderte dann ganz unvermittelt, wie er nach Eschenbach gegangen war. Auch hier stockte er wieder.

Aber Dorothea fragte. Es war ihr alles zu allgemein, und sie schien unzufrieden. »Was war in Eschenbach?« fragte sie kühn, »warum sind Sie dort gewesen?«

Er täuschte sich über die brennende Begehrlichkeit in ihren Augen. Es überlief ihn wohligh, er glaubte edle Menschenwärme zu spüren. Es ergriff ihn das Verlangen des reifen Mannes, eine unberührte Seele nach einem erträumten Bild zu formen. »Meine Mutter hat dort gelebt«, antwortete er zögernd, »sie ist gestorben.«

»Ja – und?« hauchte Dorothea. Sie hatte erfaßt, daß das nicht alles war.

Da fühlte er seine starre Zurückhaltung wie Schuld. Noch zögernder, sofort bereuend, fügte er hinzu: »Auch ein Kind von mir hat dort gelebt; elf Jahre alt. Es ist verschwunden, niemand weiß, wohin.«

Dorothea faltete die Hände. »Ein Kind? Und verschwunden? Ganz einfach verschwunden?« flüsterte sie erregt.

Herr Carovius sah aus wie einer, der auf einem heißen Rost sitzt.

«Elf Jahre alt?» fragte er sensationshungrig, »das war ja dann noch ... vor der Zeit ...«

«Ja, es war vor der Zeit«, bestätigte Daniel düster. Er hatte sich verraten; er war sich gram. Er schwieg, und es war kein Wort mehr aus ihm herauszubringen.

Herr Carovius beobachtete, wie Dorothea mit ihren Blicken an Daniel hing. Ein quälender Verdacht stieg in ihm auf. »Gestern auf dem Josefsplatz hab ich einen deiner Verehrer gesprochen, den Kulissenzertrümmerer«, begann er mit vorbedachter Bosheit; »der Kerl hat die Stirn gehabt, mir zu sagen: Sorgen Sie nur, daß die Dorothea Döderlein bald einen Mann kriegt, sonst reden ich die Leut noch die Zunge aus dem Hals.«

«Das ist nicht wahr!« rief Dorothea entrüstet und wurde rot bis in die Haarwurzeln, »das hat er nicht gesagt.«

Herr Carovius lachte schadenfroh; »Wenn's nicht wahr ist, ist's doch gut gedichtet«, sagte er meckernd.

Als Daniel sich verabschiedete, ging auch Dorothea und begleitete ihn in den Hausflur.

«Schade«, murmelte Daniel, »schade.«

«Warum schade? Ich bin frei, keiner hat ein Recht auf mich.« Sie sah ihn mit einem mutigen Weiberblick an.

«Es gibt Worte, die sind wie Schmutzflecken«, entgegnete er.

«Wer kann sich hüten vorm Schmutz?« fragte sie fast wild.

Daniel ließ sein Auge prüfend auf ihrem Gesicht ruhen wie auf einem Gegenstand. Langsam und ernst sagte er: »Lassen Sie die Hände und Augen von mir, Dorothea. Ich bring kein Glück.«

Seine Lippen öffneten sich durstig. »Möcht gern einmal mit Ihnen spazierengehen«, flüsterte sie, und ihre Züge zitterten in einem Entzücken, von dem er betört glaubte, es gelte ihm, während es nur der Erwartung des Abenteuers galt und der Enthüllung des Geheimnisses.

«Vor vielen Jahren«, sagte Daniel, »Sie werden sich kaum mehr erinnern, hab ich Sie hier unterm Tor vor einem großen Hund in Schutz genommen. Erinnern Sie sich?«

«Nein. Oder doch; ja, ganz dunkel erinnere ich mich. Das waren Sie?« Dorothea ergriff dankbar seine Hand. »Gut, gehen wir morgen, gehen wir irgendwo hinaus«, sagte Daniel.

»Sie müssen mir aber alles erzählen, alles, alles«, drängte Dorothea wie vorhin im Zimmer, nur noch ungestümer und ungeduldiger.

Sie bestimmten den Ort, wo sie sich treffen wollten.

14

Anfangs gingen sie kurze Wege, die entlegen waren, dann dehnten sie ihre Spaziergänge aus. Am Johannistag wanderten sie nach Kraftshof und zum Irrhain der Pegnitzschäfer. Die Wege zu vermeiden, die er einst mit Lenore gegangen, war Daniel unbewußt bestrebt.

Nicht selten machte ihn Dorotheas überschäumende Laune still und schwer, und er spürte seine Jahre hypochondrisch als Last. War es Schicksalsrache, daß er bisweilen, wenn ein Hügelanstieg kam, den Schritt verlangsamen mußte, während Dorothea voraus-eilte und lachend oben wartete?

Sie sah keine Blumen, keine Bäume, keine Tiere, keine Wolken; aber wenn Menschen sichtbar wurden, geschah immer eine Wandlung in ihr; da war immer eine Gebärde mehr; oder ein Zusammenraffen, ein Hinüberspielen. War es auch bloß ein Bauernbursch oder ein Landstreicher, sie drehte sich in den Hüften und lachte um einen Ton höher empor.

Die Jugend ist ihr wie Wein zu Kopf gestiegen, dachte Daniel dann.

Einmal brachte sie eine Tüte Schokoladenplätzchen mit, und als sie sich satt gegessen hatte und Daniel nichts nehmen wollte, warf sie, was übrig war, achtlos auf die Wiese. Daniel tadelte sie deshalb. »Warum soll ich mich schleppen?« war ihre unbefangene Antwort; »wenn man an einer Sache genug hat, wirft man sie weg.« Sie zeigte ihre Zähne und sog gierig die Luft ein.

Daniel betrachtete sie. Die ist gefeit, sagte er sich, die ist unverwundbar in ihrer Wunschkraft und Lebensfülle. Und es wollte ihm scheinen, als sei sie von der Art seiner Eva, der Art jener Lichtelfen, deren Heiterkeit manchmal etwas Grausames an sich hat. Aber nun nahm er sich vor, nicht mehr das tückische Un-

fähr walten zu lassen, sondern die Hand auszustrecken, wenn ntotat.

Wann werden Sie endlich erzählen?« fragte Dorothea; »ich muß, muß es wissen« fügte sie mit Glut des Ausdrucks hinzu, »es ist mir Tag und Nacht keine Ruhe.«

Das war die Wahrheit. Um in seine Vergangenheit einzudringen, die sie sich von bunten und leidenschaftlichen Begebenheiten erzählt vorstellte, hätte sie alles getan, was er von ihr gefordert hatte.

Daniel weigerte sich stumm. Er glaubte, den reinen Sinn des Mädchens zu trüben, ihre Ahnungslosigkeit zu gefährden. Und er hatte Furcht davor, die Schatten heraufzubeschwören.

Am nächsten Tages plauderte sie in ihrer leichten Weise, und im Plaudern verstrickte sie sich. Sie hatte begonnen, ihm von den Männern zu berichten, mit denen sie sich abgab, und war dabei unversehens in den Ton gefallen, in welchem sie darüber zu ihrem Onkel Carovius sprach. Als sie ihrer Unvorsichtigkeit innewurde, stockte sie verlegen. Daniels ernste Fragen zwangen ihr Geständnisse ab, die sie freiwillig nie gemacht hätte; da kam dann viel Trübes und Häßliches zutage, und es war schwer für sie, sich ganz unschuldig und als Opfer hinzustellen. Zuletzt, da sie nicht mehr weitertrinnen konnte, mischte sie die Farben zum grellsten Bild und wartete ängstlich und angenehm erregt auf die Wirkung.

Daniel schwieg eine Weile, dann bewegte er die flache Hand, als schnitte er etwas entzwei und sagte schroff: »Weg von denen, Dorothea, oder weg von mir!«

Dorothea senkte den Kopf und sah ihn scheu von unten her an. Die Entschiedenheit, mit der er sprach, war ihr neu, mißfiel ihr aber keineswegs. Ein wollüstiger Schauer lief über ihre Glieder. »Ja«, flüsterte sie magdhaft, »ich will ein Ende machen. Ich habe gar nicht gewußt, was das alles eigentlich bedeutet. Sei'n Sie mir nur nicht böse. Nicht böse sein, gelt?«

Sie trat näher zu ihm heran; ihre Augen waren feucht umschleiert. »Nicht zornig sein«, bat sie noch einmal, »die arme Dorothea kann ja nichts dafür.«

»Wie ist's denn möglich!« sagte Daniel; »hat Ihnen denn nicht eekelt bis ins Herz? Wie ist's möglich, mit dem Gedanken an

solche Hyänen unter Gottes freiem Himmel zu wandeln? Mädchen, in mir zweifelt alles.«

»Was hätt ich tun sollen, Daniel«, antwortete sie, und zum erstenmal nannte sie ihn beim Vornamen, mit einer tiefberechneten Mischung von Unterwürfigkeit und Kühnheit, die ihn bezauberte und rührte; »was hätt ich tun sollen! Sie kommen, sie reden, sie spinnen einen ein, zu Haus ist's so traurig, das Herz ist so öd, der Vater ist so schlecht mit einem, man hat niemand, keinen Menschen auf der Welt!«

Sie setzten ihren Weg fort. Es war ein Walddal, durch das sie gingen, rechts und links standen hohe Fichten, auf deren Kronen die Abendsonne lag.

»Das Schicksal läßt nicht mit sich spaßen, Dorothea«, sagte Daniel; »es verstattet uns keine Sudeleien und Manschereien, wenn wir in unserer Seelenkraft vor ihm bestehen wollen. Unbestechlich führt es Buch über unser Soll und Haben, und alle Schulden, die wir machen, müssen irgendwo und -wann bezahlt werden.«

Dorothea fühlte, daß er im Zuge war, daß nun das Große, Beglückende kam. Sie blieb stehen, breitete ihren Schal auf die Erde und setzte sich in anmutig aufmerksamer Haltung hin. Daniel warf sich neben ihr ins Moos.

Und er erzählte, ins Moos hinein, wo kleine Tiere krochen. Er erhob das Auge nicht, die Stimme nicht. Manchmal mußte Dorothea den Kopf niederbeugen, um besser zu hören.

Er erzählte von Gertrud, ihrer Dumpfheit, ihrer Erweckung, ihrer Liebe, ihrem Verzicht; von Lenore, wie er sie geliebt, ohne es zu ahnen. Und wie Lenore im Übermaß des Leidens und der Liebe die Seine geworden, und wie dann Gertrud herumgeirrt war, unselig verloren, und sich getötet hatte. »Da kamen wir auf den Dachboden, und da war Feuer, und sie hing als Leiche an einer Zuckerschnur.«

Und wie Gertrud als Schatten neben Lenore weitergelebt, und wie Lenore Blumenbinderin gewesen, und wie Philippine, die unbegreifliche, heute noch unbegreifliche Philippine ins Haus gekommen, und Gertruds Kind wie ein frierender Findling da gelebt, und wie dennoch das andere Kind, das Kind der Magd, ihm ans Herz gewachsen war.

nd das Zusammenkommen, das Sprechen und Schweigen, das
gegnen auf den Gassen, das Hin und Her in Stuben, das Auf-
ngen von Liedern, das frühe Wandern mit Dörmauls Truppe,
s Hereinleuchten einer Maske in das ungeschmückte Leben,
d den Freund, die Hilfe, die er geleistet, den Abschied von ihm,
s Bürstenmacherhaus am Jakobsplatz, die drei sonderbaren
äulein in der Langen Zeile, die Tage in Schloß Erfft, den alten
ater der Schwestern und sein geheimnisvolles Treiben, das alles
ilderte er wie einer, der aus dem Schlaf redet, und es war ein
ertrauen darin, das vielleicht die schwebenden Geister der
endlichen Natur erschütterte, aber Dorotheas metallisch glän-
nde Augen mit keinem innigeren Licht begabte.
s er emporschaute, war es ihm, als gewahre er zwei dunkle
estalten am Rand des Waldes, Schwestern, die trauernd und
wurfsvoll nach ihm blickten.

erhob sich. »Und das alles«, schloß er, »das alles, Mädchen, ist,
ie Regenwasser von trockenem Boden, aufgetrunken worden
on einem Werk, an dem ich nun seit sieben Jahren schaffe. Seit
eben Jahren. Noch zwei, und ich geb's der Welt, falls nicht vor-
er der schwankende Erdball in die Sonne stürzt.«

anz von ungefähr, ganz verworren ahnte Dorothea, was für ein
ensch vor ihr stand. Sie spürte ein prickelndes Gelüste nach
m, wie sie es bis jetzt nach seinen Erlebnissen gespürt. Sie be-
ann ihn zu lieben, in ihrer Weise. Es trieb sie, sich bei ihm zu
ergen, wie es einen Vogel bei Anbruch der Nacht unter den
ipfel eines Baumes treibt. Daniel begriff, daß die schüchterne
ewegung, mit der sie ihren Arm in seinen schob, Dankbarkeit
ezeigen sollte.

o führte er sie der Stadt entgegen.

n der froh pulsierenden Stimmung dieser Zeit schrieb und voll-
ndete Daniel den fünften Satz seiner Symphonie, ein Scherzo
roßen Stils, das mit einer Klarinettenfigur wie mit einem sorg-
osen Lachen einsetzte. Aus dem einfachen Motiv entwickelten

sich alle Möglichkeiten der Freude; auch stiller Rückblick und Trost. Wenn die Hauptthemen, sich ihres früheren Vorrangs entsinnend, breiter fluten wollten, wurden sie immer wieder mit kunstreichen Mitteln, die launig wechselten, beschwichtigt und in die Tiefe gedrängt. Einmal flossen alle drei Themen zusammen, schienen in der Vereinigung Kraft zu gewinnen, schwollen in wunderbarer Fugierung empor, ihr Sieg schien nahe, da wurde über dem Septakkord in D das ganze Orchester von der Tanzmelodie ergriffen, und in den Geigen flohen jene schwermütigen Schwesterweisen klagend dahin. Vor der jubelnden Steigerung des Schlusses hielt ein Solofagott die eine, wehevolle, in ferner Höhe fest.

In vierzehn Nächten entwarf er dann auch den sechsten Satz.

Daß ihm dergleichen vorher nie gelungen war, wußte Daniel. Wer das Außerordentliche hervorbringt, weiß es. Es packt ihn an wie Krankheit und erfüllt ihn wie ein tiefer Traum.

Manchmal war die Versuchung groß, es zu verkündigen; einem, irgendeinem, und wenn es Herr Carovius sein mußte. War die Flamme niedergebrannt, so belächelte er den Trieb. Geduld, sagte er sich dann im ruhigen Gefühl, nur Geduld.

Da das Sammelwerk fertig und seine Verbindung mit dem Haus Philander gelöst war, hielt er nach anderm Broterwerb Umschau. Er hatte im Laufe der letzten Jahre viertausend Mark erspart, aber das Geld wollte er nicht anrühren.

Er erfuhr, daß die Organistenstelle an Sankt Egydien frei geworden sei, und ging zum Pfarrer, der ihn seinen Oberen empfahl. Es wurde beschlossen, daß er den Herren der Kirchenbehörde vorspielen solle. Dies geschah eines Morgens im Oktober. Die Prüfung fiel zur merkbaren Zufriedenheit der gestrengen Hörer aus. Er wurde also Organist an Sankt Egydien mit zwölfhundert Mark Gehalt. Wenn er an Sonn- und Festtagen die Orgel spielte, kamen immer viele Leute in die Kirche, nur um ihn zu hören.

unter den Freiern, auf die Andreas Döderlein ein Auge geworfen hatte, befand sich auch der Mühlenbesitzer Weißkopf, ein Liebhaber der Musik. Er hatte Dorothea seinerzeit im Konzert bewundert und ihr einen Lorbeerkranz geschickt.

Am Mittags war Weißkopf zum Essen dagewesen, und als er fortgegangen war, sagte Döderlein zu seiner Tochter: »Meine liebe Dorothea, du darfst dich von heute ab als eine Braut betrachten. Dieser vorzügliche Mensch begehrt dich zum Eheweib. Das ist ein Glücksfall, der Mann ist reich wie Krösus.«

Statt zu antworten, lachte Dorothea nur belustigt auf. Aber sie mußte nun, daß etwas geschehen müsse, und in ihrem bewegten Gesicht zuckten Hohn, Furcht und Begierde.

Überlege dir's, überschlafe es, ich habe dem Manne bis morgen Bescheid versprochen«, sagte Andreas Döderlein finster.

Schon vor einer Woche hatte Andreas Döderlein in der sicheren Erwartung des Heiratsantrags den Mühlenbesitzer um ein Darlehen von tausend Mark ersucht. Der Mühlenbesitzer hatte ihm das Geld gegeben und glaubte, dadurch gleichsam eine Wechselromesse auf Dorothea zu haben. Döderlein hatte sich gebunden und war fest entschlossen, das Heiratsprojekt durchzusetzen.

Aber noch Dorotheas Betragen ließ Auflehnung vermuten. Er war in Sorge. Er sann auf Zerstreung. Vor sechzehn Jahren hatte er einmal eine Komposition begonnen, die den Titel führte: Allerseelen, ein symphonisches Gemälde. Fünf Seiten Partitur waren damals niedergeschrieben worden, seitdem hatte er sich keiner produktiven Arbeit mehr unterzogen. Er kramte die Handschrift aus seiner Schublade und setzte sich damit ans Klavier. Er wollte dort wieder anknüpfen, wo er vor sechzehn Jahren den Faden verloren hatte, als ob die Pause in einem Mittagsschläfchen bestanden hätte.

Es ging nicht. Er seufzte tief. Stumm saß er vor dem Instrument, starrte auf das Papier wie ein Schüler, der eine Rechnung lösen soll, zu der er die Regel vergessen hat, und betrauerte den Verlust seiner künstlerischen Kraft. Es war alles so leer innen. Die Noten grinsten ihn spöttisch an, und seine Gedanken kehrten un-

gehorsam immer wieder zu dem Mühlenbesitzer zurück. Eine Weile phantasierte er auf den Tasten, da steckte Dorothea den Kopf zur Türe herein und sang mit: »Rheingold, Rheingold, reines Gold.«

Wütend schlug er den Deckel zu, nahm Hut und Mantel und verließ das Haus, um den heimlichen Weg in die Vorstadt anzutreten.

Als er in der Nacht zurückkam, sah er unterm Haustor Dorothea mit einem Mann stehen. Es war der Schauspieler Edmund Hahn. Im Flüsterton führten sie ein ziemlich erregtes Gespräch, der Mann hielt Dorothea an den Armen gepackt, aber als Andreas Döderlein sichtbar aus dem Dunkel der Straße auftauchte, stieß er einen Fluch aus und verschwand eilig.

Dorothea schaute ihrem Vater frech ins Gesicht und folgte ihm dann ins dunkle Haus.

Oben, als er Licht angezündet hatte, wandte sich Döderlein ihr zu und fragte drohend: »Was bedeuten diese unzüchtigen Zusammenkünfte? Antwort will ich haben.«

»Ich mag deinen Mehlsack nicht heiraten, da hast du meine Antwort«, versetzte Dorothea und warf trotzig den Kopf zurück.

»Na, das werden wir ja sehen«, sagte Döderlein, bleich vor Zorn, und pflügte mit den Fingern durch die schütter gewordene Lockenmähne, »das werden wir ja sehen. Marsch, hinaus jetzt mit dir, ich habe nicht Lust, mich von einer solchen undankbaren Kröte um den wohlverdienten Schlaf bringen zu lassen. Morgen reden wir weiter.«

Am andern Morgen eilte Dorothea zu Herrn Carovius. »Onkelchen«, stammelte sie, »er will mich an den Mehlsack verkuppeln.«

»So? Da werd ich dem Dreipfennigmusikanten wieder einmal auf die Bude steigen müssen«, sagte Herr Carovius. »Nur ruhig, Kindchen, nur ruhig!« fügte er hinzu und streichelte zärtlich ihre braunen Haare, »der alte Carovius lebt noch.«

Dorothea schmiegte sich an ihn und lächelte. »Was würdest du sagen, Onkelchen«, begann sie mit schelmischem und zugleich sehr aufmerksamem Blick, »wenn ich den Daniel Nothafft zum Mann nähme? Der gefällt dir doch«, fuhr sie schmeichelnd fort

er hielt ihn, als er zurückwich, bei den Schultern fest, »der muß doch gefallen. Einen will ich endlich haben, eine alte Jungfer will ich nicht werden, und beim Vater halt ich's nimmer aus.« Herr Carovius riß sich los. »Ins Tollhaus mit dir, du Kanaille!« rief er. »Da wollt ich lieber, du gingst mit dem Mehlsack ins Bett. Ist der Gottseibeius in dich gefahren, Dirne? Juckt dich die Haut, dann kratz dich, oder nimm dir meinerwegen einen Stallknecht dazu wie die selige Kaiserin Katharina. Schaff dir schöne Kleider an, behäng dich mit Firlefanz, geh tanzen und sauf Champagner, mach Musik oder schmeiß die Geige auf den Misthaufen, gib was du willst, ich geb dir Geld, soviel du willst, aber den blödsinnigen Phantasten, den habergasigen Rattenfänger, den Weiberfresser und Unmusikanten, den schick seiner Wege, das ist mir um Gottes und seiner Heiligen willen nicht an, sonst ist's nichts zwischen uns, sonst hab ich nichts mehr mit dir zu schaffen.« In solcher Haß, eine solche Angst war in Herrn Carovius' Gesicht, daß Dorothea staunte. Seine Haare waren verwirrt wie die eines Vogelnests, aus seinen Mundwinkeln rann Nässe, seine Augen loderten rötlich, der Zwicker saß auf der Spitze der Nase. Nichts hätte Dorothea mehr locken und reizen können als die Worte, die sie über Daniel vernommen, als das Gebaren des Herrn Carovius. Ihre Augen blickten groß, ihr Mund öffnete sich lüthend. War noch ein Schwanken in ihr gewesen, jetzt war keines mehr. Sie liebte das Geld; sie war mit Habsucht in der Brust geboren; aber wenn Herr Carovius ihr alle seine Schätze zu Füßen gelegt und dagegen gefordert hätte, sie solle Daniel entsagen, sie hätte es nicht vermocht, jetzt nicht mehr. Etwas grauenhaft Angenehmes zog sie nun zu dem hin, den sie verfluchen hörte, so gefürchtet sah. In seiner Nähe war das Riechen sinnlicher Gefahr heftiger als in der Nähe aller andern Männer, die sie kannte. Er war ihr rätselhaft und unzugänglich; sie wollte ihn erraten und aufschließen. Er hatte so viele besessen, gewiß mehr, als er bekannt hatte; sie wollte ihn besitzen. Er war so still, so klug, so fest; sie wollte Stille, Klugheit und Festigkeit von ihm haben, alles wollte sie haben, allen Zauber, alle Menschenmacht und alles, was er verbarg, alles wollte sie von ihm haben.

Sie dachte fortwährend an ihn, nur an ihn. Ihre Gedanken umflatterten sein Bild, scheu, begierig und spielerisch. Er hatte es verstanden, einen Willen und eine Einheit in ihre Sinne zu bringen. Sie wollte ihn haben.

Der Regen klatschte ans Fenster. Voll Schrecken über Dorotheas Versonnenheit preßte Herr Carovius beide Hände an die Backen. »Ich seh schon, du willst mich allein lassen«, wehklagte er schauerlich, und es klang wie das Geheul eines Hundes in der Winternacht; »betrügen willst du mich, zum Feind willst du übergehen, und ich soll meine vier Wände anglotzen. Ich seh schon, ich seh schon.«

»Sei still, Onkelchen, es geschieht ja nichts, es war ja nur ein Scherz«, sagte Dorothea heuchlerisch begütigend und ging mit zögernden Schritten, bisweilen lächelnd zurückschauend, zur Tür.

17

Es war zur frühen Mittagsstunde, als Dorothea an Daniels Wohnung läutete. Philippine machte das Gatter auf und wollte sie nicht in die Stube lassen. Sie erzwang sich den Eingang und musterte von der Zimmerschwelle aus Philippine hochmütig.

»Paß auf, Philippin', da stinkt's nach Unrat«, murmelte diese vor sich hin.

Daniel saß bei der Arbeit. Er erhob sich stumm und blickte Dorothea an, die behutsam die Türe schloß.

»Da bin ich, Daniel«, sagte sie und atmete wie ein Schwimmer, der ans Land kommt.

»Was bedeutet's?« fragte Daniel regungslos.

»Daß ich getan hab, was Sie wollten, Daniel. Weg von denen. Beim Vater kann ich nimmer bleiben. Wo anders sollt ich hin als hierher?«

Daniel ging auf sie zu und legte beide Hände schwer auf ihre Schultern. »Mädelchen, Mädelchen!« sagte er mahnend und erschüttert.

Sie sahen sich eine unendlich scheinende Zeit in die Augen. Es war, als wolle Daniel bis in die verborgensten Falten ihrer Seele

hauen. Dorotheas Blick funkelte verwegen, sie senkte die Lider nicht. Plötzlich beugte Daniel den Kopf und küßte ihre Stirn. »Du weißt, wer ich bin«, sprach er und schritt im Zimmer auf und ab. »Du weißt, wie ich gelebt habe und wie ich lebe. Ich bin ein eheduldvoller Mann, ich bin ein einsamer Mann. Meine Natur verlangt nach Zärtlichkeit, aber Zärtlichkeit hergeben kann sie nicht. Mein Los ist hart, und wer es mit mir teilt, muß entschlossen sein, die Härte zu ertragen. Ich bin oft mein eigener Feind und oft der Feind derer, die es gut mit mir meinen. Ich bin kein Spaßmacher und kein Gesellschafter. Ich kann grob, beleidigend, hässlich, unversöhnlich und rachsüchtig sein. Ich bin häßlich, ich bin arm, ich bin nicht mehr jung. Fürchtest du nicht für deine dreißig und zwanzig Jahre, Dorothea?«

Dorothea schüttelte energisch den Kopf.

»Prüfe dich, Dorothea«, fuhr er eindringlich fort, »nimm es nicht genau mit dir und mir, nimm es ganz und tief genau, damit wir nicht falsche Rechnung mit dem Schicksal machen. Liebe kann meiner mächtig werden, mehr, als ich selbst meiner mächtig bin, und dann setz ich alles dran, dann muß ich vertrauen können, ohne Maß. Könnt ich nicht mehr vertrauen, ich wäre wie ein zur Fülle Verstoßener, ein böser Geist. Prüfe dich, Dorothea, du mußt wissen, was du tust, es ist eine heilige Sache.«

»Ich kann nicht anders, Daniel!« rief Dorothea und warf sich an seine Brust.

Dann also sei Gott uns gnädig«, sagte Daniel.

18

Daniel brachte Dorothea zu Sylvia von Erfft nach Siegmundshof. Er hatte ihr geschrieben, ihr die Verhältnisse geschildert und sie gebeten, sie möge Dorothea bis zum Tag der Hochzeit bei sich aufnehmen. Sylvia hatte sich herzlich bereit gezeigt, seine Bitte zu erfüllen.

Zwei Nächte hatte Dorothea noch zu Hause verbracht, und es war ihr gelungen, allen Auseinandersetzungen mit ihrem Vater aus dem Weg zu gehen, indem sie sich drei Tage Bedenkfrist erbeten

hatte. Am Morgen des dritten Tages, als der Vater zur Musikschule gegangen war, hatte sie ihre Habseligkeiten gepackt und das Haus verlassen.

Andreas Döderlein fand folgenden Brief von ihrer Hand vor: »Lieber Vater, mach dir keine Hoffnungen mehr bezüglich des Herrn Weißkopf. Ich bin großjährig und kann heiraten, wen ich will. Meine Wahl ist bereits getroffen, der Mann, mit dem ich vor den Altar trete, heißt Daniel Nothafft. Er liebt mich mehr, als ich's vielleicht verdiene, und ich will ihm eine gute Frau sein. Daran ist nichts mehr zu ändern, und sicherlich kommst du auch zur Einsicht, daß es edler ist, dem Zug des Herzens zu folgen, als sich von materiellen Vorteilen locken und blenden zu lassen. Deine dich liebende Tochter Dorothea.«

Es schwindelte Andreas Döderlein. Das Briefblatt glitt ihm aus den Fingern und zu Boden. Am ganzen Körper zitternd, schritt er zum gedeckten Tisch, ergriff ein Wasserglas und schleuderte es gegen die Wand, daß es in zahllose Scherben zersplitterte. »Ich werde dich erdrosseln, Kröte!« keuchte er, streckte die geballte Faust empor, ging in Dorotheas Zimmer und warf in seiner unmäßigen Wut die Stühle und den kleinen Toilettetisch um.

Die Magd war erschrocken in die Wohnstube geeilt. Sie sah Dorotheas Brief auf dem Boden liegen, hob ihn auf und las ihn. Als sie ihren wütenden Herrn zurückkommen hörte, flüchtete sie, lief ins Erdgeschoß, läutete an Herrn Carovius' Tür und zeigte ihm den Brief. Sein Gesicht wurde gelb, während er die Zeilen überflog. Da stieß die Magd einen leisen Schrei aus, riß Herrn Carovius den Brief aus der Hand und rannte in den Hof, denn von oben kam Andreas Döderlein herunter. Er wollte auf die Polizei und dort fordern, daß man den Entführer seiner Tochter verhafte. Als er Herrn Carovius im Flur gewahrte, blieb er stehen und fixierte ihn mit einem haßerfüllten Blick, in welchem gleichwohl etwas wie eine scheue Frage enthalten war. Ja, es hatte fast den Anschein, als ob ein einziges versöhnendes Wort, eine Gebärde nur des Langgemiedenen alles Vergangene hätte auslöschen und jenen zum Bundesgenossen beim Werk der Strafe und Rache hätte machen können.

Aber Herr Carovius war fertig mit der Welt. Seine Züge ver-

arten sich zu einer Grimasse der Bosheit und der Verachtung, dann kehrte er sich um und schlug die Türe seiner Behausung nachend hinter sich zu.

Andreas Döderlein ging nur bis zum Portal des Rathauses. Dort überfielen ihn plötzlich allerlei Bedenklichkeiten, er starrte eine Weile düster auf das Pflaster und begab sich dann wieder auf den Heimweg, mit Schritten, die nur halb so ungestüm waren wie vorher und auf eine gebrochene Tatkraft deuteten.

Daum war er zu Hause angelangt, so wurde ihm Daniel gemeldet. »Wie erkühnen sich, Herr?« schrie er dem Eintretenden entgegen, »Wie erkühnen sich, vor meinem Angesicht zu erscheinen? Beim Himmel, das ist viel!«

»Ich nehme jeden Kampf auf«, sagte Daniel mit der kalten Würde, »die ihm bei solchen Gelegenheiten eigen war und die einschüchternd wirkte. »Ich habe nichts zu fürchten. Mit dem Vater meines Weibes möcht' ich gern in Frieden leben, deshalb bin ich da.«

»Wissen Sie denn auch, was Sie mir tun? Sie haben mir die Tochter gestohlen, Mann!« rief Döderlein mit Pathos. »Aber ich werde Ihre Absichten durchkreuzen, verlassen Sie sich darauf, ich werde Ihnen meine Macht zu spüren geben.«

Daniel lächelte verächtlich. »Dessen bin ich sicher«, antwortete er. »Ich kenne diese Macht, solange ich lebe. Nur habe ich mich ihr nie unterworfen, und bisweilen ist es mir gelungen, sie zu brechen. Denken Sie ein wenig über mich nach, und über Ihr Kind, und über sich selbst. Adieu.« Damit ging er.

Andreas Döderlein war beunruhigt. Das Lächeln des Menschen verfolgte ihn. Was mochte der Desperado wieder einmal im Versteckthilde führen? Böses Gewissen lähmt böse Entschlüsse. Länger als eine Woche rang Döderlein mit seinem Stolz, und als Daniel nichts mehr von sich hören ließ, auch von Dorothea keine Nachricht kam und zu allem Unheil der Mühlenbesitzer das Darlehen zurückforderte, sagte er sich, daß an dem Geschehenen nichts mehr zu ändern sei, und eines Tages stieg er die drei Treppen seines Hauses am Egydienplatz empor.

»Das freut mich«, sagte Daniel und streckte dem Besucher die Hand hin.

Andreas Döderlein sprach von einem blutenden Vaterherzen, von

der Vernichtung großer Hoffnungen, von der Pietätlosigkeit der Jugend und der Einsamkeit des Alters, dann, ziemlich unvermittelt, mit den Fingern seiner gewaltigen Hand auf die Tischplatte trommelnd, von der Zwangslage, in die er gegenüber dem Mühlenbesitzer geraten sei. Er habe für einen Freund Bürgschaft geleistet, sei zur Zahlung genötigt worden und habe sich nur helfen können, indem er bei dem reichen Bewerber um Dorotheas Hand eine Anleihe aufgenommen habe.

Daniel mußte zugeben, daß die Sorge demütigend sei und die Schuld beglichen werden müsse. Es seien fünfzehnhundert Mark, sagte Döderlein; er war selbst überrascht, als er diese Summe nannte, die ihm fünfzig Prozent Gewinn sicherte; es war ein kluger Einfall gewesen, der zugleich dazu diene, die Generosität des künftigen Schwiegersohnes auf die Probe zu stellen. Im Grunde fand er seine Handlungsweise nicht honett und war daher gerührt, als Daniel, der die Schmälerung seiner Ersparnisse nur kurz bedachte, ihm das Geld am andern Tag zu bringen versprach.

»Sie beschämen mich, Daniel«, sagte er, »wahrlich, Sie beschämen mich. Lassen Sie uns die Streitaxt begraben und gute Freunde werden. Sind wir doch ohnehin Kollegen in Apoll. Oder nicht? Nennen Sie mich Vater, ich will Sie Sohn heißen, sagen Sie du, ich will ein gleiches tun.«

Daniel reichte ihm schweigend die Hand.

Döderlein fragte nach Dorothea, und als ihm Daniel mitgeteilt, wo sie sich aufhielt, zeigte er sich sehr zufrieden darüber. »Mein Haus und meine Arme sind ihr geöffnet, unterrichte sie davon, melde ihr die veränderte Konstellation«, sagte er weich; »wir haben unrecht aneinander gehandelt, beide; wir haben es beide gebüßt.«

Daniel erwiderte trocken, er halte es für besser, wenn Dorothea bei Sylvia von Auffenberg bleibe.

»Wie du willst, mein Sohn«, sagte Andreas Döderlein, »ich füge mich den Forderungen eures jungen Glücks. Nun aber sollten wir eine Flasche Malvasier oder Mosel haben und auf die Zukunft meines lieben Wildfangs trinken. Oder widerstrebt es dir?«

Daniel ging hinaus, um Philippine ins Goldene Posthorn zu

nicken. Philippine war aber mit Agnes fortgegangen; er gehrte eine der Mägte des Hauses auf der Stiege und bat sie um e Besorgung. Es dauerte lange, bis sie mit der Flasche kam, und s der Wein eingeschenkt war, erwies es sich, daß Döderlein ine Zeit mehr hatte, weil er um sieben Uhr eine Unterrichts- unde erteilen mußte. Er leerte sein Glas nur halb und verab- iedete sich mit einem kräftigen Händeschütteln von Daniel.

ne Weile war Daniel sinnend gesessen, da pochte es an der Tür, d der alte Jordan trat ein. »Ist's erlaubt?« fragte er.

aniel nickte, und er nahm auf dem Stuhl Platz, auf dem An- eas Döderlein gesessen. Forschend schaute er Daniel ins Ge- cht; plötzlich sagte er: »Ist's denn wahr, Daniel, daß du wieder iraten willst? Daß du die Döderleinsche heiraten willst?«

a, Vater, es ist wahr«, antwortete Daniel. Er holte ein frisches las, goß Wein hinein und schob es dem alten Mann hin. »Trink, ater!« sagte er.

er Alte nippte andächtig. »Es dürften wohl, meiner Schätzung ach, neun bis zehn Jahre vergangen sein, daß ich keinen Wein etrunken habe«, redete er vor sich hin.

Dein Leben ist nicht gut gewesen«, erwiderte Daniel.

Ich beklage mich nicht, Daniel. Ich trag's, weil ich's tragen muß. nd wer weiß, vielleicht ist mir noch ein kleines Glück beschert. ielleicht; wer weiß.«

ann saßen sie schweigend und tranken hie und da. Es war so ill, daß sie die Flamme der Lampe rauschen hörten.

Wo bleibt denn die Philippine?« fragte Daniel endlich.

a, die Philippine, das hatt' ich ganz vergessen«, begann der alte ordan sorgenvoll. »Am Nachmittag ist sie zu mir hinaufgekom- en und hat mir mitgeteilt, sie gehe zur Frau Hadebuschin und erde mit der Agnes dort bleiben, bis die Hochzeit vorüber ist. ie hat sich aber so verworren ausgedrückt, daß ich ihren Worten icht entnehmen konnte, was sie damit bezweckt. Auch hat es o geklungen, als wollte sie überhaupt aus dem Hause gehn. Ob as Frauenzimmer nicht ein wenig gestört im Kopfe ist? Vor- estern war ein Geklapper und Gepolter in der Küche, und wie h nachsehe, liegen mindestens sechs Teller zerbrochen auf der rde, dabei droht sie noch, mich mit dem Spülwasser anzuschüt-

ten, und schimpft gotteslästerlich. Wie ist denn das? Kann sie denn so mir nichts, dir nichts mit dem Kind zur Hadebuschin übersiedeln?»

Daniel blieb die Antwort schuldig. Der Gedanke an Philippine erfüllte ihn auf einmal mit Angst vor Unheil. Es schien ihm, daß er sie gewähren lassen müsse.

19

In der Nacht bemächtigte sich Daniels eine tiefe Erregung. Er verließ das Haus, und trotz der Finsternis und des fallenden Schnees ging er weit vor die Stadt, merkte die Nässe, die Kälte und den Wind nicht.

Er lauschte in sein Inneres, hielt letzten Rat mit sich und schaute oft, als flehe er um Erleuchtung, zum schwarzen Himmelsgewölbe empor. Schwärzer noch dünkte ihn das Morgen, in Bangigkeit verlor er sich, und es trieb ihn zu den Gräbern.

Erst auf dem Weg zum Kirchhof bedachte er, daß das Tor in der Nacht zugesperrt sein mußte, dennoch ging er weiter. Lange suchte er nach einer Stelle an der Mauer, wo er hinüberklettern konnte. Endlich fand er eine, klonn hinauf, schürfte sich die Hände wund, sprang in schneebedecktes Strauchwerk hinab und irrte mit beklommener Brust über das stürmische, öde Gefilde. Als er dann vor Gertruds Grab stand, überwältigte ihn das Gefühl der Stunde, Stimmen waren im Sturm, Grauen und Erinnerung wollten ihn schier zu Boden reißen, aber vor Lenores Grab wurde es ruhig in seiner Brust, auch öffneten sich plötzlich in der Tiefe des Horizonts die Wolken, und ein Mondstrahl zitterte hindurch.

Spät, der Morgen war schon nahe, kam er heim.

Acht Tage darauf holte er Dorothea von Siegmundshof ab.

Sylvia und Dorothea kamen ihm durch eine beschneite Allee entgegen. Sie gingen Arm in Arm, und Sylvia lächelte zu Dorotheas Geplauder. Sie schienen in gutem Einverständnis, das Bild konnte nicht täuschen, und Sylvia sagte auch, als sie mit Daniel allein war, daß sie Dorothea liebgewonnen. Ihrem Frohsinn könne nie-

und widerstehen, und mit den Kindern werde sie selber zum
nd.

otzdem betrachtete Daniel Sylvia, und wenn Dorothea dabei
r, auch diese bisweilen mit einem schnellen, forschenden, son-
rbar unsicheren Blick.

war ein sonniger Dezembertag, als Daniel und Dorothea Hoch-
it hielten.

Seit vierzehn Tagen wohnten Philippine und Agnes bei Frau Hadebusch; da kam eine Botschaft von Daniel, die beiden sollten nach Hause zurückkehren, oder wenn es Philippine vorziehe, zu bleiben, solle sie Agnes schicken, und zwar sogleich.

»Da ham Se's«, sagte Frau Hadebusch, »der Herr befiehlt.«

»Der befiehlt mir lang gut«, antwortete Philippine tückisch. »Das Kind bleibt bei mir, und ich geh nit hin, basta. Was, Agneslein?« Agnes hockte auf der Ofenbank neben dem schwachsinnigen Heinrich und las in dem abgeschmierten Heft eines Kolportageromans. Bei Philipppines Anruf blickte sie zerstreut empor und lächelte stumpf. Das zwölfjährige Mädchen hatte ausdruckslose Züge und, da sie selten ins Freie kam, eine von der Zimmerluft fast gelb gewordene Haut.

»Nutzt nix«, fuhr Frau Hadebusch fort, die uralt aussah und einer bösen, verkrüppelten Zwergin glich, »er kann das Madel fordern und er muß es kriegen. Da käm ich am End noch mit dem hohen Gesetz in Umständlichkeit.«

»No, was is, Agneslein, willst zurück zu dein' Vatter?« wandte sich Philippine an das Mädchen und sah die Hadebusch bedeutungsvoll an.

Agnes' Gesicht verfinsterte sich. Sie haßte ihren Vater. Soweit hatte es Philippine durch ihre steten Einflüsterungen, ihre gehässigen Erzählungen gebracht. Agnes war überzeugt, daß sie ihrem Vater im Wege sei, und seine Heirat hatte diesen Glauben nur noch mehr befestigt. In ihrem dumpfen Innern trug sie das Bild ihrer früh verstorbenen Mutter als das einer Gemordeten, einer Geopferten. Gar schauerlich hatte ihr Philippine den Selbstmord der Mutter zu schildern gewußt; es war der immer wieder erneuerte Gesprächsstoff vieler Winterabende, vieler Dämmerstunden gewesen. Dereinst, wenn sie groß sein, wenn sie würde reden können, wollte Agnes Rechenschaft vom Vater verlangen.

Wenn sie würde reden können! Dies war ihr heißester Wunsch.

enn sie war eine Stummgeborene, ihre Seele schmachtete in viel
arterer Gefangenschaft als ehemals die ihrer Mutter, weil sie
ines Aufblicks und Aufschwungs fähig war, weil nichts in ihr
uß schlief, sondern alles hoffnungslos verdorrt war.

Zu der Döderleinschen geh ich nicht«, grollte sie.

ber am Abend kam Daniel. Er zog Philippine beiseite und hatte
it ihr eine ernste Auseinandersetzung. Er erklärte ihr die Gründe
iner Heirat, so gut er es vermochte, ohne auf das Tiefere ein-
gehen. »Ich hab eine Hausfrau gebraucht, eine junge Gefähr-
n. Dir, Philippin', schuld ich Dank, doch es muß auch eine neben
ir sein, die mich höher stimmt, denn von meinem schweren Be-
f weißt du ja nichts. Also bock nicht, Philippin'; schnür dein
indel und komm heim. Was sollen wir ohne dich anfangen?«

um erstenmal sprach er mit ihr wie mit einem Weib und wie
it einem Menschen. Philippine starrte ihn an. Sie schlug eine
ilde Lache auf und höhnte: »Joi, Daniel, wie du einen flattieren
annst. Das hätt ich nit von dir gedacht, bist immer ein ekelhaf-
r Griesgram gewesen. Gut! Sag: liebe Philippine. Sag ganz
ngsam: liebe Philippine, dann komm ich.«

aniel schaute verwundert in das nie jung gewesene und schnell
gewordene Gesicht Philippines. »Narrensposen«, sagte er un-
illig und kehrte sich ab.

philippine stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Der idiotische
einrich trat in den Flur und hielt ein Lämpchen hoch.

Wohnt der fromme Schreiber noch da?« fragte Daniel und
haute voll Erinnerung an der windschiefen Treppe empor.

Gott sei Dank, nein«, schnarrte Philippine, »das tät noch feh-
n. Mir wird übel, wenn ich ein Mannsbild seh.«

bermals schaute Daniel in ihr häßliches, boshaft verzerrtes Ge-
cht. Er war gewohnt, alle Dinge, alle Augen, alle Körper um ihr
asein in Tönen, ihre Verwandlung in Töne zu befragen. Hier
ihlte er plötzlich das Tonlose, so wie man beim Anblick eines
iefseefischers fühlen würde: das Lichtlose. Er dachte an Eva, er
ehnte sich in diesem Augenblick nach seiner Eva, und da eben
am Agnes aus der Tür, um nach Philippine zu sehen.

er legte die Hand auf Agnes' Haar und sagte gutmütig zu Phil-
ppine hinüber: »Na also – liebe Philippin', komm heim!«

Agnes duckte sich hastig und entzog sich seiner Hand, so daß er das Mädchen mit finsterner Überraschung musterte. Philippine jedoch faltete ihre Hände, senkte den Kopf und murmelte ganz demütig: »Is recht, Daniel, wir kommen morgen.«

2

Um zehn Uhr vormittags erschien Philippine vor dem Wohnungsgatter. In der einen Hand schleppte sie ihr Bündel, an der andern führte sie die ängstlich dreinblickende Agnes.

Dorothea öffnete die Tür. Sie war sauber und adrett angezogen, trug ein blaugeblümtes Kattunkleid, darüber eine weiße Schürze mit Spitzenumsäumung, und um den Hals ein goldenes Kettchen, an welchem ein Medaillon hing.

»Och, die Kinder!« rief sie lustig, »die Philippine und die Agnes! Grüß Gott, Kinder, seid ihr endlich da?« Sie wollte Agnes umarmen, die aber wich ebenso scheu zurück, wie sie es gestern vor ihrem Vater getan.

Philippine verzerrte hämisch die Lippen, als sie von der um zehn Jahre Jüngeren ein Kind genannt wurde, und maß Dorothea von oben bis unten.

Dorothea bemerkte es kaum. »Die Kochfrau, denken Sie bloß, Philippin', ist heut nicht gekommen, und da wollt ich's selber probieren«, erzählte sie mit zungenfertiger Wichtigkeit, »aber ich weiß nicht, das Suppenfleisch ist noch immer steinhart. Schauen Sie einmal nach.« Sie zog Philippine in die Küche.

»Der Topf muß einen Deckel haben«, urteilte Philippine mit geringschätziger Miene, »und außerdem brennt das Feuer nicht or'ntlich.«

Aber Dorothea war bereits bei einer andern Sache. Sie hatte ein Glas mit eingemachten Früchten entdeckt, öffnete es, nahm einen langstieligen Holzlöffel, brachte ihn gefüllt an ihren Mund und naschte vorsichtig. »Das schmeckt gut«, sagte sie, »das schmeckt wie Zitronat. Versuchen Sie's doch, Philippin'.« Sie hielt Philippine den Löffel an die Lippen, damit sie kosten solle. Philippine stieß den Löffel unwirsch beiseite.

as gibt's nicht, Sie müssen versuchen, ich will's, ich will's«,
narrte Dorothea und hielt den Löffel eigensinnig dicht vor Phil-
pines Nase. »Ich will's, ich will's« wiederholte sie, halb bittend,
lb befehlend, so daß Philippine, die diesem Wesen gegenüber
n rechten Widerstand nicht gleich zu finden wußte, um Ruhe
geben, sich den Löffel in den Mund schieben ließ.

kam der alte Jordan auf den Flur und hinter ihm der Schlot-
ger, der den Kamin putzen sollte.

Herr Inspektor! Herr Inspektor!« rief Dorothea lachend, und als
r Alte ihrem Ruf folgte, reichte sie ihm ebenfalls einen vollen
ffel, und dann mußte auch der Schlotfeger einen nehmen, und
letzt kam Agnes an die Reihe.

zt lachten alle, sogar über Agnes' blasses Gesicht flog ein hel-
Schimmer, und Daniel, durch den Lärm aus seinem Zimmer
scheucht, stand in der Küchentür und lachte mit.

iehst du, Daniel, siehst du!« sprach Dorothea befriedigt. »Alle
essen mir aus der Hand. So hab ich's gern. Laßt's euch nur
mecken, Leutlein.«

3

it einem offenen Brief in der Hand schoß Dorothea eines Nach-
tags in Daniels Stube, wo er arbeitete.

Du, Daniel, die Kommerzienrätin Feistmantel fleht mich an,
orgen auf ihr Kränzchen zu kommen. Darf ich?«

Du störst mich jetzt, Liebe. Siehst du nicht, daß du mich störst?«
agte Daniel vorwurfsvoll.

a, ja, verzeih«, hauchte Dorothea und blickte hilflos auf den
it Notenpapier bedeckten Tisch. »Ich soll auch meine Violine
itbringen«, fuhr sie fort, »ich soll vorspielen.«

it gesammeltem Ausdruck schaute Daniel, ohne ihre Worte auf-
fassen, ins Leere.

orothea wurde ungeduldig. Plötzlich trat sie zu der Stelle an der
'and, wo, seit Daniels Heimkehr, wieder die Maske der Zin-
urella hing. »Schon lang wollt ich dich fragen, Daniel, was das
ing da soll. Wozu hast du's, wozu brauchst du's? Es ärgert mich
it seinem ewigen Grinsen.«

Daniel wachte auf. »Das nennst du Grinsen?« fragte er kopfschüttelnd. »Ist's möglich, dies Lächeln aus der Überwelt grinst dir?«

»Ja«, erwiderte Dorothea trotzig, »es grinst. Und ich mag's nicht, mag die Fratze nicht leiden, grad' weil du sie so gern hast. Hast sie wohl lieber gar als mich?«

»Keine Kindereien, Dorothea!« sagte Daniel ruhig; »mußt deinen Sinn ein wenig höher richten, mußt mir auch meine Geister respektieren.«

Dorothea schwieg. Sie verstand ihn nicht. Sie sah ihn mit leisem Mißtrauen an. Sie dachte, die Maske sei ein Bildnis einer von seinen früheren Geliebten. Und sie verzog spöttisch die Lippen.

»Du hast eben etwas von Vorspielen erwähnt, Dorothea«, begann Daniel wieder; »weißt du, daß ich dich noch nie spielen gehört habe? Ich gesteh dir aufrichtig, daß ich bisher Furcht davor gehabt. Nur das Vortreffliche ertrüg ich; auch die Verheißung; beides könnte ja sein, und doch, woher kommt mir die Angst? Du hast lange nicht geübt, nicht ein einziges Mal, seit wir beisammen leben; trotzdem willst du dich vor Fremden produzieren? Das ist wunderlich, Dorothea. Sei doch so gut, und hol deine Geige und spiel mir vor.«

Dorothea ging ins Nebenzimmer, brachte den Geigenkasten, bestrich den Bogen mit Kolophonium, und während sie die A-Saite stimmte, fragte sie mit emporgezogenen Brauen: »Willst du's wirklich?«

Sie preßte die Lippen aufeinander und spielte eine Etüde von Fiorillo. Als sie fertig war und Daniel nichts verlauten ließ, setzte sie das Instrument wieder an und spielte ein ziemlich lamentables Stück von Wieniawski.

Wieder schwieg Daniel lange. »Recht hübsch, Dorothea«, sagte er endlich; »das ist unter Umständen ein ganz netter Zeitvertreib für dich.«

»Wie meinst du das?« erwiderte Dorothea hastig, und eine dunkle Röte stieg in ihre Wangen.

»Soll es mehr sein, Dorothea?«

»Wie meinst du das?« wiederholte sie verlegen und unwillig; »ich denke schon, daß es mehr ist.«

Daniel stand auf, trat zu ihr hin, nahm ihr den Bogen sanft aus der Hand, ergriff ihn an beiden Enden und zerbrach ihn in zwei Teile. Dorothea stieß einen bestürzten Schrei aus und sah ihn schmerzungslos an.

Daniel sagte: »Ist die Musik, die ich höre, nicht ein Tagewesenes, so ist sie ein hunderttausendmal Dagewesenes. Ein leidlich wohlklingendes Dilettieren muß sich mein Weib zu gut halten.«

Dorotheas Augen füllten sich mit Tränen. Abermals fehlte ihr das Verständnis, und nun so völlig, daß sie sich einbildete, Daniel habe mit Absicht grausam gegen sie.

War das Geigenspiel ein Mittel gewesen, um zu gefallen, sich selbst zu gefallen, der Welt zu gefallen, ein Mittel, sich zu steuern, andere zur Bewunderung zu zwingen und zu blenden. Nur deshalb hatte sie sich der strengen Zucht ihres Vaters von früh an gefügt. Sie besaß auch Ehrgeiz, doch verdingte sie sich jedem, ohne des Lobers zu achten, und was eine Übereinkunft von unbekannter Entstehung an Gefühl forderte, wählte sie zu gehen, indem sie beim Spielen an ihre persönlichen Wünsche, Freuden und Vergnügungen dachte.

Daniel umarmte sie und küßte sie. Sie riß sich los und stellte sich trotzig ans Fenster. »Hättest es ja nur sagen müssen, daß ich dir schlecht spiele«, stieß sie hervor und schluchzte zornig auf, »hättest nicht gleich so roh den Bogen zerbrechen müssen. Ich will ja nimmer. Wär mir gar nicht in den Sinn gekommen, dich zu belästigen.« Und sie weinte wie ein verzogenes Kind.

Daniel ließ sich's viele Worte kosten, sie zu beschwichtigen. Schließlich sah er ein, daß keine Worte fruchteten, und seufzend schwieg er still. Nach einer Weile nahm er ihr das Taschentüchlein aus der Hand, trocknete lächelnd ihre Tränen und sagte: »Ich hätte ja lieber gewollt, daß du nicht zur Kommerzienrätin aufhörst. Denn siehst du, ich halte nicht viel von einem solchen Verkehr. Er bereichert nicht und zieht allerlei Gelüstchen nach sich. Aber weil ich dir so wehgetan habe, magst du ruhig hinnehmen, vielleicht vergißt du dann den Schmerz, du Närrchen.«

Dank dir schön, ich verzichte«, antwortete Dorothea schnippisch und ging aus dem Zimmer.

Desungeachtet erklärte Dorothea am andern Tag beim Mittagessen, daß sie der Einladung der Kommerzienrätin doch folgen werde. Es sei viel einfacher, hinzugehen, äußerte sie mit einer Miene, als ob ihr der Entschluß schwer geworden wäre, als sich den Vorwürfen und dem beständigen Gefrage auszusetzen.

»Tu es nur«, ermunterte sie Daniel, »ich hab dir ja selbst dazu geraten.«

Sie hatte sich ein dunkelblaues Sammetkleid machen lassen; es war sehr schön, und sie wollte es bei dieser Gelegenheit zum erstenmal tragen.

Als nun Daniel gegen fünf Uhr ins Schlafzimmer trat, sah er Dorothea mit dem neuen Kleid vor dem Spiegel stehen. Es war ein hoher, schmaler Spiegel auf einer Konsole. Dorothea hatte ihn von ihrem Vater als Hochzeitsgeschenk erhalten.

Was ist mit ihr? fuhr es Daniel durch den Kopf, da er die seltsame Regungslosigkeit des jungen Weibes wahrte. Sie war wie verloren in den Anblick ihres Spiegelbildes; ihr Auge hatte etwas Starres, Saugendes und krankhaft Entzücktes. Sie bemerkte nicht, daß Daniel in der Stube stand; als sie den Arm rührte und den Kopf drehte, geschah es, um diese Gesten im Spiegel zu genießen.

»Dorothea!« rief Daniel leise.

Sie zuckte zusammen, schaute ihn sinnend an und lächelte benommen.

Da ward es Daniel angst und bang.

»Ich bin eine Verwandte von Daniel, und wir müssen uns duzen«, sagte Philippine zu Dorothea. Dorothea war damit einverstanden.

Jeden Morgen, wenn Dorothea in die Küche kam, erkundigte sich Philippine: »Was hast denn geträumt?«

»Ich war auf dem Bahnhof, es war Krieg, und Zigeuner haben mich fortgeschleppt«, antwortete Dorothea einmal.

ahnhof bedeutet unerwarteten Besuch, Krieg bedeutet Zwie-
acht mit verschiedenen Persönlichkeiten, und Zigeuner bedeu-
a, daß du's mit leichtsinnigen Menschen zu tun bekommst«,
schte Philippine im Hochdeutsch ihres Geheimbuchs.

ilippine wußte auch in der Punktierkunst Bescheid; oft saß
rothea bei ihr und stellte Fragen, zum Beispiel ob der oder der
sie verliebt sei, oder ob die und die den und den liebe; Philip-
ne malte Punkte auf ein Blatt Papier, schrieb die Zahlen dane-
n, schlug das Verzeichnis auf und teilte die Antwort des Orakels
t.

nnen kurzem waren die beiden ein Herz und eine Seele. Bei
ren Ausgelassenheiten durfte Dorothea stets auf das Beifalls-
lächter Philipppines zählen, und wenn Agnes apathisch zu-
naute, stieß Philippine sie in den Rücken und fuhr sie an:
Dummes Luder, kannst gar nit 's Maul aufmachen?«

a schlich Agnes traurig zu ihren Schulheften und saß stunden-
ng über einer einfachen Rechenaufgabe. Dorothea brachte ihr
sweilen ein Stück Gugelhupf; den wickelte sie ein, steckte ihn
die Tasche und gab ihn am andern Morgen einer Kameradin,
s deren Heft sie die Aufgabe abschreiben durfte.

er Provisor Seelenfromm hielt Philippine auf der Gasse an und
agte: »Na, wie stehts denn bei euch? Wie macht sich die junge
au?«

oi, wir leben wie Gott in Frankreich«, versetzte Philippine, und
r Mund dehnte sich bis an die Ohren, »jeden Tag Braten, jeden
ng Kuchen, der Wein steht immer auf'm Tisch, und ein Besuch
bt dem andern die Tür in die Hand.«

Da muß der Nothafft aber hundsmäßig reich geworden sein«,
einte der Provisor verblüfft.

Muß wohl so sein, ums Geld sorgt sich keiner mehr bei uns,
sere Frau wenigstens hat alleweil das Portemonnaie voll.«

er Himmel war blau, die Sonne schien, der Frühling war ge-
ommen.

Jeden Sonntagmittag aß Andreas Döderlein bei seinen Kindern. Er liebte eine saftige Schweinskeule, einen Salat in Eierbrühe und eine Torte mit Zuckeraufguß. Der alte Jordan, der an den sonntäglichen Mahlzeiten teilnehmen durfte, ließ die einzelnen Bissen auf der Zunge zergehen. In seinem ganzen Leben waren ihm so leckere Dinge nicht vorgesetzt worden, und bisweilen warf er einen verwunderten Blick auf Daniel.

Ins Gespräch mischte er sich selten. Wenn die Teller abgetragen wurden, erhob er sich und ging in seine Kammer hinauf.

»Höchst sonderbarer Greis«, sagte eines Sonntags Andreas Döderlein, indem er sich die Zähne stocherte.

»Mit dem hat man auch seine liebe Not«, schalt Dorothea; »ist ein unverbesserlicher Topfgucker; zehnmal am Tag kommt er in die Küche, steckt die Nase in die Luft, fragt, was es zu essen gibt, und steht im Flur herum, daß die Gäste über ihn stolpern.«

Andreas Döderlein gab ein bedauerndes Brummen von sich.

»Wie sieht es denn eigentlich mit deinen Finanzen aus, mein Sohn?« wandte er sich leutselig an Daniel. »Möchtest du nicht zur Verbesserung deiner wirtschaftlichen Lage neben dem Organistenamt eine Stelle an unserer Anstalt übernehmen? Herold geht in Pension, er ist über fünfundsiebzig und ist den Anforderungen nicht mehr gewachsen. Mein Fürwort genügt, dir seine Stelle zu sichern. Dreitausend Mark jährlich, Versorgung der Witwe nach zehnjähriger Dienstzeit, Stundengelder, ich denke, das ist verlockend. Oder nicht?«

Dorothea lief jubelnd zu ihrem Vater, umschlang seinen ungeheuren Rumpf und küßte ihn auf die schlotternde Backe.

»Keinen Dank, mein Kind«, wehrte der Olympier, »euch zur Seite zu stehen, ist meine selbstverständliche Pflicht.«

Was sitzt da für ein aufgequollener fremder Mensch? fuhr es Daniel durch den Kopf; was will der Mensch von mir? Warum dringt er in meine Stube und sitzt an meinem Tisch? Warum duzt er mich und haucht mich mit seinem Atem an? Er schwieg.

»Ich begreife ja, lieber Sohn, daß du deine Muße nicht gern aufgibst«, fuhr Döderlein mit verstecktem Sarkasmus fort, »aber wer

on uns kann völlig seiner Neigung leben? Der Alltag ist das Mächtige; Ikarus muß zur Erde stürzen. Jetzt, wo dein Weib diesem freudigen Ereignis entgegensieht, gibt es doch vernünftigerweise kein Schwanken.«

Dorothea warf Daniel einen bösen Blick zu.

«Ich will mir's überlegen«, sagte Daniel, erhob sich und ging aus dem Zimmer.

«Es ist ihm unbequem«, grollte Dorothea; »seine Bequemlichkeit geht ihm über alles. Aber ich werd ihn schon dazu bringen, Vater; nur, was du tun kannst, er wird sich nicht sperren.«

omit lag es am Tage, daß Daniel der Geheimnisvolle und Ungründliche längst nicht mehr für sie war. Sie hatte ihn geöffnet, sie hatte ihn erraten, nach ihrer Weise freilich. Es war viel einfacher gewesen, als sie gedacht, und sie zürnte ihm, daß er ihrer Neugier ein so nahes Ziel gesteckt hatte. Was sie für interessant, für aufregend, für berauschend gehalten, hatte sich als etwas ganz Simples und Gewöhnliches entpuppt; es waren gar keine Reize mehr da, und das einzig Spannende lag noch darin, durch ihre Jugend, durch ihre Sinne eine ausschließliche Herrschaft über ihn zu erlangen.

Daniel spürte es, daß sie enttäuscht war; er hatte Angst davor gehabt. Die Angst wuchs, denn alles, was er tat und sagte, verkehrte ihre Enttäuschung sichtlich. Aus Angst wurde er nachgiebig, wo er früher unerbittlich gewesen wäre. Der Unterschied der Jahre machte ihn geduldig und jeder Einrede fügsam; er fürchtete, ihr nicht so viel Liebe geben zu können, wie sie in ihrer physischen und natürlichen Derbheit begehrte, deshalb verzichtete er auf manches, was er vordem nicht hätte entbehren, ertrug er manches, was er vordem nicht hätte ertragen können.

Es bedurfte nur einer Stunde in der Nacht, und Dorothea hatte ihm die Zusage abgeschmeichelt, daß er die Stelle des alten Hebold übernehmen werde. Er, so karg an Worten wie in der Äußerung von Gefühlen, erlag dem kätzchenhaften Anschmiegen, dem übermütigen Spott, der prickelnden Hurtigkeit eines jungen Leibes. Da walten dunkle Mächte, die zwischen Mann und Weib Abhängigkeiten stiften; da ist nichts berechenbar, nichts mehr dem angeborenen Wesen gemäß, da kann, in einer Stunde der

Nacht, die heiligste Wahrheit eines Lebens zur Lüge umgebogen werden.

7

Es erwies sich auch als notwendig, daß Daniel für eine Vermehrung des Einkommens Sorge trug. Dorothea hatte viele neue Anschaffungen gemacht. Sie hatte einen Toilettetisch, ein paar Schränke und eine Badewanne gekauft. Lampen, Gläser, Vorhänge, Decken waren ihr zu unmodern gewesen, und sie hatte sie durch schönere ersetzt.

Ihr Hauptvergnügen war, in die Geschäfte zu gehen und einzukaufen. Dann kamen die Rechnungen, und Daniel schüttelte den Kopf. Er bat sie eindringlich, sich zu beherrschen, aber sie hängte sich ihm an den Hals und bettelte so lange, bis er sich in jeden ihrer Wünsche seufzend ergab.

Mit leeren Händen kam sie selten heim. Und wenn es nur ein paar billige Nippsachen waren, ein Männchen aus Porzellan mit Zylinder und Regenschirm oder eine Pagode mit einem Wackelkopf, sogar eine Mausefalle konnte es sein, aber Geld mußte sie ausgeben.

Dann wurde Philippine herbeigerufen; Philippine sollte bewundern. Und Philippine sagte scheinbar entzückt: »So was Liebes aber auch! Gott, wie lieb!« Oder: »Grad eine Mausfall brauchen wir; gestern nacht war eine Maus auf'm Spülrahm, Ehr und Seligkeit, Daniel.«

Und die Hüte, die Kleider, die Strümpfe und Schuhe, die Spitzen und Blusen, darin hatte Dorothea kein Maß und keine Bescheidenheit. Sie wollte mit den reichen Bürgersfrauen wetteifern, deren Kaffeekränzchen sie besuchte, neben denen sie im Theater und in der Konditorei saß.

Für die Theater und Konzerte bekam sie Freikarten. Aber einmal, als sie zu Daniel sagte, der Direktor habe ihr eine Freikarte geschickt, erfuhr er von Philippine, daß sie sich die Karte gekauft habe. Er stellte sie nicht zur Rede, aber es ging ihm nicht mehr aus dem Sinn, daß sie geglaubt hatte, ihn belügen zu müssen.

Er begleitete sie nicht zu ihren Vergnügungen; er wollte bei der

beit bleiben und selbst die kleinste Ausgabe nicht durch sein
ttun verdoppeln. Dorothea hatte sich dareingefunden. Seine
neigung gegen das Theater und die geselligen Zerstreuungen
hm sie für Schrulligkeit und Grillenfängerei. Sie erwog nicht,
s an Erfahrung hinter ihm lag, sie hatte vergessen, was er ihr
einer entscheidenden Stunde gebeichtet.

enn sie spätabends mit glühenden Wangen und blitzenden
gen nach Hause kam, fand Daniel den Mut nicht zu der ern-
n Mahnung, mit der er ihr entgegentreten gewollt. Weshalb
schon aus ihrem Himmel reißen?, dachte er, die wilde Lust
rd sich schon legen.

hatte Angst vor ihrer schmollenden Miene, vor ihren Tränen,
r ihrem ratlosen Blick, vor ihrem trotzigem Hinausgehen. Aber
fehlte ihm auch das Wort. Er kannte die Vergeblichkeit von
rhaltungen und Vorwürfen; leeres Räsonieren war ihm un-
dlich, und seine menschliche Rede blieb ohne Widerhall. Sie
ßt den Ton nicht, sie mißdeutete alles, mißverstand alles. Sie
hte, zuckte die Achseln, grollte, schalt ihn einen Brummbären,
rrte wie eine Taube; sie schaute ihn nicht mit wirklichen Augen
, keine flutende Seele war zu spüren.

seinem Gemüt wurde es finster.

er Verbrauch im Haushalt stieg von Woche zu Woche. Daniel
äre sich als ein Krämer erschienen, wenn er seine Ersparnisse
r seinem Weib verborgen, ihr nur in verrechneten Beträgen
von gegeben hätte. Und so war alles Geld bald dahin. Um die
irtschaft kümmerte sich Dorothea kaum; sie erteilte ihre Be-
ale und geriet in Zorn, wenn sie von Philippine nicht pünktlich
sgeführt wurden.

s is ihr halt zu fad; mein Gott, so eine junge Person«, sagte
ilippine mit hinterhältigem Bedauern zu Daniel; »die will sich
lustiern, die will ihr Leben genießen, mein Gott, das kann ihr
r Feind nicht verdenken.«

ilippine war die Herrin im Hause. Sie ging auf den Markt,
zahlte die Rechnungen, beaufsichtigte die Kochfrau und Wasch-
au und frohlockte heimlich, als sie merkte, wie alles bergab
ng, unaufhaltsam bergab.

Als die Schwangerschaft vorschritt, verließ Dorothea nur noch selten das Haus. Sie blieb bis um elf Uhr vormittags im Bette, dann frisierte sie sich umständlich, hielt Musterung unter ihren Kleidern und schrieb Briefe.

Sie hatte eine seltsam ausgebreitete Korrespondenz, und die Empfänger der Briefe rühmten ihren amüsanten Stil.

Nach Tisch legte sie sich wieder ins Bett, und spät am Nachmittag kamen Besuche, nicht nur Frauen, sondern auch allerlei junge Männer. Meist wußte Daniel gar nicht, wie die Leute hießen. Er zog sich dann in die Kammer zurück, wo Lenore einst gehaust hatte, und hörte Gelächter und lautes Reden über die Stiege heraufschallen.

Des Abends war Dorothea müde; ein wenig verdrossen saß sie im Schaukelstuhl und las die Zeitung oder die »Wiener Mode«.

Daniel hoffte zuversichtlich, daß all dies nach der Geburt des Kindes besser werden, daß Muttergefühl, Mutterpflicht belehrend und bekehrend wirken würde.

Im Spätherbst brachte Dorothea einen Knaben zur Welt, der auf den Namen Gottfried getauft wurde. Sie konnte sich nicht genug an Überzärtlichkeit; ihr Entzücken äußerte sich in kindischen Ausdrücken.

Sechs Tage lang reichte sie dem Säugling die Brust; als es kein Spiel mehr sein konnte und die Freundinnen sie warnten, wurde sie des Stillens überdrüssig. »Es verdirbt einem die Figur«, sagte sie zu Philippine, »Kuhmilch ist so gut wie Menschenmilch, wenn nicht besser.«

Philippine sperrte Mund und Augen auf, als Dorothea mit nacktem Oberkörper vor den Spiegel trat und ihr Ebenbild mit einem Ernst anschaute, der sonst nie an ihr zu bemerken war.

Dorothea wurde kalt gegen ihr Kind, und es schien, als habe sie vergessen, daß sie Mutter war. Der Säugling lag bei Philippine und Agnes in der Stube, und beide pflegten ihn an Stelle der Mutter.

Wie wenn sie Versäumtes nachholen und sich entschädigen müßte für die Leiden und Beschwerden der vergangenen Zeit, stürzte

ch Dorothea mit gesteigerter Gier in Vergnügungen. Bald aber
nd sie sich durch Geldmangel auf allen Seiten gehemmt. Gütig
nd fest stellte ihr Daniel vor, daß die Gehälter, die er als Orga-
st und als Lehrer bezog, gerade für das Hauswesen reichten
nd er seine eigenen Bedürfnisse ohnehin soviel wie möglich
schränke, um es in der bisherigen Wohlthätigkeit weiterzufüh-
n. »Wir sind keine Bürger«, sagte er, »und daß wir nicht ganz
on Zufalls Gnaden leben, ist eher mein Makel als mein Vor-
ig.«

Du, du Knauser«, schmollte Dorothea. Häßliche Falten zeigten
ch auf ihrer Stirn. »Hättest du mir nicht meine Kunst verekelt,
könnt ich auch was verdienen«, fügte sie hinzu.

sah stumm zu Boden. Sie aber sann auf Mittel und Wege, um
t Geld zu kommen. Onkel Carovius, der könnte mir helfen,
achte sie. Sie ging nun oft zu ihrem Vater ins Haus und wartete
ne Weile vor der Stiege, ob sich Herr Carovius nicht zeigen
ürde. Eines Tages trat er endlich aus seiner Thür; sie wollte grü-
en, wollte freundlich lächeln, aber ein einziger Blick in dieses
on einem gefrorenen Ingrimms erfüllte Gesicht belehrte sie dar-
ber, daß jeder Versuch, den Alten umzustimmen, fruchtlos
ar.

er Zufall ließ sie auf dem Heimweg Edmund Hahn begegnen.
e hatte ihn nicht mehr gesehen, seit sie verheiratet war. Der
chauspieler schien hochofrenut, sie zu treffen. Sie gingen zusam-
en weiter, und es entwickelte sich ein eifriges Gespräch, das
erst laut, dann immer leiser geführt wurde.

9

n dem Tag, an welchem Dorothea geheiratet hatte, war Herr
arovius zum Notar gegangen, um das Testament, das er in der
acht zuvor niedergeschrieben, beglaubigen zu lassen. In diesem
testament hatte er sein ganzes Barvermögen, das Haus und sämt-
che Mobilien einer nach seinem Tod zu errichtenden Erziehungs-
nstalt für adlige Waisen vermacht. Zum Protektor des Instituts
ie zum Verwalter des Nachlasses war der Freiherr Eberhard von
auffenberg bestimmt.

Von der Musik wollte Herr Carovius nichts mehr wissen. Der lange schmale Flügel, den er hatte, bekam eine Lederhülle und glich einem ausgestopften Tier. Seiner Leidenschaft für die Kunst gedachte er wie einer jugendlichen Verirrung, doch daß er seinen Geist kasteite, blieb ihm dabei, oft bis zum Schmerz, trotzig bewußt.

Recht eigentümlich war die Beschäftigung, der er sich ergab, um nicht in Langeweile zu verkommen. Er durchsuchte nämlich alle Bücher seiner Bibliothek nach Druckfehlern. Viele Stunden des Tages widmete er dieser Arbeit, las die wissenschaftlichen Werke und die der schönen Literatur mit einer nur am Buchstaben haftenden Aufmerksamkeit, und wenn es ihm gelungen war, ein falsch gesetztes Wort oder gar einen grammatikalischen Schnitzer zu entdecken, war ihm wie einem Fischer zumut, dem nach langem Harren endlich ein Fisch an der Angel zappelte.

Sonst war es trübselig um ihn bestellt. Der schöne Gleichschnitt seiner Haare am Nacken hatte sich in eine struppige Wildnis verwandelt; auf der Straße sah man ihn mit einem Rock voll Flecken, und der Kalabreser hatte Ähnlichkeit mit einem zerschossenen Kriegszelt.

Er hatte sich wieder angewöhnt, zwei- oder dreimal wöchentlich ins Paradieschen zu gehen, nicht etwa, um sich wehmütigen Erinnerungen zu überlassen, sondern weil dort der Kaffee noch zwanzig Pfennige kostete, nicht fünfundzwanzig, wie in den neu-modischen Kaffeehäusern. Und sein ganzes Abendbrot bestand aus einer Schale Kaffee und ein paar Semmeln.

Es fügte sich, daß auch der alte Jordan das Paradieschen zu seiner Zuflucht wählte. Lange Zeit studierten sich die beiden von Tisch zu Tisch, dann kam ein Tag, wo sie sich zueinandersetzten, zuletzt wurde es die Regel, daß sie sich in der Ecke beim Ofen zusammenfanden, und ohne daß sie mehr als die äußerlichsten und plattesten Redensarten wechselten, entwickelte sich zwischen den beiden einsamen Gesellen eine stille Kameradschaft.

Herr Carovius gab sich zwar den Anschein, als ob er den alten Jordan bloß dulde; doch vertiefte er sich erst dann in die Lektüre der Zeitung, wenn dieser gekommen war und sich mit achtungsvollem Gruß an das winzige Tischchen gesetzt hatte. Jordan sei-

seits verhehlte nicht seine Freude, Herrn Carovius auf dem
amplatz zu sehen, und während er seine Tasse Kaffee
hlürfte, ließ er die Augen nicht von dem bösen Gesicht seines
egenübers.

Philippine wurde Dorotheas Vertraute.

Anfangs war es nur die Lust am Schwatzen gewesen, die Doro-
thea zu Philippine hindrängte; später gewöhnte sie sich daran,
alles zu sagen. Vor ihr konnte sie sich schmucklos geben. Die
ungslose Aufmerksamkeit, mit der ihr Philippine zuhörte,
nmeichelte ihr und benahm ihr jeden Argwohn. Sie hielt Philip-
pine für zu dumm und ungebildet, als daß sie sie fähig glaubte,
r Treiben zu überschauen und zu beurteilen.

reizte sie, dem alten Mädchen, das so ergötzlich über die
annsbilder zu schimpften wußte, verführerische Bilder auszu-
alen. Wenn sie einen kecken Plan hatte, sprach sie mit Philip-
pine darüber wie von etwas Geschehenem; auf diese Art prüfte
e die Möglichkeit der Ausführung und verschaffte sich einen
orgesmack des Genusses.

aupstächlich war es Philipppines Häßlichkeit, die sie sorglos
imnte. Ein so häßliches Geschöpf war in ihren Augen kein
Teib, kaum ein Mensch, und mit ihm konnte man alles reden,
as einem durch den Kopf ging. Und da Philippine nie anders als
egwerfend und höhnisch von Daniel sprach, wurde Dorothea
immer argloser.

ie kam zu Philippine in die Küche, setzte sich auf das Bänkchen
nd erzählte; von einem Seidenkleid, das sie in einer Auslage
esehen hatte; von den Elogen, die ihr der Hofrat Finkeldey ge-
acht; von den Liebesverhältnissen dieser und der Ehescheidung
ner andern Bekannten; von den Perlen der Kommerzienrätin
istmantel, und daß sie zehn Jahre ihres Lebens dafür gäbe,
enn sie auch solche Perlen hätte. Das Auch war überhaupt ihr
roßes Wort. Alles in ihr zitterte und dampfte vor Begierden
nd Wünschen, von niederer Unruhe und trüber Lust.

ft erzählte sie Geschichten aus ihrer Münchener Zeit. Wie sie

eines Nachts, des Schabernacks halber, mit einem Maler in sein Atelier und einmal zu einem Offizier in die Kaserne gegangen sei; was für schöne, stramme Leute ihr da die Cour geschnitten; alle hinter ihr her und sie, eh die Schafsköpfe sich besonnen, um die Ecke. Ein Kuß, das wohl; ein Kuß in der Dunkelheit; ein Arm-in-Arm-liegen in einem Wäldchen, mehr nicht. Zur rechten Zeit Polizeistunde, das dürfe man bei solchen Sachen nicht vergessen, sonst könne es schiefgehen. Zum Beispiel sei da ein schwarzer Italiener gewesen, ein richtiger Conte, der habe ihr nachgestellt wie verrückt. Einmal sei er in ihr Zimmer gestürzt und habe ihr einen Revolver vor die Stirn gehalten, da habe sie geschrien, daß das ganze Haus zusammengelaufen sei.

Als Daniel sich bemühte, ihrer Verschwendungssucht zu steuern, erhob sie bei Philippine Klagen darüber. Philippine hetzte sie auf. »Laß dir's nicht gefallen«, sagte sie, »einen Geizkragen hätt'st du mit deiner Visage nicht zu heiraten brauchen.«

Auch als sie wieder mit Edmund Hahn verkehrte, berichtete sie es Philippine. »Den solltest du mal sehen, Philippine«, flüsterte sie geheimnisvoll, »das ist ein wahrer Don Juan, verdreht allen Weibern die Köpfe.« Seit zwei Jahren schon sei er närrisch in sie verschossen, jetzt habe er ihr zugesagt, in einem Spielklub für sie zu spielen, einem intimen Zirkel, wo nur ganz vornehme Leute verkehrten. »Wenn ich gewinn, Philippine, schenk ich dir was Hübsches«, versprach sie.

Von da an wurden ihre Erzählungen ziemlich wirr. Sie war viel vom Hause weg, und wenn sie heimkehrte, war sie nicht selten in einem aufgelösten Zustand. Sie ließ sich von Philippine für die Nacht frisieren, und was sie sagte, war gelogen. Einmal aber gestand sie, daß sie nicht im Theater gewesen, wie Daniel annahm, sondern bei einer Frau Bäumlcr, einer Freundin Hahns, bei der auch gespielt wurde. Sie habe sechzig Mark gewonnen. Scheu blickte sie nach der Thür, zog ihre Börse heraus und zeigte Philippine drei Goldstücke.

Philippine mußte schwören, daß sie Dorothea nicht verraten würde. Ein paar Tage danach wurde Dorothea wieder besorgt, und Philippine mußte den Schwur erneuern. Philippine schwor mit einer Leichtigkeit und Gefälligkeit, als wünsche sie gute Mahl-

it. Im Innern erteilte sie sich während des Eides Absolution für
en Meineid. Einstweilen wollte sie sammeln, sich alles merken,
em Wild auf allen Fährten folgen; zudem lag für sie eine Be-
riedigung finsterner Sinnentriebe darin, von Verhältnissen und
ituationen zu erfahren, die ihr nie zum Erlebnis werden konn-
n.

nmer tiefer verstrickte sich Dorothea. Ihre Augen waren wie
rlichter, ihr Lachen klang flüchtig und krampfhaft. Sie hatte nie
eit, nicht für ihren Mann, nicht für ihr Kind. Bisweilen wurden
ir durch Boten Briefe gebracht, die sie gierig las und schnell zer-
ß. Einmal trat Philippine unerwartet ins Zimmer, da versteckte
e erschrocken eine Fotografie, die sie in der Hand gehalten hatte.
ls Philippine über die Heimlichkeit entrüstet war, sagte Doro-
nea schnippisch: »Das verstehst du nicht, Philippine, davon kann
h mit niemand sprechen.«

ber Philipppines Verdrossenheit setzte sie in Angst. Sie zeigte
ur die Fotografie. Es war das Bild eines jungen Mannes, der kalt
nd mürrisch dreinblickte. Dorothea sagte, es sei ein Amerikaner,
en sie bei der Bäumler kennengelernt; er sei steinreich, und alle
eien ganz weg von ihm.

den Abend wollte nun Philippine etwas vom Amerikaner wis-
en. »Erzähl vom Amerikaner«, drängte sie.

ines Abends, schon spät, kam Dorothea im Nachtkleid zu Philip-
ine in die Stube. Agnes und der kleine Gottfried schliefen. »Mor-
en hat der Amerikaner eine Loge im Theater, wennst mich ab-
olst, kannst ihn sehen«, raunte sie.

Ich halt's schon nicht mehr aus vor Neugier«, erwiderte Philip-
ine.

ine Weile saß Dorothea stumm, dann rief sie aus: »Wenn ich
Geld hätt, Philippinchen, wenn ich nur Geld hätt!«

Hab gemeint, der Amerikaner hat so viel«, versetzte Philippine
rocken.

Natürlich, der hat Geld wie Heu«, sagte Dorothea, und ihre
Augen loderten, »aber —«

Was, aber?«

Denkst du denn, die Männer tun umsonst was?«

Ach so«, machte Philippine nachdenklich, »ach so.« Sie kauerte

sich auf einen Schemel zu Füßen Dorotheas. »Wie hübsch du bist, wie niedlich«, schnarrte sie mit ihrer Baßstimme; »was für zierliche Füßli du hast! Und wie glatt das Fleisch ist, Marmorstein ist nix dagegen.« Mit einer grauenhaften Lüsternheit legte sie ihre Hand um Dorotheas Bein und streichelte die Haut bis zum Knie hinauf.

Dorothea schauderte zusammen. Als sie zu der hockenden Philippine niederblickte, sah sie, daß an deren Jacke ein Knopf abgerissen war; durch die Öffnung gewährte sie zwischen den schlaffen Brüsten etwas Braunes. »Was hast du denn da am Leibe?« fragte Dorothea.

Über Philippires Gesicht schoß eine jähe Röte. »Nix für dich«, antwortete sie rauh und hielt die Jacke mit der Hand zu »So sag's doch, Philippinchen, sag's doch«, bettelte Dorothea, die es nicht ertrug, wenn man Geheimnisse vor ihr hatte; »ist's vielleicht dein Brautschatz? Hast dir deinen Busen als Sparkasse eingerichtet?« Sie lachte belustigt.

Philippine erhob sich. »Ja, es ist mein Geld«, bekannte sie mit Widerstreben und schaute Dorothea feindselig an.

»Sicher ist's eine ganze Masse. Gib nur acht, daß dir's keiner stiehlt. Mußt dich auf den Bauch legen beim Schlafen.«

Daniel kam von der Arbeitsstube herunter und hörte Dorotheas Lachen. Dunkler Kummer fraß an seinem Herzen, und er schritt eilig an der Tür vorüber.

11

Eines Abends trat Philippine von der Straße in den Flur, da kam ihr aus dem Schatten ein Mann entgegen, der sie beim Namen rief. Die Stimme erschien ihr bekannt, und als sie näher hinschaute, sah sie, daß es ihr Vater war.

Seit zehn Jahren hatte sie nicht mehr mit ihm gesprochen. Hin und wieder hatte sie ihn auf der Gasse von fern gesehen, war ihm aber in weitem Bogen aus dem Weg gegangen.

»Was gibt's?« fragte sie unfreundlich.

Jason Philipp räusperte sich und suchte aus dem beleuchteten Teil des Flurs wieder in den unbeleuchteten zu gelangen. Er wollte

inen schäbigen Anzug vor den Augen seiner Tochter verber-
n.

Na, hör mal, du«, begann er mit erzwungener Unbefangenheit, du könntest dich auch hin und wieder nach deinen Eltern um-
hen; die paar Schritte täten dir keinen Beinbruch zuziehen. Ehre
ater und Mutter, damit es dir wohlergehe. Deine Mutter hat's
hließlich um dich verdient; ich selbst, na, ich hab dich zuzeiten
n bißchen gezwiebelt, aber nur wenn's dringend nötig war. Ein
acker warst du ja, das mußt du zugeben.« Er lachte, jedoch seine
uglein glänzten furchtsam. Philippine schwieg.

Was ich sagen wollte«, fuhr Jason Philipp eilig fort, wie um
eine feindseligen Erinnerungen in seiner Tochter entstehen zu
ssen, »leih mir mal ein kleines Goldstück. Hab morgen früh
ne dringende Zahlung zu leisten und bin ganz auf dem Trock-
en. Die Jungens, weißt du, deine Brüder, sie benehmen sich ja
onst tadellos, geben mir am Monatsersten gewöhnlich von ihrem
alär was ab; wegen so 'ner Lappalie mag ich sie aber nicht be-
elligen. Da hab ich gedacht, weil du so in der Nachbarschaft
ist, könnt ich dich ja auch mal bitten.«

Jason Philipp log. Seine Söhne unterstützten ihn nicht. Willibald
bte in Breslau, hatte einen geringbezahlten Buchhalterposten
nd schlug sich kümmerlich durch; Markus war ein Tunichtgut
nd steckte bis über die Ohren in Schulden.

Nachdem Philippine eine Weile überlegt hatte, wies sie ihren Va-
er an zu warten und ging die Stiege hinauf. Jason Philipp stellte
ch unters Tor und pfiß leise. Seit er in edlem Geistesaufruhr
ie staatlichen Gewalten bekriegt hatte, waren viele Jahre ver-
ossen; und viele Jahre auch, seit er seinen Frieden mit ihnen
emacht hatte. Nichtsdestoweniger pfiß er noch immer die Mar-
eillaie.

Philippine polterte die Stiege herunter, schlurfte zum Tor und
ab ihrem Vater ein Fünfmarkstück. »Da«, fuhr sie ihn an, »mehr
ab ich selber nicht.«

Aber Jason Philipp war auch mit der Hälfte der geforderten
umme zufrieden. Er konnte nun wieder einmal ins Gasthaus
um Essigbrätlein gehen und zu frischem Bier ein Paar Weiß-
würste verzehren.

Von da an kam er öfter in das Haus am Egydienplatz, lauerte im Flur auf Philippine und bat sie um Geld. Mit immer kleineren Beträgen speiste ihn Philippine ab; zuletzt gab sie ihm nur noch zehn Pfennige, wenn er kam.

12

Häufig geschah es, daß Daniel gar nicht antwortete, wenn man eine Frage an ihn richtete. Sein Ohr verlor die Worte, sein Auge die Bilder, die Zeichen, die Gesichter, die Gebärden. Er war sich selbst im Wege, sich selbst eine Qual.

Dahin trieb es ihn, dorthin; heim trieb es ihn und wieder fort. Flüchtig gewahrte er, daß Menschen über ihn lächelten, spürte, daß sie hinter ihm die Achseln zuckten. In den Mienen seiner Schüler las er Spott; die Mägde im Haus kicherten, wenn er vorüberging.

Was konnten sie wissen? Was verhehlen? Vielleicht war seinem Innersten nicht unbekannt, was sie wußten und verhehlten, aber er wollte es nicht in den Bereich der benennbaren Dinge treten lassen.

Als ob ein unsichtbarer Ohrenbläser ihm nicht von der Seite wiche, wuchs eine stille Verzweiflung. Was hast du getan, Daniel, schrie es in ihm, was hast du getan! Die schwesterlich umschlungenen Schatten standen auf.

Das Gefühl eines nicht wiedergutzumachenden Irrtums, einmal zur Gewißheit geworden, brannte wie Feuer. Das Werk, so nah der Vollendung, starb ihm plötzlich ab.

Um des Werkes willen zwang er sich in den Nächten zur Ruhe, gab zaghafter Hoffnung Raum, lullte sein ahnungsvolles Gemüt ein.

Der Blick, mit dem ihn Philippine betrachtete, peinigte ihn am ärgsten.

Seit der Geburt des Kindes wohnte er in Lenores Kammer. Der alte Jordan war die Rücksicht selbst und ging in seiner Stube auf Strümpfen, um ihn nicht zu stören.

Eines Nachts ging Daniel hinunter und trat mit der Kerze in der

Hand an Dorotheas Bett. Sie erwachte, stieß einen Schrei aus, schaute verstört, dann erkannte sie ihn und war ungehalten; schließlich lachte sie spöttisch und sinnlich.

Er setzte sich an den Rand des Bettes und nahm ihre rechte Hand zwischen seine beiden. Doch es war ihm auf einmal so eigen unbehaglich, ihre Hand zu spüren, und er sah die Finger an. Sie waren ohne Feinheit in der Form, an den Spitzen dicker als in der Mitte; sie konnten nicht ruhig liegen, beständig zuckten sie.

Es geht so nicht weiter, Dorothea«, sprach er liebevoll, »du zerstörst deine und meine Existenz. Was sollen die vielen Menschen um dich? Ist denn dein Vergnügen an ihnen so groß, daß es dein Gewissen übertäubt? Ich weiß nicht, was du treibst. Sag mir doch, was du treibst. Die Wirtschaft verkommt, es ist keine Ordnung mehr. Wie's da draußen im Wohnzimmer nach Zigarrenrauch riecht! Ich hab die Fenster aufgemacht. Und dein Kind; es entehrt die Mutter. Schau dir doch sein Gesichtchen an, wie kränklich und gelb es ist.«

Och, da kann ich nichts dafür, die Philippine tut ihm Mohn in die Milch, damit es länger schläft«, antwortete Dorothea nach der Art schuldiger Weiber, aus vielen Vorwürfen einen herauszugreifen, der ihnen ungerecht dünkt. Aber diese Antwort brachte Daniel zum Verstummen.

Ich bin so müd und schläfrig«, klagte Dorothea und schielte wieder mit dem spöttischen und sinnlichen Ausdruck nach ihm. Da er erregungslos blieb, gähnte sie laut und fuhr ärgerlich fort: »Was weckst du einen denn mitten in der Nacht, wenn du bloß schimpfen willst? Geh doch hinaus, du ekelhafter Mensch!«

Sie kehrte ihm den Rücken und stützte den Kopf auf die Hand. Dem Bett gegenüber hing ein goldgerahmter Spiegel. Sie erblickte ihr Bild darin, sie gefiel sich in ihrer beleidigten Haltung und begann zu lächeln.

Daniel, der so hart und grausam gegen edle, nun zu Schatten gewordene Wesen hatte sein können, sah, wie sie sich verliebt anlächelte, im Spiegel, und fühlte Erbarmen mit dieser kindlichen Einfalt.

»Es gibt ein chinesisches Märchen von einer Prinzessin«, sagte er und beugte sich über Dorothea, »die bekam von ihrer Mutter als

Brautgabe eine Garnitur von Schachteln. In jeder Schachtel war ein kostbares Geschenk, nur die letzte, innerste kleinste Schachtel war zugesperrt, und die Prinzessin mußte versprechen, sie niemals zu öffnen. Eine Weile hielt sie das Versprechen, aber die Neugier quälte sie immer heftiger, sie vergaß ihr Gelöbniß und machte die letzte, kleine Schachtel mit Gewalt auf. Da war ein Spiegel drinnen, und als sie nun ihr Bild erblickte und sah, wie schön sie war, fing sie an, ihren Gatten schlecht zu behandeln, und quälte ihn so, daß er sie eines Tages tötete.«

Erschrocken starrte ihn Dorothea an. Dann lachte sie und erwiderte: »Och, wie dumm! Solche Schauergeschichte.« Sie legte die Wange auf das Kissen und blinzelte wieder in den Spiegel.

Am andern Morgen erhielt Daniel einen anonymen Brief folgenden Inhalts: »Haben Sie acht auf Ihre Frau, denn Sie erweisen dadurch Ihrer Ehre einen Dienst. Ein Gutgesinnter.« Er zerriß den Brief und warf die Fetzen in den Ofen.

Ein kaltes Fieber schüttelte ihn. Ein paar Tage lang schleppte er sich wie mit vergiftetem Körper herum, allen im Hause wich er aus; eines Nachts wieder trieb es ihn neuerdings zu Dorothea. Als er in ihr Schlafzimmer treten wollte, fand er die Türe zugeriegelt. Er klopfte und bekam keine Antwort. Er klopfte stärker, da rührte es sich in den Kissen drinnen. »Laß mich schlafen!« rief Dorothea zornig.

»Mach auf, Dorothea!« bat er.

»Nein, ich mach nicht auf, ich will schlafen«, schallte es heraus.

Noch drei- oder viermal drückte er auf die Klinke, drei- oder viermal flehte er, daß sie ihn einlassen möge, aber sie gab keine Antwort. Da wollte er nicht weiter lärmern, stand noch eine Weile und schaute vor sich hin wie in ein schwarzes Loch und kehrte dann in seine Dachkammer zurück.

Friedrich Benda befand sich wieder in Europa. Alle Zeitungen hatten die Auffindung des Forschungsreisenden gemeldet. Im Herbst des vergangenen Jahres hatten ihn arabische Elfenbeinhändler

in Lande der Niam-Niam getroffen, hatten sich seiner angenommen und den schwer Erkrankten zum Nil transportiert. In England wurde er als Held und kühner Pionier gefeiert, die Geographische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, und seine Erlebnisse bildeten das Tagesgespräch.

Ende April kam er nach Nürnberg, um seine Mutter zu besuchen. Man hatte die blinde Greisin mit äußerster Behutsamkeit vorbereitet; dennoch erlag sie fast der Freude, und eine Zeitlang war ihr Leben in Gefahr.

Ende hatte nur eine Woche bleiben gewollt; seine Geschäfte und seine Arbeiten riefen ihn nach London zurück; er sollte Vorträge halten und den Druck eines Buches überwachen, in dem er die in Afrika verbrachten Jahre geschildert hatte.

Die inständigen Bitten seiner Mutter bewogen ihn, seinen Aufenthalt zu verlängern. Zudem erlitt er gleich in den ersten Tagen einen Anfall jenes furchtbaren Fiebers, das er aus den Tropen mitgebracht hatte, und das ihn das Bett zu hüten zwang. Allmählich verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von seiner Anwesenheit, und er wurde durch die Neugierde vieler belästigt, die sich in der Ordnung nicht im mindesten um ihn gekümmert hatten.

Au Daniel zog ihn eine tiefe Unruhe, und jede versäumte Stunde wurde zum Vorwurf. Aber seine Mutter wollte ihn tagsüber nicht von ihrer Seite lassen; er mußte immer bei ihr sitzen und erzählen.

Als er von den äußeren Ereignissen hörte, die sich in Daniels Leben abgespielt, erfüllte ihn Schrecken. Den stärksten Eindruck machte auf ihn die Kunde von seiner Verheiratung mit Dorothea Höderlein. Dann trug man ihm allerlei Nachrichten über die Ehe der beiden zu, und mit jedem Tag dünkte ihn der Gang zu Daniel schwerer. Eines Abends hatte er sich entschlossen hinzugehen und befand sich schon auf dem Egydienplatz, da überfiel ihn eine solche Furcht vor der Veränderung, die durch Zeit und Schicksale mit dem Freund geschehen sein mochte, daß er wieder umkehrte. Es war ihm zumut, als könne er durch ein Bild getäuscht werden, das vielleicht noch die Züge des Daniel aus vergangenen Jahren zeigte, aber so verwandelt im Innern war, daß Worte nicht mehr umstände waren, sie zueinanderzuführen.

Es verlangte ihn, mit einem Menschen zu sprechen, der Daniel liebte und seinen Weg mit reinen Gesinnungen begleitet hatte. Da mußte er freilich lange Umschau halten. Endlich fiel ihm der alte Herold ein, und er besuchte ihn. Ohne Umschweife lenkte er die Unterhaltung auf den Punkt, der ihm wichtig war, und um den Alten vertrauensvoller zu stimmen, erinnerte er ihn an eine Nacht, wo sie selbdrift, Daniel, Herold und Benda, im Mohrenkeller Wein getrunken und von kleinen und großen Dingen des Lebens gesprochen hatten.

Der Greis nickte. Mit einer Bescheidenheit und Ehrfurcht, die Benda das Herz weit machte, sprach er von Daniels Genie. Er hob den Zeigefinger und sagte mit seinem schönen Feuerblick: »Für den steh ich ein. Da prophezei ich nach dem Wort der Bibel: Es wird ein Stern aufgehen aus Jakob.«

Dann schwärmte er von Lenore, erzählte, wie sie ihm einst das herrliche Quartett gebracht und von Begeisterung und Helferdrang gegliht habe. Auch von Gertrud wußte er manches, von ihrer Verstörung und von ihrem Tod.

Zugleich beruhigt und noch schmerzlicher aufgewühlt verließ Benda den Alten. Gedankenvoll schritt er lange Zeit dahin. Als er aufschaute, befand er sich vor Daniels Haus. Er ging hinein.

14

Daniel wußte, daß Benda zurückgekehrt war. Philippine hatte es in der Zeitung gelesen und ihm gesagt. Dorothea, die es von ihrem Vater erfahren, hatte gleichfalls darüber gesprochen. Auch andere Leute hörte er davon reden.

Die erste Kunde hatte ihn erbeben gemacht. Ihm war, als müsse er hineilen, hinfliehen zu dem Freund. Dann kam die nämliche Furcht über ihn, von der Benda beseelt war: Ist es noch zwischen uns wie einst? Kann es noch so werden, wie es einst gewesen? Und der Gedanke an die Begegnung erweckte eine Scham in ihm, der sich Bitterkeit beimischte, als Tag um Tag verging, ohne daß Benda etwas von sich hören ließ. Es ist vorbei, dachte er, er hat vergessen. Da wollte auch er vergessen, und er konnte es, denn sein Geist wandelte ruhelos in der Irre.

Als er an einem Regenabend über den Platz schritt, sah er, daß die Fenster seiner Wohnung strahlend erleuchtet waren. Er trat in die Küche, wo Agnes an der Anrichte saß und Zwetschgen auserte.

Wer ist denn wieder da?« fragte er. Lautes Sprechen und Lachen rang aus der Wohnstube.

Agnes, kaum aufblickend, leierte Namen her: »Der Hofrat Finkeldey, der Herr von Ginsterberg, der Herr Samuelsky, der Herr Lahn, noch ein fremder Herr, die Kommerzienrätin Feistmantel und ihre Schwester.«

Daniel schwieg eine Weile. Dann ging er zu Agnes, faßte sie mit der Hand unter dem Kinn, hob ihren Kopf und murmelte: Und du? Und du?«

Agnes zog die Brauen zusammen und war fast ängstlich bemüht, einem Auge nicht zu begegnen. Plötzlich sagte sie: »Heut ist Mutters Sterbetag«, und heftete einen stechenden Blick auf ihn.

So?« erwiderte Daniel, setzte sich an die schmale Seite der Anrichte und stützte den Kopf in die Hand. Drinnen in der Stube spielte jemand Klavier; Dorothea hatte sich, da Daniel den Flügel ben in seiner Kammer hatte, aus einer Leihanstalt ein Pianino kommen lassen. Man hörte das rhythmische Schlürfen von Tanzpaaren.

Möcht fort aus dem Haus«, begann Agnes wieder und warf eine saure Zwetschge in den Blechkübel; »in der Beckschlagergasse wohnt eine Weißnäherin, die will mich's Nähen lehren.«

Geh nur fort«, antwortete Daniel, »ist ganz vernünftig. Aber wird's auch der Philippine recht sein?«

Ja, der Philippine ist's recht, wenn ich nur am Abend und alle Sonntag bei ihr bin.«

Es läutete am Gatter, und Agnes ging hinaus. Jemand fragte nach Daniel. Zögernd trat Daniel auf die Schwelle, zuckte zurück, ergriff mit bebender Hand das Küchenlämpchen, um zu sehen, ob ihn die Halbdunkelheit nicht trog; aber es war kein Zweifel, es war Benda.

Sie blickten einander erschüttert an. Benda streckte zuerst die Hand hin, Daniel gab die seine, es löste sich etwas in ihm, ein Schwindel befiel ihn, seine starr aufrechte Gestalt wankte, und er

stürzte dem Freund, den er siebzehn Jahre lang entbehrt hatte, an die Brust.

Benda war auf eine so schreckliche Bewegung nicht gefaßt und konnte kein Wort hervorbringen. Alsbald machte sich Daniel los, strich die wirren Haare aus der Stirn und sagte hastig: »Komm mit mir hinauf; droben sind wir ungestört.«

Nachdem Daniel in seiner Kammer die Lampe angezündet hatte, sah er nach, ob der alte Jordan daheim sei. Aber es war finster in dessen Stube; er schloß die Tür wieder und setzte sich Benda tief aufatmend gegenüber.

Was bedeuten nach solchem Wiedersehen erste Fragen und Antworten? Wie geht's dir? Wie lange bleibst du? Du lebst also noch in der alten Weise? Nun mußt du aber erzählen. Was können solche Wendungen bedeuten? Es soll nichts gesagt werden; man gräbt die verschütteten Wege auf, will neue Brücken an Stelle der zerbrochenen schlagen.

Benda war noch dicker geworden. Sein Gesicht war braungelb wie altes Leder, und die tiefgehöhlten Furchen um den Mund und auf der Stirn sprachen von erduldeten Leiden und Strapazen. Sein Auge hatte einen völlig veränderten Ausdruck; es besaß den starken, lebhaften, dabei ruhigen Blick der Jäger und der Bauern.

»Du kannst dir denken, daß ich schon hundertmal und immer auf dieselbe Weise meine Abenteuer zum besten gegeben habe«, sagte Benda. »Es ist alles niedergeschrieben, und in kurzer Zeit kannst du's lesen. Es war eine Kette von Mühsalen, oft war ich dem Tod so nah wie hier der Wand. Chinin hab ich vertilgt, so viel, daß man einen Frachtwagen damit füllen könnte, und trotzdem Fieber, immer wieder Fieber, sechs Monate im Jahr. Meine Gesundheit hab ich vertan, lang wird's das Herz nicht mehr aushalten, fürchte ich. Und das ewige Auf-der-Hut-Sein, der unablässige Kampf um den Pfad, um Nahrung, um Wasser; die Sonne eine Plage, der Regen eine Plage, ohne Bequemlichkeit, oft ohne Bett, niemals eine Ansprache, nirgends Sicherheit. Aber schau ich jetzt zurück, so möcht ich doch keine Stunde von allen im Gedächtnis missen. Ich habe Großes erreicht, wichtige Entdeckungen gemacht, Arbeit für Jahre mitgebracht, sechsunddreißig Kisten mit Pflan-

enpräparaten, obgleich mir die Ausbeute der sieben ersten Jahre in einem Zelt bei den Nembos verbrannt ist. Aber außerdem hat es so etwas unendlich Wahres und Feierliches, ein solches Leben, nur mit dem Himmel über sich und den wilden Menschen um sich. Diese Wilden, sie sind wie Kinder. Freilich wird's bald anders werden, Europa haucht schon seine Pest ins Paradies; ihre Tugenden, Schwächen und Laster haben das Rührende wie beim Tier. Einen Knaben hatt ich mir mitgenommen, einen Zwerg aus dem ungeheuern Urwald nördlich vom Kongo. Er war mir ergeben auf den Wink, und ich hab ihn liebgehabt, das kann ich ruhig sagen. Als wir zu den italienischen Seen kamen, wo ich des klimatischen Übergangs wegen eine Weile bleiben wollte, eh ich nach England fuhr, ergriff ihn beim Anblick der schneebedeckten Berge eine lähmende Angst, er bekam Heimweh, und nach ein paar Tagen starb er mir an einer Lungenentzündung.«

Wieso hat man so lange nichts von dir gehört?« fragte Daniel mit einer Schüchternheit, die Benda wehtat.

Das ist eine weitläufige Geschichte«, antwortete er. »Hat es doch zwei Jahre gedauert, bis ich durch jenen fürchterlichen Wald gekommen war, an einen See, der Albert-Njansa heißt. Von dort wollte ich nach Ägypten durchdringen, aber das Land war noch immer in Aufruhr und von den Kriegern des Mahdi besetzt. Ich wurde nach Nordwesten gedrängt, in weglassige Wildnisse, und war fünf Jahre in Gefangenschaft bei einem Stamm der Wadai. Die Niam-Niam, die mit ihnen Krieg führten, befreiten mich; ich konnte ziemlich nach meinem Gefallen unter ihnen leben, doch aus ihrem Lande ließen sie mich nicht fort, denn sie schätzten mich als Medizinmann und fürchteten, ich könne sie verzaubern, wenn sie meiner Person nicht mehr versichert waren; ich hatte auch keine Leute mehr, kein Geld, um Träger anzuwerben. Was ich brauchte, um mit meiner verfeinerten Beschaffenheit nicht zu verkommen, ließ mir der Häuptling durch die arabischen Händler bringen, vor denen er mich verborgen hielt, aber endlich gelang es mir doch, mich mit einem der Scheichs zu verständigen, und es war die höchste Zeit, ich hätte kein Jahr mehr überlebt.«

Daniel schwieg. Es war so seltsam; er konnte sich in Bendas Art und Stimme kaum finden. Die Erinnerung versagte; die Sphäre,

aus der jener trat, hatte etwas Allzufremdes, und was er selber fühlte, mußte dort ohne Gewicht sein, ja fast ohne Sinn. Mit düsterm Trotz lockte er das Gespenst der Enttäuschung zu sich heran, und sein Gemüt war von nächtiger Schwärze bedrückt wie das Glas des Fensters.

»Nun genieß ich die Heimat«, sagte Benda versonnen, »freu mich an milderen Licht, am geordneten Wesen. Ich habe Deutschland als Gestalt begriffen, als Gebilde lieben gelernt. Die Natur, die wirkliche große Natur, die meiner Sehnsucht einst kaum erreichbar schien, die mir Idee und Ahnung der Vollkommenheit war, die ist mir nun Erfahrung geworden; sie hat mich gelockt, hat mich belehrt und beinahe zerstört. Alle menschliche Organisation hat sich mir dagegen mehr und mehr zur Idee entwickelt. In Stunden, die so voll vom Gefühl der Dinge waren, wie das Herz voll von Blut ist, hab ich die Schalen mit den Gewichten zweier Welten schwanken sehen. Die Einsamkeit, die Nacht, der nächtliche Himmel, der Wald, die Wüste haben mir ihre wahren Gesichter gezeigt, und das Grauen, das bisweilen von ihnen ausgeht, hat kein Gleichnis in irgendeinem andern Zustand des Daseins. Da hab ich erst das Gesetz begriffen, das Familien, Völker und Staaten zusammenhält. Da hab ich aller Rebellion abgeschworen und nur mitzuwirken beschlossen, nichts andres als mitzuwirken. Ich will dir etwas gestehen: ich habe früher nichts vom Rhythmus des Lebens gewußt. Ich hatte gewußt, wie langsam ein Baum wächst, wieviele Metamorphosen eine Pflanze hinter sich haben muß, um das zu sein, als was sie sich darstellt, aber die Anwendung auf unser Leben zu machen, war mir nie in den Sinn gekommen. Ich hatte zu viel gefordert und alles zu rasch. Egoistische Ungeduld hatte mir falsches Maß und Gewicht in die Hand gespielt. Was ich in der schweren Schule vieler Jahre gelernt habe, ist Geduld. Es geht alles so sehr, sehr langsam. Die Menschheit ist noch ein Kind, und wir verlangen schon Gerechtigkeit von ihr. Gerechtigkeit! Wie weit ist es noch bis dahin! So weit wie vom Urwald zum Garten. Wir müssen Geduld üben für viele Generationen, die nach uns kommen.«

Daniel erhob sich und ging auf und ab. Nach einer Stille, die Benda marterte, sagte er gepreßt: »Laß uns fortgehen, in ein

Virtshaus oder auf den Gassen herum, wohin du willst. Oder wenn ich dir lästig bin, begleit ich dich ein Stück und bleib dann allein. Nur hier kann ich nicht länger sein.«

Mir lästig, Daniel?» erwiderte Benda vorwurfsvoll. Das war der Ton von ehemals, der Blick von ehemals. Und Daniel spürte plötzlich, daß er seinerseits nicht nötig hatte, viel zu erzählen; diesem Ton und Blick entnahm er, daß Benda vieles wußte, alles ahnte. Es wurde ihm leichter ums Herz.

Sie gingen hinunter.

15

Daniel bat Benda, an der Stiege zu warten, sperrte das Gatter auf und nahm seinen Hut vom Haken. Im Wohnzimmer herrschte großer Lärm und ununterbrochenes Gelächter. Philippine trat aus ihrer Kammer und brummte: »Was die heut wieder treiben; machen einen Spektakel wie die B'soffenen.«

Was ist denn los?» erkundigte sich Daniel scheu, nur um etwas zu sagen.

Blindekuh spielen s' halt«, versetzte Philippine geringschätzig, lauter alte Menschen, und spielen Blindekuh.«

Da erschallte ein Klirren wie von einem zerbrochenen Teller, ein durchdringender Schrei folgte, dann ein kurzes Schweigen, dann wieder jenes allgemeine, widrig klingende Gelächter.

In der schreienden Stimme hatte Daniel die Dorotheas erkannt. Er eilte zur Tür und öffnete sie jäh.

Sein zorniger Blick umfaßte den Tisch, auf dem sich Kannen, leere Tassen und Bäckereien befanden, die beiseite geschobenen Stühle, den neuen Gaslüster, den Dorothea angeschafft, mit seinen fünf in Milchglaskugeln brennenden Flammen, und sieben oder acht Personen, die um Dorothea gruppiert waren und, immer noch lachend, einen zu Boden gefallenen Gegenstand betrachteten.

Dorothea hatte die weiße Binde, die sie während des Blindekuhspiels vor den Augen gehabt, auf die Stirn geschoben. Sie war die erste, die Daniels ansichtig wurde, und rief aus: »Da ist ja mein Mann. Zank nicht, Daniel, es ist bloß das dumme Gipsgesicht.«

Der Hofrat Finkeldey, ein weißbärtiger Faun, nickte begeistert in die Richtung, wo Daniel stand. Es war seine Art, Dorothea zu huldigen, daß er alles, was sie sagte, mit einem begeisterten Nicken begleitete.

Daniel aber sah, daß die Maske der Zingarella zertrümmert war. Ohne zu grüßen, ohne einen von den Gästen eines Blickes zu würdigen, schritt er in den Kreis, kniete nieder und versuchte, die zerbrochenen Stücke der Maske wieder zusammenzulegen. Aber es waren der Trümmer zu viele; die Nase, das Kinn, Teile der herrlichen Stirn, ein Stück mit dem wehen Mundbogen, ein anderes von der Wange, es ließ sich nichts fügen.

Da schleuderte er mit einer einzigen Bewegung die Scherben auseinander und richtete sich wieder empor. »Philippine, den Besen!« befahl er laut. Und als Philippine den Besen brachte, fügte er hinzu: »Kehr den Dreck hinaus und wirf ihn auf den Mist!« Philippine kehrte, und Daniel verließ ohne Gruß, wie er gekommen war, die Stube.

Die Kommerzienrätin Feistmantel machte ein entrüstetes Gesicht, Edmund Hahn blies den Atem durch die Nase, Herr Samuelsky, ein dicker Mensch mit einem roten Bart, murmelte eine verächtliche Bemerkung. Dorothea standen vor Ärger und Verdruß die Tränen in den Augen.

Benda hatte am Gatter still gewartet. »Sie hat mir die Maske zerbrochen«, sagte Daniel mit verzerrtem Lächeln, als er zu ihm trat; »die Maske, die du mir einst geschenkt hast, Erinnerst du dich? Sonderbar, daß es gerade heute ist, gerade bei unserm Wiedersehen.«

»Man kann sie vielleicht kitten«, wagte Benda zu trösten.

»Ich bin nicht fürs Kitten«, antwortete Daniel, und hinter den Brillengläsern funkelte es grün.

Als die Gäste fort waren, räumte Philippine die Stube auf. Dorothea saß auf dem Kanapee; sie hatte die Hände im Schoß, und ihr Gesicht war ungewöhnlich ernst.

Warum kommt denn eigentlich dein Amerikaner nie zu uns herauf?« fragte Philippine plötzlich.

Dorothea schrak zusammen. »Mach die Tür ganz zu, Philippine«, flüsterte sie, »ich muß dir was sagen.«

Philippine schloß die angelehnte Tür und näherte sich dem Sofa. »Der Amerikaner muß mich sprechen«, fuhr Dorothea mit scheuerndem Auge fort; »er sagt, es ist etwas, was für mein ganzes Leben wichtig ist; er wohnt im Hotel, ins Hotel kann ich aber nicht gehen. Daß er hierher ins Haus kommt, will ich auch nicht, und auf der Straße will ich mich auch nicht mit ihm zeigen. Er hat einen Ort vorgeschlagen, wo ich mich mit ihm treffen soll, aber ich traue mich nicht, ich weiß nicht, wer die Leute sind. Weißt du mir keinen Rat, Philippine? Weißt du niemand?«

In Philipppines Augen zeigte sich das böse, wilde Glitzern. Sie dachte einige Sekunden lang nach, dann erwiderte sie: »O ja, ich kenne schon wen. Die Hadebusch'n, meine Freundin, das ist ein verläßliches Weib. Bei der kann geschehen, was will, da kümmert sie sich keine Katz drum. 's ist eine Witwe und wohnt allein in einem Häusla, vermieten tut sie nimmer, weil's zuviel Schererei macht bei ihrem Alter, nur einen Sohn hat's; aber der is schwach auf dem Kopfe.«

Geh einmal zu ihr hin und sprich mit ihr!« sagte Dorothea zaghaft.

Gut, ich geh morgen zu ihr hin«, versetzte Philippine, lächelte zufällig und legte die schwielige Hand auf Dorotheas zarte Schulter.

Du, Philippin', daß du mir aber vorsichtig bist!« mahnte Dorothea, und ihre Augen wurden groß und drohend. »Schwör mir, daß du stumm bist wie das Grab.«

So wahr ich da steh!« sagte Philippine. Im selben Moment rückte sie sich, um eine Haarnadel vom Boden aufzuheben.

Am andern Vormittag eilte Philippine zu Frau Hadebusch. Auf dem ganzen Weg trällerte sie vergnügt vor sich hin.

Ungeachtet des Regens wanderten Daniel und Benda bis nach Mitternacht um den Stadtgraben.

Von dem, was ihn so sichtlich erfüllte und quälte, sprach Daniel mit keiner Silbe. Er berichtete von seinen Arbeiten, von seinen Reisejahren, von seiner Stellung in Sankt Egydien und von der andern an der Musikschule, jedoch so allgemein, so abgerissen und hinwerfend, so müd und auch zerstreut, daß Benda schließlich vor Beklommenheit kaum mehr zuhören konnte.

Um eine offenere Rede zu erzwingen, deutete er an, er habe von Gertruds und Lenores Tod erst nach seiner Rückkehr erfahren; es hätte ihn schrecklich angefaßt, und er müsse fortwährend darüber grübeln. Doch sei es ihm nicht um nähere Wissenschaft zu tun, jetzt nicht; er wäre froh, wenn er die Überzeugung gewinnen könne, daß Daniel all des Trüben innerlich Herr geworden sei.

Statt darauf zu antworten, sagte Daniel mit einem Zucken um die Lippen: »Ja, ich weiß, du bist schon lange hier. Hab mich auch im stillen gewundert. Aber es ist nicht leicht, mit einem so problematischen Individuum, wie ich es bin, neuerdings anzuknüpfen.«

»Du fühlst, daß du unrecht hast, während du das sagst«, entgegnete Benda ruhig, »und darum verschmäh ich's auch, mein Warten zu erklären. Problematisch warst du mir nie, bist du mir nicht. Ich finde dich heute noch so ganz und so wahr, wie du immer gewesen bist, obgleich du dich vor mir duckst und verschanzest.«

Daniels Brust hob sich wie im Krampf. Er sagte stockend: »Laß erst das alte Vertrauen wieder wachsen. Ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen, daß einer da ist, der mit mir empfindet. Zwar, du willst, daß ich reden soll. Ich kann aber nicht reden, wenigstens von dem nicht, was du erwartest. Mir graut davor, ich hab's verlernt, die Worte schänden mich, und wenn ich einmal gute Träume hab, bin ich in ihnen so wohlig-, so heiligstumm wie

das Tier. Mir graut's, daß ich in mein Inneres langen und dir verrostete Dinge zeigen soll, verschimmelte Früchte, Schlacken- und teinzeug, dir, der einst alles kristallen gekannt hat.«

Ein Auge richtete sich nach oben, dann fuhr er fort: »Doch gibt's vielleicht noch ein anderes Mittel, Friedrich. Schau, Freund, schau! Deine Sache war von je das Schauen. Schau, aber mach, daß ich mich nicht dabei krümme wie ein Wurm. Und wenn du es schaut hast – Weisheit braucht nur ein einziges gesagtes Wort für zehn verschwiegene. Das eine wirst du mir schon entlocken.« Benda, tief ergriffen, antwortete lange nichts. »Liegt's an einem Weibe?« fragte er sanft, als sie über die Zugbrücke in das öde Tor der Burg gingen.

An einem Weibe? Nein. Eigentlich nicht an einem Weibe. Mehr an einem Manne, mehr an mir. Manches Schicksal erreicht seinen entscheidenden Punkt im Glück, manches erst in der Schuld. Der letzte Fall ist bitter. An einem Weibe!« wiederholte er mit einer Stimme, die im Gewölb des Durchgangs ein schauriges Echo gab; freilich, es ist da ein Weib, wenn man mit der zu tun hat, bleibt einem nichts weiter übrig als die Augen zum Weinen.«

Sie verließen den Torweg. Benda legte Daniel die Hand auf die Schulter und wies mit der andern Hand stumm in die Höhe. Es waren keine Sterne am Himmel, nur Wolken, aber Benda meinte die Sterne. Daniel verstand die Gebärde; seine Lider schlossen sich, um seinen Mund war der Ausdruck eines gewaltigen Schmerzes.

2

Benda hatte die Gewißheit, nicht bloß, daß ein großes Unheil geschehen, sondern auch, daß ein größeres im Werden war.

So oft er an Dorothea dachte, wurde ihr Bild furchteinflößender. Immerhin müssen wunderbare Eigenschaften in ihr sein, die Daniel bestimmt haben, sie zur Lebensgefährtin zu wählen, sagte er sich. Und er wollte sie nun endlich sehen.

Sie ließ ihn durch Daniel zum Tee bitten. Früh am Nachmittag ging er hin.

Sie empfing ihn mit Äußerungen lebhafter Freude. Sie sagte, sie

habe es kaum erwarten können, ihn zu sehen, denn es gebe nichts in der Welt, was solchen Eindruck auf sie mache wie ein Mann, der wirkliche Gefahren bestanden, sein Leben aufs Spiel gesetzt habe. Sie wurde nicht satt, zu fragen; bei jeder seiner spärlichen Antworten schüttelte sie verwunderungsvoll den Kopf, dann stützte sie die Ellenbogen auf die Knie, den Kopf auf die Hände, und weit vorgebeugt starrte sie ihn an wie ein Wundertier.

Sie fragte, ob er bei den Kannibalen gewesen, ob er Wilde totgeschossen, ob er Löwen gejagt habe, und ob es wahr sei, daß jeder Negerhäuptling Hunderte von Weibern besitze. Dabei machte sie ein verfängliches Gesicht und meinte, das täten auch die Europäer, wenn man's ihnen freistellte, und nicht bloß die Häuptlinge.

Hierauf sagte sie, daß sie sich nicht erinnere, ihn, als sie noch Kind war, im Haus ihres Vaters gesehen zu haben, und darüber wundre sie sich jetzt, da er doch so was ganz Eigenes an sich habe. Und ihre Augen verschlangen ihn; sie begannen zu brennen wie jedesmal, wenn sie einen Fang tun wollte und die blinde Gefräßigkeit über sie kam. Sie entfaltete sich, sprach mit ihren süßesten Lauten, und ihr Lachen und Lächeln hatte in der That etwas Unwiderstehliches wie bei einem zutraulichen und guten, nur zuweilen ein wenig eigensinnigen Kind.

Aber sie merkte, daß dieser Mann sie betrachtete, als sei sie nicht ein junges Weib, das sich bemühte, ihm zu gefallen und seine Sympathie zu erobern, sondern wie eine kuriose Spielart. Es war etwas in seinem Blick, das sie zittern ließ vor Gereiztheit, und auf einmal war in ihren Augen Argwohn und Haß.

Benda fühlte Mitleid. Dies Haschen nach der verführerischen Gebärde und dem beziehungsvollen Wort, dieser Selbstverrat, dieser Rausch um nichts, es stimmte ihn traurig. Dorothea erschien ihm nicht schlecht; welches Vergehens man sie auch bezichtigt hätte, schlecht wäre sie ihm nicht erschienen, nur mißleitet und vergiftet, Trugbild und arme Törin.

Er dachte an gewisse äthiopische Frauen im verschlossensten Kernland des Kontinents, an ihren adeligen Gang, an die stolze Ruhe ihrer Züge, an ihre keusche Nacktheit, und wie sie eins waren mit der Luft und mit der Erde.

ennoch begriff er den Freund; der Musiker mußte dem Trugbild
erfallen, der Einsame dem uneinsamsten aller Wesen.

Während er diesen Schluß zog, trat Daniel ein. Er begrüßte Benda
und sagte zu Dorothea: »Es ist ein Mädchen draußen und be-
auptet, sie habe Straußfedern für dich. Hast du Straußfedern
estellt?«

Richtig«, erwiderte Dorothea mit Hast, »es ist ein Geschenk von
er Emmy Büttinger.«

Wer ist das?«

Das weißt du nicht? Die Schwester der Kommerzienrätin doch.
a müssen Sie mir helfen«, wandte sie sich an Benda, »Sie sind
wahrscheinlich ein Sachverständiger; dort, wo Sie waren, lau-
n ja die Strauße herum wie bei uns die Hühner.« Lachend ging
e hinaus und kam mit einer ziemlich umfangreichen Schachtel
rück, der sie vorsichtig und beglückt zwei große Federn ent-
ahm, eine weiße und eine schwarze. Indem sie sie an den Stielen
elt, legte sie beide über ihr Haar, trat vor den Spiegel und
haute sich mit trunkener Miene an.

n dieser Miene, dieser Haltung war etwas so Außerordentliches,
eine Unheimliches, daß Benda einen erschrockenen Blick auf
Daniel heftete.

h habe bisher nicht gewußt, was ein Spiegel ist, sagte er zu sich
elbst.

3

Am Abend ging Daniel mit Benda in dessen Wohnung. Benda
eigte ihm Waffen und Geräte, die er aus Afrika mitgebracht, und
erbreitete sich bei einigen der merkwürdigsten Stücke über die
itten der Negervölker.

Dann bekam er Kopfweh, setzte sich in den Lehnstuhl und schwieg
ange. Er sah plötzlich wie ein Greis aus; die Zerstörung, die sein
örper erlitten hatte, wurde augenscheinlich.

Hast du einmal Dorotheas Mutter gesehen?« fragte er, das tiefe
chweigen endend.

Daniel schüttelte den Kopf. »Es heißt, sie vegetiert nur noch da
raußen in der Anstalt«, erwiderte er.

»Ich habe mir sagen lassen, daß sich weder Andreas Döderlein noch seine Tochter in all den vielen Jahren um die unglückliche Frau gekümmert haben« fuhr Benda fort. »Nun, was von Andreas Döderlein zu halten ist, weiß ich ohnehin.«

Daniel blickte empor. »Du hast mir einmal eine Andeutung gemacht, als hätte Döderlein in bezug auf die Frau eine Schuld auf sich geladen. Entsinnst du dich? Hängt das mit Dorothea und ihrem Leben zusammen? Kannst du darüber sprechen?«

»Ja, ich kann's«, antwortete Benda. »Es hängt auch mit Dorothea zusammen, und vielleicht erklärt sich manches in ihrer Art daraus, daß sie unter einem solchen Vater aufwachsen und eine solche Mutter verlieren mußte. Es ist eine eigene Verkettung, daß ich nun in dein Schicksal verflochten bin.«

Er schwieg erinnerungsvoll, dann begann er: »Hättest du Margaret Döderlein gekannt, sie wäre dir ebenso unvergeßlich, wie sie mir ist. Sie und Lenore, das waren die beiden musikhafte Frauen, denen ich im Leben begegnet bin, ganz Natur, ganz Seele. Margarets Jugend war ein Kerker. Ihr Bruder Carovius war der Kerkermeister. Als sie Döderlein heiratete, glaubte sie dem Kerker zu entinnen, aber sie vertauschte ihn nur. Trotzdem wußte sie kaum, wie ihr geschah. Sie nahm alles auf sich, alles mit gleicher Treue, gleicher Sanftmut; ihr Inneres blieb unzernagt und unverbittert.«

Er stützte den Kopf auf; seine Stimme wurde leiser. »Wir liebten uns, ehe wir noch miteinander gesprochen hatten. Ein paarmal trafen wir uns auf der Straße, ein paarmal im Park, ein paarmal kam sie heimlich in die Galerie hinauf. Ich war nicht rückhältig, ich habe ihr mein Leben angeboten, aber sie antwortete stets, ohne ihr Kind könne sie nirgends glücklich sein. Ich achtete dies Gefühl und bezwang mein eigenes. Eine Weile blieb es so, wir quälten uns, wollten verzichten, wurden wieder zueinandergezogen, da fügte es sich, daß Döderlein Verdacht schöpfte; ob durch fremde Einflüsterungen oder durch bloße Beobachtung der Frau, die zu heucheln nicht fähig war, kann ich nicht entscheiden. In perfider Weise fing er an, sie zu martern, ihr Gewissen zu beunruhigen, und eines Nachts tritt er an ihr Bett, hält ihr ein Kruzifix vor, zwingt sie durch Drohungen und große Worte,

um einen Eid zu leisten, zwingt sie, bei dem Leben ihres Kindes zu schwören, daß sie ihn niemals betrügen würde. Sie schwor. O Daniel, Freund, sie schwor, und dieser Schwur dünkte ihr viel feierlicher und verpflichtender als der erste vor dem Altar. Ich wußte nichts davon, sie entzog sich mir; ich ertrug es nicht. Da kam sie noch einmal, um Abschied zu nehmen, und es gab einen Augenblick, wo unsere Kraft und Besinnung dahin war. Nun trat das Verhängnis ein; das zarte Wesen erlag unter dem Schuldgefühl, Herz und Geist verdüsterten sich ihr, sie hatte den Wahn, das Kind sieche unter ihren Händen zu Tode, und eines Tages brach sie zusammen.«

Dann erhob sich, trat ans Fenster und schaute in die Dunkelheit. O Daniel war es, als schnüre sich ein Strick um seinen Hals. Er stand gleichfalls auf, murmelte einen Gruß und ging.

4

Am Behaimdenkmal mäßigte er seinen Schritt. In geringer Entfernung vor sich erblickte er einen Mann und eine Frau. Er erkannte sofort Dorothea in der Frau.

Sie sprachen hastig und mit unterdrückten Stimmen. Daniel folgte ihnen, und als sie sich am Platz zum Haustor wandten, lieb er im Schatten der Kirche stehen.

Der Mann schein ungehalten, ja aufgebracht, Dorothea redete beschwichtigend auf ihn ein. Sie stand dicht bei ihm, hatte seine Hand ergriffen und behielt sie in der ihren, bis sie das Tor aufperrte. Zuletzt flüsterte sie, schaute besorgt am Haus empor und sagte dann ziemlich laut: »Gute Nacht, Edmund. Traum süß.«

Der Mann entfernte sich, ohne den Hut zu lüpfen; Dorothea huschte ins Tor.

Daniel zitterte am ganzen Leibe. In seinen Augen war etwas mystisch Flehendes. Er sah, wie oben Licht angezündet wurde und der Vorhang über das Fenster fiel. Die Stille des Platzes folterte ihn, und als die Glocke vom Turm elf Uhr schlug, glaubte er, sein Blut brülle in den Ohren.

Mit schweren Schritten schleppte er sich endlich ins Haus. Doro-

thea, schon im Schlafrock, saß in der Wohnstube am Tisch und nähte ein Band an dem Kleid fest, das sie getragen.

Sie wechselten den Gruß, Daniel stellte sich in ihrem Rücken an den Ofen und starrte wie gebannt auf ihren niedergebeugten Nacken. Es fröstelte ihn fortwährend.

»Von wem sind die Straußfedern?« fragte er auf einmal rauh. Die Frage entfuhr ihm selbst unerwartet. Er hatte etwas anderes sagen wollen.

Mit einem Ruck hob Dorothea den Kopf. »Ich hab dir's ja gesagt« erwiderte sie, und er nahm wahr, daß sie sich verfärbte.

»Ich kann nicht glauben, daß dir eine fremde Person, und noch dazu eine Frau, so wertvolle Geschenke macht«, sagte Daniel langsam.

Dorothea stand auf und sah ihn unsicher an. »Gut, wenn du's absolut wissen willst, ich hab sie mir gekauft«, stieß sie trotzig hervor. »Aber brauchst mich nicht anzuschauzen, ich werd mir das Geld schon verschaffen. Das paßt mir einfach nicht, daß ich mir jede Ausgabe soll vorschreiben lassen.«

»Es ist nicht wahr, daß du die Federn gekauft hast«, schnitt Daniel ihr das Wort ab.

»Nicht gekauft und nicht geschenkt bekommen, also was denn sonst? Gestohlen vielleicht?« höhnte Dorothea mit feig entfliehendem Blick.

Niemals hab ich so mit Menschen gesprochen, niemals haben Menschen so mit mir gesprochen, durchzuckte es Daniel. Er wurde furchtbar bleich, trat zu ihr, schloß seine Hand wie eine Eisenklammer um ihren Arm und sagte: »Es soll mir recht sein, wenn du mein Geld verschwendest. Es soll mir recht sein, daß du in nichtswürdiger Gesellschaft deine Zeit vertändelst. Es soll mir recht sein, daß dir mein Wohlbefinden und meine Seelenruhe gleichgültig ist und daß du dein armes Kind verkommen läßt. Ich will mich in all dieses fügen. Wozu brauch ich regelmäßiges Essen; wozu muß mein Frühstückskaffee warm, mein Wecken frisch vom Backofen, wozu muß meine Wäsche ausgebessert, mein Fenster geputzt, mein Spind in Ordnung gebracht, meine Stube gekehrt sein? Es ist mir ja nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich soll behaglich leben dürfen.«

«Ach, du tust mir weh, Daniel«, sagte Dorothea in bangem Ton, «laß bitte meinen Arm los.»

Er lockerte den Druck, ließ aber den Arm nicht los. »Geh du, mit wem du willst. Mögen die dich schätzen, die dir wert sind. Und was das Geld betrifft, da hast du alles, da ist all mein Geld.« Er zog einen gestrickten Beutel aus der Tasche, der voll Münzen war, und schleuderte ihn auf den Tisch. »Ich will, damit du schöne Freizeiteider hast, am Sonntag die Orgel spielen. Ich will, damit du Maskenbälle und Christbaumverlosungen besuchen kannst, noch einmal ein wenig unmusikalische Idioten mehr unter die Fuchtel nehmen. Ich will ein übriges tun und mich verpflichten, nie eine Frage über dein Treiben zu stellen, nicht, wo du herkommst, noch, wo du hingehst; aber hör mich an, Dorothea«, hier schwoll seine Stimme, und sein Gesicht sah furchteinflößend aus, »vergreif dich an meinem Namen nicht! Er ist mein einziges Gut. Mit ihm bin ich bei der Menschheit in höchster Schuld. Er gibt mir nicht bloß das, was man bürgerliche Ehre heißt, er gibt mir die Ehre, mit der ich nur meinem Geschaffenen bestehe. Womit du dich an ihm verachtest, das ist die Lüge. Durch die Lüge besudelst und erniedrigst du ihn. Nicht so sehr, wie du dir vielleicht einbildest, zittere ich nicht vor, als Hahnrei verschrien zu werden. Zwar, die Vorstellung macht mein Blut heiß; ich bin Mann genug, um Mordgelüste zu unterdrücken, wenn ich mein Weib in den Armen eines andern denke. Aber der unterste Schlund der Verdammnis wär es für mich, wenn du mir die Wahrheit, die ich dir gegeben habe, mit Lüge heimlichst. Du kannst mich nicht für so gemein und selbstsüchtig halten, daß ich's nicht begreifen sollte, wenn sich dein Herz verdorrt. Doch nur in der Wahrheit kann ich mit einem andern menschlichen Seite an Seite leben; die Lüge zerstört mein göttliches Heil, sie ist mir wie Aas und Verwesung. So sage mir also, ob du nicht mehr gegen mich bist. Fürchte dich nicht, Dorothea, schäm dich nicht; noch kann alles gut werden, sage mir, ob du mich hintergehenst?«

«Ich dich hintergehen?« hauchte Dorothea und schaute ihm, ohne zu antworten, daß ihre Wimpern sich regten, wie hypnotisiert in die Augen, wieso denn hintergehen? Traust du mir eine solche Niedertracht wirklich zu?«

»Du hast keinen Geliebten? Kein anderer Mann hat dich berührt, seit du meine Frau bist?«

»Einen Geliebten? Ein anderer Mann mich berührt?« wiederholte sie mit demselben hypnotisierten Blick. In ihrem Kindergesicht war der Glanz lauterster Redlichkeit und Unschuld.

»Auch hast du keine heimlichen Zusammenkünfte gehabt, keine verräterischen Briefe empfangen oder geschrieben, nichts versprochen, auch nicht im halben Spaß?«

»Och, im Spaß, Daniel, das weiß ich nicht, man redet so manches, du kennst mich doch.«

»Und du versicherst, daß all der dunkle Schimpf, der um mich raunt, und zu dem du ja manche Veranlassung gegeben hast, nur Bosheit und Verleumdung ist?«

»Ja, Daniel; Bosheit und Verleumdung.«

»So soll dir also Gott keine ruhige Stunde mehr schenken, wenn du mich belogen hast? Willst du das, Dorothea?«

Dorothea stockte; sie blinzelte ein wenig. Dann antwortete sie leise: »Das sind gräßliche Worte, Daniel. Aber wenn du darauf bestehst, mag's so sein.«

Daniel atmete auf, als fiel ihm eine Zentnerlast von der Brust. In dankbarer Bewegung drückte er die Frau an sich.

Doch da widerte ihn etwas. Ihm war, wie wenn er gar keinen Rhythmus in dem Geschöpf verspüre, wie wenn er ein Wesen ohne Schwingung, ohne Gefüge, ohne Gesetz umarme. Ganz von neuem und von einer neuen Richtung her begann die Qual an ihm zu nagen.

Als er die Tür zum Flur öffnete, raschelte es draußen, und eine dunkle Gestalt floh gegen die hofwärts gelegene Kammer.

5

Allein geblieben, schaute Dorothea eine Weile regungslos vor sich nieder, dann nahm sie Geige und Bogen aus dem Kasten – sie hatte einen neuen Bogen an Stelle des zerbrochenen längst gekauft – und fing an zu spielen. Eine Kadenz, einen Triller, Takte einer Tanzmelodie. Ihre Züge bekamen einen harten und entschlossenen Ausdruck.

ld ließ sie das Instrument sinken und dachte angestrengt nach. e legte die Geige weg, schlüpfte aus ihren Pantoffeln, schlich Strümpfen aus der Stube, über den Flur und lauschte an Philipines Kammer. Als sie vorsichtig öffnete, vernahm sie von Philipines Bett her, das der Tür am nächsten stand, ein breites Schnarchen.

Das Ölflämmchen, das in einem Glas ersterbend flackerte, gab so wenig Licht, daß die Linnen des Bettes nur undeutlich schimmerten. Lautlos, Schritt vor Schritt, ging sie zu Philipines Lagerstatt. Sie reckte sich, streckte den Arm aus, tastete mit der Hand über den Leib der Schläferin, wollte die Decke heben und nach der Brust greifen; da hörte Philippine plötzlich auf zu schnarchen, erwachte plötzlich, als hätte sie der Strahl einer Blendlaterne getroffen, schlug die Augen empor und schaute Dorothea stumm drohend an. Kein Muskel veränderte sich in ihrem Gesicht.

Dorothea faßte sich schnell. Wie eine, der ein ausgelassener Herz gelungen ist, warf sie sich mit ihrem ganzen Körper über Philippine und legte die Wange auf deren Gesicht, obgleich ihr vor dem Bett- und Atemgeruch ekelte.

Du, Philippine, der Amerikaner will dir was schenken«, wisperte sie.

Gottich, du drückst ei'm ja den Bauch ein«, erwiderte Philippine und schnappte nach Luft. Als sich Dorothea aufgerichtet hatte, sagte sie: »Hat er denn dir schon was geschenkt? Das ist doch die Hauptsache.«

Na, die Straußenfedern, ist das nichts?« versetzte Dorothea; und einen Rubinschmuck will er mir auch verehren.«

Ich wollt, du hättest's schon. Scheint mir nicht von Gebersdorf zu sein, der Amerikaner. Hab mir sagen lassen, daß er gar nicht so reich ist. Wann triffst ihn denn wieder, deinen Liebsten?«

Morgen abend, zwischen sechs und sieben. Ich freu mich, ich freu mich. Er ist so jung, Philippinchen.«

Ja, jung; das ist schon was, jung!« murmelte Philippine geringelt.

Er hat ein so hübsches Muttermal am Hals, ganz unten am Hals da«, sie zeigte die Stelle an Philipines Hals; »grad da. Kitzelt's dich? Kitzelt's dich?«

»Lach nicht so laut, du weckst mir den Gottfriedl auf«, sagte Philippine unwirsch; »und jetzt marsch mit dir, mich schläfert.«

»Also, gut Nacht, du Schlafrazz«, spottete Dorothea und verließ die Kammer.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, so fuhr Philippine wie ein Dämon aus dem Bett, ballte die Faust und zischte: »Diebshure! Stehlen hat sie wollen, die Diebshure, stehlen! Wart nur du, du hast bald ausgeschnattert dahier, dir wird das Handwerk gelegt.«

Sie zog ihren roten Unterrock über die Beine, schnürte ihn fest und ging zur Tür, um den Riegel vorzuschieben. Er war seit langem so adhaft und trotzte ihrer Bemühung. Da trug sie einen Stuhl hin, setzte sich, verschränkte die Arme und blieb so über eine Stunde mit böse blickenden Augen sitzen.

Als sie sich dann des Schlafes nicht mehr erwehren konnte, schob sie den Wickeltisch vor die Tür und stieg unter gehässigem Gemurmel wieder in ihr Bett.

6

Der folgende Tag begann mit stürmischen Regenschauern. Daniel hatte wenig geschlafen und begab sich früh an die Arbeit. Aber der Kopf war ihm so schwer, daß er ihn beständig aufstützen mußte. Seine Ideen waren ohne Blut und ohne Schwung.

Gegen acht Uhr kam der Postbote und fragte nach dem Inspektor Jordan. Der Alte mußte einen Schein unterschreiben, wofür ihm ein feierlich versiegelter Geldbrief überreicht wurde.

In dem Brief befanden sich zweihundert Dollar in Noten nebst einem Schreiben von Benno. Dieses war aus Galveston datiert, und Benno schrieb, er habe Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß sein Vater noch am Leben sei. Er habe es in der Neuen Welt zu etwas gebracht und sende als Beweis davon und als Ersatz für die Auslagen, die er einst verursacht, die beiliegende Summe mit den besten Grüßen.

Eine kalte Epistel; doch der Greis war außer sich vor Freude, lief zu Daniel, zu Philippine, hielt die Geldnoten in die Höhe und

ammelte: »Seht nur, Kinder, er ist reich. Zweihundert Dollar hat er mir geschickt! Er ist ein honetter Mensch geworden; er gekostet seines alten Vaters! Wahrlich, ein gesegneter Tag; auch im Hinblick auf etwas andres, lieber Daniel«, fügte er mit einem mysteriösen Lächeln hinzu, »im Hinblick auf eine große Sache an gesegneter Tag.«

Er kleidete sich an und ging in die Stadt, um die Nachricht seinen Bekannten mitzuteilen.

Daniel rief um sein Frühstück hinunter, aber niemand hörte ihn. Da ging er selbst in die Küche und holte sich ein Töpfchen Milch und ein Stück Brot. Nach einer Weile kam ihm Philippine nach, trat mit struppigen Haaren in die Kammer und fuhr ihn grob an, daß er nicht warten könne, bis der Kaffee gekocht sei.

»Laß mich zufrieden, Philippine« sagte er, »ich brauche Ruhe.« »Ruhe«, höhnte sie, »Ruhe! Immerfort Ruhe.« Sie warf einen ärgerlichen und wilden Blick in die offene Kiste, in welcher Daniels Handschriften lagen, dann stellte sie sich an den Tisch, steckte die Spitzen ihrer schmutzigen Finger auf das Notenblatt, das er eben vor sich hatte, und stieß heraus: »Da ist das ganze Malheur! Das ganze Malheur ist die saudumme Schmiererei! Tag um Tag und Jahr für Jahr sich hinsetzen und schmieren! Was soll denn das bedeuten, sag mir nur! Geht ja alles den Krebsgang dabei. Ein Mannsbild und alleweil schmieren – schämen tät ich mich!«

Auf diesen rätselhaften Ausbruch der Wut und des Hasses nicht gefaßt, blickte Daniel bestürzt in Philipppines Gesicht. »Geh«, sagte er dann unwillig und wies mit dem Arm zur Tür, »geh.« Sie ging. »Die verdammte Schmiererei«, maulte sie tückisch vor sich hin.

Von zehn bis zwölf mußte Daniel Unterricht in der Musikschule erteilen. Sein Herz klopfte beängstigend, aber er hätte den Grund der Erregung nicht sagen können. Es war mehr als Ahnung, es war fast, wie wenn er eine schreckliche Nachricht empfangen hätte, deren Sinn jedoch seinem Gedächtnis entschwunden war.

Am Mittag kehrte er nicht heim, sondern aß in einer Wirtschaft am Karthäusertor. Dann strich er lange auf den Feldern und Wiesen herum; der Regen hatte aufgehört, der starke Wind erfrischte

ihn. Er stand am Ufer des Kanals und schaute bei einer Ziegelbrennerei zu, wie Steine aufgeschichtet wurden. Von Zeit zu Zeit griff er nach einem Stück Papier in die Tasche und schrieb mit dem Bleistift Noten.

Einmal schrieb er neben ein Motiv: Leb wohl, mein Saitenspiel, und seine Augen füllten sich mit einem schaurigen Naß.

Als er in die Stadt zurückkehrte, war ein feuerglänzender Sonnenuntergang. Zwischen zwei schwarzen Sturmwolken glühte der Himmel wie eine Schmiedeesse. Da mußte er an Lenore denken.

Er trat in die Wohnstube und wanderte auf und ab. Philippine kam herein und fragte, ob sie ihm die Suppe wärmen solle. Ihr singender, unnatürlicher Ton erweckte seine Aufmerksamkeit, so daß er sie mit festem Blick musterte.

»Wo ist meine Frau?« fragte er.

Ein abgründig schlimmes Lächeln erschien auf Philippires Lippen. Sie antwortete nicht.

»Wo ist meine Frau?« fragte er nach einer Pause zum zweitenmal.

Das Lächeln Philippires wurde breiter. »Ist's kalt draußen?« erkundigte sie sich und war plötzlich aus dem Zimmer. Daniel starrte ihr nach, als zweifle er an ihrem Verstand. Es verflossen aber nur wenige Minuten, da trat sie wieder auf die Schwelle; sie hatte unterdessen einen Mantel angezogen, der ihr zu kurz war und den karierten Rock sehen ließ.

»Komm einmal mit mir, Daniel«, sagte sie mit einer besorgten Stimme, die ihm geheimnisvoll und furchtbar klang, »komm mit mir, ich zeig dir was.«

Er erblaßte, setzte den Hut auf und folgte ihr. Schweigend gingen sie über den Platz, durch die Bindergasse, die Rathausgasse, über den Markt. Daniel blieb stehen. »Was hast du vor?« fragte er heiser.

»Komm nur, wirst schon sehen«, raunte Philippine.

Sie gingen weiter, über die Fleischbrücke, die Kaiserstraße, durch den weißen Turm zum Jakobsplatz. Einige Leute schauten dem sonderbaren Paar nach. Als sie zum Häuschen der Frau Hadebusch kamen, war die Dunkelheit angebrochen. »Wirst du jetzt endlich reden?« knirschte Daniel.

sch!« machte Philippine. Sie näherte ihren Mund seinem Ohr und wisperte: »Geh 'nauf über zwei Stiegen, aber schnell, du mußt dich ja aus in dem Häusla, pumper an die Tür, und wenn zug'sperrt ham, schlag die Tür ein. Ich geh derweil zur Hadesch'n, daß sie dich nicht zurückhält.«
a begriff Daniel.

7

vor seinen Augen wurde es blutrot. Ein Schüttelfrost packte ihn. Er war Philippine in einem traurigen, schlaffen Gefühl von Ekel, Schreck und Zwang gefolgt; jetzt wußte er, sah am Anfang der Ereignisse schon ihre Mitte und ihr Ende, sah vor der verschlossenen Türe, was sich hinter ihr begab, und ein Ungeheures schuschte auf in seinem Gemüt, ungeheurer Zorn, ungeheures Weh, Verachtung und Grauen in Wirbeln von Besinnungslosigkeit. Aber die knarrende Stiege gelangte er in vier Sprüngen. Er stand vor der Türe, hinter der er einst gedarbt und geträumt, gefroren und geglüht; da hätte Stille sein müssen, damit auf dem Grab aller Hoffnungen die Andacht rückschauender Geister nicht gestört wurde.

Er riß an der Klinke; drinnen erschallte ein Schrei. Die Türe war verriegelt. Er preßte seinen Körper so ungestüm wider das zerbrechliche Holz, daß beide Angeln sich zugleich mit dem Riegel lösten und die ganze Türe mit dumpfem Gepolter ins Zimmer stürzte.

Der Schrei wiederholte sich gellend. Dorothea lag bis aufs Hemd entkleidet auf einem breiten Bett, das die kupplerische Hadebusch von einem Händler entliehen hatte und das beinahe die Hälfte des Mansardenraumes einnahm. Sie hatte einen Teller voll Kirschen neben sich stehen und hatte sich damit belustigt, die Kerne gegen ihren Liebhaber zu schnellen, der, gleichfalls in mangelhafter Bekleidung, rittlings auf einem Stuhl saß und eine kurze Pfeife rauchte.

Als Daniel mit blutenden Händen, er hatte sich an der Klinke verletzt, mit wild ums Gesicht flatternden Haaren, keuchend und bleich über die Türe stieg, fing Dorothea abermals zu schreien

an, und schrie sieben- oder achtmal verzweifelt und voll entsetzlicher Angst.

Daniel stürzte auf den jungen Menschen zu und fuhr ihm mit beiden Händen an den Hals. Während er die Haut dieses Menschen anfaßte, während er, wie in rosigem Nebel, Dorothea mit aufgehobenen Armen aus dem Bett flüchten sah und ihr durchdringendes Geschrei vernahm, während ein seltsam betrachterischer Geist trotz der Raserei, die in ihm tobte, sogar die Kirschen bemerkte, die über das Bettuch gerollt waren, die grünen Stiele sah, die dunkleren Stellen an einzelnen, die anzeigten, daß sie faul waren, und er zuletzt noch einen Geschmack auf der Zunge spürte, als ob er selber Kirschen gegessen hätte, während all dem dachte er: das ist der Untergang, das ist das Chaos.

Der Amerikaner, von dem sich später herausstellte, daß er ein wandernder Artist war, der sich frech und geschickt in die bürgerliche Gesellschaft gedrängt hatte, stieß den Angreifer mit Wut zurück und nahm eine Boxerposition ein. Aber Daniel verstattete ihm keine Zeit zum Schlag, er überfiel ihn, umschlang ihn, riß ihn zur Erde, drückte ihm die Gurgel zusammen. Jener stöhnte, bäumte sich, befreite seine Faust, schlug um sich; »damned fool!«, röchelte er und versetzte Daniel einen Schlag ins Gesicht, »damned fool!«

Unten im Haus erschallte Lärm. Auf der Gasse sammelten sich Leute an. »Polizei! Polizei!« giffte eine Weiberstimme, und nun kamen sie die Stiege herauf.

»Och, och, och!« wimmerte Dorothea. In einer halben Minute hatte sie ihr Kleid über den Körper gezogen; »fort, fort, fort!« hauchte sie und suchte ihre Handschuhe und ihren Schirm.

Händeringend zeigte sich Frau Hadebusch im engen Flur. Hinter ihr stand Philippine. Zwei Männer drangen über die Schwelle, stürzten sich auf Daniel und den Amerikaner und wollten sie auseinanderreißen. Aber sie hatten sich gleichsam ineinander verbissen wie zwei wütende Hunde. Andere mußten zu Hilfe kommen, ein Soldat und ein Milchmann griffen noch zu, endlich erschienen zwei Polizisten.

»Muß nach Hause«, wimmerte Dorothea unter dem Gekreisch der Weiber, »meine Sachen holen, fort, fort, fort!«

lit einem Gesicht, das grauenhaft dem einer stummen Besessenen glich, stahl sich Philippine aus der Mitte der aufgeregten Schreien und Schwätzenden und folgte Dorothea. Sie spürte ihren Schritt nicht, das Pflaster nicht, die Luft nicht. Jene wilde Begeisterung war über sie gekommen, die sie schon einmal in ihrem Leben empfunden, damals, als sie auf den Dachboden gegangen war und gesehen hatte, daß Gertrud am Balken hing. Eine glühende Zerstörungslust durchrann alle ihre Adern. Zünde an! dröhnte es wieder in ihrem Hirn, zünde an! Heute wollte sie ein besseres Werk tun, als Feuer an einen Kehrichthaufen legen. Sie ging immer schneller und schneller; schließlich fing sie an zu laufen und sang dabei mit rauher Stimme. Der Mantel war nicht aufgeknöpft und flog im Winde. Die Leute, an denen sie vorüberlief, blieben erstaunt stehen.

8

Herr Carovius und der alte Jordan saßen im Paradieschen. Wie sich doch alle Verhältnisse wandeln und wie sich alles klärt und ordnet«, sagte der alte Jordan. Ja, die offenen Gräber gähnen schon«, antwortete Herr Carovius ernstlich. Ich meinerseits«, fuhr Jordan fort, ohne den Unwillen zu betonen, den seine Redseligkeit bei Herrn Carovius erweckte, »ich meinerseits kann dem Tod nun zufrieden ins Auge sehen. Meine Mission ist beendet; mein Werk ist vollbracht.« Das klingt ja gerade, als ob Sie den Stein der Weisen gefunden hätten«, spottete Herr Carovius. Vielleicht«, erwiderte Jordan leise und beugte sich über den Tisch; »Sie haben nicht so ganz unrecht, geschätzter Freund. Wollen Sie sich selbst überzeugen? Wollen Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken?« Herr Carovius war neugierig geworden; sie zahlten ihre Zeche und begaben sich auf den Weg zum Egydienplatz. Als sie in Jordans Kammer waren, zündete der alte Mann die Lampe an und verriegelte sorglich die Türe. Dann öffnete er den

geräumigen Wandschrank und nahm zum Erstaunen des Herrn Carovius eine große Puppe heraus, die nach Art einer Älplerin gekleidet war, mit einem geblühten Rock, einer Leinenbluse und einem rosa Schürzchen. Das messinggelbe Haar war in Zöpfe geflochten, und auf dem Kopf trug sie ein grünes Filzhütchen.

»Das alles ist meiner Hände Arbeit«, sagte Jordan stolz; »hab selber das Maß genommen, selber geschneidert; sogar die Schühchen hab ich verfertigt. Und nun passen Sie auf, lieber Freund!« Er stellte die Puppe in die Mitte der Stube. »Sie wird sprechen«, fuhr er mit strahlender Miene fort: »sie wird singen. Sie wird ein Liedchen aus ihrer Tiroler Heimat vortragen. Wollen Sie sich gütigst in diesen Sessel setzen; nicht so sehr nahe, wenn ich bitten darf, es sind da noch störende Geräusche, denen ich erst abhelfen muß. Die Illusion ist stärker, wenn Sie sich in einer gewissen Distanz halten.«

Er kauerte sich hinter die Puppe, machte sich am Rumpf zu schaffen, das Surren eines Räderwerks wurde vernehmbar, der alte Mann trat rasch wieder vor und sagte: »So, mein kleines Fräulein, laß hören, was du kannst.«

Ein unheimlich heiseres, girrendes Stimmchen erscholl aus dem Leib der Puppe; es ähnelte dem Vibrieren von Metallfäden, verbunden mit den gedämpften Tönen einer Wasserpfeife. Schloß man die Augen, so konnte man beinahe an einen fernen Gesang glauben; sah man aber hin und erblickte das tote, larvenhaft freundliche Wachsgesicht, aus dessen Innern schrille und dumpfe Laute ohne Artikulation und ohne Rhythmus kamen, so war es gespenstisch. Herr Carovius spürte einen kalten Schauer im Rücken.

Als die Maschine abgeschnurrt war, fielen die Augendeckel und die Lippen der Puppe zu. Jordans Blick war voll Spannung auf Herrn Carovius geheftet. »Nun, was ist Ihre Meinung?« fragte er. »Seien Sie ganz aufrichtig; ich vertrage jede Kritik.«

Herr Carovius hatte Mühe, seine Lachlust zu bezwingen; es zuckte ihm um Kinn und Mund. Plötzlich aber vergingen ihm Hohn und Verachtung, es wurde ihm unbehaglich ernst zu Sinn, eine lästige und seit undenklichen Zeiten nicht empfundene Weichheit regte sich in ihm, und er sagte: »Ja, das ist eine famose Sache; unbe-

reitbar eine famose Sache; obschon der Verbesserung bedürftig.«

Jordan nickte eifrig und erfreut. Er wollte sich über den Mechanismus und seine kunstreiche Zusammensetzung verbreiten, da vernahmen beide Männer aus dem Nebenzimmer ein Geräusch. Sie horchten auf. Ein Möbelstück wurde vom Platz gerückt, Schritte gingen hin und her, dann erschallte ein Klopfen und Lärmen, als wenn mit einem Meißel eine Kiste aufgesprengt wird. Dann raschelte es laut und lange wie von zu Boden geleudertem Papier, dann schimpfte eine Stimme, dann erhob sich ein eigentümlich grausiger Singsang in Tönen wie: Joi! und Uuh! und auf einmal knisterte es wie von Flammen.

Der alte Jordan riß die Thür auf und schrie gleich einem Kind. Philippine stand in einem Haufen brennenden Papiers. Sie hatte Daniels Truhe geöffnet, alle Handschriften herausgeworfen und sie in Brand gesteckt. Der Anblick, den sie bot, war fürchterlich. Ihre Haare hingen verworren über die Schultern, mit den Armen machte sie unablässige Bewegungen, als ziehe sie an einem Brunnenschwengel, aus ihrem Mund kamen hohle, lallende, gurgelnde Töne, die nichts Menschenähnliches hatten, ihr von Flammen bestrahltes Gesicht zeigte eine grauenvolle Wollust, und während Herr Carovius und der alte Jordan wie gelähmt auf der Schwelle standen, fing sie an zu hopsen und streckte dabei die Hände gegen das Feuer aus, welches immer höher schlug.

Herr Carovius, aus seiner Erstarrung erwachend, sah, daß es die höchste Zeit war, sich zu retten, und mit dem Arm sein Gesicht bedeckend, floh er, so schnell ihn seine Füße trugen, zur Flurthür und zur Stiege. Dem alten Jordan rannen die Tränen über die Wangen, der Schrecken machte ihn unfähig zu überlegen, er rannte in seine Stube zurück, öffnete das Fenster und brüllte auf den Platz hinunter, dann erinnerte er sich seiner geliebten Puppe, rannte hin und nahm sie in den Arm; aber als er das Zimmer verlassen wollte, strömte ihm der Qualm betäubend und beizend entgegen, er taumelte hindurch, gelangte bis zur Stiege, tat einen Fehltritt, stürzte, die Puppe krampfhaft fest umschließend, kopfüber die Stiege hinunter, zuckte noch einige Male und blieb dann bewegungslos liegen.

Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Dorothea, die in der Wohnung ihre Habseligkeiten zusammengepackt hatte, eilte, den Koffer schleppend, mit fahlem Gesicht an seiner Leiche vorüber, ohne einen Blick darauf zu werfen, und verschwand in dem Gewühl aufgeregter Menschen.

9

Im Haus der Frau Hadebusch hatten die Polizisten Daniel und den Amerikaner endlich voneinandergerissen. Daniel fiel auf einen Stuhl und starrte stupid vor sich hin. Frau Hadebusch brachte Wasser herbei, der Amerikaner kleidete sich unter dem Gelächter der Zuschauer an.

Danach wurden die beiden Männer auf die Wache geführt, und der Kommissär schrieb auf, was er für die spätere Amtshandlung wissen mußte. Daniel gewährte eine Gaslampe, einen Federstiel, mehrere grinsende Gesichter, seine eigene blutige Hand, sonst nichts. Der Amerikaner wurde zur Verhütung weiterer Feindseligkeiten noch zurückbehalten, indes man Daniel gehen ließ. Er hörte, daß der junge Mensch in seinem radebrechenden Deutsch und mit wuterstickter Stimme allerlei erzählte, aber er nahm es nicht in sich auf.

Er hörte einen Hund bellen, einen Wagen rasseln, eine Glocke schlagen, er hörte sprechen, murmeln, rufen und das Scharren von Füßen, aber es klang alles wie durch die Mauern eines Gefängnisses. Taumelnd setzte er seinen Weg fort.

Als er zur Frauenkirche kam, wandte er sich rechts gegen den Obstmarkt und sah plötzlich das Gänsemännchen vor sich.

»Geh heim«, schien das Männchen zu sagen, und seine Stimme war traurig, »geh heim!«

Wer bist du, und was willst du von mir? fragte es in Daniel. Aber da war es, als ob die Figur unsichtbar würde und erst in der Ferne wieder, in einem lichten Glanz, wahrzunehmen sei.

Über den Egydienplatz rannten Leute, und einzelne schrien: »Feuer!« Daniel bog um die Ecke und konnte sein Haus sehen. Hinter den Fenstern seiner Stube loderten Flammen. Er preßte

die Hände gegen die Schläfen und drängte sich mit angstvoll ge-
reiteten Augen durch die Menge bis ans Haus. »Um Gottes,
Himmels willen« stieß er hervor, »rettet mir die Truhe!«
Viele sahen ihn an. Eine Gestalt zeigte sich oben am Fenster,
viele Arme deuteten hinauf. »Das Weibsbild! Schaut das Weibsbild!«
wurde gerufen; und dann wieder: »Die hat gezündelt! Die hat
das Feuer gelegt!«

Daniel stürzte ins Haus. Feuerwehrmänner überholten ihn. Da
sah er im Flur, in der Beleuchtung von hastig hin- und her getra-
nen Laternen, notdürftig und in Eile aufgebahrt, die Leiche des
alten Jordan; die Leiche und neben ihr, wie überirdischen Hohn,
die Puppe, die Älplerin mit der Maschine im Bauch. Dumpf seuf-
zend fiel er nieder, und seine Stirn berührte die tote Hand des
Leichentragers.

Wie im Schlaf vernahm er das Zischen aus den Wasserschläuchen,
die Kommandos, das geschäftige Vorbeirennen der Männer, dann
war es ihm, als tauche ein Schatten flüchtig auf, eine Gestalt wie
aus der Unterwelt; eine geballte Faust öffnete sich und warf zer-
nitterte Blätter vor sich hin, und wie er emporblickte, sah er nur
die rings um ihn sich drängenden Menschen, die Gestalt hatte sich
zwischen ihnen hindurchgeschoben, und niemand hatte in der
Verwirrung ihrer geachtet.

Mit abwesender Gebärde griff Daniel nach dem Blatt, das ihm
am nächsten lag. Es war auf das Gesicht der Puppe gefallen. Er ent-
nitterte es und gewahrte die von seiner Hand geschriebenen No-
ten aus der »Harzreise im Winter«. Und unter den Notenzeilen
standen die Worte:

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
hinter ihm schlagen
die Sträucher zusammen
das Gras steht wieder auf,
die Öde verschlingt ihn.

Melodie und Rhythmus, die über den Worten sich spannten,
waren von grandioser Dürsterkeit, gleich einem Gesang verfolgter
Schatten in der Nacht, überm Meer. Daniel erinnerte sich der

Stunde, in der er dies geschaffen, erinnerte sich an Gertruds Blick und Antlitz, als er es ihr vorgespielt; und Lenore stand da, in einem weißen Gewand, mit einem Myrtenkranz im Haar, und die Töne dröselten das Gewebe der unendlichen Zeit auf. Aber abseits, wer ist's? klagte es tief und schwer, fragte es prophetisch groß; da verhüllte er sein Gesicht und schluchzte, daß ihm zumut war, als breche sein Herz auseinander.

Der tote alte Mann und die Puppe lagen gleich still da.

Nach einer halben Stunde war das Feuer gelöscht. Die beiden Stuben unterm Dach waren völlig ausgebrannt, sonst war kein Schaden geschehen.

Philippine war spurlos verschwunden. Da niemand bemerkt hatte, daß sie das Haus verlassen, glaubte man zuerst, sie sei in den Flammen umgekommen. Doch als man nachforschte, erwies sich diese Annahme als irrig. Die Polizei fahndete überall nach ihr, es war ganz vergebens, sie war nicht aufzufinden. Einige Leute, die sie näher gekannt hatten, verfochten unerschütterlich die Meinung, sie sei mit Haut und Haar verbrannt, und nichts weiter sei von ihr übriggeblieben als ein Häuflein schwarzen Aschenstaubes.

Wie dem auch sein mochte, Philippine kehrte nicht mehr ins Haus zurück, und nie wieder hörte und sah man etwas von ihr.

pät am Abend kam Benda. Er war über das Vorgefallene ziemlich genau unterrichtet. Im Flur hatte er Agnes getroffen und die sonst so Einsilbige wider Erwarten mittheilsam gefunden. Sie hatte aber nur bestätigen können, was er von den Leuten schon erfahren hatte.

Er begleitete ihn in den Oberstock, und er stand lange vor den ausgebrannten Räumen, in denen zwei Männer von der Feuerschtruppe Wache hielten. »Alle seine Noten sind verbrannt«, sagte Agnes, und Benda dünkte es kaum möglich, dem Freund nach einem solchen Ereignis gegenüberzutreten. Doch schämte er sich seiner Scheu und ging hinunter zu Daniel.

Es war im Haus wieder ruhig geworden.

Daniel hatte in der Wohnstube eine Kerze angezündet. Als es ihm nach einer Weile zu düster schien, zündete er noch eine Kerze an. Er schritt auf und ab. Der Raum wurde ihm zu klein, er öffnete die Tür zum Zimmer Dorotheas und ging nun auch durch dieses, immer auf und ab. Wenn er in die dunkle Stube kam, bewegten sich jedesmal seine Lippen zu einem Murmeln, und wenn er in die beleuchtete zurückkehrte, sah er ein paar Sekunden lang ins Kerzenlicht.

Seine Züge hatten den Ausdruck eines Leidens, das größer nicht mehr sein konnte. Den eintretenden Benda schien er nicht zu gefährden.

»Alles hin? Alles vernichtet?« fragte Benda, nach dem er Daniels Vandern fast eine Viertelstunde zugesehen hatte.

»Ein Grab neben andern Gräbern«, murmelte Daniel mit einer Stimme, die nicht wie seine eigene klang. Er hob dann auch den Kopf, gleichsam erstaunt über die Stimme. Ihm schien, es sei ein Fremder unhörbar ins Zimmer getreten.

Und auch das letzte, das große Werk, von dem du mir erzählst, ist die Frucht vieler Jahre?« fragte Benda weiter.

»Alles«, entgegnete Daniel in die Luft hinein, »alles, was ich an Musik geschaffen habe, seit ich Ursache haben durfte, an mich zu

glauben. Die Sonaten, die Lieder, das Quartett, der Psalm, die Harzreise, Wanderers Sturmlied und die Symphonie, alles bis aufs letzte Blatt.«

Ja, es war ein Fremder da, denn man hörte ihn leise lachen. »Warum lachst du?« fragte Daniel streng und rückte seine Brille zu recht.

Benda antwortete erschrocken: »Ich habe nicht gelacht.«

»Das Gras steht wieder auf, die Öde verschlingt ihn«, sagte der Fremde. Er trug einen altertümlichen Anzug, ein komisches Mützchen und hatte Stulpenstiefel an den Beinen. Den sollt ich doch kennen, fuhr es Daniel durch den Sinn, und mit trübem Blick überlegte er.

Das ist ja wie Mord, unerhörter Mord, schrie es in Benda; wie kann er es ertragen, was wird er tun?

»Was ist nun zu tun?« nahm Daniel laut den Gedanken Bendas auf und schielte im Hin- und Hergehen bisweilen nach dem Fremden, der langsam durch das Zimmer gegen den Erker schritt; »was kann irgendeine menschliche Phantasie sich vorstellen, daß man danach tut? Nichts! Versinken; in Verrücktheit versinken.«

»Oho!« ließ sich der Fremde vernehmen, »das ist stark.«

Wenn er doch schwiege, dachte Daniel gequält. »Du wirst ja wissen, was sich mit der begeben hat, die ich mein Weib genannt habe«, fuhr er fort. »Daß ich mich an diesen eitlen und seelenlosen Geist eines Spiegels weggeworfen habe, ist unerheblich. Sind schon Gewaltigere als ich ins Netz geraten und haben sich verstrickt. Den Wahn hab ich nie gehegt, als wär ich gefeit gegen alles Blendwerk dieser Erde. Obwohl ich der Meinung war, daß ich Wahrheit und Lüge wittern und voneinander unterscheiden könne wie eine Hand das Trockene vom Feuchten. Aber den Zusammenhang mit dem andern fass' ich nicht, die Notwendigkeit dieses Gräßlichen fass' ich nicht.«

»Recht ist dir geschehen«, sagte der Eindringling mit den Stulpenstiefeln. Er hatte sich auf einen Stuhl beim Erker gesetzt und sah ganz freundlich aus.

»Warum?« brüllte Daniel stehenbleibend.

Mit bestürztem Gesicht erhob sich Benda. »Sprich dich aus, Daniel«, drängte er liebevoll, »sprich dir alles von der Seele!«

Könnt ich's, Friedrich, könnt ich's nur! Wär mir nur die Zunge gegeben! Oder daß es einer mit mir fühlte und sagen könnte!« Versuchs; das erste Wort ist oft wie ein Funken und erzeugt lammen.«

Daniel schwieg. Der Eindringling sagte an seiner Stelle bedächtig: Das geht tief hinab in die Höhlen der Brust und hoch hinauf zu den unsterblichen Dingen.«

Da blickte Daniel scharf zu ihm hinüber und sah, daß es das Gänsemännchen war.

2

Alle Anstrengung, Daniel zum Reden zu bringen, war vergeblich, und gegen Mitternacht verabschiedete sich Benda. Agnes perrte ihm das Tor auf, und er sagte zu ihr: »Sorg du für ihn, er hat niemand jetzt.«

Die Hände hinter dem Haupt verschränkt, lag Daniel auf dem Canapee und stierte gegen die Decke. Seine Augen waren heiß, manchmal überlief ihn ein Zittern.

Ungemütlich ist's hier«, sagte das Gänsemännchen, »die Luft ist doch voll Rauchgestank, und von der finstern Stube dorten zieht's herein.«

Daniel erhob sich, machte die Türe zu und legte sich wieder hin. Das metallische Äußere des Gänsemännchens schien biegsam zu werden, ungefähr, wie wenn ein hartgefrorener Körper auftaut. Viel hast du erlebt«, fuhr es nachdenklich fort. »Daß einer, der chaffen will, auch erleben muß, ist klar; da ist seine Muttermilch, da ist sein Wurzelreich, da schießen die Säfte zusammen, aus denen ihm Formen und Gestalten werden. Aber erleben und erleben, das ist zweierlei.«

Überflüssiger Tiefsinn«, murmelte Daniel ärgerlich, »Leben heißt erleben.« Er ging mit sich zu Rate, wie er sich von dem lästigen Schwätzer befreien könnte.

Das Gänsemännchen ließ wieder sein leises Lachen hören. Es antwortete: »Viele leben und leben doch nicht, leiden und leiden doch nicht. Worin besteht Menschenschuld? Im Nichtfühlen, im Nichttun. Man muß da erst einen ganz bestimmten und ganz

falschen Begriff von Größe beseitigen. Was ist denn Größe? Nichts weiter als die Erfüllung einer unendlichen Reihe kleiner Pflichten.«

»Es ist ein Unterschied zwischen dem Schöpfer und allen andern Menschen«, gab Daniel zurück, den dieses Gespräch aufregte und peinigte.

»Berufst du dich nun auf die Musik?« fragte das Gänsemännchen und sein gutmütiger Blick wurde spöttisch.

»In der Musik ist jede Hervorbringung strenger an ein Unbedingtes und Äußerstes gebunden als in allem, was der Mensch sonst dem Menschen gibt«, antwortete Daniel. »Der Musiker-genius steht Gott am nächsten.«

Das Gänsemännchen nickte. »Aber sein Sturz beginnt einen Schritt vor Gottes Thron und ist tief. Weißt du, was du bist? Weißt du endlich, was du nicht bist?«

Daniel drückte die Hand auf die Brust. »Hab ich mich um vergänglichen Lorbeer gebalgt? Hab ich das unmündige Volk mit Surrogaten abgespeist oder den Himmelsflug durch Veitstänze nachgeahmt? Hab ich nicht nach meinem innersten Wissen und Gewissen gehandelt? War ich ein Lügner?«

»Nein, nein, nein«, beruhigte das Gänsemännchen, nahm sein Mützchen ab und legte es auf seine Knie. »Du warst in deiner Sache; gar kein Zweifel, du warst in deiner Sache. Alles Leben ist in deine Seele geströmt, und du hast im elfenbeinernen Turm gewohnt. Wohlverwahrt war deine Seele, von Anfang an wohlverwahrt. Wie wenn ein Schwimmer sich mit Fett einreibt, bevor er sich ins Wasser stürzt. Du hast gelitten; das Gift des Nessus-hemds, das du getragen, hat deine Haut verbrannt, und der Schmerz hat sich in süßen Klang verwandelt. So sind sie, die Schöpfer, unverletzlich und unnahbar, so denkst du sie, nicht wahr? Unmenschen, die das Kreuz der Welt auf sich nehmen und doch im Schmerz über ihr eigenes Schicksal hinüberwachsen. So bist du, so siehst du aus, heute, in deinem zweiundvierzigsten Jahr.«

Der Ton von Bitterkeit traf Daniel unerwartet, und er drehte das Gesicht gegen die Richtung, wo das Gänsemännchen saß. »Ich versteh dich nicht«, sagte er langsam. Von der Hofkammer her er-

hüllte das jämmerliche Weinen des kleinen Gottfried und dann
gnes' beschwichtigender Singsang.

Hättest du doch lieber nicht im elfenbeinernen Turm gewohnt!«
auf das Gänsemännchen aus. »Wärst du empfindlicher gewesen
und weniger wohlverwahrt! Hättest du doch gelebt, gelebt, gelebt,
anz wahr und ganz nah wie ein Nackender im Dornendickicht!
Dann hätt es dich niedergetreten, aber deine Liebe wäre wirklich
gewesen, der Haß, den du erfahren, wirklich, das Unglück wirk-
lich, die Lüge wirklich, Spott und Verrat wirklich, und noch die
chatten deiner Toten hätten Wirklichkeit gehabt. Und das Gift
des Nessushemds hätte nicht bloß deine Haut verbrannt, es wäre
ir ins Blut gedrungen, bis in die stillste, heiligste Tiefe deines
Herzens, da wäre dein Werk nicht im Ringen gegen deine Finster-
is und beschränkte Qual gewachsen, unfrei vor den Menschen,
angesegnet von Gott. Bilde dir nur nicht ein, daß du das Leiden
der Welt getragen hast, dein eigenes hast du getragen, liebend-
lieblos, selbstlos-selbstsüchtig, Unmensch, der du warst, Un-
bürger!«

Wer bist du? Was nimmst du dir heraus?« kam es stockend von
Daniels blassen Lippen.

Ei, siehst du denn nicht, wer ich bin? Das Gänsemännchen bin
ich«, war die mit treuherzigem Bückling gegebene Antwort. »Das
Gänsemännchen, einsam hinterm Gitter, einsam auf der Wasser-
chale, aber mitten auf den Markt hingestellt. Ein unbedeutendes
Nesen, faßbar jedem, der vorübergeht, obwohl man mir eine Art
von Monumentalität zugedacht hat. Doch ich mache mir nichts
aus der Monumentalität, ich pfeife darauf. Ich verleihe dem
Markt, auf dem die Bürger um Äpfel und Kartoffel feilschen, ein
bißchen Würde, das ist alles. Sie sehen mich immer aufrecht unter
dem Himmel stehen, und trotz meiner ausgezeichneten Position
haben sie mich stets wie einen Vetter betrachtet. Eine Zeitlang
haben sie dir meinen Namen angehängt, aber ganz mit Unrecht,
scheint mir, ganz mit Unrecht. Ich hab meine Gänse treu gehütet,
da kann mir keiner was nachsagen.«

Das Gänsemännchen lachte harmlos und glücklich, und als Daniel
den Blick wieder gegen den Erker wandte, war der Stuhl leer,
der seltsame Gast verschwunden.

Aber er kam wieder, und als Daniels Geist und Körper vollends niederbrach und er sich zu Bett begeben mußte, wurden seine Besuche regelmäßig. Er saß neben Benda, denn Benda war oft vom Morgen bis in die Nacht in Daniels Stube, doch Daniel wurde immer stiller und antwortete bisweilen gar nicht auf Bendas Fragen.

Hinter dem Doktor Dingolfinger trat das Gänsemännchen ein und reckte sich neugierig, um ihm über den Arm zu blicken, wenn er seine Rezepte schrieb. Denn es war klein von Gestalt und reichte dem Doktor kaum bis zur Hüfte.

Es trippelte um Agnes herum, wenn sie die Suppe brachte, und äußerte sein Mitleid über das schlechte Aussehen des Mädchens, das mit seinen dreizehn Jahren einen betrübenden Eindruck der Reife machte und dessen Augen furchtsam und verstohlen nach einem liebevollen Blick aus andern Menschengesichtern Ausschau hielten. »Die müßte man auch pflegen«, sagte das Gänsemännchen kopfschüttelnd, »der müßte man auch ein gutes Sूपplein kochen.«

Ohne daß man es aufdringlich hätte nennen können, bekümmerte es sich um alles, was im Hause vorging. Als die Gerichtspersonen kamen, um Daniel wegen des Brandes zu vernehmen, zeigte es sich ungehalten und wollte die Herren nicht über die Schwelle lassen. »Gönnt ihm doch endlich Ruhe«, beschwor es sie, »endlich kann er sich sammeln, endlich zurückschauen.« Und in der Tat entfernten sich jene bald wieder.

Dabei war es stets guter Laune, stets zu einem Scherz aufgelegt. Manchmal piff es leise vor sich hin und zog dabei sein Röcklein glatt. Eine gewisse Bauernschlauheit trat an ihm zutage, aber seine lebenswürdigen Manieren und seine kindliche Heiterkeit ließen diese Eigenschaften nicht unangenehm erscheinen. Zumeist redete es im Nürnberger Dialekt, nur wenn es mit Daniel allein war, sprach es im getragenen Hochdeutsch, und seine natürliche Bildung wie der Reichtum seiner Ausdrucksmittel war dann zum Erstaunen.

Zehnmal des Tags lief es zum kleinen Gottfried in die Kammer

nd bezeugte sein Entzücken über das hübsche Kind. »Wie be-
eidenswert bist du, daß so ein lebendiges Geschöpf in deinem
laus herumkrabbelt«, sagte es zu Daniel, und allmählich spürte
Daniel eine ganz neue Zärtlichkeit gegen das Kind in sich er-
wachen.

Als sich das Gänsemännchen heimisch fühlte, brachte es immer
eine beiden Gänse mit und setzte sie behutsam in einen Winkel
der Stube. Eines Abends saß es bei ihnen und scherzte mit ihnen,
da läutete es draußen, und Andreas Döderlein stürmte herein. Er
machte Lärm und begehrte zu wissen, wo seine Tochter sei.

»Meiner Treu, ein alter Bekannter«, sagte das Gänsemännchen
stetig zwinkernd. »Ich seh ihn jetzt öfter im Wirtshaus sitzen,
als seiner Gesundheit zuträglich ist.«

»Ich muß dringend bitten, sich zu mäßigen« wandte sich Benda
an Döderlein und deutete auf das Bett, in
welchem Daniel lag.

»Meine Tochter ist nicht schlecht, das rede man andern ein, die
leichtgläubiger sind«, rief Döderlein mit der Miene und Gebärde
des königlichen Lear und schüttelte die Mähne; »gewaltsam hat
man sie ins Verderben gehetzt; durch niedrige Kniffe hat man
mir die Liebe meines Herzblättchens geraubt. Wo ist es hin, das
unglückliche, verratene Kind, womit wird es seine Blöße decken?«

Da geschah das Wunderliche, daß sich das Gänsemännchen an
den riesigen Arm des Olympiers hängte, seinen Mund dessen
fleischigem Ohr näherte und ihm mit trauriger und vorwurfsvol-
ler Miene etwas zuflüsterte. Döderlein wurde rot und blaß,
schaute zur Erde und ging mit seinem dröhnenden Schritt schwei-
gend davon. Das Gänsemännchen verschränkte die Arme über
seiner Brust und blickte ihm in tiefen Gedanken nach.

»Er soll sich dem Trunk ergeben haben«, sagte Benda, »soll ein
wüstes Leben führen. Es scheint mir unglaublich. Die Döderleins
begnügen sich gewöhnlich damit, am Ufer des Sumpfs zu lust-
wandeln und andere Leute hineinplumpsen zu lassen. Die Döder-
leins werden im falschen Hermelin geboren und sterben auch im
falschen Hermelin.«

»Und doch ist er ein Mensch«, sagte das Gänsemännchen, nur für
Daniel vernehmlich. Daniel seufzte.

Es war tiefe Nacht. Daniel konnte nicht schlafen. Das Gänsemännchen kauerte ihm zu Füßen auf dem Bettrand und schaute ihn an, wie man einen teuren Bruder anschaut, der leidet.

»Ich kann's nicht leugnen, daß es schwer für dich ist, dein Leben fortzuführen«, begann das Gänsemännchen und gab sich Mühe seine helle Stimme zu dämpfen. »Wenn man so bedenkt, Tag reiht sich an Tag, Nacht an Nacht, und mit nichts kann man sich freuen. Alles abgeschnitten, alle Fäden zerrissen, der Grund, auf dem man gebaut hat, zerstört. Du bist wie die Mutter von vielen Kindern, die an einem Tag mit einem Schlag alle Kinder verloren hat. Das jahrelange Ringen unbelohnt, umsonst die Arbeit, umsonst das Herzblut vergossen, umsonst entbehrt, die ganze Vergangenheit wie ein böser wilder Traum. O, ich begreif es, es ist hart, sehr hart, und schwer scheint es, nicht zu verzweifeln.«

Daniel bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte.

»Hast du dich schon gefragt, wie die Mörderhand über dein Schicksal gekommen ist? Ei, diese Philippine! Diese Jasonphilippstochter! Bin doch fast vierhundert Jahre alt, aber so eine hab ich noch nie gesehen. Aber blick einmal zurück; öffne deine Augen, jetzt sind sie rein und fähig, zu schauen. Hast du es nicht geduldet, daß der Teufel an deinem Leben teilgenommen hat, und warst du nicht unduldsam gegen die Engel, die ihre Fittiche an dich geschmiegt wie die Gänse ihre an mich? Der Teufel ist fett geworden bei dir, der Vampir hat sich gemästet. Das kommt davon, wenn man nicht geben will, wenn man immer bloß nimmt, nimmt, nimmt; da wird der Teufel fett, der Vampir immer gieriger. Ach, viele gute Genien sind vor dir geflohen, viele hast du verscheucht, du Behexter, du; du Verzauberter, du. Nun, die Hölle hat jetzt ihre Beute, der Himmel kann sich deinem neugeborenen Herzen wieder auf tun.«

»Es ist kein Himmel«, ächzte Daniel, »es ist nur Schwärze, nur Finsternis.«

»Dein Atem geht, dein Puls schlägt, und an jeder Hand hast du noch fünf Finger«, versetzte das Gänsemännchen ruhig. »Wer bezahlt hat, ist ein freier Mann. Du hast deine Schuld bezahlt.«

Meine Schuld bin ich selbst. Leb ich weiter, so schuld ich weiter. ebt' ich zurück, ich entginge nicht der gleichen Schuld.«

Es gibt aber eine Verwandlung, und durch die wird einem Ab-
olution. Wende deinen Blick ab vom Phantom und werde erst
fensch, dann kannst du Schöpfer sein. Bist du Mensch, wahrhaft
fensch, dann bedarf es vielleicht gar nicht des Werkes, dann
trahlt vielleicht die Kraft und die Herrlichkeit von dir selber aus.
ind denn nicht alle Werke nur Umwege des Menschen, nur un-
ollkommene Versuche zu seiner Offenbarung? Wenn das Werk
lle Liebe verschlingt, wo bleibt der Mensch? Hast du nicht eine
Maske aus Gips mehr geliebt als die Antlitze, die rings um dich
eweint haben? Hast du nicht einem Larven- und Spiegelwesen
ewalt über dich verliehen und so deine Seele befleckt und dei-
en Geist mit Lahmheit geschlagen? Wie kann einer Schöpfer
ein, der die Menschheit in sich verkürzt und betrügt? Es geht
icht ums Können, Daniel Nothafft, es geht ums Sein.«

Daniel wälzte sich gemartert in den Kissen. »Hör auf, hör auf!«
würgte er hervor.

Das Gänsemännchen beugte sich über ihn und kroch wie ein Tier,
as nach Wärme verlangt, näher an seinen Leib. »Löse den
rampf!« mahnte es; »zerbrich die Kette! Deine Musik kann den
Menschen nichts geben, solange du in dir selbst gefangen bist.
ühl ihre Not! Fühl ihre grenzenlose Einsamkeit! Schau sie dir
n! Schau sie an!«

Es ist so viel«, antwortete Daniel in höchster Qual, »hundert-
ausend Gesichter verwirren mich, hunderttausend Bilder engen
sich ein. Ich kann nicht unterscheiden, muß flüchten, immer flüch-
en.«

Etwas unsäglich Zartes, unsäglich Beteuerndes und Hinreißen-
es war im Klang, als das Gänsemännchen sagte: »Wie Christus
prech ich zu dir: steh auf und wandle! Steh auf und wandle, Da-
niel! Geh mit mir auf meinen Platz. Sei ich, vom Morgen bis zum
Abend sei einmal ich, und ich will du sein.«

Da stand Daniel auf, und eh er sich noch recht besonnen, hatte er
eine Kleider an und befand sich mit dem Gänsemännchen auf der
straße. Sie gingen zum Obstmarkt, und Daniel, in einem däm-
nerigen Zustand der Sinne, stieg mit Hilfe des Gänsemännchens

auf die Wasserschale hinter dem Gitter und nahm die beiden Gänse unter die Arme. Und blieb stehen, still und steif, genau wie das Gänsemännchen, und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

5

Aber es ereignete sich nichts Außerordentliches. Alles was vorging, war ganz alltäglich und scheinbar ganz gewohnt.

Der Morgen brach an, und die Marktweiber nahmen die Schnüre und die Decken von ihren Körben. Frische Kirschen und junge Birnen und überwinterte Äpfel leuchteten in ihren Farben, und zahllose Sperlinge pickten im Stroh, das auf dem Pflaster lag. Die Sonnenaufgangsröte am Himmel wich morgendlichem Blau, und Wolken zogen über das Kirchendach, und die Weiber schwatzten miteinander, und Karren rasselten, und die Knechte schrien, und von den Fenstern wurden die Vorhänge weggezogen, und Gesichter von Frauen und Männern schauten heraus und sahen nach dem Wetter; verschlafene Gesichter, versorgte Gesichter, böse Gesichter und gute Gesichter, junge und alte.

Da kamen Mägde und Bürgerfrauen, um ihre Einkäufe zu machen. Prüfend betrachteten sie die Früchte und suchten den Preis herunterzuhandeln. Die Bäuerinnen lockten, und wenn ihr Locken vergeblich geblieben war, schimpften sie. Und wenn ein Kauf abgeschlossen wurde, nahmen sie ihre Waage in die Hand, taten Gewichte in die eine Schale und die Früchte in die andre und priesen die Waren so lange, bis sie das Geld eingestrichen hatten. Hierauf überzählten sie die Münzen und betrachteten sie mit einem Ausdruck, als ob sie sagen wollten: verdienen, das ist fein.

Aber diejenigen, die das Geld hergaben, hatten die Miene ängstlicher Genauigkeit, schienen in ihren Gedanken zu rechnen und, was ihnen auszugeben verstattet war, noch einmal zu überlegen. Was dabei so sonderbar war, Daniel bemerkte es immer deutlicher, war, daß sie gleichsam bis an die Grenze des ihnen wie von einem geheimnisvollen Gebieter gesteckten Bereichs gingen, und daß sie aussahen, als ob jenseits dieser Grenze das Verderben laure. Es war so viel Bedacht in der Art, wie die Pfennige hin-

erreicht, und so viel Siegerglück in der Art, wie sie genommen wurden, daß es rührend wirkte und all das Kleinleben sich plötzlich ungemein seltsam, seltsam gesetzesheilig darbot.

In respektierten Formen, die nicht verschleiert waren, spielte es sich ab; die Fülle störte nicht die Ordnung, die Worte verdunkelten nicht den Sinn. Da war die Ware, da war die Münze; Regel und Richte gaben die Schalen der Waage. Die Früchte wanderten von Korb zu Korb, und Arme trugen sie nach Hause. Jeder holte sich nach seinem Bedarf und nach dem Maß seines Vermögens, jeder hielt sich in seiner Grenze.

Und die Turmuhr schlug, und die Schatten wanderten um ein jedes Ding im Kreis. So war es heute, so war es schon vor vierhundert Jahren gewesen.

So waren die Häuser dagestanden, mit denselben Fenstern, und aus den Fenstern hatten Menschen geblickt, mit sanften oder finsternen Augen. Immer dasselbe Gesetz, immer derselbe Handel, immer die nämlichen Früchte, die zur nämlichen Zeit reif geworden waren. Spatzen zwitscherten unterm Kirchendach, Wolken zogen am Himmel, Wind lief durch die Gassen, das Herz der Welt schlug in seinem ewigen Rhythmus.

Ist das nicht Therese Schimmelweis, die dort um die Ecke schleicht? Wie alt, wie gebrechlich, wie gebeugt von Jahren und Sorgen! Ihr Haar ist steingrau, ihr Gesicht wie Kalk. Sie ist ärmlich gekleidet und sieht die ihr Begegnenden nicht an. Nur auf die vollen Obstkörbe wirft sie einen Blick, der begehrlisch ist und den Daniel hinter seinem Gitter mit schmerzlicher Verwunderung bemerkt.

Und humpelt da nicht Frau Hadebusch einher? Ist ihr Gesicht auch das einer abgefeimten Verbrecherin, in den Augen liegt es doch wie Panik und Schrecken. Sie hat keinen Halt als den Boden unter ihren Füßen, sie ist arm, eine verlorene, arme Seele.

Da taucht Alfons Diruf auf, der sich längst ins Privatleben zurückgezogen hat und fett und finster seinen Morgenspaziergang gegen den Stadtgraben antritt. Und da geht der Schauspieler Edmund Hahn mit Erobererblicken, und auf seinem übernächtigen Gesicht drücken sich Krankheit und stumpfe Begierden aus. Und da kauft sich der Bildhauer Schwalbe heimlich ein paar Äpfel, die er zu Hause braten will, weil er sonst nichts Warmes zu essen hat.

Und ist dies nicht Herr Carovius, der da trippelt, anzusehen wie ein irrender Geist, trübselig und matt?

Und es kommen Bettler, es kommen Reiche vorbei; es kommen Geehrte, die man grüßt, und Verachtete, die man meidet; es kommen Frohe und von Sorgen Beladene, es kommen Eilende und Zaudernde; es kommen solche, die ihr Leben wie eine junge Braut umfassen, und solche, die heute noch sterben werden. Einer führt ein Kind an der Hand, einer ein Weib am Arm. Jene schleppen Lasten, und jene gehen aufrecht und frei. Den fordert das Gericht zum Zeugen, der andere sucht den Arzt zur Heilung. Der flieht vor häuslichem Unfrieden, der lächelt in Gedanken an ein Glück. Der hat seinen Geldbeutel verloren, der liest einen schicksalsvollen Brief. Der geht in die Kirche, um zu beten, jener ins Wirtshaus, um seinen Kummer zu betäuben. Der strahlt in der Erwartung guter Geschäfte, der ist niedergeschmettert, weil die Armut vor seiner Türe steht. Ein schönes Mädchen hat sich festlich geschmückt, ein Krüppel rastet unter einem Tor. Ein Knabe singt ein Lied, eine Matrone geht mit verweintem Gesicht. Der Bäcker trägt die Brote vorbei, der Schuster Stiefel; Soldaten ziehen zur Kaserne, Arbeiter kommen aus den Fabriken.

Es ist Daniel, als sei ihm keiner fremd. Es ist ihm, als sei er in eines jeden Dasein enthalten. Auf seinem umgitterten Hochplatz ist er ihnen näher, als da er mitten unter ihnen gegangen ist. Der Wasserstrahl, den er spendet, ist wie Schicksal, das rinnt und sich im Becken sammelt. Aus der Quelle empor strömt es ihm wie ewige Weisheit zu, die Stunde wird zum Säkulum. Wie auch sonst die Menschen beschaffen sind, wenn er in ihre Augen sieht, ergreift es ihn mit überirdischem Gefühl. In allen Augen ist das Gleiche; das gleiche Feuer, die gleiche Angst, das gleiche Bitten, die gleiche Einsamkeit, das gleiche Los, der gleiche Tod; in allen ist Gottes Seele.

Und er selbst spürt seine Einsamkeit nicht mehr, er spürt sich ausgeteilt; sein Haß zerflattert wie Rauch. Was jetzt in Tönen weht, kommt aus der tiefen Quelle herauf, es ist das Blut allerer, die auf dem Markt gehen, und Wasser ist etwas anderes, als es war; Wasser wäscht manche Seele rein, daß kein Engel mag lichter sein.

Es wurde Mittag, es wurde Abend, ein Tag der Schöpfung. Und wie es Abend geworden war, sank ein Nebel herab, da stieg Daniel von der Brunnenschale, setzte sorglich die Gänse hin und ging heim. Er trat auf den Vorplatz und auf die Schwelle der Hofkammer, da bot sich ihm ein wunderlicher Anblick.

Das Gänsemännchen saß bei Agnes und dem kleinen Gottfried und spielte mit ihnen. Es hatte aus buntem Papier Silhouetten geschnitten und sie mit umgebogenen Rändern auf den Tisch gestellt. Dort schob es sie gegeneinander und ließ sie so lustige Sachen reden, daß Agnes, die nie in ihrem Leben ordentlich gelacht hatte, auf einmal zu dem Kind wurde, das sie ja noch war, und von Herzen lachen mußte.

Der kleine Gottfried konnte nur lallen und in die Händchen pat-schen, und wenn er auf dem Tisch, wo er hockte, eine ungeschickte Bewegung machte, schob ihn das Gänsemännchen sacht und mit kundiger Hand wieder zurecht.

Als Daniel in die Türe trat, erhob sich das Gänsemännchen und begab sich an seine Seite. Er grüßte ihn und sagte zutraulich: »Schon wieder zurück von der Reise? Wir haben uns die Zeit ganz artig vertrieben.«

Im Zimmer war aber nun derselbe Nebel, der sich über den Brunnen gesenkt hatte, als Daniel herabgestiegen war. Da fühlten die Kinder, Agnes und Gottfried, eine schreckliche Bangigkeit und Furcht; der Knabe begann zu weinen, und Agnes schlang die Arme um ihn und weinte gleichfalls.

Daniel ging zu ihnen hin und sagte: »Weint doch nicht, ich bin ja bei euch, ihr braucht nicht mehr zu weinen.«

Er setzte sich auf denselben Platz, auf dem das Gänsemännchen gesessen, schaute sich die papiernen Figürchen an und fuhr lächelnd in demselben Spiel fort, welches das Gänsemännchen angefangen.

Der Knabe beruhigte sich, und Agnes wurde auch wieder froh.

»Gute Nacht«, rief das Gänsemännchen, »jetzt bin ich wieder ich, und du bist du.«

Es winkte freundlich und verschwand.

Noch am nämlichen Abend kamen sechs von Daniels Schülern, die gehört hatten, daß er von seiner Stelle an der Anstalt entlassen worden war.

Es war kein bloßes Gerücht. Andreas Döderlein hatte diese Maßregeln getroffen. Auch seines Organistenamtes war Daniel entsetzt worden. Der stadtkundige Skandal, zu dem er Anlaß gegeben, hatte die kirchliche Behörde gegen ihn aufgebracht.

Die sechs Schüler traten in die Kammer, wo er bei seinen Kindern saß, und einer, den sie zum Wortführer ernannt hatten, sagte, daß sie beschlossen hätten, nicht von ihm zu lassen, und er möge sie nicht abweisen.

Es waren kluge und lebhafte junge Leute; in ihren Augen war ein Enthusiasmus, der noch nicht durch Feigheit und Dünkel getrübt war.

»Ich bleibe nicht in der Stadt«, sagte Daniel zu ihnen, »ich will nach Eschenbach, in meine Heimat ziehen.«

Die Schüler blickten einander an. Hierauf sagte der Sprecher: »Wir wollen mit Ihnen gehen.« Und alle nickten.

Daniel erhob sich und reichte jedem einzelnen die Hand.

Zwei Tage nachher, Daniels Hausstand war schon in voller Auflösung, kam Benda, um sich zu verabschieden. Ihn rief die Arbeit, rief seine große Pflicht.

Zuerst hatte es Benda kaum zu fassen vermocht, daß Daniel noch sollte wirken können, daß da noch ein ganzes Leben sein sollte und nicht Trümmer einer Existenz, Ruinen eines Herzens. Und doch war dem so.

Es war etwas Befreites an Daniel, den Gewöhnlichsten entging es nicht. Obgleich noch wortkarger als ehemals, hatte sein Auge einen neuen Glanz, ernst und heiter zugleich; seine Stimmung war milder, sein Gesicht voll Ruhe.

Die Freunde gaben einander die Hand. Benda ging langsam hinaus, langsam die Stiege hinunter, langsam durch die Gassen. Er fühlte sich so gering; er fühlte sich so sonderbar gering.

Und Daniel zog nach Eschenbach, in das elterliche Häuschen. Seine Schüler mieteten sich bei einigen Bürgern ein.

Den Leuten im Ort galt er als ein Original, und sie lächelten, wenn von ihm die Rede war oder wenn sie ihn versunken, nach seiner Art, durch die Gassen wandeln sahen. Doch es war kein böses Lächeln; der anfängliche Spott darin verschwand bald und machte einer ungewissen Empfindung des Stolzes Platz.

Er gewann eine heimliche Macht über die Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, und viele fragten ihn in schwierigen Lebensumständen um Rat. Insbesondere seine Schüler beteten ihn an. Er hatte die Gabe, sie zu spannen und hinzureißen. Die Mittel, deren er sich dabei bediente, waren die einfachsten. Die selbstleuchtende Persönlichkeit, der Einklang zwischen Wort und Tun, der Menschenernst, der Menschenblick, die Hingebung an eine Sache und das große Gefühl von ihr, das waren seine Mittel.

Er wurde ein berühmter Lehrer, mit jedem Jahr mehrte sich die Zahl derjenigen, die seiner Unterweisung theilhaftig werden wollten. Aber er nahm nur wenige an, die besten nur, und die Sicherheit, mit der er wählte und sonderte, war untrüglich.

Keine Lockung konnte ihn bewegen, den abgeschiedenen Ort, auf dem er zu leben gewillt, zu verlassen.

Er hatte meist ein freundliches Wesen, war auch nicht zerstreut und beobachtete mit Genauigkeit und Schärfe, was sich rings um ihn ereignete. In Zorn geriet er nur, wenn er irgendwo Zeuge von Tierquälereien wurde, und einst hatte er, zum Hallo der Gassenjugend, einen heftigen Streit mit einem Fuhrmann, der seinen mageren Gaul vor dem schwerbeladenen Wagen unter wütenden Peitschenschlägen vorwärtstrieb. Da lachten die Leute ergötzt und sagten: »Er ist halt närr'sch, der Professor.«

Agnes führte ihm den Haushalt und sorgte treu für alle seine Bedürfnisse. Wenn er vom Hause ging, brachte sie ihm Hut und Stock, und jeden Abend, bevor sie sich schlafen legte, küßte sie ihn auf die Stirn. Sie sprachen fast nie miteinander, doch auf stille Weise war ein Einverständnis zwischen ihnen entstanden.

In Gottfried wuchs ihm ein wohlgeartetes Kind heran. Er hatte

Daniels Körperformen und die Augen Lenores. Ja, es waren die Augen mit dem blauen Feuer, auch hatte er Lenores märchenhafte Unberührbarkeit und ihren Abscheu gegen alle Lüge und Verstellung. Daniel erblickte darin ein Naturspiel von ergreifendem Tiefsinn; alle Gesetze des Bluts schienen wesenlos, und oft irrte sein Gefühl zwischen Dank und Staunen.

Von Dorothea hörte er eines Tages, daß sie ihr Leben als Violinistin bei einer Damenkapelle friste. Er forschte weiter nach, die Spuren führten nach Berlin, dann verloren sie sich. Ein paar Jahre später wurde ihm mitgeteilt, sie sei die Mätresse eines böhmischen Gutsbesitzers und fahre im Automobil an der italienischen Riviera spazieren.

Auch der Tod des Herrn Carovius wurde ihm berichtet. Seine letzte Stunde, hieß es, sei schwer gewesen, und er habe in einem fort gerufen: »Meine Flöte, gebt mir meine Flöte!«

8

An einem Augusttag des Jahres 1909 feierten Daniels Schüler den fünfzigsten Geburtstag ihres Meisters. Sie brachten ihm allerlei Geschenke und veranstalteten ein Essen im Gasthaus zum Ochsen.

Einer der Schüler, ein bildhübscher Jüngling, dessen Zukunft Daniel besonders am Herzen lag, überreichte ihm einen großen Strauß Feuerlilien, wie sie dort in den Wäldern wachsen. Er hatte sie selbst gepflückt und in eine kostbare Vase getan.

Es gab frugale Speisen, und dazu wurde fränkischer Landwein getrunken. Während des Mahles stand Daniel auf, ergriff sein Glas, und mit fernsehendem Blick sagte er: »Ich trinke auf ein Wesen, das keiner von euch kennt, das hier in Eschenbach aufgewachsen und mir seit vielen Jahren geheimnisvoll entschwunden ist. Aber ich weiß, in dieser Stunde ist sie glücklich und geliebt.«

Alle erhoben die Gläser. Sie sahen ihn an und waren von der Kraft seiner Züge bewegt.

Danach begab er sich mit den Schülern in die Kirche. Er ließ

beide Torflügel öffnen, so daß das Tageslicht hereinströmte und in der dunkel gewesenen Höhe eine milchige Helligkeit verbreitete.

Er stieg zur Orgel hinauf und fing an zu spielen. Ein paar Männer und Frauen, die über den Platz hatten gehen wollen, traten in die Kirche und setzten sich still neben den Schülern auf die Bänke. Dann kamen Kinder; schüchtern trippelten sie durch das Tor, blieben stehen und machten große Augen. Und immer mehr Leute kamen, denn die mächtigen Klänge fluteten bis in die Wohnungen. Alle schauten schweigend und ernst zur Orgel empor, deren erhabene Harmonien sie dem Alltag und seiner Niedrigkeit unerwartet entrückten.

Die Töne schwollen an wie ein Gebet aus übervollem Herzen. Als der rauschende Hymnus zum Schluß gediehen war, drang aus den Reihen der Zuhörer ein leises Mädchenweinen.

Es war Agnes, die weinte. Wurde das Leben in ihr völlig aufgeweckt? Rief Liebe sie hinaus ins Unbekannte? Wiederholte sich in ihr, was ihrer Mutter geschehen war?

Kinder wachsen auf und werden von ihrem Schicksal ergriffen.

Gegen Abend machte Daniel mit seinen neun Schülern einen Spaziergang über die Wiesen. Sie gingen weit; letzte Vogelstimmen erschallten, das Rot des Himmels verblaßte.

Da fragte der schöne Jüngling, der an Daniels Seite schritt: »Und das Werk, Meister?«

Daniel lächelte bloß; sein Blick schweifte über die Landschaft.

Die Landschaft hat vielfaches Grün; an den Weihern steht das Gras höher, so hoch oft, daß man von den Gänseherden nur die Schnäbel gewahrt, und wäre das Geschnatter nicht, man könnte die Schnäbel für wunderlich bewegte Blumen halten.

Nachwort von Fritz Martini

In einer Literatursituation, in welcher der Roman selbstkritisch an seinem eigenen Erzählvermögen, an seiner Chance, noch glaubhaft ›Welt‹, ›Figuren‹ und ›Schicksale‹, eine Fabel mit festem Beginn und gewissem Ende vermitteln zu können, zweifelt, wird man nicht ohne Verblüffung registrieren, mit welcher Selbstverständlichkeit ein Erzähler wie Jakob Wassermann noch der Tragkraft dieser literarischen Form vertraut. Man wird nicht ohne Erstaunen zur Kenntnis nehmen, wie wenig ihm die bildschaffende, musikalisch durchtönte und fabulierende Sprache zum Gegenstand einer Bedenklichkeit wurde und wie unbefangen er an der epischen Tradition festhielt, ›Geschichten‹ zu erzählen. Episches Darstellen und eine innigste Einwurzelung in der Sprache bedeuteten ihm das Gleiche. »Ich atme in der Sprache. Sie ist mir weit mehr als das Mittel, mich zu verständigen, und mehr als ein Nutzprinzip des äußeren Lebens, mehr als zufällig Gelerntes, zufällig Angewandtes. Ihr Wort und ihr Rhythmus machen mein innerstes Dasein aus. Sie ist das Material, woraus eine geistige Welt aufzubauen ich, wenn schon nicht die Kraft, so doch den unmittelbaren Trieb in mir spüre. Sie ist mir vertraut, als sei ich von Ewigkeit her mit diesem Element verschwistert gewesen. Sie hat meine Züge geformt, mein Auge erleuchtet, meine Hand geführt, meinen Fuß gelenkt, meine Nerven in Schwingung versetzt, mein Herz fühlen, mein Hirn denken gelehrt.« Und man wird als etwas heute gewiß nicht Selbstverständliches zu bemerken haben, wie überzeugt er von der ethischen Mission und Funktion des Romans war. »Echo, Gefolgschaft, Glaubende, Angerührte, Schaufähige, Fühlfähige, Verwandlungsbereite, Erkenntnisbereite« – so sollten seine Leser sein und ihm antworten. Gewiß war für ihn der Roman auch ein ›Kunstwerk‹, eine poetische, das heißt, zum Grunde der menschlichen Existenz hindringende Weltanschauung, aber ebenso eine Ansprache des Wissenden an alle jene, die, der Sprache weniger mächtig, nach einem Wissen verlangten. Der

Roman bedeutete eine Orientierung des Menschen über den Menschen. Solche Orientierung hatten die Fabel und die Gestalten zu leisten, und sie wies zugleich über beide hinaus.

Als Wassermann »Das Gänsemännchen« veröffentlichte, begann bereits das zweite Jahr des Ersten Weltkriegs – jenes Krieges, der die Signale eines Endes der bisher unangefochtenen bürgerlichen Kultur setzte, mit der zusammen der Roman seine Reife erlangt hatte. Wassermanns Roman ist eine schonungslose Chronik der inneren Zersetzungen dieser Bürgerlichkeit. Die Stadt Nürnberg, diese Stadt großer Kunst und provinzieller Spießbürgerei, ist mit ihren düsteren Gassen, Winkeln, Dachstuben und Kellern ein Spiegel des Zerfallens. Aber Wassermann läßt das romanhafte Erzählen mit stark konturierten Figuren und spannungskräftiger Fabel noch in den Bahnen seiner Tradition. Solches Erzählen war immer und würde auch immer sein. »Es gibt zuverlässige Hüter der ewigen Bestände. Wer je die erwartungsvollen Augen eines Kindes auf sich gerichtet sah, während sein Mund mit erregtem Stammeln um »eine Geschichte« bettelte, der weiß, daß die Fabel unsterblich ist.« Natürlich veränderten sich die Formen. Auch Jakob Wassermann verließ die Grenzen, die der Realismus des 19. Jahrhunderts dem Roman gezogen hatte. Es ging seinem so expressiven wie geistigen Erzähltemperament darum, die Oberfläche der Realität mittels einer durchschauenden, ja visionären Einbildungskraft zu durchbrechen. Man hat ihn wegen seiner Bildfülle und wegen der Rhetorik seiner musikalischen Sprachgebung als einen »neuromantischen« Erzähler klassifiziert; er hat sich freundschaftlich Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler und Thomas Mann zugesellt, aber er war in dem Pathos seiner ethischen Forderungen nach einem gewandelten Menschen und in den erhöhten Tonlagen seiner Sprache auch der jungen Generation des Expressionismus und deren Prosa nahe. Jedoch er hielt an den traditionellen Strukturen des weiträumigen epischen Erzählens fest; er hat es auch in seinen theoretischen Schriften über die Kunst des Erzählens bekräftigt, daß es ihm darauf ankam, Geschichten und Geschichte zu erzählen. Und er hat sich nicht gescheut, alle jene Spannungs- und Wirkungsmittel einzusetzen, die den Leser zu faszinieren vermögen und diese von Wasser-

mann erzählte Welt zu einer für diesen Leser gegenwärtigen Welt machen; soweit er sich nur gutwillig dem Strom dieses fabulierenden Temperaments überläßt. Der Erzähler Wassermann distanziert weder sich selbst noch seinen Leser von dem, was er erzählt. So wie er selbst kraft seiner produktiven Imagination in seine erzählte Welt eintaucht, die er aus einer Mischung von Realität und Vision beschwört, so soll auch der Leser, was ihm geboten wird, als seine eigene Sache erfahren. Er soll, was sich da im vielfigurigen und geschehnisreichen epischen Panorama aufbaut, als das Leben durchfühlen und erkennen, das er selbst führt und zu verantworten hat.

In solchem Sinne ist der Roman »Das Gänsemännchen« offenbar auch von den deutschen Lesern, denen er zu Beginn des Ersten Weltkrieges in die Hand gelegt wurde, verstanden worden. Wassermann hat 1911 oder 1912 mit seiner Niederschrift begonnen; wie berichtet wird, fast ganz ohne vorbereitende Notizen. Er hatte nach langen Mühen eine souveräne Verfügung über seine Erzählmittel gewonnen. Thema und Motive hatten sich schon in früheren Erzählwerken vorbereitet. Bestimmte Figuren kehren in seinem Werk wieder, wie denn auch die Eva, Daniel Nothaffts erste und lange unerkannte Tochter im »Gänsemännchen«, hier noch am Rande bleibend, in dem folgenden großen Roman »Christian Wahnschaffe« wieder erscheint. Er überließ sich seiner Erzählbegabung. Die Bilder der Stadt Nürnberg, der fränkischen Kleinstadt und Landschaft hatten sich ihm seit seiner Jugend eingeprägt. Die vielen Menschen, mit denen er sie füllte, waren ihm aus eigenen bitteren Erfahrungen und aus dem eigenen inneren Dasein vertraut. Er war sich seines erzählerischen Vermögens sicher, alles dies Beobachtete, Erfahrene und Erspürte ins Poetische zu verwandeln. Denn der Roman hatte für ihn noch mit dem Poetischen zu tun, soweit darunter verstanden wurde, Wirklichkeit mit Vision, Gefühl und Geist zu durchdringen, so daß sich Weltoberfläche zu Weltbild veränderte.

Im Juli 1914 war der Roman beendet; er gehört neben »Caspar Hauser«, »Christian Wahnschaffe« und dem »Fall Maurizius« zu den Hauptwerken in dem vielfältigen und vielschichtigen Gesamtopus Wassermanns. Der Erstdruck wurde in der in München er-

scheinenden Monatsschrift »Der neue Merkur« veröffentlicht. Es sollte sich im »Gänsemännchen« um den einleitenden Band eines großangelegten Romanzyklus handeln, um den Einsatz zu einem Totalbild der deutschen zeitgenössischen Wirklichkeit, wie es, für ihre Zeit und ihr Land, die großen französischen Romanciers des 19. Jahrhunderts gestaltet hatten. Wassermann hat diese Absicht, trotz eines raschen und anhaltenden Erfolgs des Buches, wieder fallengelassen. Er war mehr ein Schilderer von Menschen, ihrer psychischen Beschaffenheit und jeweils einzigartigen Subjektivität als ein Analytiker kollektiver historischer und gesellschaftlicher Prozesse. Es ging ihm mehr um die Ethik als die Gesellschaftlichkeit des Menschen. Daß er gleichwohl ein Gespür für das, was sich gesellschaftlich vorbereitete, hatte, bezeugt eine Tagebucheintragung aus diesen Jahren: »Ich bin mir darüber klar, daß die Welt großen und im Verlauf der nächsten zwanzig Jahre entscheidenden Ereignissen entgegensteuert; daß die sozialen Gegensätze sich in einer unheilvollen Weise zugespitzt haben, daß die Menschheit in einer hohen, ja fieberhaften Spannung lebt. Krieg? Mag sein. Obwohl mir keine Art von Krieg erlösend scheint für diese Spannungen. Der Übermut der Besitzenden steigt beinahe von Tag zu Tag; das Elend der Armen nicht minder. Die Mittelklasse muß dabei zerrieben werden. Das Beharrungs- und Trägheitsvermögen in den einzelnen, sogar in ganzen Schichten, ist immerhin noch groß genug, um unmittelbare Befürchtungen zu zerstreuen, aber dennoch habe ich den Eindruck, als ob eines Tages eine Lappalie genügen könnte, den Explosivstoff zum Zünden zu bringen. Dann gnade Gott uns allen.«

In der Biographie des Musikers Daniel Nothafft und der vielen ihn umgebenden Figuren, die ihn mitunter mit ihrer eigenen Biographie zu verdrängen scheinen, bleibt der gesellschaftliche Wandlungsprozeß mehr im Hintergrund. Er wird nur episodisch, nicht aber im Kern des Romanthemas wirksam. Zwar hinterläßt die Wandlung von der Mittelalterlichkeit der fränkischen Kleinstadtidylle Eschenbach, von der Altstadtlandschaft Nürnberg zur modernen Industrielandschaft deutliche, in das tägliche Leben eingreifende Spuren. Die anwachsende Kraft der sozialdemokratischen Bewegung, die oppositionellen Arbeitermassen, der Sturz

Bismarcks, die Schwächung der liberalen Partei – dies und anderes sind Signale brisanter Zeitgeschichte. Aber die »Zusammenfassungen«, auf die es Wassermann ankam, wurden in die Mentalität der Menschen, nicht in die gesellschaftlichen Vorgänge und Klassenkämpfe gelegt. Und das so vielgesichtige Personal, das den Roman füllt, entstammt der Bürgerwelt – von dem großkapitalistischen Patrizier Freiherr von Auffenberg bis hinunter zu den kleinen Bürgern und einer verlumpten Bohème, welche die andere Seite dieser Bürgerlichkeit ist. Die Leser bestätigten Wassermann, daß er dennoch hier mehr als ein nur persönliches Buch geschrieben hatte. »...es fügte sich, daß das Buch, wie keines meiner Bücher zuvor, sogleich ein herzliches und weittragendes Echo fand. Ich hatte damals oft den Eindruck, daß die Übergewalt der Ereignisse ihm eine Art von Anonymität verlieh, durch die es reiner in sich selbst ruhte, stärker aus sich selbst wirkte; ein neues wohltuendes Gefühl für mich. – Es enthält und gibt ein charakteristisches Stück bürgerlicher deutscher Geschichte, deutscher Zustände um 1900, doch nicht in der Schilderung, sondern in der Zusammenfassung, wobei das Entscheidende in die Gestalt und ihre seelische Wandlung verlegt wird.«

Gestalt, Wandlung – dies meint die Mittelpunktfigur Daniel Notthafft, den Musiker, den Künstler, den von sich Besessenen und von seinen Mitbürgern Ausgestoßenen; es meint seinen bitteren Weg durch schöpferische Ekstasen, Verschuldungen, Versagen an Liebe und Hingabe, bis endlich, nach dem gehäuften Leiden, das er verursachte und das er erdulden mußte, er sich aus seinem Selbstwillen, seiner trotzens und fordernden Härte löst. Den ähnlichen Weg wie er durchschreiten sein Freund, der jüdische Naturforscher Friedrich Benda, und blasser, ohne die gleiche Substantialität der junge Freiherr von Auffenberg. Ihnen stehen die in ihrer fast dämonischen Selbstverstrickung Unheilbaren gegenüber: vor allem der »Kleinbürger mit entfesselten Instinkten«, der Nero ohne Macht und Land, nämlich der Rentner Carovius, und Philippine Schimmelweis, die unglückliche, in Körper und Seele mißgeschaffene, fast elbisch-hexenhafte, vampirisch-teufliche Figur. Wassermann ist der Erzähler höchst individuell durchgezeichneter Figuren, er teilt ihnen ein fast unerschöpfliches

psychisches und gestisches Detail mit. Aber er verliert sich nicht in eine Anatomie der psychischen Zuständlichkeiten und Beschaffenheiten; er bezieht das Individuelle auf ein Allgemeineres – auf das Thema des ethischen Weges, das dem »Gänsemännchen« wie überhaupt seinem epischen Werk zugrunde liegt. Jede Figur, auch wenn ihr eine noch so episodische Rolle zufällt, ist auf dieses Grundthema bezogen, mag es sich nun an ihr erfüllen oder mag sie an ihm versagen. Den Roman durchzieht eine kunstvolle Komposition gegenseitiger Spiegelungen der Figuren; jeder ist eine komplementäre oder konträre Ergänzung des anderen. Und sie alle sind im positiven oder negativen Sinne bezogen auf die Mittelpunktfigur des Daniel Nothafft.

Daß in einem Roman wiederum ein Künstler diese Position erhielt, weist auf eine lange Tradition seit der Romantik zurück – ebenso die Komposition eines biographischen Romans, der einen Lebenslauf in seinen Stationen und Wendungen vorführt. Wassermann war sich dieser Tradition bewußt; er läßt nicht zufällig seinen Nothafft den fränkischen Erzähler Jean Paul lesen, er verknüpft nicht zufällig sein musikalisches Schaffen mit Goethe und Eichendorff. Literatur bettet sich hier ein in die Geschichte der Literatur. Sie bettet sich weiterhin in eine spezifische Tradition ein, die wie in einer Art von nationaler Mythologie Deutschland – mit allen seinen Aufschwüngen und Gefährdungen, mit einer Sehnsucht nach den Sternen und einem Hang zum Abgrund – mit der Musik vereinigt. Aber es ging dennoch Wassermann nicht in romantischer Weise um einen Musiker-Roman; es ging ihm in seinem Daniel Nothafft genereller um den Prototyp des Künstlers, in den er viel von seinen eigenen Erfahrungen unter den deutschen Bürgern einschließen lassen konnte. Der Künstler, der Nicht- oder Antibürger, ist stets der Märtyrer des Zwangs gewesen, unter den Bürgern leben zu müssen – Friedrich Benda sagt es am Grabe des großen Malers Anselm Feuerbach. »Was für ein Leben hat der Mann geführt! Und was für einen Tod ist er gestorben! ... Ein deutsches Leben, ein deutscher Tod. Er streckt die Hand aus, um zu geben, und es wird ihm hineingespuckt. Er gibt und gibt und gibt, und sie nehmen, nehmen, nehmen, ohne Dank, ja, mit Hohn ...« Wassermann hat das Musikertum des

Daniel Nothafft als einen Vorwand und Behelf bezeichnet, der auf Allgemeineres hinweisen sollte – auf die Leidensgeschichte einer höheren Existenz im engen Gefängnis deutscher Bürgerlichkeit. »... es war nötig, für alle Klänge und Widerklänge ein intensiv empfangendes Membran zu gewinnen, das zitterndste, zarteste, genaueste Instrument, an dem abzusehen war, wie es um den deutschen Alltag stand, wie sich die Wirklichkeit zur Idee, das Allgemeine zum Besonderen verhielt.«

Der Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Idee – so abstrakt formuliert, möchte man meinen, sei es ein altes Thema. Aber wie Wassermann es aufnimmt und ausfüllt, zeigt ein ihm unverwechselbar eigenes Gepräge und gibt dem Roman eine ungemein große Spannweite. »Das Gänsemännchen« ist das Werk eines fabulierfreudigen und -fähigen Erzählers, der virtuos über eine schier unbegrenzbare Fülle von spannenden und erregenden Situationen, von ungewöhnlichen Menschen verfügt, und bei dem jeder erzählte Augenblick, jedes Detail mit bildkräftiger Kontur und suggestiver, sinnlicher Atmosphäre ausgestattet ist. Was hier beschrieben und gestaltet wird, ist mit dem äußeren Auge genau gesehen und mit dem inneren Auge durchschaut, so sinnlich und geistig unmittelbar, daß es sich mit der gleichen Intensität dem Leser mitteilt. Schärfe der Beobachtung, nuanciert in jedem Detail von Kleidung und Gestik der Figuren, in jedem Detail der Stadtlandschaft oder der Landschaft außerhalb der Mauern, in jedem Detail der psychologischen Reaktionen, geht immer wieder über in ein visionäres Schauen, in dem sich die Härte der Dinge bis ins Träumerische, in weite Schwingungen des Gefühls, der inneren Gestimmtheit auflöst. Wassermann beschreibt nicht, er setzt alles in äußere und innere Aktion um, mit dramatischer Dynamik, mit szenischer Versinnlichung. Der Hochdruck dessen, was hier unter, mit und in den Menschen geschieht, drängt und häuft die starken Akzente. Gewiß sind nicht mehr alle Mittel einer so virtuellen Erzählhandhabung dem zeitgenössischen Leser unbedenklich: dieser Hochdruck kann zu Überreizungen der Darstellung bis zur ja aber auch intendierten Karikatur verführen; er entläßt aus sich Überhöhungen, gleichsam Fortissimi der Sprache, die dann in einer pathetischen Rhetorik für das gegenwärtige Verständnis

schwer aktualisierbar sind. Und es gibt hier und da, insbesondere bei den Musikbeschreibungen, ein Umkippen des Höhentons ins Melodramatische oder Banale. Wassermann – so sagte ich bereits – wollte noch den ›poetischen‹ Roman – aber die Sprache, die dies ›Poetische‹ vermitteln mußte, war schon in einen Zustand der Überreife und des Verbrauchs geraten, aus dem sie auch ein Sprachkünstler wie Wassermann nicht mehr zur Gänze zurückholen konnte.

Dennoch läßt sich der wahrhaftige Leidenschaftston nicht überhören, der aus dem einsamen, trotzbenden, notvollen Sich-Aufbäumen des prometheischen Künstlers, eines das Höchste suchenden und wollenden Geistes spricht, der verurteilt ist, im »Sumpf« zu leben. In einem Sumpf mit Blutgeruch: »dunkle Gelüste jeder Art, verkrüppelte Leidenschaften, geheimnisvoller Neid und geheimnisvolle Rachgier« – diese Bürger sind, in Stufungen vom Tückisch-Feigen bis zum Infernalischen wie bei Carovius und Philippine, zu jeder Nichtswürdigkeit fähig, und sie lauern darauf, sie in schändliches Tun umzusetzen. Wer teilhat am Edleren – neben Daniel Nothafft sein Freund Friedrich Benda und der junge Eberhard von Auffenberg, die beiden einander zum Unglück werdenden Schwestern Gertrud und Lenore Jordan und ihr alter, wehrloser Vater – wird in die Einsamkeit gestoßen, und überall lauert ihm das Bösertige im Gewand des Biedermanns auf. Es quillt und wuchert hinter den Mauern, in den engen Stuben der schönen alten Stadt; es höhnt und verwundet auf den Gassen. Lüge und Feindwelt, Verkümmern und Verkrüppelung ringsum – eine »Höllenbrueghelsche Versammlung« in der Maske alltäglicher Bürgerlichkeit. Nur wenn das Dunkel über der Stadt liegt, läßt sie das »Nachttier« Daniel Nothafft etwas vom Schönen und dessen innerer Musik ahnen. Doch nicht nur diese Bürgerwelt zwingt die edleren Menschen in die Einsamkeit; sie sind auch unter sich und in sich Vereinsamte, verbunden nur durch schmale, brüchige Brücken, die wieder und wieder zusammenstürzen. Diese Vereinsamung steigert sich zum Äußersten in Daniel Nothafft, dem durch seinen prometheischen Werkwillen Besessenen und zu sich selbst Verdammten. Er lebt für etwas außerhalb dieser Welt – »deshalb erscheine er oft so haltlos und unglücklich

ins Schweifen gewiesen, denn je herrischer die Ordnung sei, unter die er Geist und Phantasie gestellt, je verlorener treibe sein leibliches Teil im Chaos der Werktagswelt. Den Himmel trage er nur als Traum in sich, unter den Menschen sei für ihn die Hölle. Und wie tot alles um ihn liege, ein Kirchhof; sein beherztestes Leben werde allgemach zu Schatten und Ungestalt entfleischt, aber daß er grausam sei gegen die Menschen, spüre er wohl, denn jene lebten ja auch, unschuldiger als er und nützlicher.« Die Kunst, die den Menschen zum Höchsten stimmt, verleitet ihn auch in das Un- und Widermenschliche; sie droht, den Menschen zu zerstören.

»Das Gänsemännchen« ist auch ein sehr persönliches Buch Jakob Wassermanns: nicht nur ein schonungsloses Gericht über die deutschen Bürger, auch ein Selbstgericht. Es ist viel von seinen eigenen harten, durch seine Umwelt und durch ihn selbst quälenden Werdejahren in das Leben des Daniel Nothafft eingegangen. Auch er hatte, ausgeschlossen aus der Gesellschaft, lange »haarbreit neben dem Abgrund« gestanden. Und wie Nothafft hatte er, besessen von dem Willen zur Kunst, an sich selbst jene Verhärtung und Verdüsterung erfahren, die ihn gegenüber nahen Menschen blind machte. »... zwei Tatsachen bleiben mir unverrückbar«, hat Wassermann von sich berichtet: »erstens, daß ich mitten in einer deutschen Stadt in einem Verhältnis zur Welt stand wie Robinson auf seiner Insel; zweitens, daß ich diese dauernde und düstere Isolierung nur ertrug, weil ich wie die Seidenraupe in einer Schutzkapsel lebte, in einem animalischen Hindämmern, Hinwarten, aufs heftigste empfindlich wohl für alles, was mit mir sich begab, für Menschen, Dinge, Stimmen, Farben, Ton, Wort und Hauch, aber doch nur traumempfindlich, gleich einem, in dem sich etwas erschafft, woran er bloß den Anteil hat, der durch seine Existenz gegeben ist, während er sonst Werkzeug ist.« Die Kunst, wie sie Wassermann und sein Daniel Nothafft erfahren, verzehrt das Menschliche. »Kunst ist ein Moloch; sie frißt Seelen und läßt ihrem Opfer nur den Schein der Selbstbestimmung.« Sie entfernt ihn vom Leben, sie trennt ihn unüberbrückbar von seinen Mitmenschen. »Imperativ von quälender und rätselhafter Art, der alles private Wesen austilgt und

den Menschen wie eine Magnetnadel unaufhörlich erschüttert sein und erzittern läßt.« Wassermann hat oft bekenntnishaft von solcher Qual und Verschuldung des Künstlertums gesprochen und um den Ausweg aus beidem gerungen. »Ich habe wenig Geduld mit mir und mit anderen, doch ich kann es bessern und das erste Gesetz soll mir sein, keine der inneren Saiten zu überspannen, in Ruhe, in tiefer, seliger Ruhe schauen, bilden, träumen. Der Weg dahin ist aber weit; es ist fast ein Weg zum Mond.«

Er läßt in »Das Gänsemännchen« Daniel Nothafft diesen schweren Weg gehen, und er nimmt ihm am Ende seines Romans in dem Kapitel mit dem mehrdeutig symbolischen Titel »Der Teufel fährt in Flammen aus dem Haus«, der ebenso die Flucht der dritten Frau Nothaffts, der unglücklich-törichten Dorothea, wie das Verschwinden der infernalisch-tückischen und jammervollen Philippine, der wilden Zerstörerin, meint, auch noch sein musikalisches Werk, das dem Brand zum Opfer fällt. Er führt den ähnlichen, wenn auch weniger spannungs- und schuldgeladenen Weg den Naturforscher Friedrich Benda. Auch er ist ein unter den deutschen Bürgern Ausgestoßener – nicht weil er ein Künstler, sondern weil er ein Jude ist. Wassermann läßt ihn, schon jetzt vor dem Ersten Weltkrieg, als Emigrant nach Afrika flüchten, um nicht unter diesen Bürgern zu ersticken. Aber er führt ihn nach Nürnberg zurück: als einen zur versöhnenden Geduld Gewandelten, der trotz allem, was man ihm antat, zu hoffen und zu warten bereit ist. »Egoistische Ungeduld hatte mir falsches Maß und Gewicht in die Hand gespielt . . . Es geht alles sehr, sehr langsam. Die Menschheit ist noch ein Kind, und wir verlangen schon Gerechtigkeit von ihr. Gerechtigkeit! Wie weit ist es noch bis dahin! . . . Wir müssen Geduld üben für viele Generationen, die nach uns kommen.« Als Wassermann seinem Benda diese Sätze in den Mund legte, ahnte er selbst nicht, wie furchtbar die jetzt folgenden Jahrzehnte demonstrieren sollten, wie unendlich weit solcher Weg zur Gerechtigkeit und zur Liebe sein würde – unendlich weiter als der jetzt erreichte Weg zum Mond.

Wir nannten »Das Gänsemännchen« einen autobiographischen Roman. Dies muß aber auch wieder eingeschränkt werden. Subjektive Lebenserfahrung wird hier zum Allgemeinen und Exem-

plarischen geweitet. Wassermann ließ es, wie er gern sagte, zur »Gestalt« werden. Er konzentrierte die Beschaffenheit der Welt in den von ihm erzählten, bis zum Skurrilen und auch bis zum Dämonischen extrem individualisierten Menschen. Vom Menschen ging das Böse in dieser Welt aus, im Menschen lagen auch die Möglichkeiten ihrer Verwandlung. Er selbst mußte Kraft und Einsicht zu solcher Verwandlung aufbringen. Die Spießbürger, die die Stadt Nürnberg durchwimmeln, diese verkümmerten und verkrüppelten Kreaturen, die an verdrängten Trieben und Sehnsüchten leiden, sie zur Aggression umwandeln oder die in Enttäuschungen starr und gelähmt werden, sind zu solcher Wandlung unfähig. Wassermann entlarvt ihre Jämmerlichkeit mit schonungsloser Psychologie. Sein genaues Beobachten macht diese Figuren bildhaft; dies wird noch dadurch gesteigert, wie er sie je in eine spezifische Umwelt und Atmosphäre einbettet. Der Mensch und der Raum, in dem er lebt, charakterisieren sich gegenseitig. Das ist mehr als ein Naturalismus des Milieus: die Landschaft, die Stadt, die Gassen, die Stuben und Winkel haben in diesem Roman ihre eigene, lebende Sprache. Das Lokale erweitert sich derart zum epischen Raum. Und auch in der Handhabung der psychologischen Darstellung entfernt sich Wassermann von den rationalisierenden Verfahren des Naturalismus. Er legt die psychischen Triebkräfte und Zwänge tiefer, in die Schichten des Unterbewußten – er läßt sie offen zum Irrationalen des menschlichen Wesens. Er analysiert nicht die innere Zuständlichkeit seiner Figuren – er setzt sie in epische Aktion und in Gestik um. So bleibt ihnen die »lebendige« Gestalt erhalten. Dies geschieht insbesondere dort, wo er, wie bei den Schwestern Gertrud und Lenore Jordan, geweitete seelische Dimensionen zu vergegenwärtigen bemüht ist.

Gertrud und Lenore sind Komplementärgestalten: die Ältere ist auf Schwere, Dunkelheit, Einsamkeit und Leiden gestimmt; die Jüngere strahlt Licht und Leben aus, ihr Dasein durchklingt innere Musik, und sie scheint wie im Mittelpunkt einer gläsernen Kugel gegen die Umwelt geschützt zu sein. Gertrud verfällt dem Musiker mit unbedingter Hingabe; Lenore opfert um der Schwester willen ihre eigene Liebe zu ihm. Bis Daniel seinen Irrtum erfährt:

nicht Gertrud ist es, sondern Lenore, der seine Liebe, sein leidenschaftliches Verlangen nach einem verstehenden und helfenden Menschen gehört. Gertrud ist in ihrem tiefen, verschlossenen Ernst gleichsam zum Leiden vorausbestimmt. An dem eigenen Liebesvermögen zweifelnd, beendet sie freiwillig ihr Leben, um für Nothafft und ihre Schwester den Raum freizugeben. Aber sie bleibt bei und zwischen ihnen als Schatten, Erinnerung, stummes Dasein gegenwärtig. Und die Verstrickung Nothaffts zwischen ihr und Lenore steigert sich noch durch das Kind, das Gertrud hinterlassen hat und dem er auszuweichen sucht, mit einer Härte, die auf sein eigenes Liebesversagen zurückdeutet. »Vollends unerträglich war ihm stets das Beisammensein Lenorens mit dem Kind gewesen. Ergründen hatte er das Gefühl nicht können. Er wußte nur soviel, daß er Lenore nicht mehr eigenlebend sah, wenn das Kind mit seinen großen Gertrudsaugen und dem gebogenen Lenorenmund daneben war, sondern daß sie sich plötzlich in die Schwester jener andern verwandelte, daß sie nur noch Schwester war. Und dies empfand er als etwas Verhängnisvolles.« Auch wo Liebe und Hilfe sich mit Nothafft verbindet, entsteht für ihn Zwiespalt, Leiden und Verschuldung – ein Fluch, der aus ihm selbst kommt und ihn noch einsamer, noch härter gegenüber der Welt macht. Gertrud erhängt sich, Lenore stirbt im Kindbett; die dritte Ehe des früh alternden Nothafft mit Dorothea, der Tochter des von ihm verachteten kleinstädtischen »Musikpapstes«, wird zur jämmerlich unwürdigen Groteske. Ein altes Thema von Wassermann kehrt da wieder: die unheilvolle Verquickung von Weib und Geld. Und hinter allen diesen Frauen lauert Philippine gierig auf Nothafft als ihre Beute: werbend und hassend, helfend und unterwühlend, unvertreibbar, ein von der Natur und dem Geschick mißhandeltes armes Wesen, zugleich eine seelenlos wilde und böse Kreatur in einem Abgrund von Einsamkeit. Ihr elementarer Trieb ist Zerstörung – sie entzündet das Feuer, das Nothaffts musikalisches Werk verzehrt. Es ist das Feuer des Gerichts – und es wird zum Feuer der Reinigung.

Die Fabel weitet sich zur ethischen Parabel; Realität geht über ins Surreale; Geschehen wird gänzlich zu Daniel Nothaffts innerem Geschehen. Wassermann bedurfte einer Stimme außerhalb dieser

Wirklichkeit, um das befreiende Wort zu vermitteln. Das Gänsemännchen, die alte Brunnenfigur in der Stadtmitte, in der Mitte ihrer Menschen, im ersten Drittel des Romans als Spott- und Hohnfigur von seinen hämischen Neidern mit Daniel Nothafft identifiziert, wird jetzt zu seinem Lehrer der Weisheit. Das Symbol der Totenmaske der Zingarella, das Daniel lange gehütet hatte, ist durch Dorotheas Schuld zertrümmert: zerschlagen ist ihre ästhetisch-mystische Botschaft vom Umschlag der Verzweiflung in die Schönheit der Entrückung. Das Gänsemännchen verlangt mehr: ein gewandeltes Leben. Es lehrt Daniel seine Schuld, seine Kinder Agnes und Gottfried, die Menschen zu erkennen. Es treibt ihn aus dem elfenbeinernen Turm der Kunst, des Künstlertums, des hart und grausam machenden Traums von Größe. Es zeigt ihm, wie er in der Intensität seines Lebens für die Kunst an dem wahren, nahen Leben verirrt, blind, schuldig vorbeiging. »Worin besteht Menschenschuld? Im Nichtfühlen, im Nichttun.« In der Härte, Verslossenheit, im Selbstwillen und in der Trägheit des Herzens. Kunst ist ein falscher Weg zum Höheren. Größe – das ist »nichts weiter als die Erfüllung einer unendlichen Reihe kleiner Pflichten«, es ist die demütige, zu allem Lebenden offene Gerechtigkeit und Liebe. Das Gänsemännchen lehrt dem Daniel Nothafft, der an seiner Stelle auf dem Brunnen steht, Gerechtigkeit gegenüber allen den Kreaturen, die in dieser Stadt das ihnen verhängte oder vergönnte Leben führen – ein Leben, das sich endlos als das immer gleiche Leben erweist. Wassermann legt derart am Schluß des Romans die Wandlung des Menschen und durch ihn der Gesellschaft ganz in dessen individuelle ethische Erkenntnis, in dessen Weg durch das äußerste Leiden hindurch, das ein Leiden an der eigenen Schuld sein muß. Erst wo diese Grenzsituation erreicht ist, wird Wandlung möglich. »Das jahrelange Ringen unbelohnt, umsonst die Arbeit, umsonst das Herzblut vergossen, umsonst entbehrt, die ganze Vergangenheit wie ein böser, wilder Traum... schwer scheint es, nicht zu verzweifeln.« Ein ethischer Idealismus, Grundstimme in Wassermanns ganzem Erzählwerk, Grundstimme auch bei vielen anderen Schriftstellern in dieser Generation, ruft den Menschen von seinem Selbst zurück in eine Demut des Seins, die Dienst am Mit-

menschen ist, wie immer er beschaffen sein möge. »In allen Augen ist das Gleiche; das gleiche Feuer, die gleiche Angst, das gleiche Bitten, die gleiche Einsamkeit, das gleiche Los, der gleiche Tod; in allen ist Gottes Seele.« Wassermanns »Das Gänsemännchen« gehört in die Reihe jener Dichtungen, die, gleichzeitig mit ihm, im Vorauswissen dessen, was der Erste Weltkrieg mit sich bringen wird, den von seinem Ich, von seinem Werk und seinen Taten hypertroph besessenen Menschen zu den einfachen und doch zugleich schweren Pflichten seiner Menschlichkeit zurückrufen wollten. Es geht in Daniel Nothafft nicht nur um den Künstler, der sich am lebendigen mitmenschlichen Leben versündigt, es geht um den vermessenen, sich selbst zum Sinn und Ziel seines Lebens setzenden Menschen überhaupt. »Bist du Mensch, wahrhaft Mensch, dann bedarf es vielleicht gar nicht des Werkes, dann strahlt vielleicht die Kraft und Herrlichkeit von dir selber aus. Sind denn nicht alle Werke nur Umwege des Menschen, nur unvollkommene Versuche zu seiner Offenbarung? Wenn das Werk alle Liebe verschlingt, wo bleibt der Mensch? ... Wie kann einer Schöpfer sein, der die Menschheit in sich verkürzt und betrügt? Es geht nicht ums Können, Daniel Nothafft, es geht ums Sein.«

Der gewandelte Nothafft, der andere Parzival, der in Eschenbach seine Meisterschaft der Kunst nur noch in den Dienst an den Menschen stellt, weltfern und erst dadurch weltoffen, welthingegen, bedeutete für seinen Autor über das Artefakt des Romans hinaus einen Weckruf an jene, die mit ihm die gleiche Sprache redeten und wie er an einem sich gegen sich selbst kehrenden Europa litten.

Wassermanns Roman ist ein Buch von der Unmenschlichkeit der Spießbürger, die im »Sumpf« beheimatet sind, und von der Unmenschlichkeit des Künstlers, der sich dem Höchsten verschworen hat. Beide gehören dialektisch zusammen, sie sind extreme Ausformungen des Menschen innerhalb der gleichen bürgerlichen Gesellschaft. Denn sie hat, zu der gleichen Zeit, auf die Nothaffts Goethe-Kompositionen hinweisen, den Philister und den prometheischen Künstler aus sich entstehen lassen. »Das Gänsemännchen« zeigt, wie beide in den Zustand einer Perversion geraten

sind und wie sie die Grenzen des Menschlichen nach unten und nach oben überschritten haben. Unter diesem Aspekt wird aber auch das Ende des Romans dem zeitgenössischen Leser bedenkliche Fragen aufzwingen. Es führt Daniel Nothafft in die Resignation und Bekehrung zur Idylle, die mehr ein Rückzug als der Gewinn einer vorwärtsweisenden Existenz ist. Es ist ein Rückzug in die Romantik ja, in ein Märchen der Idylle: in das einfache Leben, in die Gemeinschaft von Meister und Jünger, in die Weihe des kirchlichen Orgelspiels, in die Stummheit eines ländlich-kreatürlichen Seins, in dem das Gänsegeschnatter zur Musik des Lebens wird. Flucht aus der Zeit in die Stille und Demut des reinen Seins – kein Überwinden und Neuformen der Zeit und ihrer Gesellschaft bedeutet dies Ende. Darin verraten sich die Grenzen, die diesem Roman wie auch manchen anderen literarischen Werken in dieser deutschen Entwicklungsphase gesetzt sind und die bei einem kritischen Verstehen des »Gänsemännchen« nicht verschwiegen werden dürfen. Man kann den Roman nicht lesen, als wäre er heute geschrieben; man kann ihn aber auch nicht so lesen, als gehöre er nur einem Gestern an – denn dazu ist er zu tief in eine auch heute noch wirkende deutsche Tradition eingelassen.

Jakob Wassermann

Tagebuch aus dem Winkel

Erzählungen und Aufsätze
aus dem Nachlaß
ca. 200 Seiten · Efa1in

Joseph Kerkhovens

»Ein packendes und erschütterndes, Herz
und Verstand aufwühlendes Dichtwerk.«

Peter de Mendelssohn
560 Seiten · Leinen

Der Fall Maurizius

»Hat seit seinem Erscheinen Ende der
zwanziger Jahre nichts von seiner hinter-
gründigen Faszination verloren.
Einer der wichtigsten deutschen Romanciers
der ersten Jahrhunderthälfte.«

Münchener Merkur
564 Seiten · Leinen

Schläfst du, Mutter?

Meistererzählungen
Gedenkausgabe aus Anlaß des 50. Todes-
tages von Jakob Wassermann.
348 Seiten · Efa1in

Langen Müller

»Kunst ist ein Moloch; sie frißt Seelen und läßt ihrem Opfer nur den Schein der Selbstbestimmung.« Der musikbesessene Daniel Nothafft soll nach den Wünschen seiner Familie Kaufmann werden und seine häßliche, hinterlistige Cousine Philippine heiraten. Er widersetzt sich jedoch diesem Plan, verläßt sein kleinbürgerliches Elternhaus, um sich ganz seiner Leidenschaft, der Musik, hinzugeben. Nach entbehrungsreichen Jahren sind ihm endlich ein wenig Anerkennung und ein bescheidenes Einkommen vergönnt, als er die Schwestern Jordan trifft: Er heiratet die in sich gekehrte Gertrud, muß aber schon bei der Hochzeit erkennen, daß seine Liebe der lebenslustigen Lenore gilt. Das Dreiecksverhältnis weitet sich zum Skandal aus . . . Jakob Wassermann besitzt eine »Gabe des Fabulierens, durch die er uns alle schlägt« (Thomas Mann).



**Deutscher
Taschenbuch
Verlag**

